

Joachim Castella

Gotthard Günther : Leben und Werk

Diese Arbeit wurde von Joachim Castella ausgeführt als erste von zwei umfangreichen Studien im Rahmen des Forschungsprojektes 'Theorie komplexer biologischer Systeme'. Autopoiesis und Polykontextualität: Formalisation, Operativierung und Modellierung.

Gefördert von der Volkswagenstiftung im Rahmen des Wettbewerbs Biowissenschaften (Leitung: Dr. Rudolf Kaehr und Prof. Dr. Eberhard von Goldammer) an der Ruhr-Universität Bochum—siehe dazu auch Joachim Paul (Hrsg.), Anmoderation der Sommer-Edition 2007, www.vordenker.de

The text was originally edited and rendered into PDF file for the e-journal <www.vordenker.de> by E. von Goldammer

Copyright 2007 @ Joachim Castella

This material may be freely copied and reused, provided the author and sources are cited

How to cite this article:

Castella, J., *Gotthard Günther: Leben und Werk*, www.vordenker.de (Sommer 2007 Edition), Joachim Paul (ed.), URL :<<http://www.vordenker.de>>

vordenker
ISSN 1619-9324



Joachim Castella

Gotthard Günther: Leben und Werk

Erstes Kapitel: Lesen – Stellen – Bauen	1
Das Hymen des Textes	1
Dopplungen	4
Positionen und Perspektiven	7
Die Monotonie der Kritik	12
Ins Outback der Tradition	16
Das Schisma der Moderne	20
Die Sprache des Jenseits	23
Dekonstruktive Lektüre	28
Baustellen	32
Zweites Kapitel: Zwischen den Stühlen	36
Ab urbe condita	36
Zeitgeister	39
Der zerbrochene Krug der Logik	43
Auf ins letzte Gefecht	50
Ein Schritt mit Bedeutung	54
Die Spaltung in der Spaltung	59
Präliminarien des Unionsvertrages	64
Drittes Kapitel: Die neue Sitzordnung	70
Die schwere Erblast	70
Ein suspekter Koalitionär	74
Die Eigenart der Koalition	76
Der entlehnte Ansatz zur Kritik	81
Eine Koalition besteht aus zwei Partnern	83
Strategien der Kritik	87
Der Angriff auf die Form	90
Implantate der Subjektivität	94
Hindernisse	98
Logik- statt Erkenntniskritik	103
Wiederverwertbare Strukturen	106
Im Schwerefeld der Logik	110
Das neue Leistungsprofil	112
Grenzen der Gefolgschaft	117
Zwischen Marx und Hegel	123
Spurenelemente des Subjekts	130
Transklassisch versus nicht-klassisch	142
Ein legitimer Kronzeuge	147
Grundzüge des Projekts	151
Viertes Kapitel: Leipzig	155
Ortswechsel und Perspektivverschiebung	155
Der Platz im Kollegium	159
Schnittpunkte und Programme	161
Probleme im System	165
Motivgeschichte	167
Situierung der Wirklichkeit	171
In den Falten der Welt	175
Strategische Applikation	181
Bilaterale Einverleibung	184
Silberstreif eines neuen Themas	189
Präliminarien der Vermittlung	192
Starthilfe	196

Fünftes Kapitel: Go West – Die Kontinentalverschiebung	200
Ein schmales Sprachrohr	200
Der Ansatz gewinnt an Brisanz	201
Anschlußfähigkeit	206
Technik des Grenzübertritts	211
Eine amerikanische Lektüre	215
Die europäische Differenz	218
Visionäre Integrationsmotive	223
Kostbarkeiten für 25 cent	229
Das neue Prinzip	230
Die entscheidenden Konkretionen	233
Sechstes Kapitel: A Science is born	239
Der unerhörte Ruf	239
Ein Name ist zu wenig	241
Das Kind vieler Väter	247
Eine tropische Verbindung	251
Der Kernbegriff	253
Palimpseste	258
Vorzeichen der Vor-Zeichen	262
Parlamentär zwischen den Fronten	264
Der Boden ist bereit	267
Siebttes Kapitel: Blick zurück nach vorn	274
Anspruch und Wirklichkeit	274
Väter und Söhne	277
The paths are made by walking	280
Willkomm und Abschied	285
N. N.	290

Literatur-Abkürzungen:

GZ : Gotthard Günther. Grundzüge einer neuen Theorie des Denkens in Hegels Logik, Felix Meiner Verlag ²1978, ¹1933.

IuG: Gotthard Günther, Idee und Grundriß einer nicht-Aristotelischen Logik, Felix Meiner Verlag ²1978, ¹1959.

BI, BII, BIII: Gotthard Günther, Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik, Band I, II, III, Felix Meiner Verlag 1976, 1979, 1980.

BdM: Gotthard Günther, Das Bewusstsein der Maschinen, AGIS Verlag, Baden-Baden ¹1957, ²1963, ³2002.

SD: Gotthard Günther, Selbstdarstellung im Spiegel Amerikas, in: "Philosophie in Selbstdarstellungen II", Felix Meiner Verlag, Hamburg 1975, S. 1-77

Andere Abkürzungen siehe Text.



Joachim Castella [*]

Gotthard Günther: Leben und Werk

Erstes Kapitel: Lesen – Stellen – Bauen

Das Hymen des Textes

Nicht nur Aristoteles wurde geboren, arbeitete und starb – auch Gotthard Günther.

Also, das lernen wir aus der berühmten Sentenz, ließe sich durch den Austausch eines Namens leicht ein anderer Referent in jenes Verschwinden bringen, mit dem der vielleicht tiefste deutsche Denker in mantischer Vor-Sicht der Debatte um seine nicht gleichermaßen unberührbare Biographie wohlweislich sich und anderen das um das Geschriebene herum gelebte Leben nimmt, um hinter diesem textgeflochtenen Mantel des Schweigens sich selbst verbergen zu dürfen. Gerechtfertigt und in den Stammbüchern der Philosophen seit jener lapidaren Eröffnung über den Stagiriten trefflich zu verifizieren,^[1] wäre auf diese Weise das Durchstreichen der Person, kreuzweise wie Martin Heidegger es später tut, auf daß im Schnittpunkt dieser Linien, dem Opus, dem Text erst der Fokus seiner Relevanz erwächst.

Brennpunkte solcher Art lenken das Entflammen auf das Werk, sein Licht soll aus sich selbst heraus erstrahlen, unkommentiert und unsouffliert vom Raunen eines Körpers. Textcorpora ersetzen so die realen Körper, werden zur persistenten *anima*, denn der Geist und die Geister sollen einander begegnen; es geht um Seelenverwandtschaften, hinaus aus dem *soma-säma* personaler Historiographie – entleibte Bewohner der dritten Popperschen Welt.^[2]

Brennpunkte solcher Art sind also auch Vorkehrung, daß die Flammen nicht überspringen und hinter dem Opus seinen Operator selbst im Feuer derer verzehren, die trotz des allseits proklamierten Todes von Autor und Subjekt über dessen nicht vertröstete Sünden zu Gericht sitzen. Heidegger, über dessen unselige Meisterschaft der Durchstreichung und Vermeidung uns Jacques Derrida hinreichend belehrt,^[3] ragt auch in dieser Hinsicht über alle und wird zum Prüfstein seiner eigenen Vorschrift: "... wurde geboren, arbeitete und starb." – Im Falle Heideggers wäre es eine kathartische Beschränkung, zu lesen und zu denken – *allererst* – frei von den Implikaten eines "*biographischen Zirkels*", in dem sich alles neu bedeuten soll durch eine braune Uniform. Es wäre eine Beschränkung, die das Absehen von dem nahelegt, was den öffentlichen Raum jenseits aller Publikation betreten hat, gleichgültig ob zu Lebzeiten von der eigenen Regie autorisiert oder vom postumen Eifer der Zurückgebliebenen dem Diskurs überantwortet. Es wäre so die Fokussierung auf das Werk, auch wenn sich mit

* Diese Arbeit wurde von Joachim Castella ausgeführt als erste von zwei umfangreichen Studien im Rahmen des Forschungsprojektes 'Theorie komplexer biologischer Systeme'. Autopoiesis und Polykontextualität: Formalisation, Operativierung und Modellierung.

Gefördert von der Volkswagenstiftung im Rahmen des Wettbewerbs Biowissenschaften (Leitung: Dr. Rudolf Kaehr und Prof. Dr. Eberhard von Goldammer) an der Ruhr-Universität Bochum—siehe dazu auch Joachim Paul (Hrsg.), Anmoderation der Sommer-Edition 2007, www.vordenker.de

¹ Vgl. Biemel: *Heidegger*. S. 14f.

² Vgl.. Popper: *Objektive Erkenntnis*. S.123-36, 172-81.

³ Vgl. Derrida: *Vom Geist*. Derrida zeigt wie das Aufheben der Durchstreichung des *Geistes* just in dem Augenblick, in dem der Rektor Heidegger von der Selbstbehauptung der deutschen Universität spricht – also 17 Tage nachdem da Feuer seine Hand an die Texte der "Undeutschen" gelegt hat – diesen neu zu entfachenden Geist deutscher Lehranstalt deutlich an die Seite der zündelnden Ungeister der Zeit stellt.

Michel Foucault darüber zweifeln läßt, was als Werk und Opus denn überhaupt in den Anschlag zu bringen sei.^[4]

Welche Lehre hätten wir zu ziehen, die dem Nach-denken Gotthard Günthers vorzuschalten wäre?

Allein die Texte sollen begegnen, wäre sicherlich die erste; frei flottierend, den Wert aus sich selbst bemessend, soll das Werk für sich sprechen. Doch führt bereits hier der Foucaultsche Zweifel im mindesten zu einem Innehalten zu einer Sensibilisierung, von der nicht nur die Nietzsche-Schwester Elisabeth nichts gewußt haben mag, und die ihr, wie anderen auch, doch anzuraten gewesen wäre. Ein Einhalten in der Frage: Was ist Werk? Wo liegen seine Grenzen? Wer ist im Recht, sie zu setzen? Die Grenzen scheinen fließend und jede Begrenzung, notwendig zwar, ist Eingriff, Ent-Stellung, Interpretation bereits.

So käme ein zweites Innehalten dazu, ein Innwerden, unmittelbar verbunden mit dem ersten Stocken, das dem Bewußtsein Zeit ließe, zu sich zu kommen und darauf zu sehen, was es bedeutet, ein Werk mit dem Ziehen der Grenze als solches zu bestimmen. Es ist dies die Frage nach dem Schnitt jener Ein- und Ausgrenzung, die darüber befindet, was das Innen und Außen des Werkes zu sein hat, und deren Bedeutung nicht zu hoch angesetzt werden kann, wissen wir seit George Spencer Brown, daß jede Unterscheidung von Innen und Außen immer auch Benennung und Kreation des so Definierten/Identifizierten ist.^[5] Wo sind die Grenzen zu ziehen und welches Werk wird geboren, wenn seine Demarkationslinien hier und nicht dort gesetzt werden? Die Frage der Grenzziehung wird über den Reflex auf das zu begrenzende Werk dann zur Frage der Grenze selbst, denn ihr Ort, die Linie ihres Verlaufes, bestimmt auch ihre Qualität. Und denen, die sich nicht vor die Frage einer editorischen Ein- und Abgrenzung gestellt sehen, denen es zunächst um adäquate Um- und Zugänge des Werkes zu tun ist, verwandelt sich die Grenzfrage in die einer Wertbemessung. Ihnen wiederholt sich das Spiel der Zu- und Auslassung als interne Hierarchie der Valenzen, wird zu der Frage nach den rechten Bestimmungen innerer Grenzen in Form von Relevanzen und Prioritäten.

Aber, und hier käme die Systemtheorie zu ihrem Recht, Grenzziehungen solcherart sind nicht beliebig zu ergreifen, sie sind (lebens)notwendige Definitionen für alles, was nicht in der Homogenität seiner Umgebung aufgehen soll. Man kann nicht nicht unterscheiden, heißt es bei Niklas Luhmann, der damit die Grenzen seines eigenen Werkes deutlich in die Richtung der Texte Spencer Browns und Humberto Maturanas verschiebt.^[6] Unterscheidung, Begrenzung nach innen und außen ist so nicht nur bevorzugtes Elixier der Editoren und Interpreten, solche Bemächtigungen des Textes stellen vielmehr die hermeneutische Transformation jener Struktur-Zwänge dar, die die Natur dem Lavieren der Systeme vorschreibt.^[7]

⁴ Vgl. Foucault: *Was ist ein Autor?*; ders.: *Archäologie des Wissens*. S. 36f.

⁵ "Draw a distinction", das Setzen der ersten Unterscheidung, kann so verstanden als die urphänomenale Initiationsformel aller Interpreten und Editoren gelten. Vgl. Spencer Brown: *Laws of Form*. S.1-7.

⁶ Vgl. Luhmann: *Sthenographie*. S. 123. Das Nicht-Unterscheiden käme dem Lidschluß der Nicht-Beobachtung gleich oder führt, wenn etwa im Zen-Buddhismus zum Programm einer anderen Erkenntnisform erhoben, in Bereiche, deren Konzeption unter einer nicht-linearen, nicht-zweiwertigen Logik das Jenseits der abendländischen Rationalität markieren. Vgl. Luhmann, Fuchs: *Reden und Schweigen*. S. 46-69.

⁷ Die Genese des Textes, also die Bedingung der Möglichkeit seiner Beobachtung untersteht somit der vorgängigen Notwendigkeit zur *distinction / indication* und also dem paradoxen Zwang, daß der in-

Die Beobachtung eines Systems konstituiert sich dabei unausweichlich in der Triade von System, Medium und Beobachter: eine Dreifalt, die nicht unerhebliche Probleme aufbürdet, wenn es um die korrekte Unterscheidung der Perspektive geht: Was ist Systemverhalten *an sich* und was vom Beobachter intendierte Zuschreibung? Zwecke und Ziele jedenfalls sind Beobachterkategorien, resümiert Maturana,^[8] denn externe Beobachter beobachten immer schon die Relation von (beobachtetem) System und Umgebung, konstruieren Teleonomien, um die das geschlossene System nicht wissen kann – Beobachter sind *per se* Interpreten. Wie aber beobachten ohne ziel- und zwecksetzende Verzerrung, denn der Verzicht auf solches Interpretieren, das Enthalten eines jeden *Wozu* und *Woraufhin*, führt in das behavioristische Verstummen im Angesicht der *Black Box*. Lektoren, die auch Beobachter sind, liegt das Verstummen nicht nur fern, sie sind zugleich die Umgebung des textuellen Systems, sind gewiß Medium und Beobachtung in einem, vielleicht sogar das System selbst.^[9] Wie also soll man sich stellen, damit die Entstellung der Lektüre ihren Ort, den Text, nicht ganz verläßt? Wo ist der Platz, an dem das Abschreiten zu beginnen hat, und auf welchen Wegen soll es voranschreiten, daß der Corpus nach Maßen unversehrt bleiben möge?

Unmöglich? In der Tat, denn dies wäre selbst dem Körper dessen versagt, der den Corpus ins Leben gegeben hat. Die Zeit, der Horizont der Daseienden verwandelt das Zuhandene gerade für das besorgende Dasein in seiner Bewandnis.^[10] So wird es je neu als "das Wozu der Dienlichkeit, das Wofür der Verwendbarkeit"^[11] und wandelt auch die Auctoritas des Autors in die Dienerschaft der Selbstauslegung. Es gibt keinen ausgezeichneten Ort der Lektüre; Texte, die die Grenze ihres Geschriebenwerdens überschritten haben, reihen sich ein in die Umgebung ihrer Kontexte, von wo aus sie ganz ohne freien Willen den Vaternord vollziehen.

So wäre jedes Sich-Stellen zum Text schon Stellungnahme, notwendig Interpretation. Dieses Zugeständnis bereitet in seiner Offenheit keine methodischen Probleme, solange hierin nicht mehr als die unausweichliche Verfangenheit des Beobachters in seiner das Medium und Objekt zugleich erfassenden Perspektive gesehen wird. Sein Blick entscheidet, seziert und fügt zusammen, je eigen und im Horizont seiner selbst. Probleme treten auf, wenn in den Lehrbüchern dieser Methode ein Anspruch formuliert wird, der sich in keinem Moment aus solcher Position her ableiten läßt. Denn Wahrheit kommt ins Spiel, sie soll in der Methode dieser Stellungnahme produziert, oder wie es heißt: gefunden und entborgen werden.^[12] Der eine Zugang soll nun nicht mehr länger das nur sein, was er immer schon

existente Text "durch eine konkrete oder begriffliche Operation der Unterscheidung von einer Umgebung abgegrenzt wird." Maturana: *Die Organisation des Lebendigen*. S.139.

⁸ Vgl. Maturana, Varela: *Autopoietische Systeme*. S. 190f.

⁹ Definitiv entschieden ist die Frage der Existenz des Textes in (Un)Abhängigkeit vom Rezipienten, wenn die konstruktivistische Literaturtheorie die – etwa in der Rezeptionsanalyse Iser's noch testierte – relative Autonomie des Textes zur Gänze bestreitet und ihre Gegenstände nicht mehr als textuelle Objekte, sondern als "Text-Handlungs-Syndrome" definiert, ausgehend von einem Quadrupel "von vier elementaren Handlungstypen: von der Produktion, Vermittlung, Rezeption und Verarbeitung literarischer Texte." Schmidt: *Der Radikale Konstruktivismus*. S. 66.

¹⁰ Vgl. Heidegger. *Sein und Zeit*. S. 83ff, 352ff.

¹¹ A. a. O., S. 84.

¹² Die hermeneutische Interpretation, die einst auszieht, um den sprachlich-textuellen Sinn zu verstehen, entwickelt bei Gadamer, auf den wir uns hier beziehen, die Eigendynamik einer universalen Weltauslegung; das All wird Text, denn "Sein, das verstanden werden kann, ist Sprache"; demgemäß reduziert sich Verstehen nicht auf (artifizielle) Texte, denn das "Verstehen findet dann freilich nicht in einer technischen Virtuosität des 'Verstehens' von allem und jedem Geschriebenen Genüge. Es ist vielmehr

war: der einzige für den Beobachter, es wäre trivial. Für den Hermeneuten wird der je einzige Zugang nun zum alleinigen einer/seiner/der Wahrheit.^[13] Der Zugang, der sich über die Vielheit der Beobachter verteilt und diversifiziert sah, wird also vereinnahmt, wenn an die Stelle von Beobachtern jetzt Hermeneuten treten, und der Wahrheit, die sich unlöslich mit der Gleichwertigkeit der Blickpunkte verband, geht es nicht besser. Auch sie wird aus der mannigfachen Vereinzelung in das einzige Allgemeine überführt, wird absolute Wahrheit für den, dessen privilegierte Rede nun den Zugang öffnet, dem alle zu folgen haben.

Dopplungen

Solche Privilegierungen wachsen zwangsläufig, wenn Vielheit auf Einzigkeit reduziert wird: Das Nebeneinander muß in die Hierarchie bedeutsamer Deutungen überführt werden, und Zugänge solcher Art werden auf diese Weise zu eigentlichen Vorschriften des Umgangs. Folgerichtig gibt es Umgangsformen, die darüber Auskunft geben, wessen Vorschrift die eine und allein gültige sein soll. Denn, so sagt die Logik, gegen deren Beschränkungen Günther nicht müde werden wird anzurennen, es darf nur ein Wahres geben – *tertium non datur*. Foucault, der auf seine Weise und an anderen Orten gegen die Einheitsfront des Zentral-Logos Stellung bezieht, benennt dann die Formen, die die Exklusivität des richtigen Zugangs errichten auf denen sich das zugerichtete System der Wahrheit des interpretierenden Wortes einrichtet, um von hier aus über alles zu richten, was sich der Abrichtung durch diesen Restriktionsapparat widersetzt.^[14]

So werden Textgrenzen nach innen und nach außen zu vitalen Grenzen für Texte und ihre Verfasser, und die Grenzfrage entfaltet sich in die Frage ihres Diesseits und Jenseits, ihrer Mechanismen, Protagonisten und der evtl. Möglichkeit ihrer Überschreitung. Es wird die Frage nach der Grenze *an sich*, platonisch: nach ihrer Idee, die immer schon bestand, die besteht und deren Weiterbestehen sich als Fortsetzung ihrer Transformations- und Neuziehungsgeschichte lesen lassen wird. Die Grenze gibt sich uns als präexistent zu erkennen, auch wenn sie erst als Produkt der drei Ausschließungsprozeduren kontrollierend, selektierend, organisierend und kanalisierend die Stabilität des Diskurses sicherzustellen scheint. Denn wenn die Luhmannsche Beobachtung richtig beobachtet, wenn also das wie auch immer, immer jedoch binär codierte Feld gar nicht ohne die es selbst spezifizierende Grenze zustande kommt,^[15] dann erweisen sich die Mechanismen von Kontrolle, Selektion und

echte Erfahrung, d.h. Begegnung mit etwas, das sich als Wahrheit geltend macht." *Wahrheit und Methode*. S. 478, 492f.

¹³ Der Wille zur einen Wahrheit dechiffriert sich spätestens dann als der zur Bemächtigung, wenn er sich am Ende sogar die vielbeschworene *mens auctoris* unterwirft "Jeder Rückgang auf den Text [...] meint die 'Urkunde', das ursprünglich Gekündete oder Verkündete, das als ein sinnhaft Identisches gelten soll. [...] Insofern bedeutet Lesen und Verstehen, daß die Kunde auf ihre ursprüngliche Authentizität zurückgeführt wird. Die Aufgabe der Interpretation stellt sich immer dann, wenn der Sinngehalt des Fixierten strittig ist und es gilt, das richtige Verständnis der 'Kunde' zu gewinnen. 'Kunde' aber ist nicht, was der Sprechende bzw. Schreibende ursprünglich gesagt hat, sondern was er hat sagen wollen, wenn ich sein ursprünglicher Gesprächspartner gewesen wäre." Gadamer: *Text und Interpretation*. S. 345. Hervhbg. J. C.

¹⁴ Solche Richtlinien führen dann mitunter zu wissenschaftsgeschichtlich richtungsweisenden Hinrichtungen, wenn die Hüter diskursiver Richtlinienkompetenz diese, wie zu Lebzeiten im Falle Günthers geschehen, nur zu gerne überschreiten und mit treffsicheren Blockaden an den publikationstechnischen Multiplikatoren für einen reibungslosen Fluß innerhalb der selbst gesetzten Grenzen sorgen. Theoretisiert hat diese Mechanik Foucault, wenn er in drei Ausschließungsmechanismen die Strategeme des Diskurses erkennt, die als *Verbot*, *Verwerfung*, *Grenzziehung* die Lizenz zum Sprechen erteilen und entziehen. Vgl. Foucault: *Die Ordnung des Diskurses*. S. 7-15.

¹⁵ Vgl. Luhmann: *Gesellschaftsstruktur und Semantik*. Bd. 3, S. 430.

Kanalisation allererst als funktionale Instrumentarien im Dienste der Differenz. Einer Differenz, die sich doppelt, die als bifunktionale Grenze den Diskurs als solchen, in unserem Fall als wissenschaftlichen, von anderen abgrenzt, wenn sie diskursintern den "binären Schematismus"[¹⁶] ihrer Leitdifferenz "wahr/falsch" zur immanenten Selektions- und Sanktionsmechanik erhebt. Die Dichotomie und also die Grenze selbst wird zum Apriori des Systems, denn "Zweiwertigkeit ist Konstitutionsbedingung für symbolisch generalisierte Codes, weil nur in dieser Form [...] jedem relevanten Item sein bestimmtes Anderes eindeutig zugeordnet werden kann."(¹⁷) *Wahr/falsch, A oder nicht-A* – der Binarismus, mit dem Luhmann die operationale Autonomie des Systems erkämpft, entlehnt sich den Urründen einer Aristotelisch verfaßten Logik, deren universelle Gültigkeit mit entsprechender Absolutheit im selbstreferentiellen, autopoietischen (Kommunikations) Systems Luhmanns reüssiert.[¹⁸] Und von hier aus betrachtet spricht dann nicht wenig für die Vermutung, daß die Systemik des Wissenschaftlichen unberührt bleibt, von der Penetration anderer Dualismen, denn

[i]n Bezug auf seinen Code operiert das System als geschlossenes System, indem jede Wertung wie wahr/unwahr immer nur auf den jeweils entgegengesetzten Wert desselben Codes und nie auf andere, externe Werte verweist.[¹⁹]

Dennoch, bereits Gottlob Freges Abgrenzung von Bedeutung und Referenz,[²⁰] die aus der Sprechakttheorie geläufige Unterscheidung von *use* und *mention*,[²¹] mindestens aber die von Lokution, Illokution und Perlokution[²²] legt eine amphibolische Sicht auf Zeichen, Sprache, Sprechhandlungen nahe, deren Überdeterminationen sich einer exklusiv-binären Logifizierung entziehen. Die Rede, aspiriert oder fixiert, steht wesenhaft jenseits einer eindeutigen Identität und damit auch jenseits der einfachen Möglichkeit ihrer Negation; das Sprechen ist komplexer, simultaner, untergründiger, metonymischer, gegenläufiger, kurz: vielschichtiger, als daß es aufginge im bloßen Verweis auf *ein* Negat. Und Luhmann selbst weiß die wissenschaftliche Kommunikation durchzogen von, wenn nicht systemfremden, so doch intersystemisch zirkulierenden Kommunikationen, die er unter der Sigle *Reputation* dem Selbststeuerungsvorgang der Wissenschaft integriert. So kennt auch er also zumindest ein Medium, das von innen her über das (geschlossene) System hinaus greift, das "sich vortrefflich für Vermittlungsdienste"[²³] mit dem Außen des Systems eignet, wenn es in seinem Innen als

eine Art von Kredit, ein [...] Wechsel auf Wahrheit. [erscheint]. Reputation wird aus Symptomen gezogen und dient selbst als Symptom für Wahrheit. Als Medium der Kommunikation fungiert auf dieser Ebene nicht mehr die wissenschaftliche Wahrheit selbst, sondern die symptomatische Reputation.[²⁴]

Wie es scheint ist die Systemgrenze an einer Stelle wenigstens perforiert, und Luhmann wird viel Überzeugungsarbeit darauf verwenden, solche Lücken und Überdeterminationen im System zu verkitten, gilt es doch die intra-systemische Zweiwertigkeit als absolute, den

¹⁶ Luhmann: *Macht*. S. 42.

¹⁷ Ebd.

¹⁸ Vgl. Luhmann: *Soziale Systeme*. S. 242ff.

¹⁹ Luhmann: *Ökologische Kommunikation*. S. 83.

²⁰ Vgl. Frege: *Über Sinn und Bedeutung*.

²¹ Vgl. Searle: *Sprechakte*. S. 116-21.

²² Vgl. Austin: *Zur Theorie der Sprechakte*. S. 111-52; Searle: *Sprechakte*. S. 38-83.

²³ Luhmann: *Soziologische Aufklärung*. Bd. 1, S. 237.

²⁴ Ebd.

strikt binären Code samt seines blinden Flecks und (folglich auszublendenden) Paradoxien der Selbstbezüglichkeit zu reetablieren. *Tertium non datur* – die Beschreibungen Luhmanns offenbaren hier nicht allein ihre tiefe identitätstheoretische Verwurzelung, sondern verstellen sich in solcher – wie Günther es zuvor genannt haben wird – *monokontexturaler* Verfaßtheit die Möglichkeit, Überdetermination, semantische und strategische Mehrfachbesetzungen, letztlich auch Selbstreferenzen ohne leugnendes Wegsehen zu entparadoxieren.

Überdeterminiert, polysem und -funktional, aber konstituiert sich der Wissenschaftsdiskurs allemal – "Man kauft keine Gelehrten, Techniker und Apparate, um die Wahrheit zu erfahren, sondern um die Macht zu erweitern"²⁵ – und die systemkonstituierenden Komponenten lassen sich demgemäß nicht vollständig auf eine präsentische, positive Struktur abbilden. Konnotative Mehrwerte entziehen sich der symmetrischen Aussageform und ein-eindeutigen Umkehrbarkeit. Zwar testiert Luhmann dem System seine relative Funktionsfähigkeit auch unter den negierten Variablen,²⁶ aber solche bleiben als das "Nicht" des Eigentlichen stets auf dieses verwiesen. So erfaßt seine Beschreibung das System unter der Positivität, der Präsenz, aus der auch die partielle Negation nicht herausspringt und nimmt uns damit die Möglichkeit, die dominante Mechanik zu beobachten, mit der Günther die Anschlußfähigkeit an den Diskurs verweigert wird: die Durchdringungen des Diskurses von eben paradoxal veranlagten, durchaus positiven, weil wirkmächtigen Negativitäten. Denn schon die entzogene Reputation, die versagte Etablierung verdankt sich nicht allein der offenen Auseinandersetzung, der zitationsfähigen Widerlegung oder konkreten Despektierung und Verleumdung, sondern kennt jenseits von "wahr" und "falsch" ein probates Drittes, das die Alternative insgesamt transzendiert. Es ist das gänzliche Übersehen, das Nicht-eingehen-Auf, die Verleugnung, Vermeidung, Verwerfung, mit der Kenntnisnahmen unterwandert und im Vorhinein von "wahr/falsch" systeminterne Sanktionen errichtet werden. "Totschweigen ist ja schon immer eine bessere Waffe als Polemik gegen das, was man nicht haben will, gewesen." (SD 33), gibt Günther sich in retrospektive Bitternis, und das Totgeschwiegene, wie auch die Mechanik, es dazu zu erheben, gehört wesentlich mit zum System. Es gehört zum System, jedoch anders als ein negierter (Un)Wert, es gehört ihm an, aber nicht in der Form des positiv zur Disposition stehenden, sondern eher als der Unwert dieser Disposition selbst. Rejektionen solcher Art siedeln das Verworfenen²⁷ in einem *Inter*, einem Zwischen, in einem Dritten an, das sich von der dualen Entscheidungssituation ("wahr/falsch") her gar nicht denken läßt, und eben dessen lebenslange akribische Thematisierung Günther selbst schließlich in die Grauzone eines wissenschaftlichen und reputativen *Inters* katapultieren wird.

Wenigstens also für solche Totgesagten müßte in das System selbst noch eine zweite Grenze eingezogen werden, aus deren Diesseits heraus gesehen Affirmation und Negation schiedlich vereint einen eigenen Bereich besetzen. Es müßte eine Grenze festgehalten werden, die als Bedingung "der Verbindung des Entgegengesetzten" erneut "eine Technik der paradoxen

²⁵ Lyotard: *Das postmoderne Wissen*. S. 135.

²⁶ "Die strikte Zweiwertigkeit des Systems ist [...] so angelegt, daß das System auch mit seinen Unwerten weiterläuft. Unwerte sind zwar nicht anschlussfähig, man kann mit Unwahrheiten (mit Unrecht, mit Machtlosigkeit, mit Nichthaben etc.) im System nichts anfangen; aber die Spezifikation der Tatbestände, die den Unwert erfüllen, dirigiert zugleich das, was trotzdem (oder gerade deshalb) möglich ist." Luhmann: *Die Wissenschaft der Gesellschaft*. S. 191.

²⁷ Hier von Verwerfung zu sprechen, begibt sich ganz bewußt in die Nähe des psychoanalytischen Vokabulars Jacques Lacans, der die Verwerfung als das vor dem Urteil liegende, prä-judizierende Nicht-zur-Kennntnis-Nehmen von der Verdrängung unterscheidet. Vgl. Lacan: *Über eine Frage*. S. 110ff.

Integration" erbrächte,[²⁸] wenn sie das ganz Andere zu "wahr" und "falsch" für das System und im System signifizierbar machte und so für eine nicht unerhebliche Modifikation seiner Anschlußfähigkeit sorgen könnte. Denn es scheint eine unnötige Verkürzung zu präsupponieren, daß die Androhungen der Eliminierung aus dem (Wissenschafts)Sprachspiel, notwendig außerhalb des Binarismus "wahr/falsch" zu stehen hat; der Terror, wie Lyotard solche Drohung dramatisch nennt,[²⁹] spricht viele Sprachen und spricht sich noch in seinem Schweigen aus. Wenn also nicht offen, so zumindest verschwiegen/verschweigend webt das Fremde, das in diesem Fall als der Terror dem System der Macht entspringt, sich ein und verwandelt die wissenschaftliche Rede auch in das Medium der Macht, ohne dabei seine Identität als Diskurs des Wissens zu bestreiten. So wird er das Eine und das Andere, ist beides zugleich oder keines von beiden, denn das (Ver)Schweigen entzieht sich der eindeutigen Situierung.

Überdeterminationen im allgemeinen, vor allem aber Negativitäten solcher Provinienz, verweigern sich nicht nur der binären Zuordnungen generell, sie stellen das Denken des Binarismus als ganzes in Frage, zeigen sie sich gerade nie als attribuierbare, prädikable und also unter dem 0-1-Code aussagbare Daten. Negativitäten dieser Form geben sich maximal in ihren Effekten zu erkennen und lassen die Spekulation müßig werden, ob die resultierenden Verwebungen nun zum einen oder anderen Sprachspiel gehören. Der Binarismus kann hier maximal funktionale Überlappungen denken, kann unter seinen identitätstheoretischen Prämissen das Eine nie zugleich das Andere sein lassen, und es wird den konvenierenden Dekonstruktions-Bemühungen Günthers und Derridas vorbehalten sein, damit nicht nur eine öffentlich nie proklamierte *Entente Cordiale* einzugehen, sondern weitergehend, dem Denken seine Entgrenzung aus der Zweiheit zu weisen.[³⁰] Bis dahin jedoch mag die Trennung von Macht und Wissen als beobachtungstechnisches Hilfskonstrukt dienen auch wenn wir den Impuls Günthers teilen, mit dem er als Volksschüler beginnt, sich in kindlich naiver Verwunderung dagegen zu sträuben, daß es nicht möglich sein soll, Kirchen und Krokodile zusammenzuzählen! (Vgl. SD 71) Noch aber haben wir kein Instrument, das es erlaubt, die Rede konsistent als gedoppelte zu lesen, obgleich die uns abverlangte Geduld kein ganzes Philosophenleben fordern wird, um das kindliche Erstaunen in der Systematik eines Alterdenkens zu konzeptionalisieren.

Positionen und Perspektiven

Wir also dürfen dem Denken eines anderen hinterher schreiben, und weil wie jeder Text auch dieser unsere Text die diskursiven Bedingungen seines Gegenstandes teilt, gerät die Frage nach den Grenzen, nach den Zu- und Umgängen des fremden Corpus zur Selbst-Vergewisserung. Jedes Stellungnehmen zu einem Text wäre zwangsläufig das Versichern des eigenen Selbstverständnisses, wäre Erinnerung der Mechanismen, Regularien, Konstituenten und Konsequenzen, die seine Stellung ermöglichen/hervorrufen, die diese Stellung

²⁸ Luhmann. *Macht*. S. 43.

²⁹ Vgl. Lyotard: a. a. O., S. 184.

³⁰ Derrida grenzt Dekonstruktion als einen *Gestus* nach drei Richtungen hin ab. Zum einen ist es das Erkennen einer Hierarchie, die sich als Herrschaftsgefüge stets hinter philosophischen Gegensätzen errichtet/verbirgt (vgl. Derrida: *Positionen*. S. 87f), zweitens die Einsicht der Nichthintergebarkeit des alten (metaphysischen) Systems (vgl. Derrida: *Die Struktur, das Zeichen und das Spiel*. S. 425), womit drittens strategisch nie der Ausbruch aus dem System, sondern allein die immanente Subversion offen steht (vgl. Derrida: *Grammatologie*. S. 45). In der Immanenz der Metaphysik verfangen, sieht die Dekonstruktion ihr strategisches Maximum darin, "eine Umkehrung der klassischen Opposition und eine allgemeine Verschiebung des Systems [zu] bewirken." Derrida: *Signatur, Ereignis, Kontext*. S. 313.

bedingen, und die sich erneut und erneuert von dieser herleiten, wenn die eigene Positionierung an ihnen, sie perpetuierend, fortschreibt. In der Wahrheit der Wissenschaft zu stehen heißt mehr, als sich im sanktionierten Rahmen eines Sprachspiels zu bewegen, denn es geht nicht (allein) um Bedeutungen, um korrekte Einsätze von Zeichen.^[31] Das Lavieren in der Wahrheit heißt, im Wahren eines gegenwärtigen Diskurses zu stehen,^[32] setzt die Einsicht voraus in

ein entschieden heterogenes Ensemble, das Diskurse, Institutionen, architekturelle Einrichtungen, reglementierende Entscheidungen, Gesetze, administrative Maßnahmen, wissenschaftliche Aussagen, philosophische, moralische oder philanthropische Lehrsätze, kurz: Gesagtes ebenso wie Ungesagtes umfaßt.^[33]

Hier, am Ort des Dispositiven schließlich, erweist sich die Frage nach den Bedingungen der Möglichkeit von Grenzen als die Transformation der Frage selbst. Hinter der Frage nach den Grenzen und der anständigen Stellung zum eingegrenzten Corpus erkennen wir erneut und eindringlich die Frage nach der Macht und nach dem rechten Verhältnis zur Macht, als die sich (nicht nur) der Wille zur Wahrheit und Methode entpuppt; die Grenzfrage wird zur Machtfrage.^[34] Als Bedingung der Grenze lassen sich hier die Faktoren der Ermächtigung (der Grenzziehung) verstehen, und das Vergegenwärtigen dieser permanenten Ko-Aktualität mag in dem hier verfolgten Zusammenhang vielleicht ein wenig das Erstaunen mildern, "daß Günthers Arbeiten in Europa so wenig Resonanz und ernsthafte Erwiderung erfahren haben."^[35]

³¹ Vgl. Wittgenstein: *Philosophische Untersuchungen*. S. 43, 117 (Sinn, Bedeutung); 56, 258, 265 (Regelbefolgen).

³² Vgl. Foucault: *Die Ordnung des Diskurses*. S. 24.

³³ Foucault: *Dispositive der Macht*. S. 119f.

³⁴ Daher, weil Grenzziehungen, also Machteffekte, notwendige (autopoietische System)vollzüge sind, disloziert Foucault Macht, Machtverhältnisse und deren Wirkmechanismen über das Gesamt eines umspannenden Netzes konnektiver Diskursivität; Macht und Mächtigkeit wird der Souveränität des Systems entrissen, denn Macht ist nichts, was man besitzt, sondern etwas, "das 'durchläuft', das wirkt, das bewirkt." (Foucault: *Mikrophysik der Macht*. S. 114) Entsprechend erscheint Macht nicht mehr in der pyramidalen oder konzentrischen Ordnung des einen Ursprunges, von dem aus sich ihre Wirkungen als ein Prozeß kontinuierlicher Abschwächung/Auflösung bis in die Außenbereiche hin lesen ließ – der im Diskurs stehende Machtbegriff unterminiert die Rede von solchen Außenbezirken selbst: Es gibt keine machtfreien Räume mehr, die sich als ein Außen konstituieren ließen. Daher kann die Analyse der Macht sie nicht länger linear beschreiben, und die Linie ihres Eindringens in den Gesellschaftskörper darf nicht mehr allein von oben nach unten laufen; es muß "gleichzeitig ein kapillares Aufsteigen von unten nach oben geben." (Foucault: *Dispositive der Macht* S. 129) Hinfällig wird damit ein rein negatives, repressives Machtverständnis, kann Macht nicht länger als reine Negation, als das alleinige "Nein" gegenüber dem Begehren erscheinen. Der Grund ihrer Herrschaft wandelt sich von der bloßen Akzeptanz des Unausweichlichen in eine Wirklichkeit, die "die Körper durchdringt, Dinge produziert, Lust verursacht, Wissen hervorbringt, Diskurse produziert." (Foucault: *Dispositive der Macht*. S. 35) Es ist eine Heterogenität in der Macht, sie ist beides zugleich, negativ-repressiv, positiv-produktiv, und ihre Allgegenwart verurteilt dazu, sich permanent zu ihr, in ihr, verhalten zu müssen, sich ständig als Agent oder Reagent der Macht ihrer Mechanik zu verschreiben. So figuriert sich "ein komplexes und wechselhaftes Spiel, in dem der Diskurs gleichzeitig Machtinstrument und -effekt sein kann, aber auch Hindernis, Gegenlager, Widerstandspunkt und Ausgangspunkt für entgegengesetzte Strategie." (Foucault: *Sexualität und Wahrheit*. Bd. I, S. 122). Sind also Protagon und Antagon der Macht des Diskurses nicht zwei distinkte Diskurse, stellen sie vielmehr je verschiedene, nicht zu trennende Aspekte an einem Phänomen dar, schreibt also der Diskurs notwendig seine eigenen Grenzen, dann werden damit Strukturen beschrieben, die jenseits des identitäts- und ursprungstheoretischen Denkens ihrer (von Günther konzeptualisierten) nicht-klassische Rationalisierung harren.

³⁵ Marotzki: *Buchbesprechung*. "G.G.: Beiträge. Bd. I": S. 251.

Grundsätzlich also, und nicht nur weil das Günthersche Projekt gerne als das einer *transklassischen Rationalität* bezeichnet wird,^[36] sollte die Erinnerung aufrecht gehalten werden, daß je gegenwärtige Rationalität immer das Produkt von Er- und Entmächtigungen ist, sollte die Mechanik der Macht als ihr Figurativ ent-deckt werden, deren zeitgenössische, kontingente Figur Günther seinem Zweifel unterziehen wird. Sein Projekt, dem es um nicht weniger als die Nietzscheanisch anmutende "Dethronisierung des menschlichen Bewußtseins" (B I, XII) gehen wird, gar um "eine seelische Metamorphose des gesamten Menschen" (IuG 114), welcher "ein trans-Aristotelischer Menschentypus" und "eine neue Dimension menschlicher Geschichte" (IuG 114) korrespondieren soll, sein Projekt also, das manifest an den basalen Konsolidierungen abendländischer Vernunft rüttelt, stellt sich zentral in den Brennpunkt mehrfacher Mächte. Von mehreren Seiten, oder eigentlich allseitig, wird das Andrängen der Rezeptions-Mächte zu erwarten sein – sei es in Form der Verleumder, Verleugner und Verwerfer, sei es in Form der Okkupanten und Profit suchenden Eklektiker. Denn in der Präfigierung des "trans" deutet sich an, daß ein das klassische Denken *in toto* übersteigender Bereich möglicher und dann auch menschlich möglicher Rationalität betreten werden soll, dem das Gesamt des geistesgeschichtlich Gedachten als sein *cis* gegenübersteht. Die Grenze, die Günther ziehen wird, versteht sich gerade nicht als die qualitätsgleiche Iterierung altbekannter Abgrenzung: Realisten und Nominalisten, Empiristen und Rationalisten, Materialisten und Idealisten, Analytiker und Hermeneutiker – sie werden sich als nur noch untereinander gegensätzliche Entwürfe gemeinsam auf der gleichen Seite der neuen Grenze wiederfinden, denn die Transklassik setzt ihre Theodoliten in einer Weise an, die den Verlauf ihrer Grenze orthogonal zu den bestehenden Trennungslinien einrichtet und so die traditionell beobachtbaren Gegensätze als nur im Vorzeichen verschiedene Interpretationen einer fundamental identischen Geodäsie entlarvt. *Transklassisch* indiziert einen Gestus, der die überkommenen Grabenkämpfe insgesamt zu verlassen sucht, der kein weiteres System als neues "Anti" in spiegelsymmetrischer Architektur einem Vorläufer gegenüberstellt, sondern der die Abspiegelungsstrategie selbst reflektiert.

Dann erst füllt sich auch die floskelhafte Rede vom habituellen Grenzgängertum Günthers mit Gehalt, wenn darin nicht länger das Oszillieren zwischen schon bestehenden Antagonisten gesehen wird, sondern allererst der Gang auf einer sich im Gehen und durch dieses Gehen selbst genierenden Grenze. Wie dieses "Unterwegs", dieses im Sinne des Wortes *work in progress* des Güntherschen Grenzanges vorzustellen ist,

kann man zusammenfassend ganz einfach dahingehend formulieren, daß man sagt, er [Günther] rollt das gesamte Problem der menschlichen Logik noch einmal inhaltlich und metaphysisch auf, so wie die großen Begründer der modernen Logik, Russell,

36

Obgleich der Begriff der *transklassischen Rationalität* bei Günther selbst erst spät zusammenwächst, unterstellt Bense sein Nachwort zu den Beiträgen extensiv diesem Terminus. (Vgl. *Nachwort von Max Bense*. = B III, 297-302). Um die Formalisierbarkeit des subjektiven Denkvollzuges selbst (Reflexion der Reflexion) zu indizieren, spricht Günther ursprünglich von *exakter Rationalität* (vgl. GZ VI, XVII, 14, 22, 224) und bezeichnet (in *Idee und Grundriß*) deren kalkültechnischen Apparat als *nicht-Aristotelische, trans-Aristotelische, trans-klassische Logik*, mit Hilfe derer das *trans-klassische Denken* oparabilisiert werden soll. B I, 28 (1953) kontrastiert *klassische Rationalität* und das *transklassische System des Denkens*, steht aber ebenso wie *Idee und Grundriß* noch vollkommen unter dem Begriff der *Reflexion*, d.h. die maximale Berührung von *transklassisch* und *Rationalität* findet sich nur in negativer Abgrenzung dahingehend, "daß die klassische-traditionelle Logik ein sehr spezielles System des Denkens, und keineswegs menschliche Rationalität überhaupt definiert [...], daß wir zu einer neuen transklassischen Logik übergehen müssen." (IuG 183f). Aus beiden Strängen generiert sich im Anschluß erst, also ab den frühen 60er Jahren der Begriff, mit dem Günther rückwirkend *Idee und Grundriß* als "the systematic concept of a field of genuine trans-classic rationality" beschreibt. (B II, 118 = 1962).

Whitehead und Wittgenstein das Problem mathematisch und formal aufgerollt haben. Günther begnügt sich nicht wie die Mathematiker mit einer bloß technischen Begründung der Logik, sondern er verlangt auch die metaphysische, und er sieht in der bloßen Beschränkung der Logik auf ihre formalen Mittel und ihre operativen Verfahren die eigentliche Ursache für jene Schwierigkeiten, die mit den Forderungen der Widerspruchsfreiheit, Entscheidbarkeit und Vollständigkeit verbunden sind.^[37]

Gegenüber dem "trans" müßten die Angriffe also vielfältig sein, denn unter den Mächten des Begehrens, das sein Unbehagen anmelden wird, finden sich kaum welche, die sich mit der angetragenen Bescheidung auf die Rolle einer partiellen, allein lokal begrenzten Wahrheit abfinden können. Eine solche Akzeptanz bedeutet gerade die schmerzhafteste Begrenzung auf die Funktion einer Epanodos,^[38] deren Legitimation sich allein aus der Gegenüberstellung einer in gleichem Maße limitierten Kontraposition herleiten läßt. Zu erwarten also wären die Attacken von ringsherum, eben so wie sie alle treffen, die sich dem Alternativen denken der Identität entziehen, und die hinter dem vermeintlichen Schanzwerk der neu und selbst gezogenen Grenze schnell in den Ruch kommen,

eine Sekte, eine Bruderschaft, eine esoterische Gemeinschaft, ja, vulgärer noch, eine Clique, eine Gang, oder [...] eine 'Mafia' zu bilden [...], denn sie sagen nichts, sprechen in negativer Weise, antworten auf alle Fragen mit 'nein, das ist es nicht, so einfach ist es nicht' und sagen alles in allem, daß dieses, wovon sie sprechen, weder dieses noch jenes noch ein Drittes ist, weder ein Begriff noch ein Name, daß es alles in allem nicht 'ist' und folglich nichts ist. [...] Diese Obskurantisten sind Terroristen, die an Sophisten erinnern. Ein Platon wäre schon nützlich, um sie zu bekämpfen. Sie sind im Besitz einer realen Macht, von der man nicht mehr weiß, ob sie innerhalb der Akademie oder außerhalb der Akademie anzusiedeln ist: sie tun sich zusammen, um auch diese Grenze zu vernebeln.^[39]

Von solcher Art müßten die Angriffe auf Günther sein, die sich im Fall Derridas immerhin in der Ablehnung seiner Ehrendoktorwürde materialisieren können, und die – *actio* gleich *reactio* – mit einer fulminanten Gegenbewegung auf den Güntherschen Generalangriff rechnen ließen.

Doch weit entfernt von solchen Anbrandungen schwappt die Welle des Protestes eher als ein dünnes Rinnsal an. Die Kritik verweigert sich und verweigert Günther auch die andere Gleichung, die die Ehre an der Zahl der Feinde mißt. Die Gründe hierfür zu suchen, also die Frage zu stellen, warum das Medium der Wissens-Macht sich im Fall Günther zu allererst seiner Strategie der Negativität, des taktischen Vor-Urteils bedient, das die "Ja-Nein"-Dualität im Vorhinein unterläuft, dies zu fragen, verwickelt uns direkt in die Aufrollbewegung, von der Bense spricht, und der Reflex auf die Gründe der Verwerfung wirft ein erstes Licht auf den Ort, das Fundament und den Umriß des Güntherschen Theoriegebäudes und seine Konstruktionsweise.

Günther argumentiere historisch, erklärt Bense und umreißt damit vollkommen zu Recht die Fundstellen der Güntherschen Argumentation als weit auseinander liegende Archive der Geistesgeschichte. Historisch aber heißt nicht historisierend meint noch viel weniger das Lehramt philosophiegeschichtlichen Realienwissens, sondern definiert sich von allem Anfang an als "systematisch-historische Arbeit". (GZ 223) Doch wäre dies zunächst keine über

³⁷ Bense: *Grundlagenforschung und Existenzbestimmung*. S. 689.

³⁸ In der Rhetorik definiert die Epanodos (gr.: *Rückweg*) als syntaktische und semantische *Wiederholung in Umkehrung* eine spezielle Variante des Chiasmus. ("Wir preisen den Herrn, den Herrn preisen wir.")

³⁹ Derrida: *Wie nicht sprechen*. S. 36f.

die Maßen erwähnenswerte Sonderleistung, wenn der systematisch-historische Duktus seinerseits nicht unter der Autorität eines umfassenderen Methodenbegriffs stünde. Bereits die erste Veröffentlichung trägt den Terminus im Titel, dem Günther die Typik seines Schreibens bis ans Ende adressieren wird. Die *Bemerkungen zum Problem einer Struktur-differenz der abendländischen und orientalischen Psyche* (1926)^[40] bringen ihn nicht nur frühzeitig in die publikationstechnische Nachbarschaft des Absoluten – man räumt ihm fünfzehn Seiten in der Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft ein –, sondern indizieren, daß der systematische Gang durch die Geschichte sich allein durch einen abstraktiven Abgleich des Beobachteten legitimiert. Die Perspektive ist komparativ, kontrastiv, und kann dies nur sein, wenn selbst in den *Grundzügen*, "in denen das Schwergewicht auf dem Historischen liegt" (GZ 223), sich die *Struktur* in kaum verhohlener Dominanz als Fluchtpunkt zu erkennen gibt.^[41] Es geht also um Strukturen, denn Entsprechungen und Unterschiede, Verwandtschaften und Dissonanzen, Identitäten und Abgründe können theoretisiert werden, wenn die Thematisierung des Untersuchungsfeldes sich nicht in immanent-hermeneutischer Darstellung erschöpft, sondern – eine Ebene darüber – nachdem *genus proximum* der im Vergleich stehenden Philosopheme fragt. Zwar definiert Günther seine Perspektive erst ab *Idee und Grundriß* explizit als strukturtheoretische,^[42] doch stellt sich der mitunter atemraubende Ritt durch die Akten des Geistes auch zuvor schon in den Dienst, jeweils "die letzten allgemeinsten Elemente" (GZ 14) herauszukristallisieren, die dem historischen Sediment gemeinsam sind. Hier dann, d.h. diesen sich durchziehenden und zu einer Linie verbindenden Kristallisationspunkten gegenüber, verläuft die im "trans" sich andeutende Grenze; die strukturtheoretische Perspektive impliziert bereits eine Stellung jenseits der so auf den gemeinsamen Nenner gebrachten Tradition. Und sie produziert eine Emanzipation, gewiß eine methodische Souveränität, denn nur

⁴⁰ In dieser waghalsig-naiven Erstlingsschrift laviert Günther in einem zeittypischen Vokabular, das – diesseits seiner nationalsozialistischen Adaption – noch unbefangen vom *Seelentum* und *psychischen Substrat* der Völker spricht, wenn er die Differenz der okzidentalen und orientalen Rationalität als eine Entwicklungsdivergenz beschreibt, die beide, ausgehend von einem gemeinsamen, dann je verschieden überwundenen Typus primitiver Bewußtseinsverfassung, eingeschlagen haben. Damit setzt Günther sich wohlthuend von jenen Stimmen ab, die in der Geistigkeit des Orients allein das (uneigentliche) Durchgangsstadium auf dem Weg zur okzidentalen Vervollkommenen sehen, und besteht demgegenüber auf dem irreduziblen Gleichgültigkeits-Anspruch beider. Wir hüllen diesen schematisch-simplifizierenden Text nicht in den Mantel des Schweigens, da bei aller Problematik das hier skizzierte Modell einer Psyche als Mechanismus zweier distinkter und verbundener, also simultaner Komponenten (die der Scheidung in *nous poietikos* – *nous pathetikos*, Anschauungs- und Vernunftvermögen, Form- und Inhaltkomponente entsprechen) die früheste Spur der später in *Cognition and Volition* konzipierten kybernetischen Theorie kognitiver Systeme als Vollzug zweier wechselseitiger, interagierender, vermittelter Programme darstellt. Neben diesen exegetischen Beobachtungen – die darüber hinaus dann zeigen, daß die mechanistisch-strukturelle Perspektive, unter der Günther noch in den spätesten Arbeiten eine (auch am Ende der siebziger Jahre nicht weniger problematisch gewordene) Klassifizierung verschiedener *Seelentypen* anstellt, nicht erst die Folge seiner Bekanntschaft mit der Kybernetik ist, sondern umgekehrt, diese Disposition der Boden zu sein scheint, auf den kybernetisches Denken fallen kann – neben solchen Beobachtungen also können wir die erste Publikation erwähnen, um ein wenig Licht auf die Person Günthers zu werfen. Sein wenig konsenssüchtiger, geradezu insurrektiver Habitus kann es sich nicht verkneifen, im Anschluß an einen Hinweis auf die Relevanz seiner Überlegungen für die Beförderung einer erfolgreichen Missionsarbeit, seine Ausführungen mit der häretischen Frage zu schließen, "ob nicht die allgemeine Missionierung der Welt durch einen Glauben schließlich zu einer Überwindung der historischen Bekenntnisreligionen in ihrer gegenwärtigen Form führen muß." A. a. O. S. 279.

⁴¹ Vgl. GZ 10,12, 23, 150,178, 184,186ff, 189,194, 197ff, 200, 214, 216, 223f.

⁴² Vgl. IuG 252, 348; B II, 25. Zur gleichen Zeit auch B I, 124 (1958), später B III, XI (1980).

[d]er ungeschulte Blick glaubt sich einem uferlosen und anarchischen Strom unvereinbarer Meinungen und Theorien gegenüber zu sehen. Was für eine Differenz in der Auffassung des 'Realen' zwischen, sagen wir, Augustin und Schopenhauer! Und wie soll man den Wahrheitsbegriff des Proklos mit dem des englischen Empirismus vereinen? Im Osten ist es nicht anders. Hier läuft eine ähnliche Entwicklung von den älteren Upanisaden und den Spekulationen Yājñavalkas über Śāṅkara, Nāgārjuna und andere bis zur beginnenden Zerfaserung des östlichen Denkens durch Theoretiker wie Dignāga und Dharmakīrti. [...] Zwischen dem Materialismus der Carvakas und dem Sadharmapundarika scheint ein solch unausmeßbarer Abgrund zu gähnen, daß man sich auch nicht mehr in dem geringfügigsten Punkt zu verständigen vermag, aber all diese 'prinzipiellen' Gegensätze und der fanatische Streit der Schulmeinungen im Osten wie im Westen beweisen eben nur das Eine, nämlich, wie selbstverständlich und unkritisch alle diese Denker an das metaphysische Problem glauben, um dessen Lösung sie sich nicht einigen können. Zwischen Materialismus und Idealismus mag hinsichtlich der Lösung der Frage, wie die letzte Identität zwischen Denken und Sein zu verstehen sei, auch nicht mehr die geringste Verständigung zustande kommen – was das logische Recht, diese Frage überhaupt zu stellen, angeht, darüber herrscht schlechthinnige, absolute Einmütigkeit im Osten so gut wie im Westen. [B II, 27]

Wir mögen uns dem gleichen Lachen anheim geben, von dem Foucault bekennt, es sei ihm das Motiv zu *Die Ordnung der Dinge* gewesen, als er in einem Text von Jorge Luis Borges auf die Überlieferung einer Taxonomie stieß, die gleichfalls das weit Auseinanderliegende, Heterogene zusammenzuzählen sich nicht scheut;⁴³ wir mögen auch den Vergleichspunkt, den Günther anbietet, beliebig als einen unter vielen nennen, doch wir werden nicht umhin können uns der Frage zu stellen, ob dieses vielleicht ja austauschbare Kriterium in sich denn schlüssig ist: Ist das Problem der Identität von Denken und Sein – gleichgültig mit welcher metaphysischen Präferenz – ein gangbares *tertium comparationis*, das es erlaubt, beinahe die gesamte Philosophiegeschichte auf die eine Seite der Grenze zu versammeln? Kann Philosophie unter dem Gesichtspunkt betrachtet und verglichen werden, daß es ihr in den letzten Motiven um die Frage geht, "wie die reelle Identität von Ich und Welt eigentlich zu denken ist?" (B II, 27) Läßt sich dies bejahen – und es scheint wenig dagegen zu sprechen – dann ist die summarische Vergleichung, die strukturtheoretische Perspektive Günthers gerechtfertigt, die ihre eigene Position mit der Verwunderung abgrenzt, "daß an die logische Legitimität der Frage selbst der Zweifel sich nie herangewagt hat." (B II, 27)

Die Monotonie der Kritik

Der strukturtheoretische Blick abstrahiert somit, schaut im Entfernten und weit Verzweigten noch die Überlappungen und Parallelen zusammen und kann solches leisten, denn die noch so heterogen beobachteten Ansätze definieren sich sehr homogen über "jene urphänomenale Struktur, die in dem allgemeinen Satze: Ich denke etwas, ausgesprochen ist." (GZ 188) Hier liegt die strukturelle Koinzidenz und hier bestimmt sich der Begriff der Struktur näher, den

⁴³ "Dieser Text zitiert 'eine gewisse chinesische Enzyklopädie', in der es heißt, das 'die Tiere sich wie folgt gruppieren: a) Tiere, die dem Kaiser gehören, b) einbalsamierte Tiere, c) gezähmte, d) Milchschweine, e) Sirenen, f) Fabeltiere, g) herrenlose Hunde, h) in diese Gruppierung gehörige, i) die sich wie Tolle gebärden, k) die mit einem ganz feinen Pinsel aus Kamelhaar gezeichnet sind, l) und so weiter, m) die den Wasserkrug zerbrochen haben, n) die die von weitem wie eine Fliege aussehen.' (Foucault: *Die Ordnung der Dinge*. S.17) Foucault weiß, daß solche Heterotopien beunruhigen, wahrscheinlich weil sie heimlich die Sprache unterminieren, weil sie verhindern, daß dies *und* das benannt wird, weil sie die gemeinsamen Namen zerbrechen oder sie verzahnen, weil sie im Voraus die 'Syntax' zerstören" (a.a.O., S. 20. Hervhbg. orig.), die es verbietet Kirchen und Krokodile zu addieren.

Günther seiner Durchsicht unterlegt. Struktur erscheint bis zu *Idee und Grundriß* nahezu synonym mit *Form*, *Aufbau* und *Gefüge*, auch weite Teile von *Idee und Grundriß* sind von diesem Strukturbegriff getragen,^[44] dem sich eben dort dann eine weitere, systematisch und methodologisch tiefergehende Konkretion an die Seite stellen wird, von deren Aufkommen wir hier schon Kenntnis geben, deren Betrachtung wir aber einem anderen Zusammenhang vorbehalten wollen. Bis hierhin mag es genügen, den argumentativen Druck zu erkennen, den Günther seinen Kritikern auferlegt, versetzt ihn der strukturtheoretische Ansatz in die Lage, jenseits der von ihm gezogenen Grenze, Koalitionen ganz eigener Art zu betrachten. Es ist die paradoxe Integration, von der Luhmann spricht, die hier für die *Verbindung des Entgegengesetzten* sorgt, und die die so ganz gegen ihren Willen zu Alliierten gewordenen Opponenten in einem gemeinsamen Defizit verbindet. Denn Günthers Argumentation ist in erster Linie negativ, die stringente Verknüpfung historischer Funde konstituiert sich als Aufweis von Mängeln und Lücken, von Verfehlungen und Verirrungen, von falschen, vorzeitig oder nicht gezogenen Konsequenzen. Dabei ist dies kein schulmeisternder Selbstzweck, sondern zwingend notwendige Selbstdefinition: Für ihn gilt es, auf dem (eigenen) Neuen als dem grundsätzlich Anderen zu insistieren und die Radikalität seines "trans" gegenüber vermeintlicher Verwandtschaft im Rekurs auf die strukturelle Gleichheit der Tradition zu festigen. So wird ihm das Nicht-Erbrachte der anderen zu einem nicht sichtbaren, negativen Fundament, die Dringlichkeit und Kompensationsleistung der eigenen Position leitet sich aus einem Abwesen her und baut sich vollkommen in diese Leerstelle hinein.

Diese Stellung nun zu kritisieren, bürdet auf, belastet, setzt einen ungeheuren Argumentations- und Energieaufwand voraus, denn das Urteil über Günther – wenn es denn erst zu nehmen sein will und sich als positive Auseinandersetzung über die bloße Verwerfung hinaus begibt – wird sich stets vor die unbequeme Situation gestellt sehen, nach zwei Seiten hin argumentieren zu müssen: Einerseits Abgrenzung der eigenen, kritisierenden Stellung gegen strukturähnliche andere Stellungen und andererseits Bewertung der zu kritisierenden Güntherschen Position. Selbstdefinition und Bewertung gehen zwangsläufig Hand in Hand und lassen sich schwerlich trennen, wenn der Kritiker von dem Neuen, das das Objekt seiner Kritik ist, nicht nur immer schon kritisiert sein wird, sondern im gleichen Moment verglichen und subsumiert ist, sich somit wiederfindet in Kontexten, die seinem eigenen Selbstverständnis zuwider gehen. Wenn Fremdes sich plötzlich als strukturell identisch begegnet, wenn darüber hinaus mit klassischer Metaphysik und Logik nahezu die gesamte Tradition auf der einen Seite steht, dann wird es nicht nur wenig geben, das davon unberührt ist, dann wird das Zurückweisen des Güntherschen Anliegens auch immer in der Gefahr schweben, leicht in die ungewollte Affirmation nicht geteilter (Nachbar)Positionen umzuschlagen. Die Kritik, die hier allein nach vorne prescht, verliert ihre rückwärtigen Gebiete, der Angriff muß immer auch Verteidigung sein, und dies noch in doppelter Weise: gegen Günther einerseits, andererseits gegen die umringenden Alliierten, die Günther ihm ganz unverfroren an die Seite stellt und deren unwillkommenem "Schulterschuß" es zu entkommen gilt. Günthers Argumentationsvorteil – oder will man darin Perfidie erkennen – liegt darin, daß er mit sehr breiter Streuung die Defizite der historischen Formen des Philosophierens markiert, daß also die Gegenkritik an Günther geradezu gezwungen ist, ihre Ver-

⁴⁴ Vgl. IuG 198, 207, 244, 248, 253, 277, 289, 291f, 308, 312, 352, 367. Wir sagen *nahezu*, weil wir von einer schmalen Bedeutungsverschiebung des Strukturbegriffes schon vor *Idee und Grundriß* wissen. Diese semantische Spezifizierung transformiert noch auf europäischem Boden (vgl. B I, 11-23) den Begriff bereits in eine kybernetik-affine Richtung, die allerdings in *Idee und Grundriß*, als der großen Abrechnung mit den Limitationen des klassischen Denkens, perspektivisch deutlich in den Hintergrund rückt. Erst Günthers Eingliederung in die Arbeitskontexte der Kybernetik verleiht dem alten Aspekt den theoretischen Boden, auf dem er adaptiert und in der Folge konzeptionell entwickelt werden kann.

ankerung in der Gegenwarts-Philosophie selbst zu delegitimieren: Es gibt Philosophie nach Plato, nach Aristoteles, ebenso wie im Anschluß an den Deutschen Idealismus und an die Behelfe im Ausgang aus der Grundlagenkrise der Mathematik, und jeder, der den strukturellen Verkettung der Güntherschen Anamnese entgegentritt, hätte seinerseits die Beweislast auf sich zu nehmen, hätte das historisch Revidierte in irgendeiner Form zu rechtfertigen. Wenn Günthers Ansatz als Fundamentalabrechnung mit der klassischen Rationalität etwa Idealismus und Materialismus gleichermaßen über den Leisten der Kritik schert, dann schlägt in beiden Lagern das Entzücken über das rasante Abkanzeln des Gegners sehr schnell um in das Unbehagen, von eben denselben Argumenten wie dieser getroffen zu sein. Die Grundhaltung in der positiven Auseinandersetzung mit Günther kommt so einer Zerrissenheit gleich, die sich als das permanente "ja – aber" artikuliert, und die als ständige Gradwanderung zwischen der willfährigen Übernahme der Kritik am unliebsamen Koalitionär und dem vehementen Einspruch schwankt, solches für sich selbst nicht gelten lassen zu wollen. Die Lektüre Günthers versetzt die Rezeption in eine Schwingung, deren Bandbreite sich etwa für die *Grundzüge* – in diesem Fall aus Marxistischer Sicht – darin manifestiert,

daß Günthers Hegel-Buch ein effektiv bestehendes Problem in der Tat artikuliert, dasselbe aber nicht adäquat beschreibt. Auf Grund solcher Mißverhältnisse gerät man als Leser der vorliegenden Schrift in eine eigentümliche Irritation; man schwankt fortwährend zwischen freudiger Zustimmung und hartnäckiger Ablehnung. Und da dies nicht konstant auszuhalten ist, dürfte die bisherige Ignoranz gegen Günthers Hegel-Buch wenigstens nicht unverständlich sein.^[45]

Verständlich oder nicht, Günther konstatiert in seiner zweiten Monographie (IuG) das Verschweigen der ersten (GZ), deren Vorarbeiten für eine zweite nicht-klassische Form des Denkens [...] konsequent ignoriert worden" sind. (IuG 302) Und er mag vielleicht Hoffnung auf Besseres verspüren, als Oskar Becker für *Idee und Grundriß* zumindest Widerspruch und Aufgeregtheit in Aussicht stellt.

Es ist zu befürchten, daß der Verf. von zwei Seiten aus angegriffen werden wird: 1) Von den mathematischen Logikern, die die kühne Umdeutung ihrer elementaren Kalküle [...] für phantastisch halten werden. 2) Von den Hegel-Kennern, die in ihrer von Hegel selbst übernommenen Mathematikfeindschaft (in philosophicis) auf die Überzeugung eingeschworen sind, die metaphysische Logik Hegels sei ein inhaltliches, wenn auch 'reines' (abstraktes) Denken, das keinem Kalkül in irgendeiner Weise unterworfen werden könne.^[46]

Doch auch hier stellt sich weder das erwartete, noch ein erwähnenswertes anderes Echo ein; die Verwerfung greift wiederum tiefer als die urteilende Kritik, und Günthers Selbstanzeige zur zweiten Auflage von *Idee und Grundriß* wird es sich nicht verkneifen können schmalbippig darauf hinzuweisen

Der Text der 1. Aufl. wurde von Druckfehlern befreit und durch ein neues Vorwort und einen Anhang erweitert. Das Vorwort zur 2. Aufl. [...] legt noch einmal die von der Fachwelt nicht rezipierte Grundhaltung des Vf. dar. [*Selbstanzeige*]

Es scheint, als sei das Wechselbad, in das Günther seine Lektoren verwickelt, zu aufreibend, als daß sich eine weitergehende Auseinandersetzung hieran anschließen könnte. Folgerichtig läßt sich die spärliche explizite Kritik – überblickt man sie in ihrer Struktur – in das immer gleiche Schema fassen: Dort, wo man sich auf festem Boden weiß, wird kritisiert, das übrige wird diffus über den grünen Klee gelobt: ja – aber! So vermuten die einen, daß "[n]icht

⁴⁵ Ruben: *Buchbesprechung 'G.G.: Gründzüge. 2. Aufl.'* Sp. 411.

⁴⁶ Becker. *Buchbesprechung. 'G. G.: Idee und Grundriß. 1. Aufl.'* S. 324f.

zuletzt [...] die Hegelforschung von Günthers profunden Kenntnissen des Deutschen Idealismus profitieren [wird]",^[47] die Marxisten glauben selbstverständlich eher, "daß 'Idee und Grundriß' ... für die Klärung der philosophischen Basis der Logik einen nicht zu ignorierenden Versuch liefert",^[48] und "daß das, was der Verf. zur Verteidigung der klassischen Deutschen Philosophie gegen die Geringschätzung eines Kant, Fichte, Schelling, Hegel durch die modernen Positivisten sagt, hohe Anerkennung verdient"; aber bitte nur, wenn er sich denn bemüht "die Abbildtheorie des dialektischen Materialismus einer näheren Betrachtung zu unterziehen",^[49] und ohnehin nur solange, wie er nicht am marxistischen Geschichtsbild rüttelt; denn dann wiederum gilt, "daß die logischen Überlegungen Günthers weitaus ernster genommen werden müssen, als seine Auslassungen über die 'Geschichtsmetaphysik'.^[50] Alles in allem aber, und soweit mag man sich grundsätzlich einigen, verdient zumindest "die Fragestellung von Günther [...] ernst genommen zu werden",^[51] denn "selbst wenn das Vorhaben Günthers scheitern sollte [...], so ist seine erkenntnistheoretische Potenz doch unbestreitbar";^[52] und weil nun einmal gilt, "it can hardly be said that he succeeded",^[53] so handelt es sich zu guter Letzt doch immerhin um das "Produkt eines Autors, der ohne jede Rücksicht auf die Vorurteile dieses oder jenes 'gesunden Menschenverstandes' sich einer Sache hingegeben hat, einer Sache eben, die notwendig begriffen werden muß".^[54] Und das ist doch immerhin etwas und ist in der Regel einer Anerkennung wert, mit der man über den "Rest" getrost den Mantel des Schweigens breiten kann.

Es gibt sie also, die dünnen Stimmen, die sich im Protest zu dem *Unisono* des "ja – aber" bündeln, um von der Aufrollbewegung Günthers nicht egalisiert und überrollt zu werden, und die umgekehrt, gerade in der Stereotypie ihres Widerstandes, Günther aufs deutlichste bestätigen. Homolog und homogen ordnen sie sich auch in der (propositionalen) Divergenz ihrer Einsprüche zu einer Körperschaft, deren Satzung sich entlang der binomischen Paragraphen des Identitätsdenkens entwickelt, und zu deren Paraphierung die kategorische Abwehr jeder Vermutung hinreicht, daß jenseits der Absolutheit des dichotomen Schematismus von Subjekt und Objekt, Denken und Sein, Stoff und Form, Natur und Geist, Urbild und Abbild für das Denken eine Möglichkeit existiert, "über jene bisher äußerste Grenze seiner theoretischen Intentionen in neue trans-klassische metaphysische Regionen des begrifflichen Verstehens vorzustoßen". (IuG XI f) Wer solches dennoch unternimmt, wer also die etablierte Dichotomie von Eigentlichkeit und Uneigentlichkeit nicht bloß umkehrt, sondern sie gerade in ihrer Absolutheit bestreitet und damit das Dispositiv des abbildtheoretischen Repräsentationsdenkens generell in Frage stellt, der erhält über die Grenze hinweg einen Titel und eine Funktion: Als Sektierer oder Mafioso darf er fortan unter Aberkennung der philosophischen Ehrenrechte – Konsistenz und Rationalität – seiner diffusen Jagd nach dem Dritten frönen. So bleibt der Denkraum des Binarismus intern unangefochten, sein sakrosanktes Dogma "beschreibt das theoretische Ich als ein Subjekt überhaupt, das seinen Gegenständen *unvermittelt* gegenübersteht und das in sich, d.h. in der formalen Struktur seines begrifflichen Erlebens, dieses Grundverhältnis noch einmal *wiederholt*" (B I, 149.

⁴⁷ Marotzki: *Buchbesprechung*. 'G. G: Beiträge. Bd. I' S. 252.

⁴⁸ Ruben: *Buchbesprechung*. 'G.G.: Idee und Grundriß 2. Auflg.' Sp. 711.

⁴⁹ Klaus: *Buchbesprechung*. 'G.G.: Idee und Grundriß. 1. Auflg.' Sp. 773f

⁵⁰ Lohr: *Buchbesprechung*. 'G.G.: Logik, Zeit, Emmanation und Evolution.' S.1402.

⁵¹ Schmitz: *Buchbesprechung*. 'G.G.: Idee und Grundriß. 1. Auflg.' S. 304.

⁵² Bammé: *Von der Philosophie zur Technologie*. S. 64.

⁵³ Grieder: *Buchbesprechung*. 'G.G. Idee und Grundriß. 2.Auflg.' S.104.

⁵⁴ Ruben: *Buchbesprechung*. 'G.G. Idee und Grundriß. 2.Auflg.' S. 412.

Hervhbg. orig.), und sichert als Selektionskriterium der Ausgrenzung die Performanz des auf diese Weise definierten Systems, "weil ein dunkles Gefühl sagt, daß hier etwas Unwillkommenes, ja Bedrohliches auf den Menschen zukommt." (B III, VII)

Ins Outback der Tradition

Und in der Tat: Bedrohlich ist es, was Günther dem Denken zumutet, fordert er dem klassischen Bewußtsein am Ende die bittere Erkenntnis ab, daß

die Idee einer transklassischen exakten Rationalität [...] zu einer grundlegenden Revision derjenigen Vorstellungen über Subjektivität führen muß, die dem heutigen Erben einer Hochkultur, sei das die indische, chinesische oder abendländische, zu beinahe selbstverständlichen Voraussetzung über das Wesen der Ichheit geworden sind. [B II, XVI]

Wenn die alte Grenze und damit die alten Hoheitsrechte von Subjekt und Form zur Disposition stehen, dann ist es mehr als die Vorwegnahme des zu erwartenden Irrationalitätsvorwurfes, daß Günther seinerseits "einen überwältigenden Teil unseres Subjektglaubens als Mythos entlarvt". (B II, XVI) Vielmehr nimmt er das Programm der *Dethronisierung* des Subjekts als die eigentliche kathartische Entmythologisierung in Angriff, auf die er unausweichlich stößt, wenn ihm die Dignität der Abbildungs-Instanz – sei sie rationalistischer oder positivistischer Prägung – zerrinnt. Können jedoch "[w]eder Subjekt noch Objekt [...] sich heute noch die Rolle anmaßen, als letzte Instanzen der Wirklichkeit zu gelten" (B II, XVI), dann stellt sich umgekehrt die Frage, warum, auf welchen Wegen und zu welchem Preis sich der identitätstheoretische Glaube zur Allmachtsphantasie einer paßgerechten Kongruenz von Denken und Sein hat formieren können? Zu wessen Lasten vollzog sich der Prozeß dieser Formation, wo lassen sich die theoretischen Opfer auf dem Weg zu diesem *status quo* erkennen, und was läßt sich positiv an dem Verzeichnis dessen ablesen, was das klassische Denken als sein "Nicht" inventarisiert? Wenn jedes System sich differentiell gegen seine Umgebung definiert, fordert dies einen Blick auf das längst schon Ausgegrenzte, konkretisiert das Exkludierte rekursiv seinen Exklusor, und es lohnt eine Erinnerung

wo sich in der Geschichte der Philosophie die Problematik des Transklassischen schon angesiedelt hat. Stich- und Kennworte, wie Zahlenmystik, Gnosis, negative Theologie, und Namen wie Isaac Luria und Jacob Böhme aus dem Abseits der Weltgeschichte tauchen hier auf. Nicht zu vergessen die Geistesverwandtschaft von Schelling. [B II, XVI]

Erinnerungen solcher Art und Fragen nach den Formativen des Denkens stellt nachdrücklicher noch Foucault, und so können wir – wenn auch zunächst nur auf einer Oberflächenebene – mit der Stoßrichtung der Foucaultschen Inblicknahme den Impetus Günthers freilegen, dem das Ausgreifen auf das Abseitige thematisch und methodologisch stets das *Movens* ist.⁵⁵ Denn Foucault arbeitet als Archäologe und Genealoge hauptberuflich gegen die Verbergungen und Verdeckungen der jeweilig herrschenden *episteme*. Es geht ihm in der historischdiskursiven Analyse darum, eine Transparenz gegenüber ihrer so erfolgreich verschleiernenden Strategie zu installieren, eine Enthüllung, die auf der Legitimation und Forderung des anderen und der Andersartigkeit beharrt. Der archäologische und genealogische Blick richtet sich dabei primär nicht auf historische Konfigurationen und Konstellationen, die eine bestimmte *episteme* haben erscheinen lassen, sondern wendet sich umgekehrt stärker den Mechanismen zu, die verhindern, daß andere Wissensarten an ihre Statt treten. Es ist die tatsächliche Ausgrabungsarbeit, sowohl des Verschütteten, als auch der Mechanizität, die diesen Prozeß der Ausgrenzung und Versandung eingeleitet und zu verantworten hat,

⁵⁵ Vgl. Castella: *Die Monographien Gotthard Günthers*.

und grenzt sich als detailversessene Suche nach den Abbrüchen und Diskontinuitäten sowohl von jeder Ideengeschichte,^[56] als auch von den auf strukturelle Identitäten zielenden Entbergungen Günthers ab. Für Foucault ist "diese ganze Quasi-Kontinuität auf der Ebene der Ideen und der Themen [...] wahrscheinlich nur eine Oberflächenwirkung",^[57] dementsprechend geht es ihm in der Hauptsache darum, "die Transformationen selbst zu beschreiben",^[58] und es soll an dieser Stelle nicht entschieden werden, ob die Kriterien, anhand derer er diese Transformationen fixiert, sich an jeder Stelle als haltbar ausweisen können oder nicht.^[59] Was hier vielmehr die Erinnerung des von ihm eingeschlagenen Weges motiviert, ist die berechnete Hoffnung, mit dem Gegenwärtigen seiner Bewegung ein Stück weit in das Innere des Güntherschen Textes selbst vorzudringen. *Be-wegung* gilt Heidegger ja als das Erbringen und Bahnen des Weges, ist ihm das aktuelle Schlagen einer Schneise, die das Gehen auf den Weg bringt,^[60] und die Bewegung Foucaults vermag in der Tat zwei Schneisen zu schlagen, die methodisch wie inhaltlich in Richtung auf Günther hin vordringen.

⁵⁶ Während die Ideengeschichte als "Disziplin der Anfänge und der Enden, die Beschreibung der dunklen Kontinuitäten und der Wiederkehr, die Rekonstruktion der Entwicklung in der linearen Form der Geschichte" unter den Paradigmata "Genese, Kontinuität, Totalisierung" stets interpretativ in Angriff nimmt, versucht die Archäologie wesentlich mechanischer, "nicht die Gedanken, die Vorstellungen, die Bilder, die Themen, die Heimsuchungen zu definieren, die sich in den Diskursen verbergen oder manifestieren; sondern jene Diskurse selbst [...] als bestimmten Regeln gehorchende Praktiken", versucht also "zu zeigen, worin das Spiel der Regeln, die sie in Bewegung setzten, irreduzibel auf jedes andere ist." Foucault: *Archäologie des Wissens*. S. 196, 197, 198.

⁵⁷ Foucault: *Die Ordnung der Dinge*. S. 25.

⁵⁸ A. a. O., S. 14.

⁵⁹ So scheint nicht nur die Kernthese Foucaults – der Mensch ist epistemologisch die Erfindung des 19. Jhds. – einer Frage würdig, da es schwer sein wird, "plausibel zu machen, daß das selbstreflexive Menschen-Subjekt nicht eine direkte und kontinuierliche Konsequenz der klassischen Ansicht gewesen sein soll, wonach jede Vorstellung (représentation) selbstreflexiv ist." (Frank: *Was ist Neostukturalismus?*. S. 191) Diskutabel auch – etwa aus der Perspektive Derridas – erweisen sich die Transformationskriterien, wenn sie dazu hinreichen, in Saussure die Wiederholung des klassischen, dualen (Repräsentations-)Zeichenbegriffs zu sehen und Nietzsche als gegenläufigen Effekt der im 19. Jh. einsetzenden Zerstückelung der Sprache in einem Atemzug neben die Hermeneutik zu stellen. (Vgl. Foucault: *Die Ordnung der Dinge*. S. 98-102, 355-59 (Saussure); 367-72 (Nietzsche)) Vermutlich bestätigt sich hier die an Günther gewonnene Einsicht, daß der Schnitt, i.e. die Freiheit zum eigenen *tertium comperationis*, zur Zusammenschau ganz ungewohnter Kettenbildung ermächtigt. Obgleich allerdings Günther seine Schnitte anders setzt, siedelt auch seine Geburt des Menschen am Ort Foucaults: Nicht Descartes, der Kantischen Kritik verdankt sich das Individuum Mensch auch für Günther, denn es ist die Vernunftkritik, die dem unmittelbaren Religionserleben das Ende bereitet, wenn nicht nur Freiheit und Seele, sondern der Gott selbst zur regulativen Idee erklärt wird. Vernunft und Religion, Wissen und Glauben erfahren mit Kant ihre unhintergehbare Autonomie, eine Autonomie in der Günther die Vereinigung der Seele, die Abnabelung vom Absoluten erblickt. Eine Abnabelung aus der gleichermaßen der Zwang wie auch die Möglichkeit zur Kompensation erwachsen: Das dem Absoluten entkoppelte Individuum entsteht, um sodann die aus dem Diskurs der Ratio verbannte Transzendenz in die eigene Kompetenz zu verlegen; das absolute Ich Fichtes, der absolute Geist Hegels entzündet sich an diesem mit dem Verlust seines bergenden Grundes als solchem geborenen Individuum ebenso, wie die zeitgleich einsetzende Reflexion auf das nun allererst rational beobachtbare Verhältnis von Individuum und Religion. Der Ort der Trennung also als die Geburtsstunde von *Individualität und Religionsgeschichte* – wie dann die zweite, zweiteilige Publikation Günthers betitelt ist, die sich diesem Phänomen 1927/28 widmet, und die, im Gegensatz zu seinem ersten öffentlichen Gehversuch, in Stil und Methode schon ganz "Günther" ist.

⁶⁰ Vgl. Heidegger: *Unterwegs zur Sprache*. S. 261.

Als Antizipation und Situierung der Fernziele Günthers, die zu kennen uns den Gang erleichtern soll, bietet Foucault sich in besonderem Maße an, ist seine Perspektive wesentlich ein Historismus ohne den historisierenden Anspruch auf hermeneutisches Verstehen, eine Perspektive also, die äußerlich und aus der Distanz heraus versucht, nicht das *Was* zu erklären, sondern das *Wie* seines Zustandekommens zu verstehen. Daß sich darüber hinaus in der bei Günther und Foucault gleichermaßen erkennbaren aufklärerischen Disposition eine Konvenienz ganz anderer Art markieren läßt, die sich, in Analogie zur Freudianischen Austreibung des *Herrn aus seinem eigenen Haus* als Etablierung eines Bewußtseinsstandes verstehen läßt, den zu ignorieren man sich unweigerlich dem Verdacht der Naivität aussetzt, mag registriert werden, führt an dem zentralen Nexus jedoch vorbei. Auch wenn beide Souveränitäten opfern und Mächtigkeiten als illusionär entlarven, die den Wurzelnbestand des Subjektglaubens dezimieren, scheint es zwar billig, hierin Gemeinsames zu erkennen, doch eben kaum mehr, und es wäre deutlich zu kurz gegriffen, versuchte man darin einen tiefere Verwandtschaft gründen zu wollen. Die hier verfolgte Beziehung entspringt vielmehr einer notwendigen, obgleich unfreiwilligen Relation, die Foucault in der Funktion eines Kommentators des Güntherschen Unterfangens erscheinen läßt: Wenn Foucault sich aufmacht, eine Archäologie der Humanwissenschaften als Gegenmodell zur überkommenen Geschichtschreibung der Natur- und Geisteswissenschaften auf den Weg zu bringen, dann ist zum einen auch Günther zwangsläufig Gegenstand dieser Situierungen, Klassifizierungen und Verknüpfungen. Und zum anderen erwächst damit – sofern man nicht den Fehler begeht, sich in vordergründig kriteleiden Methodenreflexion zu zerfasern – die große Chance, das Projekt Günthers *vor jedem Verstehenwollen* mit Hilfe eines analytischen Instrumentariums zu *verorten* und an den Ansprüchen einer Theorie zu messen, die auf ihre eigene Weise gleichfalls einen dem bisherigen Gang der Historie äußerlichen Standpunkt beansprucht. Denn obgleich weder Foucault noch Günther ihre historischen Aprioris leugnen, so prätendieren beide doch, einen methodischen Ansatz in Anschlag zu bringen, der sich – wir deuten es unter der Sigle des "trans" an – als Gesamtperspektive auf die Summe eines Logos versteht, den Günther *in toto* den klassischen nennt, und der bei Foucault unter der Binnendifferenzierung von präklassisch, klassisch und modern firmiert. Anders gewendet erwächst mit der exterioren Archäologie – benehmen wir uns nicht der Fairness/Naivität, sie in ihren eigenen Ansprüchen ernst zu nehmen – zu allererst ein Blickwinkel, der weit genug ist, die Grenze Günthers und ihr jenseits noch zu beschreiben, und so dem Urteil einen Standpunkt zu bereiten, von dem aus es erstmals weit über das im Diesseits der Grenze allein mögliche "ja – aber" hinaus gelangen kannte.

Und neben Kommentar und Situierung gewinnen wir mit der Kenntnisnahme Foucaults eine für die Lektüre Günthers hilfreiche Sensibilisierung: Wir können uns einstimmen lassen vom Modus der neostrukturalistischen Umkehrungen am Eigentlichen/Uneigentlichen und der methodischen Verschiebung der Angriffspunkte. Denn seiner perspektivischen Neuorientierung entsprechend entledigt sich Foucault zur Klärung der historischen Entwicklungsschemata den hergebrachten Ansprüchen von Finalität und monokausaler Linearität. Sein Prinzip ist die Abwesenheit *des* formenden Prinzips, für das in der Ideengeschichte stets das Subjekt als teleologisches Substrat hat dienen müssen. An seine Stelle treten die erwähnten Dissonanzen und Brüche; die Themen, die Diskurse, die Epochen und Figuren der *episteme* verdanken sich nicht den Setzungen eines individuellen, kollektiven oder transzendentalen Subjekts, sondern ermöglichen umgekehrt dem fragmentarisierten Subjekt, sich in dem solcherart codierten Feld als dessen (epistemologisches) Produkt zu dechiffrieren. Konsequenz dieser Entmächtigung ist die Indifferenz gegenüber dem gemäßen, adäquaten, guten oder schlechten Wissen, denn wenn die Steuerungsinstanz der Wissensakquisition als deren Effekt dekomponiert wird, dann wird die Frage nach einem exklusiven Opti-

zum der Weltbemächtigung – sei es als Abbildung oder Konstruktion – für dieses Subjekt irrelevant. So gelangt der Archäologe – und hier führt die Bewegung Foucaults direkt zur methodischen Motivation Günthers – zur unbedingten Absage an Valenzen und Präferenzen einer jeweiligen Form des Wissens, bereitet umgekehrt die Möglichkeit, auf diesem Boden methodisch wie thematisch anderes nicht mehr als das verwerfliche/verworfen Negative, als die Negation des Akzeptierten im irrationalen, sprich: mythologischen Jenseits der Rationalitätsgenerierenden und sichernden Grenze zu erblicken, sondern hierin vielmehr eine Spielart des Selben zu entdecken – die Frag-Würdigkeit alter Grenzziehungen kann umschlagen in eine produktive Durchsicht des bislang Verbotenen. Die Arbeit am Anderen, seine Entbergung als Aufweis einer nicht ergriffenen, allererst zur Entscheidung stehenden, durchaus gangbaren Möglichkeit, wäre dann mehr als die ins Determiniert-Beliebige führende Erfahrung der Moderne, die Luhmann darin erkennt, daß einiges auch ganz anders sein könnte;⁶¹ sie erbrächte vielmehr eine Position, von der aus sich die Grenzlinien, die diese Moderne allererst definieren, neu bedenken ließen: Wenn sich das Selbe nicht allein als das beliebig mögliche Produkt von Zufall und Notwendigkeit, sondern rekursiv im *Warum* des Ausschlusses seines Anderen näher zu erkennen gibt, wenn Diesseits und Jenseits sich schließlich allein funktional als strategische Setzungen enthüllen und so ihre jeweilige semantische Besetzung als kontingent entlarven, dann verflüssigt sich die Grenze zwischen ihnen, und Grenzen dispersieren in ihrer Absolutheit schlechthin. Für Günther ist die Egalität der Wissensformen die Chance,

daß die mystischen Nebel, die diese Gebilde der Reflexion verbergen, sich lüften können und uns die scharfen Konturen einer exakten und operablen neuen Rationalität sehen lassen. Eine Rationalität, in der alles sehr anders ist, als tausendjähriger frommer Glaube uns bisher gelehrt hat. [B II, XVI]

Wohlgemerkt, es wird nicht darum gehen, den Mythos – etwa im Sinne Lévi-Strauss' – als parallele Rede neben dem Logos zu re-etablieren; worauf Günther primär drängt, ist, das sich der Form der Vernunft widersetzende Denken als Index der Begrenztheit der Vernunft selbst zu erkennen. Einer Vernunft, die an ihren Grenzbereichen nicht umhin kann, das Andere als das Mythische zu denunzieren, wenn sie das virulente Andere ihrer selbst sich zwangsläufig im "uneigentlichen" Mythos gegenüberstellen muß. Der Mythos wäre so verstanden das permanente Andrängen eines Bedürfnisses der "eigentlichen" Vernunft, die in den engen Grenzen des Rationalen nur defizitär zu sich gelangen kann, und folgerichtig hat die Vernunft in der Geschichte die längste Zeit

einem verführerischen und bequemen Irrglauben angehangen. Dem Glauben der Aufklärung an die unbedingte Exoterik alles [sc.] Wissens. In ihm hat das moderne Säkularisierungsbestreben seine Wurzeln. Man glaubt nur mythischen Unrat wegräumen zu müssen, ohne sich darüber klar zu werden, daß die so entstehenden Leerräume eine Forderung darstellen und eine Gefahr, weil man sich nicht sicher ist, der Forderung, die im Leeren liegt, gewachsen zu sein. [B III, VII]

Man könnte eine Arbeitsteilung zwischen Günther und Foucault erkennen, wenn Günther die von der herrschenden *episteme* verworfenen Spuren eines Denkens jenseits des klassi-

⁶¹ Luhmann testiert sozialen Ordnungen in engen Grenzen die Möglichkeit der Diversität, des Ausbruchs aus der Realität ihrer Figuration, so sie das System nicht sprengen. Es ist die begrenzte Freiheit innerer Modulation, "ein Minimum an 'negentropischer' Ordnung, das heißt eine Ordnung mit gebundenen Alternativen. Ihre Eigenwerte findet man in 'Stellen' oder auch 'Funktionen', die immer auch anders besetzt, aber eben nicht beliebig anders besetzt sein können. Stabilität wird dann dadurch gewährleistet, daß für alles, was wir vorfinden, nur begrenzte Ersatzmöglichkeiten in Betracht kommen." Luhmann: *Beobachtungen der Moderne*. S. 47.

schen Logos in der Gnosis, den Mystikern und der negativen Theologie ausmacht,[⁶²] um ihre Spuren strukturell auf sein Denken hin zu verlängern. Es wäre so eine eigentümliche Komplementärbewegung zwischen dem Archäologen und dem Strukturtheoretiker, der auch die je verschiedenen Präferenz – Entsprechungen bei dem einen, Abbrüche bei dem anderen – nicht im Weg stehen muß, wenn der archäologische Aufweis von Diskontinuitäten, Instabilitäten und Lücken die Mechanik beschreiben kann, wann, wo und evtl. auch warum das "trans" der ultimativen Grenze sich nicht schon längst in die Geschichte hat einschreiben dürfen.[⁶³] In eine Geschichte jedoch, die aus dem jenseits der Grenze heraus und ihr gegenüber sich doch wieder in eine strukturelle Homogenität verwandelt. Arbeitsteilig hätte es zu sein, denn die prätendierte Exterritorialität der Beschreibung, die implizierte Sonderstellung scheint der schwache Standpunkt des Archäologen zu sein. In diesem Sinn hat Manfred Frank wohl Recht, wenn er in einer Archäologie, die die Gesamtperspektive auf die Entwicklungsgeschichte abendländischer Rationalität beansprucht, ein "vom Hegelschen Selbstbewußtsein der Geschichte ununterscheidbares Unternehmen" erblickt, an dessen Ende "sich dieser Geist rückblickend als das, was er bisher war" erneut begreift.[⁶⁴] Günther, dessen Denken bis ins Innerste Hegel verpflichtet ist, wird damit keine Probleme haben. Im Gegenteil macht er sich auf, das in der unausweichlichen Immanenz der Selbst-Beschreibung des Geistes angelegte Paradox jener nur im Absoluten gangbaren interiorenen Äußerlichkeit mit der Integration dieses letzten Privilegs des Absoluten in das – nunmehr von unendlich vielen "absoluten" Grenzen durchzogene – Diesseits als die eben dort mögliche Veränderung des Selben zu entparadoxieren.

Das Schisma der Moderne

Für Foucault, der Hegel die Absage erteilt, wird das Problem des eigenen Standpunktes aber noch in anderer Hinsicht drängend – und damit betreten wir den Weg, der auch inhaltlich zu Günther leitet –, wenn er in der epistemischen Verfassung der Moderne das Produkt jenes Diskursabbruches markiert, den das beginnende 19. Jahrhundert mit der vorkantischen, klassischen Repräsentationsform vollzieht. Die klassische *episteme* kann sich – folgt man Foucault – noch als ein homogener, geschlossener, "selbstreferentieller" Repräsentationsraum konstituieren, insofern sie einer spezifischen Zeichenkonzeption aufsitzt, deren *strikt binäre Organisation* ein transitives Verweisungsschema etabliert. Die damit formierte *Reduplikation der Repräsentation* ist also (noch) nicht von einem allererst zu vermittelnden Auseinandertreten von Bezeichnendem und Bezeichnetem durchzogen, im Gegenteil, das Zeichen der Klassik "muß repräsentieren, aber diese Repräsentation muß ihrerseits in ihm repräsentiert sein." [⁶⁵] Der damit angelegte Selbstbezug der Repräsentation wird möglich

weil in ihrem eigenem Wesen die Repräsentation immer senkrecht zu sich selbst steht: sie ist gleichzeitig *Indikation* und *Erscheinen*, Beziehung zu einem Gegenstand und

⁶² Vgl. etwa B I, 40; B III, 157, 287; GZ IXf, XIIIf, 202; IuG 15,122, 320, 322.

⁶³ Überaus wünschenswert wäre eine Archäologie und Genealogie des Feldes der *mathesis*, die den Foucaultschen Schnitt rund zweitausend Jahre nach vorne zu verschieben hätte, um sowohl das ins Unbewußte abgesunkene Andere der tradierten Begriffs-, Zahl-, Klassifikations- und Verknüpfungskonzepte als das anfänglich in der Achsenzeit zur Disposition stehende erneut ins Bewußtsein zu bringen, wie auch die Gründe dafür, daß es aus dem Repertoire gestrichen wurde. Zaghafte Ansätze dazu bietet Günther selbst in der Einleitung von *Idee und Grundriß*, sowie Kaehr: *Einschreiben in Zukunft*.

⁶⁴ Frank: *Was ist Neostrukturalismus?* S. 188f.

⁶⁵ Foucault: *Die Ordnung der Dinge*. S. 98.

Manifestation ihrer selbst. Vom klassischen Zeitalter an ist das Zeichen die *Repräsentativität* der Repräsentation, insoweit sie *repräsentierbar* ist.^[66]

Die Folge dieses wechselseitigen *Quidproquo* ist eine diskursive Koinzidenz, die Repräsentation, die nicht über sich hinaus verweist, sondern allein zirkulär an das sie bedingende Repräsentatum rückgekoppelt ist, das seinerseits das Repräsentans evoziert, eine solche Repräsentation zeichnet Foucault verantwortlich für einen unweigerlich selbstreferentiellen Raum des Wissens, in dem ausschließlich die solcherart gedoppelten Repräsentationen einander begegnen. Entsprechend hat in der Klassik "die reine Wissenschaft von den Zeichen den Wert des unmittelbaren Diskurses des Bezeichneten"^[67] und eröffnet ein epistemisches Interaktionsfeld, "in dem mit vollem Recht Sprache und Erkenntnis, wohlgeformter Diskurs und Wissen, universale Sprache und Analyse Denkens, Geschichte der Menschen und Wissenschaften der Sprache kommunizieren."^[68] Erkenntnistekhnisch überlagern sich Sprache und Denken, da sie sich dem gemeinsamen Ursprung, dem Zeichen, verdanken, ja die Erkenntnis erscheint in der Form der Sprache, denn "Wissen heißt: sprechen, wie man muß und wie es der bestimmte Weg des Geistes vorschreibt. Sprechen heißt wissen, wie man kann und nach dem Modell, das die auferlegen, die von gleicher Geburt sind."^[69]

An dieser Stelle nun den entscheidenden, die Moderne definierenden Bruch vollzogen zu haben, lastet Foucault dem Kritizismus Kants an: Mit der kopernikanischen Wende als initialem Reflex auf die Bedingung der Möglichkeit der Repräsentation überhaupt, wird das von der semiologischen *adäquatio* bis dahin präsupponierte senkrechte Relationsverhältnis nun mehr explizites Objekt der Kritik; und infolgedessen entsteht nach Foucault der Zwang, jene das Klassische kennzeichnende "Universalisierung des Wissens in ein philosophisches Denken",^[70] in eine eigene Methodenreflexion zu überführen. Fortan hat die Repräsentation "die Kraft verloren, von ihr selbst ausgehend, in ihrer eigenen Entfaltung und durch das sie reduplizierende Spiel die Bande zu stiften, die ihre verschiedenen Elemente vereinen können", die "Bedingung dieser Verbindungen ruht künftig außerhalb der Repräsentation", und es zerbricht der einheitliche (klassische) Diskurs, "der als gemeinsamer Ort für die Repräsentation und die Dinge, die empirischen Erscheinungen *und* die wesentlichen Regeln diene".^[71]

Die erste Folge dieser Zersplitterung verbucht Foucault im Erscheinen einer diskursiven Symmetrie, die als wechselseitig bedingte Reflexionsweise entweder auf die Bedingung der Möglichkeit von Erfahrung zielt, oder auf die Kohärenz der empirischen Erfahrung selbst. Geboren damit ist die Dualität von Transzendentalismus und Positivismus, eine Dualität, die schließlich zum rückgekoppelten Schisma der Moderne schlechthin gerät, wenn beide Bereiche als apriorische bzw. aposteriorische Rede gemeinsam über die sie ermöglichenden,

⁶⁶ A. a. O., S. 99. Hervhbg. orig. Foucault beruft sich auf die *Logik von Port Royal*, die als erstes Beispiel eines Zeichens die Karte resp. das Bild, also die graphische Wiederholung des zu Bezeichnenden in der Bezeichnung anführt, wenn es heißt: "Das Zeichen enthält genaugenommen in sich zwei Ideen, die des Dinges, das darstellt, und die des dargestehenden Dinges; seine Natur besteht darin, die zweite Idee durch die erste anzuregen." Arnauld: *Die Logik oder die Kunst des Denkens*. S. 41.

⁶⁷ A. a. O., S. 101.

⁶⁸ A. a. O., S. 126.

⁶⁹ A. a. O., S. 124.

⁷⁰ A. a. O., S. 304.

⁷¹ A. a. O., S. 294. Hervhbg. J. C.

nun ins Empirische verlagerten "Quasi-Transzendentalien"^[72] von Arbeit, Leben und Sprache übergreifen. So entsteht als Signifikante der Moderne eine gedoppelte Grundkonstellation, die jede Erkenntnis als das ausweglose Oszillieren zwischen der nicht zu vermittelnden empirischen und transzendentalen Erfahrungswirklichkeit zerreißt. Denn – so lautet die deutliche Spitze gegen Husserl –,

[e]s ist zweifellos nicht möglich, den empirischen Inhalten einen transzendentalen Wert zu geben, noch sie in Richtung auf eine konstituierende Subjektivität zu verlagern, ohne wenigstens verschwiegen einer Anthropologie Raum zu geben, das heißt einer Denkweise, in der sich die De-jure-Grenzen der Erkenntnis – und infolgedessen jeden empirischen Wissens – gleichzeitig die konkreten Formen der Existenz sind, so wie sie sich genau in demselben empirischen Wissen geben!^[73]

Die zweite und entscheidende Konsequenz ist die epistemologische "Geburt" des Menschen, der erst in dem Augenblick Thema werden kann und muß, in dem das klassische Repräsentations-Schema "als gemeinsamer Diskurs der Repräsentation und der Sachen, als Ort in dem Natur und menschliche Natur sich überkreuzen" außer Kraft gesetzt wird.^[74] Fortan thematisiert sich der Mensch als Mensch, denn die Repräsentationen figurieren nicht länger das ihnen eigene, geschlossene Spiel ihrer Ordnung, sondern definieren sich über "die äußerliche Beziehung, die sie zum menschlichen Wesen herstellen."^[75]

Doch auch hier wiederholt sich ausweglos die nicht zu vermittelnde Dopplung: Von wo auch immer der Mensch sich in den Blick nimmt – als empirisch-leibliches oder als erkennendes Wesen –, wesentlich bleibt er sich als Mensch entzogen, insofern die angestrebte essentielle, letztbegründende, apodiktische Erkenntnis seiner selbst sich stets nur an und aus seiner endlichen, empirischen Realexistenz gewinnen läßt. Die Kontingenz seiner faktischen Begrenztheit taucht den Menschen in einen – wie Foucault es nennt – *anthropologischen Schlaf*, schaltet der bloßen Möglichkeit der Erkenntnis ein epistemologisches Apriori vor, das ihm die Thematik, Modalität und Reichweite seiner Fragestellung präformiert, insofern diese sich je schon durchdrungen zeigt von der anthropogenen Daseins-Notwendigkeit: Wenn die Repräsentationen nicht mehr ungebunden untereinander flottieren, sondern den Menschen als ihr eigentliches Verweisungs-Zentrum entdecken, dann wird alles, was gewußt werden kann und will, nur so gewußt werden wollen und können, wie es sich im Durchlauf durch den "Filter Mensch" zeigt. Der moderne Mensch, der der zeitgenössische Mensch ist, ist so notwendig gefangen als "eine seltsame, empirisch-transzendente Dublette, weil er ein solches Wesen ist, in dem man Kenntnis von dem nimmt, was jede Erkenntnis möglich macht",^[76] und selbst das sich in der Sprache aussagende *Cogito* reicht nicht mehr hin, das Sein des Menschen zu sanktionieren. Mit dem Ende der selbstapplikativen Repräsentation löst sich nicht zuletzt auch die Sprache als distinkter, dem Wissen objektivierbarer Raum vom dem der Erkenntnis und der Ontologie ab; die Sprache bekommt ihr eigenes Sein als Objekt und der ehemalige Nexus von Wissen und Sprechen wird für das im *Cogito* sich aussprechende Ich entkoppelt, wenn die klassische Synthese von Wissen und

⁷² Das 'quasi' indiziert den speziellen Ort, den die Bereiche Arbeit, Leben und Sprache einnehmen, insofern sie einerseits die objektive Erfahrung der Lebewesen, der Produktion und der Formen der Sprache ermöglichen", sich aber andererseits aber von echten Transzendentalien unterscheiden, denn "sie liegen auf der Seite des Objekts". A.a.O., S.301.

⁷³ A. a. O., S. 306.

⁷⁴ A. a. O., S. 376.

⁷⁵ A. a. O., S. 378.

⁷⁶ A. a. O., S. 384.

Sein sich nicht mehr im Raum der Repräsentation vollziehen kann. Spricht das moderne *Cogito* (Husserls) sich nunmehr in die zum Objekt gewordene Sprache, die für das Denken "nur in der Schwere der Sedimentierung existiert, die es nie vollständig aktualisieren können wird",^[77] so kann auch diese letzte Reduktionen den empirisch-transzendentalen Spalt nicht überbrücken, sondern eröffnet umgekehrt dem *Cogito* die Fragwürdigkeit seines Seins. "Was muß ich sein, der ich denke und der ich mein Denken bin, damit ich das bin, was ich nicht denke, damit mein Denken das ist, was ich nicht bin?"^[78] lautet die Frage, die hinab führt in einen "Abgrund, der uns lange Zeit unsichtbar blieb: das Sein der Sprache kommt für sich selbst nur im Verschwinden des Subjekts zur Erscheinung."^[79]

Die Chance auf einen Ausweg, jene im klassischen Diskurs ursprünglich gegebene Konnektivität zu re-etablieren, zeichnet sich für Foucault allerdings nur wieder hinsichtlich der Sprache selbst ab, deren besonderes *Sein* er als eine Eminenz verehrt;^[80] zumindest eine vage Perspektive, die Dopplung der Moderne zu überwinden, knüpft sich an die *Rückkehr der Sprache* aus ihrer (objektivierten) Fragmentierung und Zerstückelung. Ziel wäre es, das Sein der Sprache ganzheitlich neu zu gründen, der Einheitsraum der Repräsentation müßte wiederhergestellt werden, um Sein und Sprechen, Denken und Sein wieder aufeinander abbilden zu können. Doch ist der einfache Rückweg versperrt, hinter die einmal vollzogene Trennung und Objektivierung führt kein Weg zurück und die hier intendierte Rückkehr ist "nicht als Versprechen eines Ursprungs und eines Bodens zu verstehen, in dem alle Gegensätze entstanden sind und sich darum für uns wieder auflösen."^[81] So gibt sich die Rückkehr als Fluchtpunkt wohl zu erkennen, jedoch ohne positive Konkretion des Fluchtweges.

Indem wir uns anstrengen, diesen Bruch zu bewältigen und die Sprache in ihrer Ganzheit erscheinen zu lassen, würden wir das zu einem Ende bringen, was sich vor und ohne uns gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts vollzogen hat. Was wäre das aber für eine Vollendung? Wenn man die verlorengegangene Einheitlichkeit der Sprache rekonstruieren will, geht man dann bis ans Ende eines Denkens, nämlich jenes des neunzehnten Jahrhunderts, oder wendet man sich an Formen, die bereits inkompatibel mit ihm sind? Die Dispersion der Sprache ist in der Tat auf grundlegende Weise mit jenem archäologischen Ereignis verbunden, das man durch das Verschwinden des [klassischen] Diskurses bestimmen kann. In einem einzigen Raum das große Spiel der Sprache wiederzufinden, könnte ebenso heißen, einen entscheidenden Sprung zu einer völlig neuen Form des Denkens zu machen, wie auch, einen im vorangegangenen Jahrhundert eingeführten Wissensmodus in sich selbst abzuschließen.^[82]

Die Sprache des Jenseits

Eine völlig neue Form des Denkens – es ist weniger die lexikalische Kongruenz mit Günther, der wir die Freiheit zu diesem eindringlichen Zitat entlehnen, als vielmehr die

⁷⁷ A. a. O., S. 391.

⁷⁸ A. a. O., S. 392.

⁷⁹ Foucault: *Subversion des Wissens*. S. 48.

⁸⁰ Anders als Leben und Arbeit, stellt die paradigmatisch als Körper und Organisation begriffene Sprache dieser ihrer Nivellierung auf den Staus eines *reinen Objekts* drei *Kompensationsleistungen* entgegen; sie wird *formalisierbar*, *interpretierbar* und als Literatur in opaker Selbstrückbezüglichkeit *radikal intransitiv*. Damit wird zwar *das Sein der Sprache praktisch in Stücke gerissen*, behält ihr jedoch ein gewisses *Privileg* vor, sich bis zur Ankunft Nietzsches der *radikalen Reflexion*: Was ist Sprache? zu entziehen. Vgl. Foucault: *Die Ordnung der Dinge*. S. 361-72.

⁸¹ Foucault: *Subversion des Wissens*. S. 34.

⁸² Foucault: *Die Ordnung der Dinge*. S. 371.

Gewißheit, damit aus anderem Munde nicht nur eine mögliche Kurzformel des Projektes Gotthard Günthers vorstellen zu können, sondern auch den philosophischen Ort, an dem sein Schreiben zu sich gelangen wird. Denn auch wenn Foucault auf anderen Wegen und unter anderen Zielvorgaben dahin kommt, mit der Wiederkehr der Sprache jenen verlorenen Einheitsraum des "Subjekts" zu prätendieren, und auch wenn es befremdlich klingt, Günther mit seiner Verwurzelung im Hegelschen, sprich modernen Denken als Promotor der Wiedervereinigung des klassischen Repräsentationsraumes zu avisieren – genau um die Einheit der Sprache im Sinne eines universalen, "synthetischen", selbstreferentiellen, repräsentationsfähigen Codes wird es Günther am Ende zu tun sein. Und das, obschon oder gerade weil er das Ans-Licht-Bringen seiner Frage: *Was ist Sprache?* einer vollkommen anderen Reflexionsform unterstellen wird, als Foucault es in "diesem philosophisch-philologischen Raum, den Nietzsche uns eröffnet hat"⁸³] von vornherein in nur sehr engen Grenzen für möglich hält.

Für Foucault ist der Mensch allein das ephemere Produkt einer spezifischen, modernen Diskursform, und demgemäß plädiert er für die Überwindung jener *episteme*, die dieses (gedoppelte) Subjekt in ihr Zentrum stellt, um rekursiv immer nur Wissen akquirieren zu können, dem das Subjekt als sein (illegitimer) Horizont bereits vorausgegeben ist. Vielleicht denkt Foucault hier Hegelscher als im lieb ist, in jedem Fall wird Günther am Ende gemeinsam mit Hegel und Foucault in das Lachen Nietzsches einstimmen, das sie all denen entgegensetzten,

die noch vom Menschen, von seiner Herrschaft oder von seiner Befreiung sprechen wollen, all jenen, die noch fragen nach dem Menschen in seiner Essenz, jenen, die von ihm ausgehen wollen, um zur Wahrheit zu gelangen, jenen umgekehrt, die alle Erkenntnis auf die Wahrheiten des Menschen selbst zurückführen, allen, die nicht formalisieren wollen, ohne zu anthropologisieren, die nicht mythologisieren wollen, ohne zu demystifizieren, die nicht denken wollen, ohne sogleich zu denken, daß es der Mensch ist, der denkt [...].⁸⁴

⁸³ A. a. O., S. 369.

⁸⁴ A. a. O., S. 412. Um möglichen Unschärfen vorzubeugen: Wer lacht über wen? Sicherlich zieht der Kreis der Belächelten sich bei Foucault weiter als bei Günther; Günther verbittet sich jedes Amüsement über Hegel, der für Foucault als Protagonist des modernen Diskurses ebenso wie Husserl und Heidegger notwendig an der *Fiktion Mensch* festhält. Günther dagegen differenziert, schert sich wenig um die Korsette einer Chronologie und macht gerade Hegel zum Kronzeugen jener Strukturtheorie des Geistes, der es gilt, im Lichte der Kybernetik ein operationales Gewand zu knüpfen. Wir können also Günthers ungesprochenem Protest gegen vorschnelle Egalisierungen mit der Stimme Derridas zu einem eindringlichen Plädoyer verhelfen, für den "die anthropologistische Lektüre Hegels, Husserls und Heideggers einen Widersinn" bedeutet. Derrida, der Hegel, Husserl und Heidegger in ihrer Kontraposition zu Humanismus und Anthropologismus ernst nimmt, der *unisono* mit Günther an die strukturtheoretische Verfassung Hegel'scher Geistphilosophie erinnert, der in der "Kritik am Anthropologismus [...]" eines der inauguralen Motive von Husserls transzendentaler Phänomenologie" erkennt und an Heideggers Gleichung von Humanismus und klassischer Ontologie/Metaphysik im *Humanismusbrief* erinnert, Derrida also wundert sich *publice*, daß das Schema der unmittelbaren Nachkriegsrezeption sich kaum verwandelt fortsetzt. "Die Kritik des Humanismus und des Anthropologismus, die eines der beherrschenden und führenden Motive des gegenwärtigen französischen Denkens ist, ist weit davon entfernt, ihre Quellen und Garanten in der Kritik am selben Humanismus bei Hegel, Husserl und Heidegger zu suchen, sie scheint im Gegenteil [...], Hegel, Husserl und—auf diffusere und mehrdeutige Weise—auch Heidegger mit der althumanistischen Metaphysik zu *amalgamieren*." Hier sind "die Schemata der anthropologistischen Fehlinterpretation aus Sartres Zeiten bei jenen, die das Amalgam praktizieren, noch am Werk, und mitunter sind es eben diese Schemata, die es gebieten, Hegel, Husserl und Heidegger in die Finsternis der humanistischen Metaphysik zu verbannen. Sehr häufig sind diejenigen, die den Humanismus gleichzeitig mit der Metaphysik bezichtigen, in *Wirklichkeit* bei dieser ersten

Die Forderung, der sich Günther und Foucault dann zu stellen hätten, wäre ein sprachlicher Raum, eine Repräsentationsform, die sich nicht länger der Hoheit jener historisch kontingenten Spezifikation des Subjekts unterstellt, die vielmehr umgekehrt eine Signifizierungsebene eröffnete, in der Sprachlichkeit und Reflexionsmechanik aus sich selbst und für sich selbst in Erscheinung treten könnten, um so allererst eine Form zu bereiten, in die sich dann auch das Subjekt einschreiben könnte. Es wäre dies die Einheit der Sprache, deren Einheit sich der Austreibung eines anthropologisierten Subjektes verdankt, und die sich damit grundlegend von allen postumen, restaurativen Wiedervereinigungen unterscheidet. Nachträgliche Emulsionen also wie sie am deutlichsten in der Romantik etwa im Rahmen der *progressiven Universalpoesie* begegnen, mit der Schlegel im berühmten 116. Athenäums-Fragment dem zu Beginn des 19. Jahrhunderts offensichtlich drängend verspürten Problem der Sprachzerstückelung entgegentritt. Die Stoßrichtung der Romantik ist gerade der synkretistische Versuch, "alle getrennten Gattungen der Poesie wieder zu vereinen, und die Poesie mit der Philosophie und der Rhetorik in Berührung zu setzten",^[85] und der Geist des *poetischen Imperativs* – "unbedingte Poetisazion, Technisazion, Idealisazion, Naturalisation, Realisation, (Philosophazion)"^[86]—hat die spirituelle Emanzipation vom Glauben an das Subjekt noch nicht vollzogen. Rein kumulative Additionsversuche solcher Art verlassen (aber) grundsätzlich das anthropologische Zentrum nicht, und mag auch hier die Ratio des Subjekts durchaus mit ihren Limitationen kämpfen, das Festhalten am (im Sinne Günthers) klassischen Denken, wird sich nur als Transposition der für das klassische Subjekt konstitutiven Spaltung erweisen. Daher kann Günther Schelling als Kronzeugen des romantischen Vereinigungsstrebens heranziehen, "um zu zeigen, wie ein neuer Anfang der Philosophie von vornherein zum Scheitern verurteilt war, weil er mit prinzipiell unzureichenden Denkmitteln durchgeführt werden sollte" (IuG 79). Denn letztlich erweist sich die in Schelling begegnende "Alternative, aus der angeblich die neue positive Philosophie entspringt, mythologisch und ohne echte Basis." (IuG 80)

Und dennoch, strukturell betrachtet läßt sich Schelling nicht nur als ein weitgesteckter Ansatz begreifen, "der von allen europäischen Denkern einem Durchbruch am nächsten kommt" (IuG 77), sondern er bezeugt umgekehrt die Ausweglosigkeit einer Verfangenheit, die innerhalb der Grenzen der autochthonen Vernunft deren immanente Erweiterung notwendig im Mythos diffundieren läßt. Eben darum scheint das *älteste Systemprogramm des Deutschen Idealismus* gewußt zu haben, wie auch jene das 116. Athenäums-Fragment erläuternde Programmschrift – das *Gespräch über die Poesie* –, in der die Romantik das entgrenzende Neue notgedrungen als *Neue Mythologie* propagiert. "Wir haben keine Mythologie" beklagen die Romantiker,^[87] "wir müssen eine neue Mythologie haben", fordert das *Systemprogramm* und inauguriert bereits die Unmöglichkeit des Grenzüberschrittes, denn "diese Mythologie [...] muß im Dienste der Ideen stehen, sie muß eine Mythologie der Vernunft werden",^[88] soll sie doch "aus der tiefsten Tiefe des Geistes herausgebildet werden".^[89]

Lektüre Hegels, Husserls und Heideggers stehengeblieben, und es wäre mehr als ein Anzeichen dafür in zahlreichen neueren Texten hervorzuheben. So läßt sich denken, daß man zumindest in dieser Hinsicht am selben Ufer geblieben ist." Derrida: *Fines Hominiis*. S. 126f. Hervhbg. orig.

⁸⁵ F. Schlegel: *Athendums-Fragment*. 116. S. 182f.

⁸⁶ F. Schlegel: *Fragmente I*. 348, S. 50.

⁸⁷ F. Schlegel: *Gespräch über die Poesie*. (Rede über die Mythologie) S. 358.

⁸⁸ *Das älteste Systemprogramm*. S. 311.

⁸⁹ F. Schlegel: *Gespräch über die Poesie*. S. 358.

Dieser Geist aber ist der idealistische Geist des aufgeklärt-kritischen Subjekts, und zwangsläufig folgt der romantischen Euphorie die Ernüchterung der alte Schelling bleibt unverstanden. Trotz allem: Das Problem, einen Einheitsraum der Repräsentation zu gründen, in dem das Repräsentierende sich als sein eigener Grund erfassen könnte, bleibt virulent; die Sprache, die gesprochen wird, spricht bereits nicht mehr, und "das 'Ich spreche' hat seine Souveränität nur dort, wo jede andere Sprache abwesend ist."^[90] Doch der Hinweis auf ein Entkommen durch die Sprache selbst bleibt auch für Foucault nur der Index eines einzuschlagenden Weges, die positive Alternative vermag er nicht zu geben und muß auf dieser Stufe die Hoffnung darauf selbst noch als unsicher und keinesfalls firm bescheiden. "Ich ahne nicht einmal, ob ich jemals werde darauf antworten können, oder ob mir eines Tages Gründe beifallen werden, die mir zu einer Entscheidung verhelfen",^[91] ist das vorläufige Fazit – der Richtungsweis deutet sein Ziel eher nebulös voraus. Sicher ist dabei nur eines: Es geht um einen Bereich, der sich dem positiven Diskurs vollständig verschließt, schon

[d]ie Möglichkeit eines solchen Denkens liegt für uns in einer Sprache, die uns das Denken als solches entzieht bis zur Unmöglichkeit der Sprache selbst vorstößt, bis zu jener Grenze, wo das Sein der Sprache in Frage gestellt wird.^[92]

Foucault nennt es das *Denken des Außen*, indiziert damit den Ausweg als ein kategorial getrenntes Drittes, das sich nicht in der Reaktivierung des Verlorenen erschöpft, könnte solches sich allein als additives Kompilat des Getrennten ereignen. So wird es darum gehen, die Immanenz der Dualität zu transzendieren, um der in der Immanenz allein als Mythologie möglichen Alternative zu entkommen. Die Frage aber bleibt nach dem eigentümlichen Raum dieses Denkens und der spezifischen Form seiner Sprache, denn

[z]weifelloos hat es sein Modell, sein Fundament, seinen Wortschatz in keiner bereits definierten Reflexionsform, in keinem schon gesprochenen Diskurs. Man könnte mit einer Analogie sagen, daß man für das Überschreiten eine Sprache finden müßte, die das wäre, was die Dialektik für den Widerspruch gewesen ist.^[93]

Erneut spiegelt sich die Verfangenheit wieder, die sich in der Positivität des Diskurses anschickt, sie von innen heraus zu überwinden, die das Unmögliche wagt, den gespaltenen Repräsentationsraum innerhalb seiner Spaltung zu reunieren. Sichtbar zwar wird deutlich das Gebrechen des positiven Diskurses, doch ist die Alternative teuer erstanden: Das Denken, das die Verantwortung für sein eigenes Sprechen auf sich nimmt, scheint zur Sprachlosigkeit verdammt, wie umgekehrt dem Sprechen der Raum, sich zu denken, entgleitet. Der andere Weg aber, die Lösung in Richtung auf eine Mythologie verbirgt mehr, als daß er produktivbefreiend wirkt. Verborgен hinter der illusionären Verheißung eines mythologischen Ortes ist die kategoriale Unmöglichkeit dieses Ortes selbst, solange er in der Immanenz der nicht mehr zur Deckung zu bringenden Dualität von Sein und Sprache gesucht wird. Hier führt kein Weg zurück, nach innen oder in die Tiefe postumer Synkretismen, und es wird der umgekehrte Weg zu gehen sein, der die Dichotomie selber verläßt und sich ihr von Außen nähert.

Hier bringt sich das "trans" in Erinnerung und hier auch ist der Ort, wo die Frage des Standpunktes für Foucault drängend wird. Wenn er das Postulat des Hinausgangs aus der Positivität des Diskurses ratifiziert, dann riskiert er sein eigenes Verstummen, denn "die Sprache

⁹⁰ Foucault: *Subversion des Wissens*. S. 47.

⁹¹ Foucault: *Die Ordnung der Dinge*. S. 371f.

⁹² Foucault: *Subversion des Wissens*. S. 36.

⁹³ A. a. O., S. 35f.

entrinnt der Seinsweise des Diskurses, d.h. der Herrschaft der Repräsentation".^[94] Von wo aus aber kann dieser Ort bezogen und beschrieben werden? Wie läßt sich in der unausweichlichen Immanenz des Diskurses dieser selbst transzendieren? Wie läßt das Jenseits eines vom Subjekt konstituierten Denkraumes sich erreichen, wenn die Denkmittel, dies zu tun, sich notwendig dem überkommenen Konzept dieses Subjektes und seiner Sprache verdanken?

Vielleicht durch eine Form des Denkens, die sich an den Rändern der abendländischen Kultur bis jetzt ungewiß abgezeichnet hat. Dieses Denken hält sich außerdem jeder Subjektivität, um ihre Grenzen wie von außen hervortreten zu lassen, um ihr Ende zu verkünden, ihre Zerstreuung aufspüren zu lassen und ihre endgültige Abwesenheit festzustellen. Dieses Denken hält sich aber gleichzeitig an der Schwelle jeder Positivität, nicht um deren Begründung oder Rechtfertigung zu leisten, sondern um den Raum ihrer Entfaltung wieder zu finden, die Leere, in der sie sich aufhält und die Distanz, in der sie sich konstituiert und in der sich ihre unmittelbaren Gewißeheiten verflüchtigen, sobald man seinen Blick auf sie lenkt.^[95]

Damit reiht auch Foucault sich in den Geheimbund jener *Obskurantisten* ein, die – stigmatisiert und narrenfrei – diesem dunklen und gefährlichen Anderen auf der Spur sind, wohl wissend um die Probleme, sich vor der Sprache der Positivität als kohärenter, nicht-positiver Diskurs ausweisen zu müssen. Gefordert wäre eine Form der Repräsentation, deren Verweisstruktur nicht länger auf ein ihr äußerliches Seiendes und von dort zurück auf das Subjekt zielt, gefordert wäre eine erneute Transformation des Repräsentationsschemas, um

der reflexiven Sprache eine andere Wendung zu geben. Sie darf nicht mehr auf eine innere Bestätigung, auf eine zentrale und unverrückbare Sicherheit hin orientiert sein, sondern auf eine äußere Grenze hin, an der sie sich immer in Frage stellen muß und wo sie, an ihrer eigenen Grenze angelangt, nicht die ihr widersprechende Positivität trifft, sondern die sich verlierende Leere. In diese Leere muß sie gehen, in dieses Geräusch, in die unmittelbare Verneinung dessen, was sie sagt, muß sie sich auflösen: in ein Schweigen, welches nicht die Intimität des Geheimnisses ist, sondern das Außen unablässig vorbeirauschender Wörter.^[96]

Für Foucault ist dieses *Denken des Außen*, besser gesagt der Ort dieses Außen und die Möglichkeit der darin gangbaren Signifizierungsstruktur, das notwendig Anzudenkende zwar, doch so, daß es vom Innen her sich jedem Zugriff entzieht, der es überhaupt als denkbar erscheinen ließe. Und wir, die wir mit dem positiven Diskurs die Grenze unserer Rationalität selbst bemessen, sind leicht gewillt die Entgrenzung des Diskurses gleichzusetzen mit dem Grenzüberschritt in das Verrückte. Dabei entspricht diese Gleichsetzung mehr als einer bequemlichen Willkür, die sich der lohnenden Gefährdung nicht auszusetzen vermag: Wenn die Rede gebricht, kommt das Denken und das Ding an sein Ende, präjudiziert schon das Duo George/Heidegger, und Heidegger übersetzt *logos* wieder ausdrücklich mit *Rede* und *Aussage*.^[97] Die Logik ist dann das hörende Vernehmen des *logos*-Wortes, und wo das Wort selbst sich dem Denken versagt, da eben herrscht die Un-Logik, die Un-Vernunft, der schwärmerische Wahn. Wenn Foucault also postuliert, es handele sich bei der Erfahrung des Außen darum "sich in der blendenden Innerlichkeit eines Denkens zu sammeln, auch wenn

⁹⁴ A. a. O., S. 47.

⁹⁵ A. a. O., S. 48f.

⁹⁶ A. a. O., S. 51.

⁹⁷ Vgl. Heidegger. *Metaphysische Anfangsgründe der Logik*. S. 28-32.

jenseits allen Sprechens Schweigen und jenseits allen Seins Nichts ist", dann klingt in dieser Verheißung der defensive Ton gleich mit: "Noch läßt sich darüber nichts Sicheres ausmachen".^[98]

Sicher und gewiß jedoch hätte es zu sein. Den Standards der Theoretiker der Positivität gemäß müßte es der Verifikation, mindestens aber der Falsifikation genügen, hätte so den Spagat zu wagen, als nicht-positiver Diskurs, als negative Rede und non-repräsentationale Signifikation sich der Form der Aussage – also dem Charakter, wahr oder falsch zu sein – zu ergeben, um das Außen vor dem Ausschluß aus der Vernunft zu bewahren. Das Ziel wäre eine Apophansis des Nichts, die *clare et distincte* jene *sich verlierende Leere*, jenes Schweigen des Seienden zu manipulieren hätte, und die so in einer Rückkehrbewegung den Totalitätsanspruch der Vernunft des positiven Logos, von dessen Ausgrenzung sie stets umdroht ist, als partiell und defizitär erweisen müßte. Hier siedelt das Dritte, hier dann auch gibt sich das "trans" des Klassischen als die Umfassung, Ermöglichung und Situierung einer Ratio zu erkennen, die Foucault als den positiven Diskurs bereits in ihre Grenzen bescheidet, und für deren Erweiterung in den Bereich der Negativität hinein Günther den Vorlauf eines achtundsiebzigjährigen Lebens benötigen wird, um dem Belgrader Hegelkongreß seine *Theorie der Negativsprachen* (= IGN, 1978) vorstellen zu können. Sowohl der Ungewißheit Foucaults über die Form und Funktionsweise eines nichtreflexiven Sprechens könnte damit zur Konkretion verholfen werden, als auch dem *Denken des Außen sein* voller Gehalt verliehen werden, der sich dann, nicht ohne einen Anflug von Hybris, als die Doppelung des *genitivus objectivus* und *genitivus subjektivus* verstehen ließe: Es wäre das *Denken des Außen*, das dieses selbst vollzieht und das sich als Denken im Außen des Denkens vollziehen läßt. Es wäre der definitive Überstieg, der das zu transzendierende auch im Akt des endgültigen Hinausgangs nicht verläßt; es wäre ein neuer Formbegriff, der den Binarismus von Form und Inhalt seiner hergebrachten Absolutheit benimmt, wenn die Negativsprache eine prä-semiotische (Repräsentations)Form gründet, deren a-substantielles inhaltliches Fassungsvermögen als Höchstmaß an Allgemeinheit erst die Bedingung der Möglichkeit jeder positiven, substantiellen und repräsentationalen Abbildung darstellt.—Das zumindest ist die späte Hoffnung Günthers, und sie soll an dieser Stelle der perspektivische Fluchtpunkt unseres Durchgangs sein, wie auch der Maßstab eines künftigen Urteils.

Dekonstruktive Lektüre

Auf den Weg dahin werden wir also zweierlei mitzunehmen haben. Das erste wäre die Höhe des Problembewußtseins, von der aus Günther sich in den philosophischen Diskurs einträgt, die wir nun, näherungsweise zunächst, vermessen können und als deren taxonomisches Hilfsmittel sich die von Foucault entworfene Systematik anbietet. Denn Foucault erhebt das bei Günther eher implizite und habituelle Vorgehen explizit zur Methode, generiert gar eine neue Disziplin, wenn er das ideengeschichtliche Konvolut dahingehend seziert, daß die Präparate des Denkens in einem Ordnungsgefüge erscheinen, dessen tiefgründige Mechanik sie wohltuend aus der Hegemonie des Subjekts befreit. So wird zum einen ein Bewußtsein dafür bereit, daß jeweilige Themata, Theoreme und Strategeme deutlich tiefer als jeder hermeneutische Zirkel es anzudeuten vermag, Produkt und Effekt diskursiver, epistemischer, d.h. transsubjektiver Dispositionen sind. Zum anderen und weit wichtiger wird von hier aus eine fast Kantisch zu nennende Kritik ermöglicht, die immanent versucht, auf die jeder diskursiven Immanenz vorgängigen Bedingungen der Möglichkeit von Wissen zur reflektieren. Eben diese Doppelung einer zwischen Innen und Außen oszillierenden Analyse

⁹⁸ Foucault. *Subversion des Wissens*. S. 49.

und Kritik durchzieht das Schreiben Günthers; dies als eine beinahe notwendige Parallele, denn die von Foucault wie Günther eingenommene Perspektive kann bzw. will ihr Hegelsches Erbe nicht verleugnen. Doch scheint es zu kurz gegriffen, gerade auch das Operieren Günthers allein auf Hegel abbilden zu wollen. Denn wenn die Kritik schließlich zum dritten die zeitgenössische *episteme* als eine unabgeschlossene, ergänzungsbedürftige Form der Vernunft erweist, dann sind sowohl Foucault als auch Günther inhaltlich über Hegel hinaus, insofern sie auf einer Kompensation diesseits des Absoluten insistieren. Beide treffen sich – aus unterschiedlichen Richtungen, doch strukturell kompatibel – dann auch thematisch an einem gemeinsamen Punkt, den Foucault als die empirisch-transzendente Doppelung markiert, und dem Günther sich über den Nexus von Logik und Ontologie nähert, als dessen letzte Einheitsgestalt er Leibniz erkennt. (vgl. B II, 182). Hier zu einer Einheit zurückzufinden, die keine Rückkehr in überlebte, gar mythologische Formen der Reflexion sein soll, die aber gleichzeitig die Einheit des zeitgenössischen Logos nicht als die *all-eine* Form möglicher Rationalität akzeptiert, ist beiden gleichermaßen das *Movens*. *Transklassische Rationalität* wird bei dem einen die Summenformel für das lauten, was bei dem anderen noch vage als das *Denken des Außen* firmiert, wobei diese eher präventöse Haltung Foucaults die fast zwangsläufige Konsequenz der ihm eigenen Blickrichtung ist. Anders als Günther orientiert sich das archäologische Gesichtsfeld in erster Linie analytisch-kritisch nach rückwärts; Foucault geht es darum, einen Alternativentwurf zur *Geschichtsschreibung des Geistes* zu etablieren, hinter dem der positive Aufweis eines Auswegs zurücktritt. Demgegenüber proportioniert Günther sein ergonomisches Quantum mit dem eindeutigen Schwerpunkt auf der konstruktiven, progressiven und projektiven Seite und gerade der methodisch symmetrischen Drift verdankt sich der an dieser Stelle über Foucault gewählte Einstieg auf den Denkweg Gotthard Günthers.^[99]

Arbeitsteilig nannten wir das Verhältnis beider zuvor; wir sehen nun die analytische Insistenz, mit der Foucault wortgewaltig dem Denken seine selbstverborgenen Präfigurationen dekomponiert als subtile, historische "Präliminarie", von der aus sich der epistemologisch Fragehorizont entfaltet, in den hinein Günther seine Antworten formuliert: Wenn die empirisch-transzendente Doppelung sich als das fundamentale Apriori erweist, anhand dessen zeitgenössische Philosophie als ganze sich messen und vermessen lassen muß – und sich scheidet –, dann findet Günther jeder Ideengeschichte voraus seine erste und weiteste kontextuell Einordnung als ein Ansatz, der sich gerade an diesem Bruch ansiedelt, um sich mit Hilfe der ihm eigenen Transformation in dieser Fissur einzurichten. Denn gleichgültig, ob man die Gründe, Motive und Datierungen Foucaults teilt, das Problem einer sich selbst fragwürdigen, am Ende inkommensurablen, anthropologisierenden Subjektzentrierung bleibt davon unberührt und ermöglicht es im Gegenteil von hier aus, die sukzessiven Versuche von Dialektik, Phänomenologie, Fundamentalontologie, (Neo)Strukturalismus, aber auch Linguistik, Ethnologie und Psychanalyse als – von diesem Bruch allererst evozierte – Strategien zu lesen die sich ihm entweder unreflektiert ausliefern, sich im vollen Bewußt-

⁹⁹ "Ein Einstieg, der keinesfalls notwendig durch das Einfallstor "Foucault" zu gehen hat. Die Gramatologie Derridas, der Anticartesianismus Merleau-Pontys, das Seins-Denken des gekehrten Heidegger wären hier als mögliche Zugänge ebenso zu nennen, wie Logik, Kybernetik, Geschichts- und Technikphilosophie. Doch wollen wir uns Günther von außen nähern, sind also daran interessiert, sein Gebäude zunächst aus der größtmöglichen Distanz in den Blick zu nehmen, um es Schritt für Schritt zu umwandern und an seinem Ort von anderen zu unterscheiden. Und wenn Günther dabei das erst zu kennende Fremde ist, dann scheint die Verknüpfung mit schon gekannten Referenztheorien der Erkenntnisnahme um so förderlicher, wenn sie das Zusammenspiel von Bekanntem und Unbekanntem so entwickelt, daß diese Verwebung uns nicht sogleich mit den Details verflechtet. Für eine solche erste, weite, perspektivierende, orientierende und anknüpfende Situierung scheint dann allerdings Foucault dienlich—u. E.

sein der Problematik daran abarbeiten, oder die das Problem insgesamt zu unterlaufen suchen. Hier dann reiht sich Günther ein, und es wird die Sonderheit seines Denkens sein, zugleich mit Foucault einen externen Standpunkt zu beanspruchen, von dem aus er jedoch das Paradox angeht, dem Denken einen immanenten Raum zu eröffnen, in dem positiv, d.h. diskurs- und sprachfähig das Denken des Außen als synthetisierender Überstieg jeden Diskurses und jeglicher Sprache selbst sich vollziehen lassen wird.

Weil also die historische Bestandsaufnahme Foucaults in eine Theorie mündet, die den Positivismus und die Transzendentaltheorie selbst transzendieren will, weil sie als Analyse somit dort endet, wo Günther sein Schreiben einsetzen wird, ermöglicht die Konkatenation mit dieser *Ordnung der Dinge* mehr als nur eine wissenschaftsmechanische bzw. -historische Einordnung etwa im Sinne von Thomas Kuhn, sondern kristallisiert die Arbeit Günthers inhaltlich als den von Foucault anvisierten, dort jedoch uneingelösten Bewältigungsversuch der schismatisch gebrochenen Moderne.

Damit aber – und dies wäre das zweite, was wir von hier aus mitzunehmen hätten – konturiert sich das Schreiben Günthers deutlich anders und tiefer, als die gängige Lektüre es sehen möchte; vor jeder Diagnose am Detail entreißen bereits die Indikationen der Vernunftkritik Foucaults die Ortschaft des Güntherschen Textes der ubiquitären Zuordnung in Formalisierung oder Spekulation. Gewiß, Logik und Ontologie, Reflexionstheorie und Technikphilosophie, Metaphysik und Handlungstheorie mögen durchaus als distinkte Themenkreise in Günther gelesen werden, doch nur unter der Bedingung, sie entweder im Vorhinein aus dem metakritischen Gesamt heraus schon zu kennen, oder sie in einer Rückkehrbewegung auf das synthetisierende Ganze zu identifizieren. Gerade dieser Sicht jedoch verschließt sich die Rezeption, und das *Warum* ihrer Weigerung mag nunmehr ein wenig deutlicher werden, wenn hinter der Unnachgiebigkeit, Günther dem einen oder anderen Lager zuschlagen zu müssen, sich die Bedrohung des eigenen Standpunktes der jeweiligen Lektüre zu erkennen gibt. Es scheint als widerspiegeln sich in der müßigen Alternation der Zuordnung eben die Duplizität des Diskurses, den wir mit Foucault den modernen nennen können, und vor seinem Horizont erhalten wir ein Stück weit eine Transparenz dafür, warum die Lektüre und Kritik sich im monotonen "ja–aber" erschöpft: Die Hartnäckigkeit mit der Günther sich stets als (transzendentaler) Logiker oder als (empirischer) Technik- und Geschichtsmetaphysiker kategorisiert sieht, könnte so betrachtet das notwendige Produkt des modernen Diskurses selbst sein; die offenbare Unmöglichkeit einer "synthetischen" Lektüre ließe sich erkennen als Index jener fest gefügten Ordnung des "Entweder-Oder". Und tief und offensichtlich unbewußt legten die Widerstände gegen eine "gedoppelte" Lektüre davon Zeugnis ab, wie sehr das eigene Sprechen auf dem Spiel steht, wenn der Methodendualismus selbst hinterfragt wird. Eine fundamentale Gefährdung brandet hier an, denn es geht um Defizite und blinde Flecke; eine perfide Bedrohung noch dazu, denn sie speist sich aus dem eigenen Apriori. Als Ausweg bleibt dann nur eine vordergründige, das große Opfer ersparende Lösungsstrategie: die eigene wird konsequent auf Günther projiziert. So bestätigt die Situation, die Günther im Einleitungskapitel zu *Idee und Grundriß* beschreibt, sich nachhaltig in der Rezeption seines Werkes, und es deutet viel darauf hin, daß die Lektüre Günthers nicht an ihre Lektoren vorgebracht ist, hätte der ihnen dort vorgehaltene Spiegel die leidige Alternative im Vorhinein unterminiert.

Wissenschaftstheoretisch gesprochen stehen sich zwei Parteien gegenüber, die einander genau korrespondierende Aussagen machen. Beide sind sich darüber einig, daß es zwei grundsätzliche Aussagetypen gibt. Wir wollen sie 'S' und 'O' nennen. Der Typus 'S' bildet seine Aussagen auf den Hintergrund der Subjektivität (Bewußtsein, Geist) ab, während der inverse Typus 'O' sie auf den Objektzusammenhang projiziert. Beide Aussagetypen haben sich im Laufe der Entwicklung in zwei Wissenschaftsgruppen kristalli-

siert. Aussagetypus 'O' hat die Mathematik und Naturwissenschaften hervorgebracht. Aussagetypus 'S' hat Philosophie und Geschichtswissenschaft produziert. Zwischen den Vertretern beider Typen hat sich nun ein grundsätzlicher Streit erhoben, der die ganze abendländische Geschichte in der einen oder andern Form beherrscht. Beide Parteien behaupten nämlich, daß Wahrheit nur durch den eigenen Aussagetypus endgültig bestimmbar und eindeutig kommunizierbar ist. [JuG 20f]

Von hier aus dann und einen zweiten Blick vorausgesetzt ließe sich die Lage aber umkehren, die Lektüre hätte nicht so sehr die Spaltung und Diversität im Werk Günthers zu suchen, sondern in der rückgekoppelten Doppelung des Diskurses selbst. Auf dieser Basis hätte jede Situierung Günthers zu allererst sich selbst zu situieren und der Frage nach den Leistungen und Fehlleistungen des begegnenden Textes die Frage nach dem eigenen Leistungs- und Fassungsvermögen innerhalb der Dichotomie vorzuschalten.

Spätestens hier und gerade im Angesicht der Unhintergebarkeit des Diskurses, erschließt sich die Dringlichkeit wie auch die Möglichkeit einer anderen Strategie, die sich weigert als Wiederholung der Partialisierung, der Segmentierung und der Ausschluss-Routinen das Spiel von Eigentlichkeit und Uneigentlichkeit auf ihre eigene, maximal inverse Weise zu fortzuschreiben. Notwendig wäre eine Lektüre, die – obgleich gefangen in der Allgegenwart der Grenzen – sich nicht erschöpft als bloß "anarchistische Option in der Polemik gegen die Mechanismen, die die angeblich wildwüchsigen Reden in das Prokrustesbett eines Diskurses zwingen,"^[100] die vielmehr diesen Diskurs sich als das eigene, unausweichliche Apriori ins Bewußtsein bringt. In ihm gilt es sich einzurichten, und jede Stellungnahme muß zu allererst ein Stellungnehmen in und zu und gegenüber den diskursiven Prädispositionen sein. Erst dann – Spencer Brown erinnert uns zurecht: der *distinction* folgt die *indication* – erst im Zuge dieser Distanz suchenden Differenzierung also besteht die Chance, daß die von der Lektüre gesetzten Grenzziehungen als die Limitationen des Diskurses wahrgenommen und transparent werden können, wie umgekehrt die Strategie des Diskurses: hermetischer, begrenzender, exkludierender Einheitsraum zu sein, dem so beschnittenen Lesen als die eigentliche Heteronomie erscheint. So würde sich der Diskurs, der immer der eigentliche ist, verfremden, würde an seinen nunmehr sich abzeichnenden Umrissen die Grenze seiner All-Einheit finden und eröffnete ganz intra-diskursiv den Weg seiner Subversion im Sinne der bei Derrida begegnenden Dekonstruktion. Die Lektüre, die sich über die reduzierte Erfahrung des "ja–aber" hinaus in die Nähe des Textes Günthers begeben will, hätte so ihren diskursiven Ort, wenn nicht zu verlassen – denn noch ist kein neuer Ort gewiß –, so doch als Invariante zu demontieren; der dekonstruktiven System-Verschiebung, die Derrida intendiert, entspräche hier eine zunächst noch virtuelle Variabilität des Standpunktes; eingeschlossen in der Positivität des Apriori, kündigt der Reflex darauf bereits ein Jenseits an – der *mark of distinction* des Spencer Brown-Kalküls generiert mit *inside* und *outside* immer zwei Seiten – und verspricht der vom Innen her gezogenen Unterscheidung ein/sein wenn auch noch unkenntliches Außen. So könnte die notwendige Begrenzung, weil Beobachtung, sich auf sich selbst wenden, könnte die Unhintergebarkeit der Begrenzung selbst in ihren Grenzen als begrenzte entdecken, um nicht von vornherein vom Dispositiv der Beobachtung, dem Diskurs, überwältigt zu werden.^[101]

¹⁰⁰ Frank. *Was ist Neostrukturalismus?* S. 240.

¹⁰¹ Von eben dieser Virtualität des Standpunktes, von der (noch) konturlosen Ungewißheit des neu zu beziehenden Ortes kündigt das 2. Axiom des Spencer Brown-Kalküls, das die Selbstanwendung der Unterscheidung als *form of cancellation* in die Unbestimmtheit des *unmarked state*, in die Leere, ins Nichts führt. Vgl. Spencer Brown: *Laws of Form*. S. 5.

Baustellen

Grenzen also gibt es zu Genüge, und jeder wird sich zu stellen haben, denn: Man kann nicht nicht unterscheiden. Erneut begegnen wir der Frage: Wie sich stellen, von wo aus die Grenzen des Werkes ziehen, nach innen und nach außen, von wo aus und entlang welcher Richtlinien den Um-gang wagen, auf welchen Pfaden das Opus abschreiten, daß es seine ohnehin nur ideale Identität nicht vollständig leugnen muß?

Wir kennen nun die Frage nach der Grenze in ihrer Vielfalt, sie entfaltet sich über die Beobachtungsfrage zur Systemfrage, über die Wahrheitsfrage zur Machtfrage, über die Lektürefrage zur Diskursfrage. So wirft sie neu die Frage auf nach den Möglichkeiten, sich innerhalb dieser Zwingburg einzurichten, und durch sie hindurch gibt sich stets die Leitfrage Günthers zu erkennen, nach den Bedingungen und Möglichkeiten einer Transzendenz, die ihre ursprüngliche Immanenz nicht preisgibt. Im Angesicht der Grenzfrage ringen dann deutlich zwei Seelen: Das Erkennen vollkommener Freiheit, in deren Schonungslosigkeit sich der Text mit seinem Grenzübertritt in den Diskurs begibt; sich selbst entmächtigend im Moment seines Geschriebenseins, einer fremden Wahrheit harrend, die ihm die Beobachtung des Interpretens, der jeder Leser ist, oktruiert. Und gleichzeitig und gleichermaßen, eine Vorsicht, eine Bedachtsamkeit, die sich hütet, vorschnelle Rechte abzuleiten; eine Achtung davor, daß ein anderer einmal etwas gewollt haben mochte, und das Innewerden vor dem, womit er dies zu tun gedachte.

Freiheit galt lange Zeit als Einsicht in die Notwendigkeit, und an dieser Stelle wäre ein erstes Heraustreten aus den Lähmungen, mit denen dieses Dilemma fesselt, die Einsicht in die Unausweichlichkeit, mit der jede verstehende und Verständnis weckende Rede über Texte, diese okkupiert. Sich stellen wäre dann Eingeständnis, wäre redliches Gestehen, daß kein Ort existiert, von dem aus sich der Text gewaltfrei lesen ließe. Ein für allemal, es findet sich keine Stellung, die einzunehmen wäre, ohne in Stellungnahmen zu enden, keine Position läßt sich beziehen, von der der Text nicht affiziert würde, und nichts bleibt dem Text äußerlich, daß auch mit größter Vorsicht an ihn herangetragen würde. Davon weiß bereits die Hermeneutik, wenn sie sagt, "daß man *anders* versteht, *wenn man überhaupt versteht*",^[102] doch bleibt die Frage der Einstellung zum Notwendigen bestehen: Wie sich einrichten im Unausweichlichen? Zu dem Gestehen muß und kann sich nun die Offenheit, die Unverborgenheit gesellen, die den Zwang durch Akklamation unterläuft und unverhohlen ihr Nicht-anders-Können reklamiert. Es wäre die Umkehr, zu affirmieren wäre das Zerschneiden, das Eingeständnis der Unfähigkeit, nicht gewalttätig zu sein, nicht zu zerbrechen, zu verschieben, zu metaphorisieren. Das Auslassen und Weglassen, Zufügen und Ergänzen erkennen als wesenhaften Zugang, als die Stellung, die nicht nicht bezogen werden kann. Nicht nur das Schreiben wäre essentiell fragmentarisch, wie Derrida weiß,^[103] auch die Lektüre, jeder Umgang mit Schrift und Text trüge notwendig das Gebrechen in sich, die Unvermeidlichkeit je anders sein zu können als roh und selbstisch. Es gibt kein bruchloses Band zwischen Autor und Lektor. Alles andere wäre verbergende Entstellung, trojanisches Eindringen, um zu verschleiern, was doch von innen heraus sich zu sprengen nicht beherrschen kann.

Wir teilen also nicht den Optimismus Hans-Georg Gadamer, der eine Horizontverschmelzung erkennen möchte,^[104] wenn Autor und Leser, obgleich Zeit und Raum enthoben, nach

¹⁰² Gadamer: *Wahrheit und Methode*. S.302. Hervhbg. orig.

¹⁰³ Vgl. Derrida: *Edmond Jabé und die Frage nach dem Buch*. S. 111.

¹⁰⁴ Vgl. Gadamer: *Wahrheit und Methode*. S. 311 f.

Platonischem Vorbild in das dialektische Spiel von Frage und Antwort treten. "Das Gespräch ist ein Vorgang der Verständigung", begründet er seine Hoffnung, und "alles, was die Situation der Verständigung im Gespräch charakterisiert nimmt nun seine eigentliche Wendung ins Hermeneutische, wo es sich um das Verstehen von Texten handelt."^[105]

Nicht nur weil uns der Glaube in die Verschmelzung abgeht sind wir wenig optimistisch, viel mehr noch scheint es wenig opportun, an dieser Stelle ein Modell hinzuzuziehen, das Günther selbst bemühen wird, um diesen Horizont von Rede und Gegenrede als unverschmelzbar zu testieren. Ihm ist, genau konträr zu Gadamer, der Platonische Dialog und hier der Protagoras (vgl. IuG 117; B II, 19, 29ff) die erste Spur für jenen kategorialen Abbruch zwischen Agent und Reagent, den wir als Diskontextualität kennenlernen werden, und der als unüberquerbare Grenze nicht nur die an keiner Stelle mögliche Amalgamisierung der Gesichtskreise impliziert, sondern weit darüber hinaus die Möglichkeit der einen, gemeinsamen Welt schlechthin leugnet. Wir sind beschlossen, je für uns doch nicht allein; der Abbruch, der das Universum in das *Pluriversum* diversifiziert,^[106] gebiert die Welten und die Anderen im Abschied vom transzendentalen/klassischen Subjekt; und was für Ich und Du wird gelten werden, das ist auch hier, beim Text der Fall: Von Günther her läßt sich das Band zwischen Schreiben und Lesen wohl gar nicht durchgängig denken, der rote Faden noch, der die Taue der königlich-britischen Marine durchzog, wäre als Bild zu homogen – die Faserbündel Wittgensteins sind hier das passendere Modell.

Weil also nichts sich unverwandelt durchzieht, wird uns das Lesen selbst schließlich fraglich, denn im Lesen – für machen zumindest – "vollendet sich die Sinnwirklichkeit des schriftlich Fixierten im Sinnvollzug selbst, und nichts sonst geschieht."^[107] So werden wir Günther nicht lesen können, die Lektüre, die immer Interpretation ist, verliert ihr Objekt. An unserem Ende kommt etwas an, gewiß, aber ob es einmal in dieser Form entsandt wurde, vermögen wir nicht zu entscheiden und soll auch nicht mehr die Frage sein, denn es geht nicht mehr um Interpretation, Reproduktion und Rekonstruktion treten an ihre Stelle.

Auch Reproduzieren ist Verstehen, wenn auch mehr als das. Es handelt sich ja nicht um eine völlig freie Schöpfung, sondern um nichts anderes als, wie das Wort so schön andeutet "Aufführung", durch die das Verständnis eines fest fixierten Werkes zu einer neuen Realität heraufgeführt wird.^[108]

Die Realität des Textes als je eigene, neue Realität zu erkennen—mit solchem Eingestehen müßte man beginnen. Von hier aus ließe sich dann rekonstruieren: Die produzierende Lektüre aus dieser Stellung heraus verstellt sich den Weg, Interpretation zu werden, bewahrt vor den Ansprüchen einer Wahrheit, die die eine sein soll, und formuliert mit dem eigenen Konstrukt die Forderung nach den anderen stets schon mit. Hier dann spätestens unterscheiden sich Interpretation und (Re)Konstruktion unwiderruflich, hier ist der Ort, an dem die Frage des Umgangs mit Texten zur Umgangsfrage schlechthin gerät.

Denn die Texte sollen begegnen.

Über die Problematik der Grenze des Textes wurde die Grenze selbst zum Problem und wirkt nun zurück auf ihren Ausgangspunkt: Was ist Text, wo schreibt sich seine Grenze,

¹⁰⁵ A. a. O., S. 389. "Das ist das eigentliche Geschehen im Gespräch: das Gemeinte artikuliert sich, indem es Gemeinsames wird." ders.: Zwischen Hermeneutik und Dialektik. S. 18. Besser verstehen würden sich wohl Günther und Descartes, für den ja die Mathematik die Mutter der Verständigung ist

¹⁰⁶ Erst ein Nekrolog bringt es kongenial auf den Begriff. Vgl. Meyer. *Universum / Pluriversum*

¹⁰⁷ Gadamer: *Zwischen Phänomenologie und Dialektik*. S. 18.

¹⁰⁸ A. a. O., S. 17.

und rechnet sich die Grenze selbst zum Text, oder zählt sie zu seinem Außen? Die Grenze weiß sich nicht zu entscheiden, gehört sie zum Innen bereits oder markiert sie die letzten Bereiche eines Davor. Sie ist weder-nach und beides zugleich, ein Ärgernis dem Denken der Identität. Darin aber gleicht sie dem, der die Texte über seine eigene Grenze in den Diskurs gegeben hat, dem Autor, vom dem wir nicht sicher sein können, wo und wie, wenn es ihn überhaupt denn gibt, er anzusiedeln ist. Gehört er zum Text, und wenn, als sein Herr oder Knecht? [¹⁰⁹]

Oder ist er ihm äußerlich, allein ein Kristallisationspunkt der Diskurse, die durch ihn hindurchlaufen, von ihm maximal ins Buch lanciert werden, um – wie Foucault es für Mallarmé beschreibt – ihn am Ende "mit seiner eigenen Sprache auszulöschen, so daß er nur noch als Ausführender in einer reinen Zeremonie des Buches darin vorkommen will, in dem der Diskurs sich aus sich selbst zusammensetzte"? [¹¹⁰]

Im mindesten scheint er eine Schnittstelle zu besetzen, die zwischen Innen und Außen vermittelt, ein Modul des Entstehens. So gerinnt er zur Produktionsbedingung, ließe sich reduzieren auf die Hardware für Diskurse. Aber gerade hierin liegt seine Restituierung, denn die Produktionsbedingungen industrieller Systementwicklung im Bereich von Hard- und Software zeigen sich als zirkuläre Prozesse, denen die Produktionsmittel nicht äußerlich bleiben: Die Hardware schreibt die Software schreibt die Hardware, Produkt und Produktionsprozeß gehen eine rekursive Kopplung ein, Schleifen treten an die Stelle linearer Fabrikationsabläufe. [¹¹¹] Auf diese Weise erkennen wir, wenn Texte begegnen, in ihnen die formatierende/formatierte (Denk) Figur des Autors wieder, sehen, daß die nicht länger am prä-digitalen Technik-Modell orientierte Rekonstruktion eines Textes immer auch die seiner Produktionsmittel ist und sein muß, wenn die klassische Linie von Produzent-Produktion-Produkt sich längst zum Escher-Band Hegels geschlossen hat. [¹¹²]

So könnte eine Rekonstruktion an den Rändern beginnen, die als Grenzen den Autor funktional selbst skizzieren, wohl wissend, daß kein Datum seiner Geschichte hinreicht, eine Lektüre als *die* Lektüre auszuzeichnen, denn das wäre interpretieren. Der Umgang um den Textcorpus dürfte so den anderen Körper des Autors mit in den Blick nehmen, wenn darin nicht länger der *Sitz im Leben* exegetischer Wahrheitsfindung gesucht ist. Wenn es denn

¹⁰⁹ Für das Herrenmodell bis in die höchsten Versteigungen des Geniekultes plädiert die Tradition seit Kant, wenn sie den Text unter die unbezweifelte *auctoritas* des Autors stellt. Mit Eco löst die zeitgenössische Semiotik die Unizität des Autors auf, installiert—am triadischen Denken Ch. S. Pierce geschult—zwischen die *intentio auctoris* und die *intentio lectoris* die *intentio operis* eines nicht-empirischen *Modell-Autors*, die in keinem autoritär-authentischen Abkünfigkeitsverhältnis ihre Akzeptanz erreicht, "wenn sie von einer anderen Stelle des Textes bestätigt oder zumindest nicht in Frage gestellt werde." (Eco: *Die Grenzen der Interpretation*. S. 48) Rorty schließlich plädiert in pragmatistischer Umkehr dafür, nicht nur jede Rede von *intentiones* (wessen auch immer), sondern auch "die Distinktion zwischen Gebrauch und Interpretation einfach fallen zu lassen, um nur zwischen den Nutzungsmöglichkeiten für verschiedene Menschen mit abweichenden Motiven zu unterscheiden", um also hinter der vollständigen Konzentration auf die Rezeptions-Seite den Autor zum Verschwinden zu bringen. Rorty: *Der Fortschritt des Pragmatisten*. S. 116.

¹¹⁰ Foucault: *Die Ordnung der Dinge*. S. 370.

¹¹¹ Vgl. Ditterich, Helletsberger, Matzka: *Organisatorische Vermittlung verteilter Systeme*

¹¹² Fern ab von Hard- und Software ist dies allerdings schon ein altes Wissen, das viel radikaler noch und auch differenzierter Produkt, Produktion, Produzent, Rezipient auf das endlose Band auffädelt, denn "[d]ie Konsumption vollzieht erst den Akt der Produktion, indem sie das Produkt als Produkt vollendet, indem sie es auflöst, die selbständig sachliche Form an ihm verzehrt; [...] sie ist also nicht nur der abschließende Akt, wodurch das Produkt Produkt, sondern auch, wodurch der Produzent Produzent wird." Marx: *Einleitung zur Kritik der Politischen Ökonomie*. S. 625.

stimmt, daß (auch) umgekehrt die Texte ihre Autoren produzieren, dann erscheint schließlich auch das Votum "Allein die Texte sollen begegnen!" in neuer Bedeutung und erweist die Perspektive auf den Text als wesentlich gedoppelt: die Rekonstruktion des Textes als Konstruktion des Autors als Konstrukt des Textes. Die postmoderne Verunsicherung, die – selbst dem Identitätsdenken verhaftet – uns die sicherer Unterscheidung zwischen Text und Autor streitig macht, richtet sich gegen das mit dem Genie-Gedanken überkommene, lineare Verhältnis von Urbild und Abbild, und so gegen ein Produktionsmodell, dem wir im Vorhinein schon entsagen. Erscheinen Kreise hier treffender, dann gibt es für die Rekonstruktion keine Berührungsgänge mit Autoren, also mit sich selbst schreibenden Körpern, versagt der rekonstruktive Gestus sich ohnehin den bedeutsamen Übertritt, der Historiographie in monokausales Interpretament verwandeln soll. So schließen wir uns Maurice Merleau-Ponty an, der in den Leibern der Welt den Anhalt seiner Suche nach jener dritten Dimension zwischen einem *äußersten Subjektivismus* und *äußersten Objektivismus* zu finden hofft, einer Suche, die sich dann auch gegenüber Texten und Autoren, Historien und Sinnentwürfen als gedoppelte und umgreifende zu stellen weiß.

Alle ökonomischen oder psychologischen Erklärungen sind wahr, da ein Denker doch immer von dem her nur denken kann, was er ist. Auch das Reflektieren bloß auf den Lehrgehalt einer Philosophie bleibt unvollständig, setzt es sich nicht ins Verhältnis zur Entstehungsgeschichte der Lehre und den äußerlich sie erklärenden Gründen, Sinn wie Ursachen dieser Lehre existentiell strukturierend. Was eine Philosophie 'besagen will', lehrt uns letztlich allein ihre 'Sinngenesis', wie der Husserlsche Ausdruck lautet.^[113]

¹¹³ Merleau-Ponty: *Phänomenologie der Wahrnehmung*. S. 16.

Zweites Kapitel: Zwischen den Stühlen

Ab urbe condita

Dann endlich ließe sich mehr sagen, als daß Gotthard Günther am 15. Juni 1900 geboren wurde und nach einem mit Arbeit erfüllten Leben am 29. November 1984 starb. Es ließe sich erneut von Grenzen reden, von Abbrüchen und Sezessionen, die beständig Günthers Leben und seine Theorie durchziehen,¹¹⁴ von der und von der aus wir implizit unausgesetzt und ausdrücklich schon ein Stück weit sprechen. An solche Grenzen sich zu stellen, muß dann nicht Hindernis sein, die eigene Gangart entscheidet über den Charakter der Grenze, und wir, die wir solche Demarkationen ab- statt überschreiten wollen, erhalten mit den Grenzverläufen unsere Orientierung; eine Linie von Berührungspunkten zwischen biographischer, historischer und textueller Genese. Doch nicht psychologische Befindlichkeiten interessieren, bestimmte Züge oder Charakteristika, die für wiederkehrende Strukturen im Schaffen herzuhalten haben – postum deklarierte Kausalitäten solcher Art lassen sich für alles und jedes Handeln aufzeigen. Hier geht es um zwei Bahnen der Entwicklung, die sich in steten Parallelen zu dem einem Band der Sinngenesis verbinden, an dem eine Rekonstruktion sich abzuarbeiten hat.

Der Beginn dieses Bandes, der dem Abschreiten nun ein Ausgangspunkt sein soll, findet sich in einem schlesischen Pfarrhaus, eben an der Schwelle des Jahrhunderts. Und hier, genauer in Arnsdorf im Riesengebirge, ist es auch, wo die Linien sich beginnen, zur Form unseres Umgangs zu konturieren, wenn der Pastorensohn Günther während seiner letzten Schuljahre Oswald Spengler liest. *Der Untergang des Abendlandes*, in schwerster fin-de-siècle-Stimmung verfaßt, begeistert den Schulabgänger Günther in der nüchternen Morphologie einer nach Aufstieg und Höhepunkt nun dem Verfall notwendig überantworteten Kultur, und das monumentale Werk weckt pubertierende Allmachtphantasien, diesen Untergang wenn nicht abzuwenden, so doch ein gutes Stück hinauszuschieben. Der Weg dahin sei ihm seit den Tagen der Obertertia stets vor Augen gewesen: Gelehrter habe er werden wollen, nichts anderes – so zumindest rekonstruiert Günther sich im Abstand von knapp siebzig Jahren in seinen Erinnerungen. (vgl. SD 3)

Die Wahl der Mittel führt ihn nach Heidelberg, er immatrikuliert sich in Philosophie, beginnt, diese konsequent von ihren Ursprüngen her zu studieren. Das bedeutet: Am Anfang stehen die Asiaten, dann erst kommen die Griechen und am Ende die europäische Tradition der klassischen Moderne. Bruno Liebig und Max Walleser lehren hier Indologie, Friedrich Ernst August Krause obliegt dies für das klassische Chinesisch, und die Philosophie knüpft sich an Heinrich Maier und Heinrich Rickert.

Hier wäre der zweite Ort, an dem sich ein *spill* notieren ließe: Spengler propagiert das Ende der Geschichte, und der Theologe Karl Heim verkündet (wieder einmal und gewiß nicht als letzter) das Ende der Philosophie – man richtet sich an Grenzen ein, Endzeit-Stimmung allerorts. Günther, der sich in adoleszenten Tagen von Heim und Spengler zugleich und gleichermaßen beeindrucken läßt, wird bis an sein eigenes Ende hin einen Satz des Theologen zitieren, der diesem grenzgängerischen Habitus entstammt:

¹¹⁴ Um Mißverständnissen vorzubeugen: Abbrüche und Sezessionen meint nicht ein von Furchungen und Neuanfängen durchzogenes Werk, dessen Entwicklung sich im Falle Günthers umgekehrt auch bei zunehmender Komplexität homogen aus seinen Anfängen entfaltet, sondern bezieht sich auf die daraus erwachsenden Kontrapunkte zur überkommenen "Schulphilosophie".

Wenn alle Antworten, die man auf eine Frage geben kann, in gleich unlösbare Schwierigkeiten verwickeln, so gibt es nur noch einen Weg, um aus dem Labyrinth herauszukommen. Man kann die Frage selbst, die zu so unbefriedigenden Antworten geführt hat, einer Prüfung unterziehen. Vielleicht stellt sich heraus, daß sie falsch ist, daß sie auf falschen Voraussetzungen beruht. Dann ist es kein Wunder, wenn alle Antworten sinnlos ausfielen, die man auf diese Frage zu geben versuchte.^[115]

Verwerfung der schlechten Alternative insgesamt, Rejektion, Transjunktion – hier sind sie angelegt, in groben Ansätzen noch, die einer formalen Konkretion bedürfen, die aber deutlich bereits eine geistige Struktur, eine, um mit Kant zu sprechen, Denkungsart vorzeichnen, deren Fortentwicklung sich nahtlos in die oben skizzierte Exteriorität des Standpunktes ergibt. Von hier aus betrachtet kann der habituelle Rekurs auf die Tradition, der strukturtheoretische Aufweis ihrer Leistungsgrenzen als basale Fehlorientierung ihrer Fragen, den Günther der eigenen Fragestellung apologetisch vorschaltet, durchaus auch im Sinn eines Regelfolgens dieses (in der väterlichen Bibliothek internalisierten) Diktums Karl Heims gesehen werden. Denn das klassische Denken, und so weit reicht der Blick bereits, den Günther als Student über das universitär-philosophische Alltagsgeschäft einholt, ist als Ressource befriedigender und Gültigkeit beanspruchender Antworten erschöpft; das zweitausendjährige Geschäft abendländischer Philosophie scheint in der Monotonie seiner Systemfolge die beste Selbstwiderlegung.

Doch sieht Günther über den okzidentalen Rand der Disziplin hinaus, findet in der indischen und chinesischen Philosophie Ansätze für neue Strukturen,^[116] dort allerdings um den Preis ihrer formalen Exaktheit, und als Wegmarke ließe sich an dieser Stelle ein zweifaches Unbefriedigen festhalten: das Zusammenspiel von thematischer Verausgabung abendländischen Denkens einerseits und formaler Verarmung auf der anderen Seite des geistigen Spektrums. Thematisch ist Günther in *medias res*, Form und Inhalt zeigen sich in diesem westöstlichen Diwan als dichotome Reiche, die unvermittelt nebeneinander bestehen und damit die global-historische Variante einer Polarität darstellen, die sich paradigmatisch in der Genese der westlichen, also der auf eben jener von Aristoteles instituierten Scheidung fußenden Tradition widerspiegelt.

Zumindest erkennt Günther in den um Exaktheit, Kohärenz und Konsistenz bemühten Anstrengungen des Rationalismus dieses Auseinandertreten von Form und Inhalt wieder, wenn er sich auf der Suche nach begrifflicher Stringenz der europäischen Moderne zuwendet. In Berlin, wo er nach einer ökonomisch bedingten Unterbrechung erneut zum Studium ansetzt, sollen Max Dessoir, Arthur Liebert, Johann Baptist Rieffert, Eduard Spranger und Adolf von Harnack für Klärung sorgen. Doch anstelle des gesuchten Exakten kristallisiert sich im Gegenteil die *hylemorphe* Grenze als solche heraus, deren thematisches Diesseits Systementwürfe von schwerlich auslotbarer Tiefe einem formalen Jenseits gegenüberstellt, das mitunter als Vakuum terminologischer Strenge und Luzidität gelten kann. Wenn Kant die Bedingungen der Möglichkeit des Erkennens für das endliche

¹¹⁵ Heim: *Das Weitbild der Zukunft*. S. 7. Vgl. GZ 40f; B I, XIII; 33; B II, XV; 208; B III, 82; IuG 387; SD 3-7.

¹¹⁶ Das wesentliche und wesentlich nicht-westliche Motiv östlichen Philosophierens, das in Günthers Denken zur Geltung gelangen wird, kann in der positiven Erfahrung des Nichts gesehen werden. Hiermit verbindet sich nicht allein die paradoxe Möglichkeit der Bestimmung des Bestimmungslosen, sondern auch die Tilgung von Differenz schlechthin. In westlicher Hilflosigkeit prädiert sich das nonprädicable *prajna*, das Wissen ohne Differenzbildung als Dopplung von weder/noch und sowohl/als auch, als die Gleichheit (*byodo*) des Verschiedenen (*shabetsu*). Vgl. Suzuki: *Leben aus Zen*. S. 57; Hisamatsu: *Die Fülle des Nichts*. S. 20-28.

Bewußtsein austariert, Fichte hierin die reine Tätigkeit des absoluten Ich erkennt, Hegel den subjektiven Idealismus Fichtes im Konzept des emanierenden, zu sich kommenden Geistes in einen absoluten transformiert, dem Schelling schließlich mit der positiven Erfahrung des geoffenbarten, natur- und dranghaften (Ur)Grundes (Gottes) die bewußt irrationale Absage erteilt, dann ist der Preis für die Allgewalt dieser Entwürfe eine Dialektik ganz eigener Art, die im Fall Hegel ihren berühmtesten Ausdruck mit Schopenhauers Diffamierung als "Afterphilosophie" findet.^[117] Die Komplexität der Systeme schlägt um in "bloße Luft", denn die Form scheint zu eng, um ihren angestrebten Inhalt adäquat abbilden zu können, und dieses Defizit dialektisiert die Ansätze selbst, wenn von ihnen nicht viel mehr als "Kunstgriffe" übrig bleiben, um die "Klappermühle im Gang zu erhalten".^[118] Hier schlägt—ganz ungewollt und in die falsche Richtung – Form in Inhalt um, das Krude und Opake selbst weist auf die Notwendigkeit einer (formal)sprachlichen Entgrenzung hin.

Was die Schopenhauersche Verbitterung gnadenlos in eins setzt, vermag Günther jedoch zu trennen, er gewinnt im Deutschen Idealismus, und explizit in Hegel, den *status quo* eines Reflexionsniveaus, hinter das ein Zurückfallen nicht mehr möglich ist. Allerdings und deutlich davon geschieden ist die Form, die sich ein solches Denken zu geben hat. Bleibt diese "philosophisches Kauderwelsch" (B III, 285) und "sprachlicher Unfug" (IGN 25), so bedarf es erneut eines anderen Weges, die Hindernisse zu überwinden, vor denen die idealistische Spekulation hinter ihre selbstgesetzten Ansprüchen zurückfällt. Günther wendet sich der Logik zu. Und damit schließlich arbeitet er an seinem Fundament: Die Verbindung klassisch-philosophischer Ausbildung einerseits und die profunde Kenntnis mathematisch-formaler Logik andererseits wird sein Mittel der Grenzverschiebung.

Eben diese Verbindung von Logik und Philosophie – und es muß in beide Richtungen gelesen werden: als unlösbarer Nexus einer philosophischen Interpretation der Logik wie der logischen Grundlegung der Philosophie – diese grundlegende und grundsätzlich nicht zu trennende Verbindung also spiegelt sich 1933 in seiner ersten Buchveröffentlichung wider.^[119] *Die logisch-methodischen Voraussetzungen von Hegels Theorie des Denkens*, so der Titel der bei Spranger abgelegten Dissertationsschrift, erscheinen bei Meiner in Leipzig als *Grundzüge einer neuen Theorie des Denkens in Hegels Logik*, über deren Doppeldeutigkeit Nicolai Hartmann den Promovenden befragt: Was ist neu, Hegel oder Günthers Lesart? Auch zweiundvierzig Jahre später entscheidet Günther sich zur Unschärfe, zeitlebens habe er Hegels Anteil an seinem eigenen Denken nicht eingrenzen können. (vgl. SD 10)

Grenzen jedoch gibt es zu genüge, und mit den *Grundzügen* dringt Günther nicht das letzte mal in Tabuzonen seiner Zeitgenossen ein, die an nichts mehr interessiert scheinen, als an der säuberlichen Trennung der beiden Domänen. Es besteht keine Nachfrage für die von ihm postulierte wechselseitige Fundierung und Durchdringung von formaler Logik und Philosophie. Im Gegenteil zementieren Logiker und Non-Formalisten die strikte Trennung, unüberschreitbar soll die Grenze sein, und beiderseits werden je nach Präferenz Absolutheitsansprüche proklamiert. Wir sind in der Hochzeit des logischen Empirismus, der seine süffisanten Grabenkriege mit Heideggers Programm einer ihrerseits logikfeindlichen Fundamentalontologie austrägt. Sich hier nicht für die eine oder andere Seite zu

¹¹⁷ Schopenhauer. Über die Universitäts-Philosophie. S. 181.

¹¹⁸ Ebd.

¹¹⁹ Zuvor überschreitet Günther die Grenze des Privaten mit den oben erwähnten *Bemerkungen zum Problem einer Strukturdifferenz* (1926), sowie dem Aufsatz *Individualität und Religionsgeschichte*, Teil I u. II (1927/28).

entscheiden, und dennoch im gleichen Zuge grundagentheoretisch auf den gemeinsamen Problemhorizont dieser beiden dominanten Diskurse zu reflektieren, zeugt dann durchaus von denkerischer Eigensubstanz, denn es bedarf guter Gründe, sich der allgemeinen Stimmung: 'Wer nicht für mich ist, ist gegen mich!' zu entziehen.

Zeitgeister

Erinnern wir diese Stimmung und gewinnen wir damit den Ort des Güntherschen Votums: Heidegger eröffnet fulminant mit *Sein und Zeit* (1927), Rudolf Carnap kontert mit *Der logische Aufbau der Welt* (1928). Die Grundpositionen sind abgesteckt, Heidegger geht es um den Sinn von Sein, der sich nicht länger auf den hergebrachten Pfaden der Ontologie erkennen läßt, denn

[a]lle Ontologie, mag sie über ein noch so reiches und festverklammertes Kategoriensystem verfügen, bleibt im Grunde blind und eine Verkehrung ihrer eigensten Absicht, wenn sie nicht zuvor den Sinn von Sein zureichend geklärt und diese Klärung als ihre Fundamentalaufgabe begriffen hat.^[120]

Scheitert hier bereits die im Ontischen verbleibende klassische Ontologie, dann gelingt solches noch viel weniger unter einem formalen Ansatz. Zwar kann man den

Verweisungszusammenhang, der als Bedeutsamkeit die Welt konstituiert, [...] formal im Sinne eines Relationssystems fassen. Nur ist zu beachten, daß dergleichen Formalisierungen die Phänomene so weit nivellieren, daß der eigentliche phänomenale Gehalt verloren geht [...] Diese 'Relationen' und 'Relata' des Um-zu, des Um-willen, des Womit einer Bewandnis widerstreben ihrem phänomenalen Gehalt nach jeder mathematischen Funktionalisierung;^[121]

Es klingt wie der Präventivschlag gegen den *Logischen Aufbau der Welt*, und Carnap läßt sich nicht lange bitten, arbeitet er doch an eben einem solchen Relationssystem, das "zu einem einheitlichen, stammbaumartigen Zurückführungssystem der in der Wissenschaft behandelten Begriffe führt".^[122] Mathematik und Physik stehen ihm Pate, wenn sukzessiv mit Hilfe elementarer Übersetzungsregeln aus wenigen sicheren Grundbegriffen ein System entfaltet wird, innerhalb dessen sich die gewählten *Grundelemente* und *Grundrelationen* zur Konstitution der Welt der *Realbegriffe* zusammensetzen.^[123] "Die Grundsprache des Konstitutionssystems ist die symbolische Logik"^[124] lautet dabei das verifikationistische Credo, dessen sicheres Fundament Carnap in einem *methodischen Solipsismus* findet, den er als Reduktion auf das Eigenpsychische – unter ausdrücklicher Berufung auf Husserls *epoche* – zur Basis des Systems erklärt.^[125] Nüchtern schlägt hier der kalte Hauch des *more geometrico* auf die gründelnde Lexem-Akrobatik Heideggers zurück, die "als die Haltung des Philosophen alter Art mehr der eines Dichtenden gleicht."^[126] Beruft sich demgegenüber der zum Idealtypus des Wissenschaftler gekürte "Physiker [...] zur Begründung einer These nicht auf Irrationales, sondern gibt eine rein empirisch-rationale

¹²⁰ Heidegger. *Sein und Zeit*. S. 11.

¹²¹ A. a. O., S. 88.

¹²² Carnap: *Der logische Aufbau*. S. XVII.

¹²³ Während Carnap reduziert, expandiert Heideggers Sprache mit einem Konvolut von Wortschöpfungen; aufgelistet und systematisiert in Schöfer. *Die Sprache Heideggers*. S. 32-177.

¹²⁴ Carnap: *Der logische Aufbau*. S. 133.

¹²⁵ Vgl. a. a. O., S. 83-118, der Verweis auf Husserl S. 86.

¹²⁶ A. a. O., S. XIX.

Begründung", dann mündet dies in der ultimativen Forderung, "die ganze Metaphysik aus der Philosophie zu verbannen, weil sich ihre Thesen nicht rational rechtfertigen lassen."^[127] Der Kampf also ist in vollem Gange, jedes Schreiben am eigenen Programm ist immer auch das Anschreiben gegen das andere, und radikale Postulate scheinen dringlich, denn Carnap erkennt sehr wohl,

daß die Strömungen auf philosophisch-metaphysischem und auf religiösem Gebiet, die sich gegen eine solche [neopositivistische] Einstellung wehren, gerade heute wieder einen starken Einfluß ausüben. Was gibt uns trotzdem die Zuversicht, mit unserem Ruf nach Klarheit, nach metaphysikfreier Wissenschaft durchzudringen? Das ist die Einsicht, oder, um es vorsichtiger zu sagen, der Glaube, daß jene entgegenstehenden Mächte der Vergangenheit angehören.^[128]

Angesichts des unglaublichen Erfolgs von *Sein und Zeit*^[129] scheint hier der Wunsch der Vater des Gedankens. Heidegger zumindest, obgleich die wesentliche Analyse der Zeit noch schuldig,^[130] ist keinesfalls gewillt, sich vorzeitig als Vergangenen zu betrachten und setzt nach. Erneut bezweifelt er in *Was ist Metaphysik?* (1929), ob die Herrschaft der von ihm stets in Anführungszeichen gesetzten Logik unantastbar sei – ein rhetorischer Zweifel, der sich der Gewißheit seiner Antwort verdankt, denn wenn

die Macht des Verstandes im Felde der Fragen nach dem Nichts und dem Sein gebrochen wird, dann entscheidet sich damit auch das Schicksal der Herrschaft der 'Logik' innerhalb der Philosophie. Die Idee der 'Logik' selbst löst sich auf im Wirbel eines ursprünglicheren Fragens.^[131]

Die Logik löst sich auf, auch dort, wo Unbelehrbare noch an ihr festhalten, wird sie als das *exakte Denken* nie das *strengste Denken* werden, verbleibt als solches rein vorontologisch ihrer *Ausartung, der Logistik*^[132] verhaftet und somit wesentlich unterhalb der *Wahrheit des Seins*.^[133] Zwei Jahre später gibt Carnap in *Erkenntnis II* seine charmante Entgegnung zur Lektüre frei.

¹²⁷ Ebd. Siehe auch S. 252-61.

¹²⁸ A. a. O., S. XX.

¹²⁹ Für Gadamer ist Heidegger im Anschluß an *Sein und Zeit* gar "der berühmteste Denker seiner Zeit." Gadamer: *Was ist Metaphysik?* S. 209.

¹³⁰ *Sein und Zeit* veröffentlicht fragmentarisch nur die ersten beiden der in der Einleitung (vgl. S. 39f) angekündigten sechs Abschnitte, geopfert wird unter dem publikationstechnischem Druck der Vorschlagsliste für die Marburger Hartmann-Nachfolge so auch 3. Abschnitt: *Zeit und Sein*. Vgl. Biemel: *Heidegger*. S. 42.

¹³¹ Heidegger: *Was ist Metaphysik?* S. 37.

¹³² Ab dem Genfer Philosophenkongreß 1904 bürgert sich der bei Leibniz begegnende und von Couturat, Itelson, Lalande wiederbelebte Begriff Logistik (*la Logistique* (Leibniz) zur Bezeichnung der bis dahin wahlweise als *mathematisch*, *symbolisch*, *theoretisch*, *algebraisch*, *algorithmisch* bezeichneten Logik vor allem auf dem Kontinent ein. Vgl. Scholz: *Abriß der Geschichte der Logik*. S. 57; Bochenski: *Formale Logik*. S. 311.

¹³³ So die Verschärfung im Nachwort von 1943, dem Höhepunkt der Heidegger'schen Attacke, wo Logik zum bloßen Rechnen verkommt. "Alles Rechnen läßt das Zählbare im Gezählten aufgehen, um es für die nächste Zählung zu gebrauchen. [...] Das Rechnen gebraucht zum voraus alles Seiende als das Zählbare und verbraucht das Gezählte für die Zählung. Dieser verbrauchende Gebrauch des Seienden verrät den verzehrenden Charakter der Rechnung." (*Was ist Metaphysik?* S. 48) Hier dann auch affirmiert Heidegger den standardisierten Vorwurf der Positivisten, "vom Metaphysiker als einer Art Dichter am falschen Platze zu sprechen" (Ayer: *Sprache, Wahrheit und Logik*. S. 55) und stellt sich—sattsam bekannt—an die Seite des Dichters. Vgl. *Was ist Metaphysik?* S. 51f.

Die Metaphysik gilt uns nicht als 'bloßes Hirngespinnst' oder 'Märchen'. Die Sätze eines Märchens widerstreiten nicht der Logik, sondern nur der Erfahrung; sie sind durchaus sinnvoll, wenn auch falsch. Die Metaphysik ist kein 'Aberglaube'; glauben kann man an wahre und an falsche Sätze, aber nicht an sinnlose Wortreihen.^[134]

Carnap anempfiehlt den Medienwechsel.

Das harmonische Lebensgefühl, das der Metaphysiker in einem monistischen System zum Ausdruck bringen will, kommt klarer in Mozartscher Musik zum Ausdruck. Und wenn der Metaphysiker sein dualistisch-heroisches Lebensgefühl in einem dualistischen System ausspricht, tut er dies vielleicht nur deshalb, weil ihm die Fähigkeit Beethovens fehlt, dieses Lebensgefühl im adäquaten Medium auszudrücken. Metaphysiker sind Musiker ohne musikalische Fähigkeit.^[135]

Metaphysik – was immer auch zu Recht oder Unrecht darunter von der Gegenseite subsumiert wird – und Neopositivismus stehen sich gegenüber, unterstellen sich nicht allein wechselseitig ihre Inkompatibilität, sondern erklären, je nach Partei, das Programm der anderen für thematisch und methodologisch obsolet. Und Günther, in seinem Bemühen, die Grenzen beider als eine und dieselbe Begrenzung des klassischen Denkens zu erkennen, laviert dazwischen. Seine Klage über das gestörte Verhältnis der Kontrahenten ist dabei mehr als ein harmoniebedürftiges Bedauern vergebener Chancen zur wechselseitigen Befruchtung. Günthers Einspruch richtet sich in erster Linie gegen die bilaterale Ignoranz, die sich zu Exklusivitätsansprüchen versteigt und so verhindert, einen systematischen, begrifflichen und formalen Rahmen zu entwickeln, der dem geforderten, maximal möglichen Reflexionsniveau entspricht. Ohne Namen zu nennen, erinnert er an die bekannte Transposition Heideggerscher Sinnsuche in die symbolische Logik, die unerbittlich gezeigt hat,

daß von allem Tiefsinn nur ein Häufchen teils sich selbst widersprechender, teils gänzlich sinnloser Aussagesätze übrigblieb. Das Verfahren ist als böswillig charakterisiert worden. Völlig zu Unrecht. Denn jeder, der Wert auf Reinheit im

¹³⁴ Carnap: *Überwindung der Metaphysik durch logische Analyse der Sprache*. S. 232. Aus Unsicherheit oder Hämie?, in jedem Fall beeilt sich Carnap, in einem "Korrekturansatz" seiner "energischen Ablehnung der modernen Nichts-Philosophie" die Schützenhilfe Hilberts mit auf den Weg zu geben: "In einem neueren philosophischen Vortrag finde ich den Satz: 'Das Nichts ist die schlechthinige Verneinung der Allheit des Seienden'. Dieser Satz ist deshalb lehrreich, weil er trotz seiner Kürze alle hauptsächlichen Verstöße gegen die in meiner Beweistheorie aufgestellten Grundsätze illustriert." (D. Hilbert: *Die Grundlegung der elementaren Zahlenlehre*. Vortrag vor der Philos. Gesell. Hamburg, 12/1930, zitiert nach Carnap: *Überwindung*. S. 241) An Heidegger zumindest scheinen diese Scharmützel nicht spurlos vorüberzugehen, wie Borgmann: *Heidegger and Symbolic Logic* bemerkt, konturiert er sein eigenes Schreiben über eine sich allmählich ausprägende Abgrenzung gegen den Neopositivismus. Für eine solche Entwicklung spricht die faire, am Modell der Arbeitsteilung orientierte Offenheit, die Heidegger in seinen Frühschriften der Logik entgegenbringt, wenn er etwa Freges Arbeiten "in ihrer wahren Bedeutung noch nicht gewürdigt, geschweige denn ausgeschöpft" sieht, lobend auf den ersten Band der *Principia Mathematica* verweist (*Neuere Forschungen über die Logik*. S. 20, 42), und noch in der Dissertation "den Sondercharakter des logischen Denkens" gegen den Psychologismus Wundts verteidigt. (*Die Lehre vom Urteil im Psychologismus*. S. 79) Diese "liberale" Haltung verhärtet sich jedoch zunehmend in der 9-jährigen Publikationsabstinenz (1916-27) und dokumentiert sich in den zuspitzenden Äußerungen seiner Vorlesungen. Im WS '25/26 ist Logik bereits eine "Bequemlichkeit für den Dozenten—sofern es dabei nichts zu tun gibt als einen festen und durchgewalkten Bestand von Sätzen, Formeln und Regeln und Definitionen wieder weiterzuerzählen", ist so ein "Scheingebilde für den Hörer" und "weder Philosophie noch gar eine Einzelwissenschaft" (*Logik*. S. 12) Zum Verhältnis Heideggers zur Logik vgl. auch: Pöggeler: *Der Denkweg Martin Heideggers*. S. 269-76; Bröcker *Heidegger und die Logik*.

¹³⁵ Carnap: *Überwindung der Metaphysik durch logische Analyse der Sprache*. S. 240.

Denken legt, wird von jedem sprachlichen Ausdruck, der mit dem Anspruch auftritt, Allgemeingültiges zu verkünden, als Mindestes verlangen dürfen, daß sich derselbe den elementarsten Gesetzen des Verstehens fügt. [B I, 11f]

Formalisierung also wäre mit Ludwig Wittgenstein das Therapeutikum gegen philosophische Krankheiten,^[136] gerade auch des *strengen Denkens*, das sich, ohne den Verlust an inhaltlicher Tiefe, aus seinen opaken Verstrickungen in eine transparente Syntax und Semantik überführen lassen müßte. Gegenüber der Metaphysik dominiert die formale Kritik, denn thematisch wird Günther sich den Zirkeln Heideggers asymptotisch annähern. Zwar wirft er ihm bis zuletzt eine *solipsistische Poetik* vor, "die sich jeder objektiven Kontrolle durch logische Symbole entzieht" (IuG 20), doch anerkennt er deutlich "die bedeutende Ausnahme" Heidegger (IuG 59), "aus dessen Schriften uns der Hauch echter Metaphysik anweht". (IuG 37) Grundsätzlich aber – und dies ist der bleibende Vorwurf, der sich eher am Carnapschen Wissenschaftsbegriff orientiert –

liegt eine Flucht aus der formalen Logik vor, die zu einem vorläufigen Ruin der Philosophie als echter Wissenschaft geführt hat. Gewiß, Echtheit und Strenge in der Philosophie sind nicht dasselbe wie Exaktheit. Philosophie ist mehr, wie Heidegger richtig bemerkt. Exaktheit und Strenge fallen nicht notwendig zusammen. Worin Heidegger aber irrt, ist, daß die Philosophie eine echte Gestalt der Strenge erreichen kann, ehe in ihr alle Mittel des exakten Denkens ausgeschöpft sind. Es geht nicht an, unter dem Vorwand der Strenge von der Exaktheit zu dispensieren. (IuG 170)

Wenn Günther dies schreibt, ist die Forderung nach einer solchen Exaktheit, d.h. nach einer adäquaten Formalisierung allerdings noch präventiv, auch wenn sich mit *Idee und Grundriß* (1959) die Hoffnung verbindet, den wesentlichen Durchbruch geleistet zu haben. Noch viel weniger jedoch ist ein Kalkül am Beginn der dreißiger Jahre in Aussicht, in den "eine Abhandlung über Negativität"^[137] eingehen könnte, die Heidegger mit *Was ist Metaphysik* vorlegt. So wird es nicht nur in die sechziger Jahre hinein dauern, bis hierfür eine adäquate, transklassische Formbegriff Gestalt annimmt, es wird auch des philosophischen Spürsinns Warren Sturges McCullochs bedürfen, den tiefen Zusammenhang der Heideggerschen Negativität mit den ontologischen Grundlagen der Kybernetik zu erkennen. McCulloch – soviel können wir hier schon vorwegnehmen – wird biographisch wie intellektuell zur einer Schlüsselfigur in Günthers Entwicklung werden, und das nicht nur, weil der amerikanische Psychologe, Neurophysiologe und Gründervater der Kybernetik McCulloch dem deutschen Philosophen Günther ein Exemplar von *Sein und Zeit* im Sinne des Wortes in die Hand drückt – "for a renewed study"! (NL 319). "No modern philosophical thinker has exerted a greater influence on him [Günther]" (NL 348), beschließt Günther sein persönliches Denkmal für McCulloch, aus dem auf jeder Seite Hochachtung und die Dankbarkeit spricht, als immerhin über 60jähriger von dem späten Freund noch dazu gelernt haben zu dürfen,^[138] und dem wir entnehmen, daß die entscheidenden Anstöße, den anvisierten Kalkül in der "Wahrheit der Negativität des Nichts" (B III, 285) zu suchen, sich zu einem großen Teil den nächtlichen Gesprächen mit McCulloch verdanken. So wird, vom Ende her gesehen, nicht nur Hegel, sondern auch Heidegger seine tiefen Spuren in Günther gezogen haben, deren metaphysisches Gewicht sich allerdings an keiner Stelle mit der eingeklagten formalen Kohärenz die Waage hält.

¹³⁶ Wittgenstein: *Philosophische Untersuchungen*. S. 133, 255.

¹³⁷ Derrida: *Wie nicht sprechen*. S. 95.

¹³⁸ *Number and Logos* (1974) entstand im Auftrag des MIT als postume Festschrift für den 1969 verstorbenen McCulloch.

Der zerbrochene Krug der Logik

Gegenüber dieser anderen, formalen Seite nun insistiert Günther von allem Anfang an auf einer thematische Entgrenzung. Genauer gesagt koinzidiert von seinem Standpunkt aus die inhaltliche Erweiterung zwangsläufig mit einer formalen, wenn innerhalb der mit George Boole^[139] und Gottlob Frege anhebenden mathematischen Logik/Logistik, die sich als *Formelsprache des reinen Denkens* (Frege) anschickt, "die Herrschaft des Wortes über den menschlichen Geist zu brechen",^[140] gerade die Form selbst zum Gegenstand wird. In dem Moment also, in dem Günther in die Diskussion eingreift, kann von der viel beschworenen Einheit der Logik lange schon keine Rede mehr sein, man hat die klassische, formale Logik, die Aristoteles mit dem *Organon* vorlegt, als umfassendes System der menschlichen Vernunfttätigkeit nur bis zu jenem "Sonnenaufgang" retten können, von dem wir nach Heinrich Scholz sprechen, "wenn wir den Namen Leibnizens nennen."^[141] Denn obgleich Leibniz den großen Plan einer *characteristica universalis* hegt, legt gerade er, dem es um die Objektivität und Konsistenz der Vernunft als Einheit von Logik (Form) und Philosophie (Inhalt) zu tun ist, unfreiwillig den Grund, auf dem klassische Logik und symbolische Logik auseinandertreten können, wenn eine solche *characteristica* notwendig "des Repertoires universels tant Alphabetiques que Systematiques"^[142] voraussetzt. Die Alltagssprachen jedoch "können die Aufgabe eines Kalküls nicht erfüllen", solches "leisten bisher nur die Zeichen der Arithmetiker und Algebraisten, wo die Schlußfolgerung vollständig im Gebrauch der Charaktere besteht, und ein Irrtum des Geistes und des Kalküls dasselbe ist."^[143] Handelt es sich bei der so grundgelegten mathematisch-formalen Logik – Leibniz selbst weist dem inaugurierten *calculus ratiocinator* (Logikkalkül) allererst seine Form und Funktion zu, das Projekt aber bleibt wesentlich Projektion – fortan nicht länger um "ein System von Behauptungen über irgendwelche Gegenstände, sondern um eine Sprache, d.h. ein System von Zeichen mit Regeln zur Verwendung dieser Zeichen",^[144] so mag demgegenüber die alte, traditionelle Logik nur noch als "ein Bruchstück der neuen"

¹³⁹ *The Mathematical Analysis of Logic*. (1847); *An Investigation of the Laws of Thought*. (1854) Boole muß sich für die Mathematisierung der Logik noch rechtfertigen, er baut seinen *Calculus of Logic* "regardless, that in its objects and in its instruments it must at present stand alone" und antizipiert die von Carnap vollzogene neue Zuordnung der Logik, denn "we ought no longer to associate Logic and Metaphysics, but Logic and Mathematics." Boole: *The Mathematical Analysis of Logic*. S. 4, 13.

¹⁴⁰ Frege: *Begriffsschrift*. S. VI (1879).

¹⁴¹ Scholz: *Abriß der Geschichte der Logik*. S. 48.

¹⁴² Leibniz: *Philosophische Schriften*. VII, S. 179.

¹⁴³ "Linguae vulgares etsi plurimum prosint ad ratiocinandum, attamen innumeris aeqnivationibus sunt obnoxiae, nec officium calculi facere possunt, nempe ut errores ratiocinationis ex ipsa vocabulorum formatione et constructione detegi possint, tanquam soloecismi et barbarismi. Quod sane admirabile beneficium hactenus solae praestant notae Arithmeticorum et Algebraistarum, ubi ratiocinatio omnis in usu characterum consistit et idem est error animi qiu calculi." A.a.0., S.205.

¹⁴⁴ Carnap: *Symbolische Logik*. S. 1. "Die Logik (einschl. der Mathematik) besteht nur aus konventionellen Festsetzungen über den Gebrauch von Zeichen und aus Tautologien auf Grund dieser Festsetzungen. Die Zeichen der Logik (und Mathematik) bezeichnen daher nicht Gegenstände, sondern dienen nur zur symbolischen Festlegung jener Festsetzungen." (ders.: *Der logische Aufbau*. S. 150) Hier dann ist der Bruch mit dem Gründervater vollzogen, dessen *mathesis* ihre Universalität gerade darin findet, daß sie qualitative *Ars combinatorica* und quantitative *Algebra* zugleich sein will. Konträr zu Carnap bedeutet dies urspgl. "einen Reformgedanken für die Logik, indem sie diese anweist, sich mit dem reellen Inhalt der Wissenschaften zu füllen. Die Logik soll aus einer Wissenschaft der 'Denkformen' zur Wissenschaft gegenständlicher Erkenntnis werden." (Cassirer: *Leibniz' System*. S. 122f) Die prägnantsten Leibniz-Zitate zusammengestellt in: Bochenski: *Formale Logik*. S. 320-22; Scholz: *Abriß der Geschichte der Logik*. S. 48-55.

erscheinen, "das vom Gesichtspunkt der Bedürfnisse anderer Wissenschaften, insbesondere der Mathematik, jeder tieferen Bedeutung entbehrt".^[145] Doch bedeutet eben diese mathematische Abstraktivität auch, "daß man bei ihrer Anwendung an die inhaltliche Bedeutung der Ausdrücke überhaupt nicht mehr zu denken braucht."^[146] Auf Seiten der Logistik kulminiert der die klassische Logik kennzeichnende Universalitätsanspruch geradezu in die inhaltliche Leere einer Abstraktivität,^[147] die innerhalb der Logik zu einem mittlerweile nahezu vergessenen Streit zwischen traditionellen, formalen Logikern und ihren mathematisch-symbolisch orientierten Widersachern im Lager der Logistik führt. Für uns Heutige mag das, was sich über ein halbes Jahrhundert lang bis zur Mitte der sechziger Jahre als mitunter sehr emotional geführter Definitionsversuch innerhalb der Logik abspielt, längst entschieden sein: Logik ist formale, d.h. mathematische symbolische Logik, ist Logistik; der bravouröse Erfolg der ingenieurtechnischen Informatik hat hier ganz pragmatisch entschieden.^[148] Doch ist die Erinnerung an die Kämpfe zwischen Logikern und Logistikern nicht nur unabdingbare Voraussetzung, um die Sonderheit der Position Günthers nachzeichnen zu können, vielmehr könnten die lange schon nicht mehr reflektierten, weil in bestimmten Grenzen äußert effektiven, kalkültechnischen Voraussetzungen der KI sich als das Produkt eines glänzenden (Pyrrhos)Sieges erweisen, ein Produkt, dessen historisch gewachsene Adaption das Scheitern bereits implementiert. "Wenn man auf die Syntax achtet, wird die Semantik selbst auf sich achten",^[149] kann sich auf dieser Basis das frohe Gottvertrauen der KI aussprechen, die in den Bahnen der Gewinner jenes vergessenen Disputes ihren Weg sucht, um einen methodologischen, philosophischen und höchst metaphysischen Grundentscheid als verborgenen Ballast mitzutragen, über den allerdings an einem anderen, früheren Ort entschieden wurde.

Auch an dieser Front ist es wiederum Carnap, der nicht nur der Metaphysik, sondern mit dem nächsten Abstraktionsschritt weiter, auch der klassischen Logik den syntagmatischen "Todesstoß"^[150] versetzt und solches zunächst mit dem Elan dessen tun kann, der sich der monumentalen Rückendeckung der zuvor erschienen *Principia Mathematica* sicher weiß. Darin setzen Bertrand Russell und Alfred North Whitehead die in (Russellsche) Antinomien verstrickte Mengenlehre Georg Cantors in Stand, von der sich die Mathematik für kurze Zeit eine Substitution der als Letztbegründung nicht länger haltbaren euklidischen Geometrie versprach. Via *Typentheorie* soll die Mathematik als Weiterentwicklung der (reinen) Logik gerechtfertigt werden, die typentheoretische Stufung in Prädikat und Objekt, sowie das Verbot, Objekte mit Prädikaten gleicher Ebene (Stufenzahl) zu verknüpfen, scheinen in der Tat dazu angetan, Logik und Mathematik als letzte, reine und sicherer Basis des Denkens in der Legierung einer auf ihrem Höhepunkt befindlichen Logistik zu instantiieren.^[151]

¹⁴⁵ Tarski: *Einführung in die mathematische Logik*. S. 32.

¹⁴⁶ Scholz: *Abriß der Geschichte der Logik*. S. 51.

¹⁴⁷ Für die Kriterien der Formalisierung, die stufenweise zu einem semantischen, syntaktischen, abstrakten Logikkalkül genügen, vgl. Scholz, Hasenjäger: *Grundzüge der mathematischen Logik*. S. 25-30).

¹⁴⁸ Daß eine Maschine die Theoreme der Quantorenlogik des 9. Kapitels der *Principia Mathematica* in 9 Minuten beweisen konnte, erregte vor dreißig Jahren die Gemüter und ist heute reine Anekdote. (Vgl. Hao Wang: *Process and Existence in Mathematics*. S. 323) Weniger Heiterkeit bereitet jedoch die Frage, was damit bewiesen ist, wenn die Logik der Maschine die der zu beweisenden Logik ist.

¹⁴⁹ Haugeland: *Künstliche Intelligenz—Programmierte Vernunft?* S. 92.

¹⁵⁰ Carnap: *Abriß der Logistik*. S. 1.

¹⁵¹ Das antinomisch Konstrukt *der Menge aller Mengen, die sich nicht selbst enthalten*, wird in der Typentheorie mittels des *Zirkelfehlerprinzips* entparadoxiert. "Das Prinzip, das uns instand setzt, illegitime Gesamtheiten zu vermeiden, kann ausgesprochen wie folgt: 'Was immer alle Elemente einer

Gewißheit, das alte Cartesianische Ideal reüssiert erneut, und verdrängt die ehemals instrumentelle Funktion, die Leibniz seinem adhortativen "Rechnen wir!" beilegt, wenn er "eine Auseinandersetzung zwischen zwei Philosophen" als den sinnlosen Streit "zwischen zwei Rechnenden" erübrigen will.^[152]

Von hier aus betrachtet also steht das Diktum Heideggers zurecht, mit dem er die Fundamentalontologie dem *bloßen Rechnen* gegenüberstellt, doch ist es die Frage, ob dies als Vorwurf gegen die *Logik*, oder als nüchterne Beschreibung des *logistischen* Selbstverständnisses herhalten kann. Dem Formalitätsbegriff der Logistik, die sich mittels Mathematik gar in "das Mannesalter der Logik"^[153] initialisiert, ist diese Beschränkung *ad abacos*, an den Rechentisch Leibniz', sicherlich gemäß; ihr Ideal eines deduktiven Systems ist bereits erreicht, wenn die Richtigkeit der Ableitungen im System nachgeprüft werden kann, ohne daß man auf die Bedeutungen der in den Ableitungen benutzten Ausdrücke und Symbole zurückzugehen braucht, sofern man nur die Schlußregeln versteht."^[154] Logistik versteht sich explizit als "Ausdehnung der formalen Methoden der Mathematik auf das Gebiet der Logik",^[155] und muß sich dementsprechend mit jenem Vorwurf von Seiten der Logik auseinandersetzen, den unter den Logistikern wohl Alfred Tarski sich am nachhaltigsten zu Herzen nimmt, und der sich auf den einfachen Nenner bringen läßt,

daß den mathematischen Begriffen kein bestimmter Inhalt zugeschrieben werden kann, daß wir in der Mathematik letztlich nicht wissen, worüber wir sprechen, und daß wir auch nicht daran interessiert sind zu wissen, ob das, was ausgesagt wird, wahr ist.^[156]

Während Tarski aber zunächst die Legitimation der Logistik nahezu in der normativen Kraft des Faktischen sucht – "Ein formales System [...] für das wir nicht eine einzige Interpretation anzugeben vermöchten, würde vermutlich niemanden interessieren"^[157]— geht man an anderer Stelle den umgekehrten Weg und hinterfragt die ursprünglich unangefochtene Stellung der klassischen formalen Logik. Nicht die Logistik, sondern die "an Blutarmut dahinsiechende Logik"^[158] sei eigentlich "[i]nhaltlich arm, jeder tieferen Problematik bar",^[159] müsse dementsprechend in die *neue Logik* überführt werden, mit dem Ziel der Einheitswissenschaft, in deren konstituierendem Ableitungssystem "alle Erkenntnisse ihren Platz, und zwar als Erkenntnisse grundsätzlich gleicher Art" finden.^[160] Von hier aus dann ergibt sich die Umwertung der alten Werte, "die Darstellungsmethoden der Logistik [...] sind denen der traditionellen Logik an Strenge und *Fruchtbarkeit* bei

Menge voraussetzt, darf nicht Element der Menge sein'; oder umgekehrt: 'Wenn eine gewisse Menge unter der Voraussetzung, sie bilde eine Gesamtheit, Elemente enthielte, die nur in Termen dieser Gesamtheit definierbar sind, dann bildet diese Vielheit keine Gesamtheit'." Whitehead, Russel: *Principia Mathematica* (dt.) S. 56.

¹⁵² Leibniz: *Abhandlung ohne Überschrift. Vorarbeiten zur allgemeinen Charakteristik*. zitiert nach Bochenski: *Formale Logik*. S. 321.

¹⁵³ Russell: *Einführung in die mathematische Philosophie*. S. 196.

¹⁵⁴ Łukasiewicz: *Zur Geschichte der Aussagenlogik*. S. 119.

¹⁵⁵ Hilbert, Ackermann: *Grundzüge der theoretischen Logik*. S. 1.

¹⁵⁶ Tarski: *Einführung in die mathematische Logik*. S. 137.

¹⁵⁷ A. a. O., S. 138. Die Interpretationsfähigkeit ist dann für Curry: *Outlines of Formalist Philosophy of Mathematics*. S. 12 das Lebensinteresse des mathematischen Kalküls.

¹⁵⁸ Carnap: *Die alte und die neue Logik*. S. 13.

¹⁵⁹ So das zusammenfassende Urteil des Logistikers, das sein historischer Blick der Logik bis zum Erscheinen des Vaters (Leibniz) ausstellt. Bochenski: *Formale Logik*. S. 30.

¹⁶⁰ Carnap: *Die alte und die neue Logik*. S. 25.

weitem überlegen" und am Ende gibt es "in der Logistik selbst nichts spezifisch Mathematisches"[¹⁶¹] Was aber dann? Nach eigenen Aussagen bietet die Logistik nichts weniger als "the most general principles of rational procedure, in ideographic symbols and in a form which exhibits the connection of these principles one with another"[¹⁶²] und liefert so, wenn nicht *die neue Logik*, so in jedem Fall eine mathematisch geläuterte Variante der klassischen Logik, in der das Denken seinen festen Grund zu finden glaubt.

Dieser Optimismus mag im Vorfeld der Erschütterungen Kurt Gödels durchaus nachvollziehbar sein, doch spätestens seit dem Aufsatz *Über formal unentscheidbare Sätze der 'Principia Mathematica' und verwandter Systeme* (1931) scheint es zweifelhaft, ob mathematische Logik sich noch immer als formalisierende Transformation des – an den Ursprüngen der Logik und auch nach eigenem Verständnis gesetzten – Anspruches einer "Theorie der Folgerungsbeziehung" charakterisieren läßt, um totaliter "allgemeine Gesetze darüber aufzuspielen und zu formulieren, was woraus folgt".[¹⁶³] Denn wenn eine so gefaßte deduktive Logistik sich über die Mathematik definiert, ihr existentielles Interesse sich also an die *Widerspruchsfreiheit*, *Vollständigkeit* und *Entscheidbarkeit* des formalen, mathematischen Systems knüpft, dann gerät sie, wie jedes deduktive System, mit dem Nachweis Gödels in Gefahr, widerlegt dieser gerade prinzipiell die rekursive Axiomatisierbarkeit entscheidbarer Satzmengen: Läßt sich für jede Satzmenge immer *ein* Satz konstruieren, der seine eigene Nichtableitbarkeit aus dieser Satzmenge behaupten kann, der also weder beweisbar noch widerlegbar, i.e. *unentscheidbar* ist, dann ist das in Frage stehende Satzsystem *unvollständig*, bzw. umgekehrt ist die vollständige Menge aller Sätze der Theorie nicht entscheidbar, und die große Hoffnung in dem umfangreichen Satzsystem der *Principia* eine feste Grundlage gewonnen zu haben, muß zerrinnen.[¹⁶⁴] Das hier zu erreichende Maximum ist allein eine *relative Widerspruchsfreiheit* in Bezug auf eine Theorie höherer Ordnung, und demgemäß exekutiert sich die Logistik nicht selbst, sondern richtet ihr Interesse auf diese höherstufige Kompensation, auf die *Beweistheorie*- und *Metamathematik*.

Damit implementiert die Logistik ein folgenschweres Methodenprinzip aus der Mathematik, wo David Hilbert die Beweistheorie ursprünglich als "eine gewissermaßen neue Mathematik, eine Metamathematik, die zur Sicherung jener [(Objekt)Mathematik] dient", mit dem Ziel der (von Gödel später widerlegten) Widerspruchsfreiheit formaler Systeme auf den Plan ruft.[¹⁶⁵] Was Hilbert leistet, ist letztlich die methodologische Explikation der seit Frege etablierten Reflexion auf die Mathematik, die nunmehr zum Prinzip erhoben wird, und die die zum strengen Formalismus potenzierte Mathematik inhaltlich restlos ausdünn. Denn das ist der Preis, den Hilbert für das Ziel, die definitive Sicherheit der mathematischen

¹⁶¹ Bochenski, Menne: *Grundriß der Logistik*. S.12, 14. Hervhbg. J. C. Daß die Teilmengenrelationen zwischen Logistik und Mathematik höchst unterschiedlich und also auch anders gesehen werden, wird ebd. allerdings nicht verschwiegen.

¹⁶² Lewis: *A Survey of Symbolic Logic*. S. 1.

¹⁶³ Mates: *Elementare Logik*. S. 258.

¹⁶⁴ Wie verheerend sich Gödels Satz auf die in der Nachfolge Cantors stehenden *Principia* auswirkt, wird deutlich, wenn dort, anders als in der Analysis und Arithmetik, nicht auf eine definitorisch-genetische Methode gebaut werden kann. "Gerade in der Mengenlehre hat die definitorische (genetische) Methode Schiffbruch erlitten, wie die Antinomien zeigen, und ist also eine axiomatische Begründung vordringlicher als irgendwo sonst." (Fraenkel: *Mengenlehre und Logik*. S. 60) Eine hilfreiche Darstellung des Gedankenganges Gödels bieten Nagel, Newman: *Der Gödelsche Beweis*. S. 69-95.

¹⁶⁵ Hilbert: *Neubegründung der Mathematik*. S. 29.

Methode herzustellen",^[166] zu zählen hat, wenn er, anders als der Logizismus von Frege und Russell^[167] und in Gegenbewegung zum Intuitionismus von Luitzen Egbertus Jan Brouwer, die Mathematik als eine Kombinatorik entwirft, die vollkommen a-semantisch und rein strukturell Umformungsregeln einer endlichen Menge von Formeln definiert, womit "die eigentliche Mathematik oder die Mathematik in engerem Sinne zu einem Bestande an Formeln wird."^[168]

So sucht das beginnende Jahrhundert auf drei Wegen, "der Mathematik den alten Ruf der unanfechtbaren Wahrheit, der ihr durch die Paradoxien der Mengenlehre verloren zu gehen scheint, wiederherzustellen"^[169]: der *Logizismus*, der in einer eigenartig positivistisch-platonistischen Melange die Mathematik zu tautologisieren sucht, der *Intuitionismus* (L. E. J. Brouwer, Hermann Weyl, Arend Heyting), der unter großen Preisgaben und mit einem in der Mathematik (bis heute) seltenen Anti-Platonismus Gültigkeit nur für die in endlichen Schritten gewonnenen Konstrukte auf der Basis der natürlichen Zahlen akzeptiert,^[170]

¹⁶⁶ Hilbert: *Über das Unendliche*. S. 80.

¹⁶⁷ *Logizismus* bezeichnet den von Frege, Russell, Whitehead gestarteten Antwortversuch auf die Grundlagenkrise der Mathematik, im Sinn der Rückführung der Mathematik auf die Logik, wobei Frege zunächst die Cantorsche Mengenlehre als Basis seines Beweises nutzt, daß "die Arithmetik ein Zweig der Logik sei und weder der Erfahrung noch der Anschauung irgendeinen Beweisgrund zu entnehmen brauche." (Frege: *Grundgesetze der Arithmetik*. Bd. I, S. 1; vgl. ders.: *Grundlagen der Arithmetik*. S. 99) Russells Entdeckung jedoch, daß diese Basis selbst antinomisch ist, läßt Frege verzweifeln. "Einem wissenschaftlichen Schriftsteller kann kaum etwas Unerwünschteres begegnen, als daß ihm nach Vollendung einer Arbeit eine der Grundlagen seines Baues erschüttert wird.", schreibt er im Nachwort über jenes *Grundgesetz V*, von dem es im Vorwort heißt, es sei "hiermit die Stelle bezeichnet, wo die Entscheidung fallen muß." (*Grundgesetze der Arithmetik*. S. 253, VII) Die Entscheidung fällt in der *Principia*, auf der typentheoretisch bereinigten Basis setzen Russell/Whitehead das große Gleichheitszeichen zwischen Logik und Mathematik als den grundlegenden "Nachweis, daß die gesamte reine Mathematik aus rein logischen Prämissen ableitbar ist und alle in ihr auftretenden Grundbegriffe sich rein logisch definieren lassen" (Russell: *Die Entwicklung meines Denkens*. S. 75) Zur Einstimmung in die Grundlagenkrise: Davis, Hersch: *Erfahrung Mathematik*. S. 334-79; Meschkowitz: *Problemgeschichte der neueren Mathematik*. S. 255-90; fundierend Fraenkel: *Einleitung in die Mengenlehre*. S. 209-68.

¹⁶⁸ Hilbert: *Die logischen Grundlagen der Mathematik*. S. 34.

¹⁶⁹ Hilbert: *Neubegründung der Mathematik*. S. 15.

¹⁷⁰ Das große, nie verziehene Opfer Brouwers—Davis, Hersch: *Erfahrung Mathematik*. S. 357 zeichnen ihn als Häretiker nach—st die Aufgabe der "Identifizierung des Satzes vom ausgeschlossenen Dritten mit dem Prinzip von der Lösbarkeit jedes mathematischen Problems." (Brouwer: *Intuitionistische Betrachtungen*. S. 49; vgl. ders.: *Zur Begründung der intuitionistischen Mathematik*.) In Ablehnung des *aktual Unendlichen*, also jenes Unendlichen, das als Gesamt der Elemente präexistent gegeben sein soll, können für die Folge der natürlichen Zahlen, "die von Schritt zu Schritt durch freie Wahlakte entsteht [...] natürlich nur solche Eigenschaften sinnvollerweise ausgesagt werden, für welche die Entscheidung ja oder nein [...] schon fällt, wenn man in der Folge bis zu einer gewissen Stelle gekommen ist" (Weyl: *Philosophie der Mathematik*. S.73), womit der Drittsatz für alles darüber liegende hinfällig wird. So ist der intuitionistische Zweifel am TND allererst die Konsequenz des tiefer liegenden Zweifels am *aktual Unendlichen*, keineswegs die vorgängige "chief doctrine" und noch viel weniger die profane Trothaltung, als die sie von unter Legitimationsdruck geratenen Zeitgenossen ironisch dargestellt wird. "Brouwer would refuse to agree that either it was raining or it was not raining, unless he had looked to see." (Ramsey: *Mathematical Logic*. S. 65) Auch wenn die Intuitionisten nicht im gleichen Sinne wie Günther am TND rütteln, so verbindet beide ihre konstruktivistische Grundeinstellung, mit der die Intuitionisten an die Mathematik jenen radikal antimetaphysischen Anspruch stellen, der Existenz mit Konstruierbarkeit auf der Grundlage der *Ur-Intention* des Zählens synonym setzt (Vgl. Heyting: *Intuitionism*. S. 1), und den Günther in seiner dialektischen Zahlentheorie noch überhöhen wird, wenn er diese Intention selbst, also die (platonisch-ideale) präexistente Wahlordnung der natürlichen Zahlen in Frage stellt. Die Gleichung *Existenz = Konstruierbarkeit*, die jegliche Methoden ablehnt, "nach denen

sowie der *Formalismus* Hilberts, dessen beweistheoretisches Programm mit seiner rein formalen, "maschinentauglichen" Operabilität^[171] die später in der Informatik formulierten Bedürfnisse antizipiert – sie alle ringen im Vorfeld Gödels um den sicheren Boden des Denkens, um Gewißheit.^[172]

Mit Gödel jedoch verflüchtigt sich der Optimismus, denn die benötigte Widerspruchsfreiheit ist für das System nur in Bezug auf ein Metasystem erhältlich,^[173] und jede *Vollformalisierung*^[174] der Welt in ihrem logischem Aufbau muß, als prinzipiell unabgeschlossen, naiv erscheinen. Hier dann setzt der post-Gödelsche Carnap ein, die *logische Syntax* der Sprache (1934) transponiert den Hilbertschen Schritt, *Formalismus des Formalismus* zu sein, auf die mathematische Logik, bricht den Einheitsraum der Sprache auf in *Objekt- und Syntaxsprache*, "handelt allgemein von den Strukturen möglicher Reihenordnungen [...] beliebiger Elemente" und wird so im Sinne Hilberts und unter Berufung auf ihn "nichts anderes als Kombinatorik oder, wenn man will, Geometrie endlicher diskreter Reihenstrukturen bestimmter Art."^[175] Zwar kann auf diese Weise dem Gödelschen Unvollständigkeitstheorem sowie der Kritik Wittgensteins an Russell^[176] Rechnung getragen werden, doch reduziert sich die rein *extensionale* und also

die Existenz von Gegenständen behauptet wird, ohne zu zeigen, wie man einen von ihnen auffinden kann" (Quine: *Philosophie der Logik*. S.100f), läßt die Intuitionisten mitunter als *Konstruktivist* firmieren (Davis, Hersh); der Blick auf die frühen intuitionistischen Vorläufer Poincare, Kronecker (von ihm stammt der Satz "Die ganzen Zahlen hat der liebe Gott gemacht, alles andere ist Menschenwerk." Vgl. Fraenkel: *Einleitung in die Mengenlehre*. S. 243) klassifiziert sie als *Neo-Intuitionisten*.

¹⁷¹ So kann Krämer in Hilbert den letzten—an Gödel und Church gescheiterten—Verfechter einer universalen Denkmaschine nachdem Vorbild Leibniz' sehen. Vgl. Krämer. *Symbolische Maschinen*. S. 138-45.

¹⁷² Eine ausgezeichnete Darstellung und Kritik dieser rivalisierenden Troika bietet Ruzavin: *Die Natur der mathematischen Erkenntnis*. S. 197-259. Im Hinblick auf ihre spekulativen und metaphysischen Implikationen untersucht sie Körner: *Philosophie der Mathematik*. S.37-187.

¹⁷³ Wenn Gentzen 1936 den Gödel'schen Unvollständigkeitssatz partiell widerlegt, indem er die Widerspruchsfreiheit für die Zahlentheorie beweist, dann eben nur mit Hilfe der transfiniten Induktion, also mit einem Satz, der selbst nicht aus der zu beweisenden (Zahlen)Theorie stammt. (Vgl. Gentzen: *Die Widerspruchsfreiheit*.) So bleibt bzgl. der absoluten Widerspruchsfreiheit die Situation erhalten, die Lorenzen mit jenem dem Mathematiker und Mitbegründer der Burbaki-Gruppe André Weil zugeschrieben Bonmot umreißt: "Gott existiert, weil die Mathematik widerspruchsfrei ist, und der Teufel existiert, weil wir es nicht beweisen können." Vgl. Lorenzen: *Metamathematik*. S. 132.

¹⁷⁴ Lorenzen, dessen Metamathematik nicht mehr wie bei Hilbert "als 'Theorie über die (axiomatische) Mathematik', sondern als 'Mathematik der Metatheorien'" zum Syntheseversuch zwischen Intuitionismus und Formalismus antritt, unterscheidet die über die transfinite Induktion erreichbare Widerspruchsfreiheit der Halbformalisierung und die (nach intuitionistischem Gebot) über eine endlich normierte Regel formulierbare (widerspruchsfreie, unvollständige) *Vollformalisierung*. Vgl. Lorenzen: *Metamathematik*. S. 67, 74f, 85-96. Zitat S. 13.

¹⁷⁵ Carnap: *Logische Syntax*. S. 6, 7, die Anrufung Hilberts, S. VI, 255. Die Differenzierung in Objekt- und Syntaxsprache darf nicht mit Tarskis Metasprache verwechselt werden, die sich nicht nur architektonisch durch einen höheren (potentiell unendlich hohen) Variablenreichtum von der Syntaxsprache unterscheidet, sondern gerade in ihrer semantischen Funktion, gegen die sich Carnap 1934 noch vehement ausspricht (vgl. a.a.O., S. 200-202). Im Vorwort zur 2. Auflage sieht er sich allerdings zur Ergänzung und Referenz genötigt. Vgl. a.a.O., S. VIIf.

¹⁷⁶ "In der logischen Syntax darf nie die Bedeutung eines Zeichens eine Rolle spielen; sie muß sich aufstellen lassen, ohne daß dabei von der *Bedeutung* eines Zeichens die Rede wäre [...] Der Irrtum Russells zeigt sich darin, daß er bei der Aufstellung der Zeichenregeln von der Bedeutung der Zeichen reden mußte." Wittgenstein: *Tractatus*. Satz 3.33, 3.331. Hervhbg. orig.

analytische^[177] *allgemeine Syntax* auf das transformatorische Spiel der "logisch-mathematischen Umformungsbestimmungen",^[178] vor dessen Bedeutungsleere zuvor bereits Clarence Irving Lewis gewarnt hat.^[179] Ein formales Spiel immanenter Umformungen also, und die Frage erhebt sich, ob Glasperlenspiel oder endlicher Triumph, wenn "die Richtigkeit oder Falschheit einer verknüpften Aussage nur von der Richtigkeit oder Falschheit der Grundaussagen, nicht aber im übrigen von ihrem Inhalt abhängig ist."^[180] Carnaps Position von 1934 ist klar: "*Eine besondere Sinnlogik ist überflüssig; 'nicht-formale Logik' ist eine contradictio in adjecto. Logik ist Syntax*",^[181] und wird es lange bleiben.

Vielsagend allerdings sind die positiven Gründe, ungebrochen und konsequent formal zu verfahren, denn "[t]his lack of reference to meanings also enables us to evade quite a number of difficult philosophical questions."^[182] Mit solchen Vermeidungsstrategien jedoch hebt die Logistik zu einem *Unisono* an, das an anderer Stelle und in vollständig konträrer Intention mitangestimmt wird, wenn die klassische Logik genau in diesen strukturellen Enthaltsamkeiten den Offenbarungseid ihrer symbolischen Tochter wähnt, die glaubt, so "ihre alte Mutter ermorden und beerben" zu können.^[183]

Dabei ist es in erster Linie der genuine Vorteil der rein mathematischen Logik, ihr reibungsloses Funktionieren, das den Verdacht erregt, denn der symbolische Kalkül, dem *per se* keine Bedeutung eingeschrieben ist, ist als solcher offen für Interpretationen unterschiedlichster Natur und zeigt sich überaus erfolgreich, wenn er nicht zuletzt als Algorhythmus in der Maschine die bestechendste Materialisierung seiner Überlegenheit erfährt. Formale Syntax, die die Struktur formalisierter Sprachen bzw. formaler Systeme untersucht, kann und will keine Präferenz indizieren, worauf sie als rein extensionales Zeichen- und Ableitungssystem applizierbar ist: U-Bahn-Netze, Fabrikationsabläufe, Relaisstationen, und eben auch formales, deduktives, logisches Schließen stehen als Interpretationen gleichberechtigt nebeneinander, und können dies, eben weil das syntaktische System selbst leere Form ist.

¹⁷⁷ Wie üblich, so führt auch hier die Kantische Unterscheidung analytisch/synthetisch zu Problemen. Carnap übersetzt analytisch mit *logisch-wahr* (*L-wahr*, *L-falsch* = *kontradiktorisch*) im Unterschied zu *faktisch* (= synthetisch), was eher an Husserl erinnert, für den analytische Sätze "unbedingt allgemeine Sätze [sind], welche keine anderen Begriffe als formale enthalten." (*Logische Untersuchungen*. II, S. 254) Betrachtet man hingegen die logische Syntax aus der Perspektive Hilberts als zwar abstraktives, jedoch *konstruktives* Metasystem, dann läßt sich eine synthetische Färbung nicht leugnen. Daß diese Synthetizität dann wiederum *a priori* oder wie Körner es interpretiert *a posteriori*, mithin empirisch gesehen werden kann (Körner: *Philosophie der Mathematik*. S. 38, 63-68, 100-104, 142f, 162-71 parallelisiert Logizismus, Formalismus, Intuitionismus mit analytisch, synthetisch *a posteriori*, synthetisch *a priori*)—von Kripkes kontrafaktischen Welten mit notwendigen Wahrheiten *a posteriori* und kontingenten Wahrheiten *a priori* ganz zu schweigen—läßt Quines Radikalkritik sympathisch klingen, die Unterscheidung selbst "als ein unempirisches Dogma [...], ein[en] metaphysische[n] Glaubensartikel" fallen zu lassen. Quine: *Zwei Dogmen des Empirismus*. S. 42.

¹⁷⁸ Carnap: *Logische Syntax*. S. 133.

¹⁷⁹ Vgl. C.I. Lewis: *A Survey of Symbolic Logic*. S. 328.

¹⁸⁰ Hilbert, Ackermann: *Grundzüge der theoretischen Logik*. S. 6.

¹⁸¹ Carnap: *Logische Syntax*. S. 202. Hervhbg. orig.

¹⁸² Rosser: *Logic for Mathematics*. S. 8.

¹⁸³ Jacoby: *Die Ansprüche der Logistiker*. S. 165.

Auf ins letzte Gefecht

Wie weit aber ist eine solche Hülle von dem alten Anspruch der Logik entfernt. Dem reibungslosen Funktionieren, das der Syntax für den mathematischen Logiker ihre hervorstechendste Attraktivität verleiht, entnimmt der klassische Logiker gerade ihr vollkommenes Versagen *als Logik*. "Substanz aller Logistik ist ihr Kalkül. Der ist keine Logik. Also ist auch Logistik keine. Sie 'Logik' nennen, heißt irreführen",^[184] entläßt sich am Beginn der 60-er Jahre der lang angestaute Ärger der Logiker, die sich nach dem zweiten Krieg und einer offensichtlichen Konsolidierungsphase daran geben, offensichtlich verloren gegangenes Terrain zurückzuerobern. Günther Jacoby, der sich im Vorwort genötigt sieht, seine Attacke dem Ruche der Polemik zu benehmen, überschüttet die Logistik mit ätzender Kritik, und aus der Schärfe und dem Stakkato seiner Diktion spricht die ganze Verletztheit, ja das letzte Aufbäumen einer existentiell bedrohten Disziplin. Der Computer, die logische Denkmachine, sorgt auf Seiten der Logistik längst für Euphorie und zwingt die Logik zum Armageddon. Der erneute Erfolg der Logistik, die ihren ersten Siegeszug bereits hinter sich hat – denn eine wesentliche und vollkommen berechnete Motivation der Kalkülisierung des Denkens war es, die *Logik oder die Kunst des Denkens* (Arnauld) vom "ungesunden psychologischen Fette",^[185] spricht vom Psychologismus als der kommutativen Gleichung: "Logik–Denken–Psychologie" zu befreien^[186] – der

¹⁸⁴ A. a. O., S. 119.

¹⁸⁵ Frege: *Grundgesetze der Arithmetik*. S. XXV.

¹⁸⁶ Psychologismus—ein Schlagwort, das im 19. und frühen 20. Jahrhundert wie kaum ein anderer Begriff zur Stigmatisierung und Denunziation im Spannungsfeld von Logik und Erkenntnistheorie eingesetzt wird. Kant, der die Grundquellen der Erkenntnis in reine Anschauung (Form) und empirische Sinnlichkeit (Inhalt) diversifiziert, führt den ersten großen Kampf gegen den Psychologismus Humes, als illegitime Vermischung beider Sphären. Für Kant ist Logik "die Wissenschaft der Verstandesregeln", die selbst "in zwiefacher Absicht unternommen werden [kann], entweder als Logik des *allgemeinen*, oder des *besonderen* Verstandesgebrauchs" (*Kritik der reinen Vernunft*. A 52, B 76), wobei nur die allgemeine Logik "die schlechthin notwendigen Regeln des Denkens" enthält (ebd.) und sich ihrerseits in *reine* oder *angewandte* Logik unterscheidet. Allein die reine allgemeine Logik aber liefert den Kanon des Verstandes" (KrV A 53, B 77), ist Wissenschaft, "kurz und trocken", insofern sie von allem Inhalt der Verstandeserkenntnis abstrahiert, einzig mit "der bloßen Form des Denkens zu tun" hat, und als Wissenschaft a priori, "schöpft sie nichts [...] aus der Psychologie". (KrV. A 54, B 78) Interessant nun ist weniger, daß an dieser Grundlegung Zweifel angemeldet werden (John Stuart Mill), interessanter ist vielmehr, daß die Zuschreibung des Psychologismus gleich einer Autodafé fungiert. Husserl führt im ersten Band der *Logischen Untersuchungen* den umfassenden Schlag gegen den Psychologismus, kennzeichnet ihn als skeptischen Relativismus und Anthropologismus (was Foucault, wie oben gesehen, geflissentlich verschweigt) und belegt Erdmann, Sigwart, Brentano, Meinong, also das gesamte logische Establishment, mit dem Bann. Heidegger ergänzt dies dissertierend für Wundt (s.o.), der sich seinerseits gegen den Vorwurf wehrt, und auf einer Reinigung der Logik von psychologisierenden Einschüben besteht, wie er sie bei Mill, Brentano, Sigwart, und Erdmann erkennt. (Vgl. Wundt: *Psychologismus und Logizismus*. S. 521-49) Sigwart wiederum verwahrt sich gegen den Vorwurf einer Vermengung materialer Aspekte (und in der 4. Aufl. gegen die Angriffe Husserls, Anm. S. 23), beteuert, er "scheidet die logische Betrachtung von der psychologischen", (*Logik*. Bd. I, S. 10. Heinrich Meier, Hrsg, der 3./4./5.Aufl., ringt erneut in einer 24-seitigen Anmerkung zur Anmerkung auf S. 23 heftig mit den Angriffen von Husserl und Lask. Vgl. S. 502-26), und auch Erdmann sträubt sich dagegen, "daß der Gegenstand der Logik ein Teil der Psychologie sei", um einen Abschnitt später davor zu warnen, "zu welchen Unzulänglichkeiten es führt, wenn man die Logik gegen die Tatsachen der Psychologie des Denkens verschließt." (*Logik*. Bd. I. S. 18f). So scheint es, dem Titel allein sei zu fliehen, wenn nicht zuletzt und mit besonderer Eindringlichkeit die Diskussion von Seiten des Neukantianismus aufgenommen wird, dem es um die Trennung von (Transzendental)Logik, Erkenntnistheorie und einer noch im Schoß der Philosophie befindlichen Psychologie geht. Einen Einblick in die Inbrunst der Marburger und Badischen Schule bietet die feine Textsammlung Flach, Holzhey (Hrsg.): *Erkenntnistheorie und Logik im Neukantianismus*. Einen zeitgenössischen Überblick von Seiten der

maschinentechnische Erfolg der Logistik nun fordert von der dabei außen vor bleibenden Logik eine positive Bestimmung ihrer genuinen Leistungsmerkmale.

Doch ähnlich wie die Sprachwissenschaften sich erst im Moment des Aussterbens der Kartographie verklingender Sprachen zuwenden, nimmt sich die definitorische Abgrenzung der Logik ganz unfreiwillig wie eine letzte Bestandsaufnahme aus, eine Archivierung des Gewesenen für die Nachwelt. Der Tenor dabei ist eindeutig: "Logistik ist heute ein Zweig der Mathematik, eine neue Disziplin in ihr, jüngster Sproß der Philosophie. Aber nun ein einzelwissenschaftlicher: Mathematik, nicht Philosophie, Logistik, nicht Logik."¹⁸⁷ Demgegenüber war "Logik [...] immer Philosophie und wird es immer sein, nie Mathematik und wird es nie sein."¹⁸⁸ Anders die Logistik, das *Brustkind der Mathematik*, sie "weiß nicht einmal was Logik ist",¹⁸⁹ denn allein "als Kalküldisziplin, ist sie artrein",¹⁹⁰ und so scheiden sich Logik und Logistik endgültig, "gehören zu verschiedenen Wissenschaftsbereichen, dem philosophischen dort, dem mathematischen hier."¹⁹¹ Jacoby insistiert auf funktionaler Differenzierung:

Operationsbasis der Logik sind die hinter unserem Erkennen stehenden, von uns als 'logisch' bezeichneten Identitäten. Operationsbasis der Logistik sind Symbole, logisch und anders deutbare. Ziel der Logik ist Klärung des Logischen nach Wesen und Bereich. Ziel der Logistik ist Aufbau von Kalkülen. Methode der Logik ist Begriffsanalyse. Methode der Logistik ist Symbolsynthese. [...] In der Logik ist alles Philosophie, nichts Mathematik. In der Logistik ist alles Mathematik, nichts Philosophie. [...] Logistik ist Mathematik. Logik ist Philosophie. Daher gehören mathematisierte logische Symbole und Vokabeln zu Logistik, nicht zu Logik. Deren Mathematisierung ist ihre Entlogisierung.¹⁹²

Hauptvorwurf an die symbolische Logik, der Jacoby den Titel als solchen in Abrede stellt, ist die Immanenz und Bedeutungslosigkeit, bestenfalls -indifferenz der Logistik, die als mathematisches Transformationssystem nicht verweisungsfähig ist.

Da bleibt man innerhalb des Systems und kommt nicht aus ihm heraus. Logik dagegen arbeitet induktiv und deduktiv, geht ständig aus ihrem System heraus zu Tatbeständen und wieder in es zurück, zehrt von dem und lebt für das, was außerhalb des Systems ist, und für dessen Verständnis es allein errichtet wurde. Ihr System ist also ohne Selbstwert.¹⁹³

Der kämpferische Text Jacobys bildet gewissermaßen den Schlußpunkt einer Diskussion, die 1950 auf dem *Dritten Deutschen Kongreß für Philosophie* in Bremen offen aufbricht und ein Jahr später auf der Jenaer *Philosophischen Konferenz über Fragen der Logik* ihre Fortsetzung findet.¹⁹⁴ In Bremen provoziert Bruno Baron von Freytag-Löringhoff die

Logik in Moog: *Logik, Psychologie und Psychologismus*. S. 3-133 (der selbst einen abgeschwächten Psychologismus vertritt).

¹⁸⁷ Jacoby: *Die Ansprüche der Logistiker*. S. 124.

¹⁸⁸ Ebd.

¹⁸⁹ A. a. O., S. 125.

¹⁹⁰ A. a. O., S. 166.

¹⁹¹ A. a. O., S. 27.

¹⁹² A. a. O., S. 29. Die Kurzformel lautet dann: "Logiker denken. Logistiker rechnen."

¹⁹³ A. a. O., S. 52.

¹⁹⁴ Daß diese Diskussion am Beginn der 60er Jahre kulminiert, um kaum später zu diffundieren, legt den Schluß nahe, sie auch unter medientheoretischen Gesichtspunkten als das Aufbäumen konservativer Kreise gegen die "Denkprothetik" des Computers zu lesen. Entsprechend trägt Freytag-Löringhoff in

Logistiker mit seinen *15 Thesen zum Verhältnis zwischen Logik und Logistik*,^[195] die den symbolischen Logiker erstmals als reinen und bloßen Mathematiker dekupieren und vehement daran zweifeln, "ob die Logistik der Logik in eigentlich logischen Fragen überlegen ist."^[196]

Was aber, wenn Logistik nicht Logik ist, ist die Logik ihrem eigenen Verständnis nach? "Logik ist die Lehre von der Identität und Verneinung." heißt es bei Jacoby,^[197] und gleichlautend beharrt Freytag-Löringhoff auf einer "Definition der Logik als einer Lehre nur von Identitäts- und Diversitätsverhältnissen."^[198] Hier dann liegt der Grund für jenes zum Überdruß zitierte Wort Kants, nach dem die Logik seit Aristoteles weder einen Schritt rückwärts noch vorwärts getan habe,^[199] denn wenn die reine Logik "die schlechthin notwendigen Regeln des Denkens, ohne welche gar kein Gebrauch des Verstandes stattfindet", enthält,^[200] dann

wird auch verständlich, warum zwar die speziellen Voraussetzungen jedes logischen Systems verschieden sein können; ihre allgemeinsten Voraussetzungen dagegen, die Prinzipien der Identität und des Widerspruches als immer wieder dieselben allen logischen Systemen gemeinsam sind.^[201]

Logik als Lehre von Identität und Widerspruch, den weitesten Urteilsprinzipien des Verstandes – damit stellen sich Jacoby und Freytag-Löringhoff in die überkommene Tradition der klassischen Logik, die als Lehre vom Begriff, Urteil und Schluß – und seit der Logik von Port Royal auch um eine Methodenlehre bereichert – (tatsächlich seit Aristoteles) darauf zielt,

zu zeigen, teils welche allgemeinen Forderungen vermöge der Natur unseres Denkens jeder Satz erfüllen muß, damit er notwendig und allgemeingültig sein könne, teils unter welchen Bedingungen und nach welchen Regeln von gegebenen Voraussetzungen aus auf notwendige und allgemeingültige Weise fortgeschritten werden kann [...] Die Befolgung ihrer Regeln verbürgt demnach nicht notwendig materiale Wahrheit der Resultate, sondern die formale Richtigkeit des Verfahrens. In diesem Sinne ist unsere Kunstlehre notwendig formale Logik.^[202]

seinem Spätwerk dieser, schließlich als unumkehrbar erkannten Entwicklung Rechnung—nunmehr "dürfen wir glücklich sein, daß wir im Zeitalter der Computer leben"—, wenn er seine Auseinandersetzung mit der Logistik ausdrücklich für überholt erklärt, um die Aristotelische Logik mit Hilfe seiner Pfeil-Symbolik für den Rechner manipulierbar zu machen. Vgl. Freytag-Löringhoff: *Neues System der Logik*. S. XIV, 53-64, Zitat S. XV.

¹⁹⁵ Thesen, Gegenthesen und Diskussion in: *Symphilosophiein*. S. 161-203. Zu den Disputanten zählen u.a. O. Becker, Bernays, Bochenski, Brugger, Curry, Dingler, Juhos, v. Kempfski, Lorenzen, Linke, Plessner. Wiederabdruck der Thesen in: Freytag-Löringhoff: *Logik*. S. 199-201.

¹⁹⁶ *Symphilosophiein*. S. 169 (These 13).

¹⁹⁷ Jacoby: *Die Ansprüche der Logistiker*. S. 26.

¹⁹⁸ Freytag-Löringhoff. *Logik*. S. 75.

¹⁹⁹ Kant: *Kritik der reinen Vernunft*. B VIII (Vorrede zur zweiten Auflage).

²⁰⁰ A. a. O., A 52; B 77.

²⁰¹ Jacoby: *Allgemeine Ontologie der Wirklichkeit*. S. 431. In dem Kapitel *Die logischen Grundlagen der Transzendentalontologie* (S. 398-576) arbeitet Jacoby sein logisches Fundament heraus, auf dem die spätere Kritik ruht—seine eigene, wie die Freytag-Löringhoffs, der sein Logik-Buch Jacoby widmet.

²⁰² Sigwart: *Logik*. Bd. I. S. 10f.

Daß solches auf Identität und Widerspruch "als notwendige Voraussetzung alles Denkens und Urteilens"^[203] rückführbar ist, stellt, wie Freytag-Löringhoff in Bremen konzidiert, durchaus eine Verschärfung der klassischen Logik dar,^[204] zieht aber letztlich nur die Konsequenz der alten Prämisse, daß der Satz der Identität als letztinstanzlicher Grundsatz "einen Beweis weder fordert noch verträgt",^[205] woraus sich umgekehrt ergibt:

Der Grundsatz der Identität drückt in dem Wesen des Gegenstandes die allgemeinste Bedingung alles uns möglichen Vorstellens aus. Insofern kann er das Grundgesetz unseres Vorstellens genannt werden. [...] In diesen beiden Beziehungen, der ursprünglichen der Identität und der abgeleiteten der Nichtidentität, erschöpfen sich die grundlegenden Verhältnisse des Vorgestellten als solchen. Alle übrigen verlangen Rücksichtnahme auf den besonderen Inhalt der Gegenstände, der nur durch die Urteilsbeziehungen entsprochen werden kann.^[206]

So Benno Erdmann, 1892.—Achtundfünfzig Jahre später intoniert Freytag-Löringhoff in eben solch anti-Spinozistischer Diktion:

Die Logik steht im Dienst der Erkenntnis. Alles Erkennen ist Wiedererkennen, Finden von Identität; wo Identität ist, ist Logik,—wo keine Identität ist, liegen andere Dinge vor. Identität und Widerspruch können nicht definiert werden. Es handelt sich bei ihnen um so tiefliegende Prinzipien, daß sie Voraussetzung für alles Meinen überhaupt und erst recht alles Definieren sind.^[207]

Damit bringt sich nicht allein das Wort Kants von der Stagnation der Logik in Erinnerung, es steht auch zu erwarten, daß Günther – wenn auch in anderer Motivation – ebenso wie die Logistiker in Bremen sich mit dieser Definition wenig anzufrunden vermag. Noch viel weniger, wenn in Freytag-Löringhoffs *Logik* konsequent zu lesen ist,

daß die logistische 'Aequivalenz' eine Identität nur hinsichtlich des Wahrheitswertes bedeutet und beliebige Diversität des Inhalts durch sie verbundener Aussagen zuläßt. 'Wasser gefriert bei 0 Grad' und 'Paris ist die Hauptstadt von Frankreich' sind logistisch 'aequivalent'.

²⁰³ A. a. O., S. 110.

²⁰⁴ Freytag-Löringhoff muß sich dem Einwand Bernays' stellen, daß auch klassische Logik "nicht nur von Identität und Widerspruch handle, sondern u.a. auch von den Beziehungen des Allgemeinen zum Besonderen und der Bedingung zum Bedingten, von der Alternative und dem prädikativen Verhältnis." (*Symphilosophiein*. S. 183) In Bremen bleibt Freytag-Löringhoffs Antwort zunächst der vage Hinweis, "daß es dennoch auch in den hier gemeinten Kapiteln der Logik um Identität und Widerspruch gehe" (A.a.O., S.188), später systematisiert er dies in seinem Logik-Buch. Wenn von der Wahrheit eines Urteils gesprochen wird, werden Urteilsmeinung und Sachverhalt konfrontiert und als im erforderlichen Umfange identisch befunden. Das logische Wesen der Wahrheit ist also eine Identitätsbeziehung zwischen dem Inhalt des Urteils als einer Meinung und dem Sachverhalt als etwas von jeder Meinung Unabhängigem. [...] Dieser Sinn von Wahrheit wurde unscharf und teilweise irreführend in der alten Definition gemeint, Wahrheit sei eine 'adaequatio rei et intellectus'. Wir sehen, daß für die Logik res durch Sachverhalt, intellectus durch Urteilsmeinung und adaequatio durch Teilidentität zu präzisieren ist. Dabei werden die Logik nur die Probleme interessieren, in denen es auf die in der Wahrheit enthaltene Identitätsstruktur ankommt. [...] Urteilscharakter und Wahrheitsanspruch sind identisch." (*Logik*. S. 860) Damit nimmt Freytag-Löringhoff die Bestimmung von Identität und Widerspruch als das "eigentliche Logische in den logischen Systemen" auf, die Jacoby zuvor in seiner *Allgemeinen Ontologie der Wirklichkeit* (vgl S. 564) gegeben hat. Bei Jacoby fungiert diese strikte Beschränkung vor allem als Abgrenzung des Logischen gegen Psychologismus und Ontologisierungen. Vgl. a. a. O., S. 407ff, 571. Zitat S. 431.

²⁰⁵ Erdmann: *Logik*. Bd. I. S. 172.

²⁰⁶ A. a. O., S. 173, 176.

²⁰⁷ *Symphilosophiein*. S. 183.

Vor allem aber sei hier festgestellt, daß der Aussagenkalkül allein auch gar nicht fähig sein kann, jene Grundprinzipien der Begriffsbildung auszudrücken, da er ja nur von Aussagen und ihren Verknüpfungen und von all dem nur hinsichtlich der Wahrheitswerte [...] Funktionen handelt. Von wie anderen, tiefer liegenden Dingen mußte die Logik bei der Aufstellung ihrer Grundsätze sprechen, jener Grundsätze, die sie nicht unter den ersten Sätzen eines nach willkürlichen Gesichtspunkten axiomatisierten mathematischen System suchte, sondern in den Möglichkeitsgründen des Denkens; und zwar seiner noch unverbindlichsten, allgemeinsten Form, des bloßen Meinens. Mit dieser Gegenüberstellung dürfte implizite das wahre Verhältnis zwischen Logik und Logistik schon vollständig geklärt sein.

Die Deutungen sind durch den Kalkül allein nicht eindeutig bestimmt. Er funktioniert mathematisch einwandfrei, was auch [...] die 'Werte', immer bedeuten mögen. Ob auch die Übersetzungen der Formeln und Sätze des Kalküls logisch einwandfrei und wichtig sind, das hängt von den Bedeutungen der 'Werte' ab, und darüber kann nur die Logik entscheiden. Hier, in dem für ihre logischen Ansprüche wichtigsten Punkt, bedarf also die Logistik der Logik, ja setzt sie die Logik als gegeben voraus.^[208]

Endgültig ist hier die Trennung vollzogen, "Münchhausen kann sich nicht an seinem Zopfe aus dem Sumpfe von Bischofswerder ziehen, Logistik nicht an ihren Kalkülen ohne philosophische Methoden aus Mathematik in die Logik",^[209] und der klassische Logiker bedarf dieser Trennung, denn im Hinblick auf die Kalküle weiß er

nun nicht mehr, was wem dienstbar gemacht werden soll: die Logik der Beweistheorie und diese der Mathematik oder die beiden letzten der Logik. Dieses Dilemma besagt übrigens nicht das geringste gegen die Beweistheorie als solche, wohl aber allerlei gegen den unberechtigten Anspruch der mathematischen Logik, Logik zu sein.^[210]

Ein Schritt mit Bedeutung

Interessant an diesen Angriffen – und wichtig in Hinsicht auf die Position Günthers – ist nun, daß sie die Logistik insgesamt an einem Flügel zu treffen suchen, der innerhalb der mathematischen Logik zu dieser Zeit (1950-1962) seinen Alleinvertretungsanspruch lange schon nicht mehr prätendiert. Die strategische Beschränkung der Logiker auf die "Kalküle Frege-Hilbert-Russellscher [sc.] Prägung, an die wir in unserer Auseinandersetzung mit der Logistik in erster Linie zu denken haben",^[211] reduziert die Logistik auf die formal-strukturelle Bedeutungsindifferenz ihrer symbolischen Systeme und ermöglicht der Logik dann, und nur dann allerdings, mit Recht die doppelte Konklusion:

Die Logik setzt in keiner Weise Logistik voraus, diese aber immer die Logik. [...] Einmal so, wie jedes mathematische System die Logik voraussetzt, indem es Eindeutigkeit und Widerspruchslosigkeit seiner Zeichen und Regeln, seiner Axiome, zur Voraussetzung seines Zustandekommens und Funktionierens hat. Und zum anderen setzt Logistik Logik voraus bei der Deutung der zunächst bedeutungslosen Kalküle. Erst die Deutung macht geeignete mathematische Systeme zu Logik-Kalkülen.^[212]

Ein unverdächtiger Zeuge mag darauf antworten: Heinrich Scholz, Metaphysiker unter den Logistikern und der klassischen Logik gewiß nicht feindlich gesonnen, nennt es "ein

²⁰⁸ Freytag-Löringhoff: *Logik*. S. 170, 174, 180.

²⁰⁹ Jacoby: *Die Ansprüche der Logistiker*. S. 41.

²¹⁰ Albrecht: *Die Logik der Logistik*. S. 43.

²¹¹ Freytag-Löringhoff: *Logik*. S. 168.

²¹² A. a. O., S. 196.

schönes Glück für uns, daß es sich doch nicht so verhält" und fährt an anderer Stelle fort, er würde sich "überhaupt nicht als Logiker betrachten, wenn dies die ganze Herrlichkeit wäre."^[213] In der Tat scheinen an den Verfechtern der reinen Logik nicht nur die vielstimmigen Hinweise des versammelten Bremer Kongresses ungehört verklungen zu sein, das willkürliche oder unwillkürliche Ausblenden jener auch zu dieser Zeit schon über die Maßen berühmten Arbeit Tarskis, "die in ihrer Art ebenso bahnbrechend ist wie das Werk von Carnap und neben diesem so originell, daß sie völlig für sich studiert werden muß",^[214] das systematische Verschweigen der *Semantik* also, die Tarski 1933 vorstellt, scheint für eine tiefe Bedrohung der Logik zu sprechen.^[215] Auch wenn man zu Gute hält, daß Tarski erst in die *lingua franca* der Zeit übersetzt werden muß – 1935 liegt die deutsche Fassung vor – und seine größte Wirkung allerdings erst nach der Emigration in die USA (1938) entfaltet – rund zwanzig Jahre sollten genügen, um diese wesentliche Entwicklung zur Kenntnis zu nehmen. Doch weder Wolfgang Albrecht noch Günther Jacoby erwähnen die *Semantik* überhaupt, Bruno von Freytag-Löringhoff nimmt die Schrift Tarskis unter "Spezialfragen" in sein Literaturverzeichnis auf und erwähnt ihn einzig als eine Möglichkeit, die semantischen Antinomien zu vermeiden,^[216] die Tarski dem *Wahrheitsbegriff* als das Ausgangsdilemma der Umgangssprachen voranstellt. Wir dürfen also System vermuten und nach den Ängsten fragen, die die initiale Arbeit des polnischen Logikers auslöst, wenn er sich daran gibt, die rein strukturellen Betrachtungen hin zur semantischen Miteinbeziehung der Relation von Designator und Designatum zu erweitern.

Mit dem *Wahrheitsbegriff in den formalisierten Sprachen* greift Tarski ein lange Zeit stillschweigend transportiertes Problem der Logistik (Syntax) auf, die – im Gegensatz zu den *richtigen* oder *falschen* Schlußfolgen (Urteilen) der Logik – ihren Aussageformen

²¹³ Scholz: *Die Wissenschaftslehre Bolzanos*. S. 265; *Logik, Grammatik, Metaphysik*. S. 435. Beide Stellen setzten sich mit Carnaps frühem Anspruch auseinander, präzise Formalisierbarkeit erschöpfe sich vollständig in logischer Syntax.

²¹⁴ Scholz. *Die Wissenschaftslehre Bolzanos*. S. 221. Hierin erweckt Scholz, nach dem Verklingen der Husserl'schen Wiederbelebungsversuche in den *Logischen Untersuchungen I*, Bolzano als den Vordenker einer Semantik zu neuem Leben. Bolzanos Logik, die sich noch keiner *umfassenden Präzisionssprache* bediene, liefere einerseits im Carnapschen Sinn *syntaktische* Sätze ("Sätze über Beziehungen zwischen Satzformen" a. a. O., S. 262f, Anm.52), die gleichzeitig mit *semantischen* Begriffen operieren, was in die bekannten Antinomien führt. Tarski jedoch führt die bei Bolzano noch nicht angelegte Differenzierung logischer und semantischer Begriffe ein, womit Bolzanos Ansatz einen postumen Konsistenzbeweis erfahre.

²¹⁵ Tarski: *Der Wahrheitsbegriff in den formalisierten Sprachen*. Hinweise auf die Semantik kommen in Bremen von O. Becker (165), Bernays (167, 192), Bochenski (163), Ceccato (190) Juhos (163, 175-78, 188, 193), v. Kempfski (164, 178, 187f) Die Seitenzahlen = *Symphilosophie*.

²¹⁶ Vgl. Freytag-Löringhoff: *Logik*. S. 189f. Es herrscht also mutwillige Ignoranz—Tarski verspricht von allem Anfang an eine "analoge Methode" für "beliebige andere semantische Begriffe", um "den Sinn des betrachteten Begriffs auf alle konkreten, strukturell beschriebenen Ausdrücke der untersuchten Sprache [zu] bestimmen" (Tarski: *Grundlegung der wissenschaftlichen Semantik*. S. 353) Das ganze Un- oder Mißverständnis wird deutlich, wenn Freytag (S. 190) Semantik als die Carnapsche Unterscheidung von Objekt- und Syntaxsprache definiert, die Carnap in die Logische Syntax einführe!—Unter semantische Antinomien fallen die artverwandten Antinomien der Definierbarkeit mit einer endlichen Anzahl von Wörtern bei Richard (*Die kleinste mit weniger als 100 Buchstaben nicht angebbare Zahl*.—Die Definition umfaßt weniger als 100 Buchstaben) und die von Grelling über den Terminus "heterologisch" konstruierte Paradoxie (*Wird "heterologisch" heterologisch interpretiert ist es autologisch, et vice versa*). Vgl. Richard: *Les principes des mathématiques*. S. 451ff; Grelling-Nelson: *Bemerkungen zu den Paradoxien von Russell und Burali-Forti*. S. 62f.

(Sätzen) Wahrheitswerte zuteilt,^[217] ohne sich Rechenschaft über die Möglichkeit und Form einer systemimmanenten Definition des Designators "wahr" zu geben. Um gegen den Vorwurf einer illegitimen, ungeklärten und letztlich die Logik voraussetzenden Terminologie unanfechtbar zu sein, muß die Logistik also erneut ansetzen und neben der Konsistenz der Grammatik/Syntax nun auch die intrinsische Definition ihres Lexikons nachweisen. Hinsichtlich "wahr/falsch" versagt bereits die Alltagssprache bei solchen Definitionen, wenn sie entweder den adäquationstheoretischen Rückgriff auf die außersprachliche Faktizität benötigt oder sich in Zirkelschlüsse verstrickt, d.h. hier bereits legt

die Analyse der bekannten Antinomie vom Lügner den Schluß nahe, daß auf dem Boden der Umgangssprache (und in Bezug auf sie) nicht nur eine exakte Definition, sondern auch die konsequente Anwendung des Wahrheitsbegriffes schlechthin unmöglich sind.^[218]

Aber auch die Syntax dringt hier nicht weiter, Carnap muß, um ihre Widerspruchsfreiheit zu gewährleisten, "wahr" und "falsch" als *quasi-syntaktische Begriffe* fallen lassen,^[219] und das Wahrheitsproblem gerät zum Movers der semantischen Erweiterung der formalen Syntax. Die *Metalogik* Tarskis vollzieht dann den Ausgang aus der *semantisch geschlossenen Sprache*, die als logisch homogener Raum (antinomisch) sowohl die Ausdrücke (Schnee ist weiß, die Namen der Ausdrücke ("*Schnee ist weiß*"), wie auch die semantischen Terme (*wahr, bezeichnet, erfüllt*) auf einer Ebene vereinigt.^[220] Mit Hilfe der Differenzierung in die typentheoretische Stufung der (Meta)Sprachen konkretisiert Tarski demgegenüber nicht nur die angestrebte Wahrheitsdefinition, sondern durchbricht endgültig

²¹⁷ Ausdrücklich wehrt sich die Logik gegen den Wahrheitswert, der der Logistik gerade die Mathematisierbarkeit ihrer Aussagen ermöglicht. So sind für die Logik "Wahrheit und Falschheit [...] periphere Außenpositionen, äußere Identitäts- und Nichtidentitätsbeziehungen von Urteilsmeinungen zu Sachverhalten, keine inneren des Begriffscorpus." (Jacoby: *Die Ansprücher der Logistiker*. S. 57) "Wir sind nämlich der Ansicht, daß die Frage nach der Wahrheit oder Unwahrheit von Urteilen nicht in die Logik gehört, und ein Beweis in der Logik ohne den Begriff der Wahrheit auskommen können muß", denn eine Logik, "die mit Wahrheit und Unwahrheit von Urteilen beginnt, ist schon im Dienste der Erkenntnis angewandte Logik, von vorn herein spezielle und logischer und ontologischer Begründung bedürftige Logik. Reine Logik ist die Meinung, die nicht Erkenntnis zu sein braucht. Sie begründet alle speziellere Logik." (Freitag-Löringhoff: *Logik*. S. 70, 90) Hier jedoch klappt zwischen Anspruch und Wirklichkeit ein Abgrund, in dem die formale Logik sich stets darum bemüht, die Adäquationstheorie als Sachverhaltswahrheit zu bewältigen. Husserl legt genau hier den Finger in die Wunde, wenn er der Logik das unausgesetzte Lavieren in der Wahrheit und ihren Derivaten vorhält. Vgl. Husserl: *Erste Philosophie*. S. 24-31.

²¹⁸ Tarski: *Der Wahrheitsbegriff in den Sprachen der deduktiven Disziplinen*. S. 357. Hervhbg. orig. Dieser Text (1931), in dem die Zielsetzung einer hier noch als *Semasiologie* beschriebenen "Konstruktion einer methodologisch korrekten und meritorisch adäquaten Definition der wahren Aussage" umrissen wird (a. a. O., S. 356), ist die Vorankündigung des *Wahrheitsbegriffs in den formalisierten Sprachen*.—Das Problem einer umgangssprachlichen Definition von "wahr" fixiert Stegmüller an der Struktur des Prädikates "wahr", "das so geartet [ist], daß es an Gehalt jenem Satz, dem es zugesprochen wird, nichts hinzufügt: zu behaupten, daß ein bestimmter Satz wahr sei, bedeutet dem Gehalt nach nicht mehr und nicht weniger, als den betreffenden Satz selbst behaupten." Stegmüller. *Das Wahrheitsproblem*. S. 23.

²¹⁹ Vgl. Carnap: *Logische Syntax*. S. 163f, 179, 183.

²²⁰ Die Antinomien als Folge der *Geschlossenheit der Sprache* entdeckt zu haben, d.h. für den Fall, in dem die Sprache ihre eigene Metasprache umfaßt, ist das Verdienst von Tarskis Doktorvater Stanislaw Lesniewski, dem Tarski im *Wahrheitsbegriff* die Referenz erweist, daß sich ihm "fast alles, was ich über die Ausdrücke in Anführungszeichen und die semantischen Antinomien sagen werde", verdanke. (S. 452, Fn. 3) Tarski selbst bezeichnet im *Wahrheitsbegriff* die *Geschlossenheit der Sprache* als *Universalismus* der Umgangssprache. Vgl. S. 460f.

das Diktum Carnaps, daß "Logik [...], sobald sie exakt formuliert wird, nichts weiter als Syntax" ist, und also "alle sinnvollen philosophischen Probleme zur Syntax gehören."^[221] Allerdings weit entfernt davon, die Logik in ihrer überkommenen Form zu restituieren, wiederholt Tarski – Gödel gehorchend – das Spiel von Objekt- und Metasprache, um die von Carnap vernachlässigten intensionalen Aspekte der Sprache formalisieren zu können. Die semantische Definition von "wahr" und damit *Sinn* generell^[222] – denn das "Problem des Definierens der Wahrheit erweist sich [...] als eng verknüpft mit dem allgemeineren Problem der Aufstellung der Grundlagen der theoretischen Semantik"^[223] – findet Eingang in den Kalkül, wenn in der (je um Variable reicheren) Metasprache die Erfüllbarkeit der Aussagefunktionen^[224] der Sprache niedriger Ebene definiert werden kann, womit "wahr/falsch" sich zwar prinzipiell als "erfüllbar/nicht-erfüllbar" in Relation (und nur in Relation) zur Metasprache bestimmen lassen, diese grundsätzliche Möglichkeit jedoch den infiniten Regreß in Kauf nimmt, da die Mechanik sich auf dieser Ebene wiederholt.^[225]

Mag eine solche infinite Offenheit dem an essentiellen Kernbeständen interessierten Ontologen bereits Unbehagen bereiten, und wird die allein relationale und auf jeder Stufe neu zu bestimmende Definition den Verdacht des klassischen Logikers gegen die Mathematisierbarkeit eher bestätigen als widerlegen – ganz abgesehen von der Frage, ob der Begriff der *Erfüllbarkeit* seinerseits nicht wieder eine logische Bestimmung

²²¹ Carnap: *Logische Syntax*. S. 176, 206.

²²² Wie dringlich Tarskis semantische Erweiterung in der Entwicklung des logischen Positivismus ist, belegt die Wittgenstein'sche Unterscheidung von Sinn und Bedeutung ("Jeder Satz ist wesentlich wahr-falsch. Insofern hat ein Satz zwei Pole [...] Dies nennen wir den *Sinn* eines Satzes. Die *Bedeutung* eines Satzes, ist die Tatsache, die ihm in der Wirklichkeit entspricht." Wittgenstein: *Tagebücher. Appendix I*. S. 188), die den Positivisten vor eine schlechte Alternative stellt: Entweder orientiert er sich am Beutungsbegriff, rekuriert somit auf das *Gegebene*, dann verwandelt sich der Positivismus in Metaphysik, da die Sätze, die diesen Rekurs definieren, innerhalb des Systems nicht mehr ausweisbar sind, also dem eigenen Wissenschaftsbegriff gemäß keine wissenschaftlichen Aussagen darstellen. Oder aber er reduziert sich, wie Carnap es in der *Logischen Syntax* vorexerziert, entlang dem Wittgenstein'schen Sinn-Begriff auf den Erhalt wahrer Sätze, dann kollidiert er mit dem ursprünglich empiristischen Sinnkriterium, also mit der wissenschaftsorientierten Verifikation. Hier verspricht Tarskis *Wahrheitsbegriff* die ersehnte Abhilfe, wenn nun die Wahrheits- und Sinnproblematik weder syntaktisch nivelliert, noch um den Preis einer realitäts-rekurrierenden Verifikation erkaufte werden muß.—Auf diese bedeutsame Rolle Tarskis für den logischen Empirismus weist eindringlich Tugendhat: *Tarskis semantische Definition der Wahrheit*. S. 201-19 hin.

²²³ Tarski: *Die semantische Konzeption der Wahrheit*. S. 146.

²²⁴ Ein Ausdruck, der Variablen statt Konstanten mitführt heißt *Aussagefunktion* (*x ist eine Primzahl*), und verwandelt sich durch Einsetzung in eine Aussage, die wahr oder falsch ist. (*5 ist eine Primzahl*).

²²⁵ Stegmüllers Apologie der Semantik sieht in der infiniten Regressivität allerdings keinen Mangel, kommt es ihm allein darauf an, "daß wir für eine beliebige vorgegebene Sprache *S* imstande sind, in der zu *S* gehörigen Metasprache *M* die semantischen Begriffe für *S* einzuführen, und diese Aufgabe ist tatsächlich immer lösbar." (*Das Wahrheitsproblem und die Idee der Semantik*. S. 247. Hervhbg. orig.)—Grundsätzlich muß daran erinnert werden, daß es Tarski nicht um eine Wahrheitsdefinition geht, sondern zunächst um "eine formal korrekte und sachlich zutreffende semantische Definition des Ausdrucks, 'wahre Aussage';" (Tarski: *Der Wahrheitsbegriff*. S. 499), also um die (Erfüllungs)Bedingungen, unter denen ein Satz als wahrer Satz bestimmt werden kann. Tugendhat hält es demgegenüber für eine illegitime Prämisse, "daß für die Erklärung eines Satzes immer schon ein anderer Satz zur Verfügung steht, der bereits verstanden wird" (Tugendhat: *Vorlesungen*. S. 257 Vgl. S. 234 Hervhbg. J. C.), was in die Richtung der Anfrage Puntels zielt, der diesen Voraussetzungs-Aspekt ganz formal an der bikonditionalen Funktion des Äquivalenzzeichens innerhalb der Adäquatheitsbedingungen der Wahrheitsdefinition knüpft. Vgl. Puntel: *Wahrheitstheorien*. S. 66-69.

voraussetzt^[226]—, so muß ein solches bedeutungstheoretisches Projekt doch den Belangen der nicht-symbolischen Logik aus vitalen Gründen im höchsten Maß suspekt sein. Dies nicht nur deswegen, weil auch Carnap sich schließlich der Semantik vehement verschreibt,^[227] vielmehr entwickelt die Semantik ihre besondere Bedrohung, wenn die Logistik nun das verloren geglaubte Terrain (Wahrheit, Sinn und Bedeutung) zurückerobert, und dies mit Hilfe der vermeintlich sinnleeren Symbolik. Die Gefährdung, der sich die Logik durch das Projekt der Semantik ausgesetzt sieht, lagert dabei auf zwei Ebenen. *Idealer* könnte es der semantisch erweiterten Logistik am Ende gelingen, Sinn und Bedeutung kalkültechnisch (relativ) widerspruchsfrei und vollständig darzustellen; dann wäre die symbolische Logik nicht nur die vollgültige Substitution der klassischen Logik – dies darüber hinaus frei von deskriptiv-semantischen Ambiguitäten –, dann stünde der syntagmatisch-semantischen Doublette weitergehend auch der Transfer in die Linguistik offen, um dort den Traum Freges von jener *Formelsprache des reinen Denkens* zu erfüllen, die das Kontingenz-Regime *des Wortes über den menschlichen Geist* beendet. Realiter aber, und auf dem Diskussionsstand bis heute wesentlich drängender, widerlegt die Semantik, ganz unabhängig vom Grad ihrer Entwicklung, prinzipiell das Kernargument der klassischen Logik, daß nämlich symbolische Logik nichts anderes als Mathematik sei, deren Kalküle allein in geeigneten Fällen und nur unter Zuhilfenahme systemtranszendenter Kriterien als Logik-Kalküle deutbar seien, wie es Freytag-Löringhoff in seiner 4. These zusammenfaßt. Für die Beschränkung auf die Syntax mag dies gelten, doch ändert sich die Situation, denn mit Hilfe der Semantik "läßt sich eine exakte Kennzeichnung eines Kalküls als eines Logikkalküls erreichen."^[228] Nun also besteht nicht länger die Notwendigkeit des nicht-logistischen Ausgreifens auf im Kalkül formal nicht ausweisbare Determinationen der Interpretation. Anders gewendet setzt die Semantik die mathematische Logik innerhalb der von Kurt Gödel und Alonzo Church definierten Grenzen nicht nur in den Stand, in metalogischer Relationalität die Syntax eines jeweils vorgegebenen, scharf umgrenzten Satzsystems als Logik-Kalkül zu bestimmen, sondern tiefergehend auch, die in den

²²⁶ Hier knüpft die formale (jedoch nicht formal-sprachliche) Kritik Tughenats an, für dessen an Lorenzens Dialogik erinnerndes Regelspiel eines pragmatischen, situationsbezogenen Verifikationismus das Verstehen eines Satzes noch nicht wie bei Tarski bedeutet, "zu wissen, unter welchen Bedingungen er wahr bzw. falsch ist". Umgekehrt heißt vielmehr "die Bedeutung des Wortes, 'wahr' aufklären [...], den für die Verwendung assertorischer Sätze konstitutiven Unterschied im Verstehen von 'p' und 'daß p' aufklären. Wer von '(es wird behauptet) daß p' zu 'p' übergeht, geht vom bloßen Verstehen 'p' zum Behaupten, daß p über, und daher ist die Aufklärung des Wortes 'wahr' identisch mit der Aufklärung der Handlung des Behauptens". Damit wird der Rekurs auf die Metasprache insgesamt hinfällig, wenn nun für das Behauptungsspiel gezeigt wird, "unter welchen Umständen die Behauptungen [...] gegenüber den sie verneinenden Behauptungen aufrechterhalten werden können bzw. zurückgenommen werden müssen. [...] Die Wahrheitsbedingung in dieser Weise klären, heißt erklären, wie der Wahrheitswert von Sätzen bzw. Behauptungen dieser Form festgestellt und d.h. wie sie verifiziert werden." Formal ausgedrückt: "die Behauptung, daß a F ist, ist wahr genau dann, wenn das Prädikat 'F' auf den Gegenstand zutrifft für den der singuläre Term 'a' steht", womit das Verstehen eines prädikativen Satzes heißt, "wissen, daß der Satz bzw. die mit ihm gemachte Behauptung wahr ist genau dann, wenn das Prädikat auf den Gegenstand zutrifft, für den das Satzsubjekt steht." Zwar kann Tughenat damit den Term "wahr" als Definiens aus der Definition eliminieren, fraglich jedoch bleibt, ob das Problem nicht allein auf das Substitut "zutreffen" transponiert wird. Zitate: *Vorlesungen*. S. 135, 252f, 306f, 321.

²²⁷ Carnaps semantischer Umschwung datiert öffentlich auf das Jahr 1938, also das Jahr, in dem Tarski in die USA einwandert. *Logical Foundations of the Unity of Science*. (in: International Encyclopedia of Unified Sciences. Vol. 1, S. 42-62) Es folgt die Trilogie *Introduction to Semantics. Studies in Semantic I* (1942), *Formalisation of Logic. Studies in Semantics II* (1943), *Meaning and Necessity. A Study in Semantics and Modal Logic*. (1947).

²²⁸ *Symphilosophie*. S. 164. (v. Kempsskis Antwort auf die 4. These.)

formalen Analysen gewonnenen und *nur* im mathematisch-formalen Zugriff überhaupt erreichbaren Transformationen mathematischen Ableitens als logisches Schließen zu interpretieren.^[229] Damit dann ist der von logistischer Seite erhobene Anspruch "eine neue reichere Logik" zu sein,^[230] also eine Erweiterung des logischen Bereichs zu bieten,^[231] erst legitimiert, so sie sich aus dem Rahmen eines mathematisch interessanten, darüber hinaus jedoch (bedeutungs)irrelevanten Spiels in die formal-hermeneutische Sinnhaftigkeit der Metasprache befreit.

Die Spaltung in der Spaltung.

Wir werden diesen methodologischen Ansatz der Logistik, also die mathematisierte Entgrenzung einerseits, der eine Erweiterung der ihr korrespondierenden Logik andererseits zu folgen hat, in Erinnerung halten, denn eben dieses Oszillieren wird die wesentliche Bewegung der Entgrenzung Günthers sein, der sich nun seinerseits in grundsätzliche Opposition sowohl zur klassischen Logik als auch zu ihrer mathematischen Schwester setzt. Das Hauptmotiv wird ihm dabei die Umdeutung jener Streitfrage der Kontrahenten sein, ob oder ob nicht die symbolische Logik eine adäquate, bessere oder mindere Variation der klassischen, formalen Logik ist. Mögen beide Seiten sich hieran zerreiben, Günther beginnt die Diskussion mit einem Quereinstieg, wenn er fragt, ob die Logik und gleichermaßen auch die Symbolik überhaupt "als schlechthin allgemeinste Selbstinterpretation des reinen Denkens gelten darf." (B I, 14).

Dabei erhält der Streit selbst eine deutlich bescheidenere Proportion, wenn über die Fragen der Legitimität einer Mathematisierung hinaus nun auch die Einwürfe der transzendentalen und phänomenologischen Logiker hinzugezogen werden, die ihrerseits mit einigem Recht beanspruchen, ebenso Fragen des Denkens und Schließens in Konsistenz zu verhandeln. Dann nämlich figuriert sich eine Antithetik, die Friedrich Kambartel in seiner Einleitung in die *Wissenschaftslehre* Bernhard Bolzanos als interne Differenz zwischen Logistikern klassischer, ontologischer Prägung und ihren syntaktischen Gegnern skizziert.^[232] Der klassische Standpunkt verfolgt demnach eine Logik im Sinn der allgemeinen Gesetzmäßigkeit des richtigen Denkens (und vereint unter diesem Gesichtspunkt Aristoteles, Leibniz, Bolzano, Frege, Husserl, Scholz), bezieht das Attribut seiner Formalität also nicht aus der sprachlich-formalen, syntaktischen Analyse der theoretischen Beschreibungen der Welt,^[233] sondern aus der Analyse der allgemeinen, universalen ontologischen

²²⁹ Auch hier ist es Tarski, der—kongenial auf den Pfaden Bolzanos—den Folgerungsbegriff als semantisches Korrelat zum syntaktischen Ableitungsbegriff etabliert. Vgl. Tarski: *Über den Begriff der logischen Folgerung*.

²³⁰ So vor allem Juhos in Bremen. *Symphilosophie*. S. 185.

²³¹ Menne zählt aus logistischer Perspektive vier "beunruhigende grundsätzliche Diskrepanzen [...] bei der Überprüfung der Ergebnisse der klassischen Logik" auf. 1. die logischen Antinomien, 2. die Ausschaltung des *tertium non datur* durch die Intuitionisten, 3. die Modalitätenprobleme und die mehrwertige Logik, 4. die Abweichungen innerhalb der Syllogistik, dem Zentrum klassischer Logik. Er selbst rehabilitiert die klassische Logik auf logistischem Weg, sieht zwar in dem syllogistischen "Kernstück der klassischen Logik [...] nur einen kleinen Bruchteil der ungeheueren Vielfalt und des großen Reichtums des Logikkalküls der Logistik", resümiert aber, daß die klassische Logik "genauso widerspruchsfrei ist wie diese", um seinerseits "durch die Ableitung eines Systems bisher unbekannter, spezieller Schlußregeln, [...] den Bestand der klassischen Logik beträchtlich zu erweitern." Vgl. Menne: *Logik und Existenz*. 13f, 41-64; Zitate S. 12, 63, 14.

²³² Vgl. Kambartel: *Einleitung*. S. XXIX-XXXIV.

²³³ Kambartel, der Carnap auf den reinen Syntaktiker reduziert, denkt hier offenbar an das Wenige, was Carnap neben den empirischen Fachwissenschaften anerkennt, also an die metatheoretisch geläuterte

Form/Struktur der Realität. In dieser Hinsicht kann Kambartel dann die provozierende Genealogie der Syntax als einer Verlängerung des Psychologismus aufstellen, wenn beide "der Logik eine durch die theoretische Tätigkeit des Menschen (Sprechen und Denken) erzeugte Wirklichkeit zugrunde legen",^[234] beide also, obgleich in verschiedener Gestalt, Satzsysteme des menschlichen Geistes unter Leugnung jeglicher Relevanz des Realitätsbezuges untersuchen. "Klassisch" und "nicht-klassisch" wird so als verweisungsfähig, transzendent, universalistisch einerseits und geschlossen, immanent, partikulär andererseits deutbar, und folgerichtig erblickt Kambartel in der Semantik "die exakte Basis des klassischen Standpunktes", liefert sie der Logistik die Möglichkeit, aus dem leeren Spiel der Zeichen auszubrechen, "insofern sie auf Gegenstandsbereiche bezogen (interpretiert) werden."^[235]

Weniger interessant nun ist, daß solch ontologisierende Ansprüche an die Semantik von dieser selbst nicht unbedingt geteilt werden,^[236] wesentlich ist vielmehr, daß die von Kambartel vorgeschlagene Einteilung eine Situierung Günthers erlaubt, die seine oben erwähnte Opposition erhellt, und zwar in direkter Hinsicht auf die von Günther beanspruchte Position, jenseits des von ihm selbst als klassisch bezeichneten in einem fundamental neuen Bereich des Transklassischen zu stehen.

Das wesentliche Neue, das sich im "trans" ankündigt, wäre dann als erste Komponente seiner Abgrenzung die Umfassung des – nach Kambartel – klassischen wie des nicht-klassischen Ansatzes der Logistik insgesamt, wäre die Einsicht in die qualitative Homologie der von Kambartel unterschiedenen Bereiche, und Günthers Standpunkt ließe sich ihnen gegenüber als ein *Sowohl-als-Auch* und *Weder-Noch* fassen: Sowohl-als-auch, wenn darunter der *notwendige* Anspruch fällt, einerseits die allgemeinsten Denkgesetze resp. eine universale (system-transzendente) Struktur logisch abbilden zu wollen, sowie andererseits eine kalkültechnische, also syntaktisch widerspruchsfreie Formalisierung zu finden; weder noch, wenn klassisch und nicht-klassisch innerhalb des je von ihnen erarbeiteten Ansatzes bereits als *hinreichende* Bedingung hierfür betrachtet werden. Denn – und dies wäre der zweite Stoßrichtung seiner Abgrenzung – wie auch immer Syntax und Semantik sich definieren, sie verbleiben maximal Abstraktionen und (Re)Interpretationen der zugrundeliegenden (nicht-symbolischen) formalen Logik, und so das Kondensat einer zu überwindenden metaphysisch-ontologischen Bewußtseinslage. Deswegen, weil es Günther um diese strukturelle Identität zwischen den auseinanderstrebenden Lagern geht,

Wissenschaftslogik (*logische Methodologie*), d.h. die *Syntax der Wissenschaftssprache*, die "als echte wissenschaftliche Fragen nur die Fragen der logischen Analyse der Wissenschaft, ihrer Sätze, Begriffe, Theorien usw. übrig [läßt]." Vgl. Carnap: *Logische Syntax*. S. Vf, 7-9, 203-61. Zitat S. 205.

²³⁴ Kambartel: *Einleitung*. S. XXXII. Ebd.

²³⁵ Ebd.

²³⁶ "Ob der mit 'Schnee' bezeichnete Gegenstand die durch das Prädikat 'weiß' bezeichnete Eigenschaft auch in der 'bewußteintranszendenten Welt' besitzt (naiver Realismus) oder nur in der 'phänomenalen Welt' [...] (kritischer Realismus), ob diese Welt, [...] gar nicht eine bewußtseinunabhängige Realität darstellt, sondern von einem 'transzendentalen Subjekt' begrifflich 'erzeugt' wurde (transzendentaler Idealismus) oder ob schließlich diese ganzen Fragen hinsichtlich 'Realität' oder 'Nichtrealität', 'Vorgegebensein' oder 'Erzeugtsein', 'Immanenz' oder 'Transzendenz' der Welt nur sinnlose Scheinfragen darstellen (logischer Positivismus), ist durch die Formulierung derartiger Sätze, wie sie in der Semantik vorkommen, in keiner Weise vorentschieden. Die Semantik ist erkenntnistheoretisch invariant gegenüber derartigen Standpunkten;" (Stegmüller. *Das Wahrheitsproblem und die Idee der Semantik*. S. 235f) Konträr dazu Davidson: aus dem Begriff der Erfüllbarkeit bei Tarski leitet er die Interpretation ab, "[d]aß der semantische Wahrheitsbegriff, wie er von Tarski entwickelt worden ist, eine Korrespondenztheorie genannt zu werden verdient". Davidson: *Getreu den Tatsachen*. S. 83.

klassifiziert er ohne interne Differenzierungen in *Logistik*, *Logizismus*, *Leibnizlogik*, *mathematische Logik* (sowie andererseits *Philosophie*, *Geistesphilosophie*, *Transzendentaltheorie*) (B I, 11), denn die für ihn wesentliche Grenze verläuft zwischen *klassisch*, i.e. das Genannte insgesamt, und *transklassisch*.

Doch obgleich die Präfigierung des "trans" eine Attitüde der Verwerfung und radikalen Negation suggeriert, läßt sich die Annäherung Günthers an die verfeindeten Lager sehr wohl und ganz zentral als die Suche nach der verlorenen Einheit der Logik begreifen. Eine Suche jedoch, die von allem Anfang darum weiß, daß der Boden, auf dem die formale Logik ihre Kämpfe mit der symbolischen Tochter ausficht, als deren gemeinsame Basis verlassen werden muß. Eine Suche also, die in ihrer Zielsetzung gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann, denn die von Günther intendierte Reunion von Logik und Logistik, blickt auf ein in höchstem Maße disparates methodologisches und disziplintechnisches Gewirr: Nicht genug, daß Logik und Logistik sich nur über Abgründe begegnen, die Situation verkompliziert sich noch einmal, wenn die symbolische Logik sich ihrerseits mehrfach differenziert. So kann der Logiker im Stile Freytag-Löringhoffs, Jacobys oder Albrechts eine disparate Logistik hinterfragen, die sich zum einen als Syntax in abstraktiven Formalisierung im Sinne der Frege-Russell-Hilbertschen Metamathematik erschöpft, die sich so zwar der Apotheose der Widerspruchsfreiheit unterstellt, von der aber auf diesem Weg schwerlich einzusehen bleibt, wie sie als widerspruchsfreies System, das nicht in der Lage ist, aus sich heraus eine Interpretation seiner selbst zu definieren, je irgend etwas über die allgemeinen Strukturen des Denkens aussagen können soll. Sicherheit und Gewißheit eines Ableitungssystems – das alte Ideal – sind hier das Maximum, doch reicht solches bereits nicht an die in der Semantik propagierte Allgemeingültigkeit heran, wenn die Syntax nur auf die je gegebene, klar umrissene Objekt-Sprache beschränkt ist.

Und gegenüber der Semantik, von der sich die Logistik die große Emanzipation und Legitimation erhofft, das gleiche Bild; auch hier kein einheitliches Gerüst, denn

[w]enn wir die Trennung zwischen Bedeutung und Referenz richtig beachten, spalten sich die Probleme dessen, was so leichthin Semantik genannt wird, in zwei Gebiete, die so fundamental verschieden sind, daß sie einen gemeinsamen Namen nicht mehr verdienen.^[237]

Eben hier liegt der Grund für die oben erwähnte Dissonanz innerhalb der Semantik, denn folgt man der von Quine vorgeschlagenen radikalen Unterscheidung des Fregeschen Sinn-Bedeutungs-Dualismus, dann wäre die etwa vom späteren Carnap verfolgte Semantik *Bedeutungstheorie* (*theory of meaning*) und hätte – an den Leitmotiven von *Synonymie*, *Signifikanz*, *Intension* und *Analytizität*, orientiert – sich zu allererst Rechenschaft darüber abzulegen, daß "Bedeutungen mit dem Anspruch [auftreten], Wesenheiten besonderer Art zu sein."^[238] Abstrakte Entitäten solcher Art führen dann in eine *dreistellige* Semantik,^[239] lassen so die in der Grundlagenkrise der Mathematik virulente ontologische Problematik fulminant in der Semantik wieder auferstehen, und der Logiker, dem es allein um kohärentes Schließen geht, wird mit verschmitzter Verwunderung beobachten, wie die Logistiker den alten Universalien-Streit zwischen Realismus, Konzeptualismus und

²³⁷ Quine: *Anmerkungen zur Theorie der Referenz*. S. 125.

²³⁸ Quine: *Das Problem der Bedeutung in der Linguistik*. S. 51.

²³⁹ Verwendet nach Küng die traditionelle, dreistellige Semantik, "das Zeichen, die objektive Bedeutung und das Bezeichnete, so verwenden die meisten modernen Logiker (mit Ausnahmen von Church) heute in bezug auf die Wörter eine nur zweistellige Semantik von Zeichen und dem durch sie Abgebildeten." Küng: *Ontologie und logistische Analyse der Sprache*. S. 11. Hervhbg. J. C.

Nominalismus im Gewand des Logizismus, Intuitionismus und Formalismus erneut auszufechten haben?^[240] "Bedeutung ist das, wozu das Wesen wird, wenn es vom Referenzobjekt losgemacht und dem Wort verbunden wird",^[241] wehrt sich der Nominalist gegen die platonische, realistische bzw. idealistisch-konzeptualistischen Hypostasierung der Bedeutung in einem psychischen Intermedium zwischen Zeichen und Referenzobjekt. Doch wird mit dem Verzicht auf die semantische Triade der Semantik selbst ihr eigenes Ziel fragil, denn der Bedeutungsbegriff untermauert ihre fundamentalen Instrumentarien, wenn anders als über Bedeutung sich schwerlich von Synonymität und Analytizität sprechen läßt. Carnap aber hängt gänzlich an der Analytizität und Synonymität (*L-wahr*, *L-Synonymität*, *L-äquivalent*), muß also auf Bedeutung rekurren und fällt dem Quine'schen Messer insgesamt als großer Zirkelschluß zum Opfer.^[242]

Aber auch wenn die Semantik, der Präferenz Quines gemäß, als *Bezeichnungstheorie* (*theory of reference*) den Kernbegriffen *Benennung*, *Wahrheit*, *Denotation*, *Extension* folgt, sich so dem zweistelligen Gebot Tarskis verpflichtet – in die von Stegmüller skizzierte phänomenale und erkenntnistheoretische Indifferenz einhüllt, sich somit anstelle der Analyse semantischer Begriffe wie *analytisch*, *kontradiktorisch*, *notwendig*, *möglich*, *Synonymizität*, *Bedeutung* allein auf die referenztheoretische Relation "... ist-wahr-in-L, dann und nur dann wenn ...", "... trifft-zu-in-L...", "... benennt-in-L ..." beschränkt, und also nur zu bestimmen sucht, welchen Begriffen dieses oder jenes Prädikat zugeschrieben werden kann, ohne verstehen zu wollen, was dieses oder jenes Prädikat bedeutet – auch unter solchen, extrem restriktiven Bedingungen steht es um die Semantik nicht wesentlich günstiger. Dann nämlich führt die Aufgabe des Bedeutungspostulates, also das strikte Festhalten an der Extensionalitätsthese in letzter Konsequenz zur Selbstunterminierung der Semantik, und Quine ist gewillt diesen Schritt zu gehen. Verbietet ihm sein Nominalismus, die Bedeutung eines Prädikates zu bestimmen denn auch die gemeinhin mit *Synonymie* konnotierte Möglichkeit der Definition beruht für ihn "nur auf Referenzgleichheit – Gleichen der Extension"^[243] – und muß er in diesem Zuge die von der Bedeutung abhängige Unterscheidung von *analytisch/synthetisch* fallen lassen, dann wird damit zum einen der gesamte Bereich der *logischen Wahrheiten* im Sinne Carnaps (*L-wahr* = *analytisch* = *wahr aufgrund von Bedeutung*) hinfällig, und zum anderen verlagert sich die Legitimation einer "bedeutungsvollen" Prädikatzuschreibung ("rot") von der nunmehr negierten Wesenheit ("Röte") auf die kontextuelle Verwebung des Prädikates: Wenn sich von der Sinnhaftigkeit eines Ausdrucks nicht aufgrund der Bedeutung seiner Terme

²⁴⁰ Vgl. Quine: *Was es gibt*. S. 20f.

²⁴¹ Quine: *Zwei Dogmen des Empirismus*. S. 29.

²⁴² Carnaps Logische Syntax war das große Übersetzungsprogramm der Sprache über die Welt in logische Ausdrücke als bereinigender Nachweis ihrer Synonymie, das im Anschluß an Tarski jedoch mit der Frage der Rechtfertigung dieser Synonymie konfrontiert wird. Hinsichtlich des Carnap'schen Antwortversuches, was diese Synonymie aus logischen Gründen (*L-Synonymie*) legitimiert, kann Quine nun sehr schlüssig nachweisen, daß Carnaps semantische Regeln den (ungeklärten) Begriff der Analytizität voraussetzen, diese Analytizität aber nur aufgrund vorgängiger Synonymie, bzw. in Abhängigkeit der erst zu klärenden semantischen Regeln zuschreibbar ist. (Vgl. Quine: *Zwei Dogmen des Empirismus*. S. 30-42) Obgleich Carnaps Replik zur Rechtfertigung des Intensionsbegriffes nur das eher schwache Argument einer behavioristischen Überprüfung gegen die vermeintliche Hypostasierung der Bedeutung anführen kann, weist er seinerseits auf eine entscheidende Schwäche der Extensionalitätsthese hin, die über keine Möglichkeit zur Bedeutungsunterscheidung bei gleicher Extension verfügt. (Einhorn und Kobold haben die gleiche Extension, die Null-Klasse, aber sicherlich verschiedenen Sinn.) Vgl Carnap: *Bedeutung und Synonymie*. 5.299.

²⁴³ Quine: *Anmerkungen zur Theorie der Referenz*. S.127.

sprechen läßt, dann muß sein Sinngehalt sich an die kontextuelle Verwendung der Begriffe knüpfen. Wird so aber der atomistische Bedeutungsbegriff als der sichere Kernbereich analytischer Wahrheiten in Abrede gestellt, kann also die Zuschreibung von Wahrheit und Sinnhaftigkeit nicht länger aufgrund der geschlossenen Analytizität des Satzes gefunden werden, dann scheint es wenig sinnvoll, die grundsätzliche Trennung logischer (analytische) Wahrheiten als separater Domäne neben den empirischen, faktischen, ehemals synthetischen Wahrheiten aufrecht zu halten.

Hier dann schließt sich der Kreis, die Leugnung des Bedeutungspostulates, das in die Aufhebung der Dichotomie *analytisch/synthetisch* führt, mündet nun in die konsequente Negation der Grenze zwischen Semantik und Pragmatik, wenn die Bedeutung sich nicht mehr aus essentiellen Bedeutungsatomen aufaddiert, sondern sich im Satz, dem Kontext, und unter Rekurs auf die faktische Realität, ohne wesenhafte "An-sich"-Postulate, synthetisiert. Die Frage nach der Grenze dieser Kontexte dann verleiht Quines *Empirismus ohne Dogmen* schließlich eine beinahe panlogistisch anmutende Attitüde, insofern die kontextuelle Stufung – Begriff, Satz, Text, Diskurs, Wissenschaftssystem,...—ihren Abschluß erst an der Rändern des Universums finden kann, eines Kosmos, der nun das All eines konnektiven Sinn- und Verweisungszusammenhang wird.^[244]

Quine und Carnap also stellen die Extremwerte der Semantik-Diskussion dar, zwischen denen dann Vorschläge lavieren, die Zielsetzung deutlich niedriger anzusiedeln und die Maximalforderung einer lückenlosen Bedeutungsgenerierung des semantischen Vokabulars durch einen moderaten Ansatz zu ersetzen, der zunächst auf eine größere Klarheit der bereits angewandten und immer doch schon verstandenen Bedeutungen gerichtet ist.^[245]

²⁴⁴ Vgl. Quine: *Zwei Dogmen des Empirismus*. S. 42-50. Quine selbst allerdings betont weniger die infiniten Konsequenzen seiner kontextuellen Vernetzung der *Gesamtwissenschaft* als ein *Kraftfeld* (vgl. S. 47), sondern eher die Umrisse eines pragmatischen Ad-hoc-Relativismus, der sich ergibt, wenn die Trennung empirisch/logisch zugunsten eines Modells konzentrischer Kreise aufgegeben wird, in dessen Kernbereich er die vermeintlichen "logischen" Fragen als Fragen von größerer Allgemeinheit ausmacht. Auch diese Fragen/Sätze seien, ebenso wie jene an den "empirischen" Rändern, jeder Zeit der Revision offen, allerdings mit weit reichenden Systemumstellungen und also größeren Widerständen verbunden, was jedoch nichts über ihre grundsätzliche Unantastbarkeit als vermeintlich nicht-empirische (logische) Wahrheiten aussage. Mit dieser Grenzaufhebung zwischen empirischen und logischen Sätzen wird für Quine allerdings sehr vorteilhaft das im logischen Positivismus problematische sog. Basisproblem hinfällig, also die Frage nach der "empirischen Letztbegründung" der zu verifizierenden, falsifizierenden oder zu bestätigenden Hypothesen. Sowohl die *Beobachtungssätze* (Schlick), die *Protokollsätze* (Neurath), die *Basissätze* (Popper) scheinen erkenntniskritisch äußerst fragile Idealisierungen, die sich in vor-kantischer Trotzhaltung auf bloße *Konvention*, *Beschluß* oder *Festsetzung* gründen, "als seien sie absolut gewiß und daher schlechthin akzeptierbar." Stegmüller. *Metaphysik, Wissenschaft, Skepsis*. S. 67. Zum Basisproblem vgl. a. a. O., S. 308-73.

²⁴⁵ Vgl. Mates: *Analytic Sentences*. S. 525ff. Eine weitere Mittelposition zwischen Carnap und Quine wird dann Putnam beziehen, der zwar mit Quine den über Analytizität definierten Intensionsbegriff Carnaps aufgibt, aber gegen Quine an der Bedeutung festhält, die er als viergliedrigen Vektor von *syntaktischem* und *semantischen Marker*, *Stertotypie* und *Extension* als die "Normalform-Beschreibung einer Bedeutung" faßt. (*Die Bedeutung von Bedeutung*. S. 94) Davidsons Ansatz, die Semantik auf die Umgangssprache auszudehnen, hingegen gibt den Bedeutungsbegriff als redundant auf und bindet seine Theorie der *radikalen Interpretation* ganz an den Wahrheitsbegriff Tarskis, denn: "Den semantischen Wahrheitsbegriff für eine Sprache kennen, heißt wissen, was das ist, daß ein Satz—irgendein beliebiger Satz—wahr ist, und dies läuft in einem einwandfreien Sinn [...] darauf hinaus, daß man die Sprache versteht." (Davidson: *Wahrheit und Bedeutung*. S. 50. "Indem wir nichts weiter wissen als die Bedingungen, unter denen Sprecher Sätze für wahr halten, können wir [...] für jeden Satz eine Interpretation angeben." ders.: *Radikale Interpretation*. S. 200) Wie dies dann mit der von Tarski als notwendig erachteten Restriktion auf formalisierte Sprachen in Einklang zu bringen ist, bleibt jedoch die Antwort schuldig, "von der ich wünschte, ich wüßte eine." (ders.: *Wahrheit und Bedeutung*. S. 56)

Eine solche, allein klärende Funktion der Semantik, vermag dann vielleicht die Probleme zu vermeiden, die den beiden radikalen, in sich jedoch konsequenten Positionen, die metaphysische Erblast bzw. die Unhaltbarkeit des anfänglich gesetzten Zieles aufbürdet, doch darf sich der so betretene Mittelweg der scharfen Kritik des klassischen Logikers sicher sein: Wenn das System als Ganzes nicht funktioniert, dann ist die Beschneidung auf intakte Bereiche nur Augenwischerei, die einer logischen Prüfung nicht standhalten wird. Identität und Widerspruch, nach Jacoby also das Wesen des Logischen, können sich gerade nicht mit jener Komplementarität abfinden, die Stegmüller abschließend als brüchige *ultimo ratio* in Aussicht stellt, wenn wir uns

mit einem Toleranzanspruch begnügen und die Möglichkeit offen lassen, daß es zwei verschiedene Weisen der Explikation des wissenschaftlichen Verfahrens gibt: den von Carnap und den von Quine beschriebenen Weg.^[246]

Präliminarien des Unionsvertrages

So zeichnet sich auf dem Höhepunkt der Logik-Logistik-Kontroverse ein Bild, dessen Zersplitterung kaum vollständiger ausfallen könnte, das in seiner Disparatheit nur noch im Titel an die von Aristoteles wie auch von Leibniz intendierte einheitliche Systemik des Denkens und Schließens erinnert, und von dem sich schwerlich auch nur die Umrisse vorstellen lassen, die weit und fest genug wären, einen neuen einheitlichen Rahmen zu formulieren. Um so schwieriger scheint dies, wenn diese Einheit eine tatsächliche Vereinigung sein will, die sich nicht auf dem Ausschluß der einen oder anderen Seite errichtet, die so den Anspruch Leibniz' erinnert und an der Ein-Eindeutigkeit zwischen Logik und Logistik festhält. Denn auch wenn die klassische Logik gegenüber der symbolischen Logik das vermeintlich sicherere und kohärentere Terrain zu sein prätendiert – und dies allerdings nur tun kann, wenn sie weite Teile ihrer Genese als psychologische, erkenntnistheoretische, transzendentalphilosophische, ontologische Überfrachtungen ausblendet –, so kann das intendierte Zusammenschließen doch nicht hinter die Ergebnisse von über einem Jahrhundert mathematischer Kalkülwissenschaft zurückfallen. Das Ziel der neu zu konzipierenden Einheit, das in der alten Vision der allgemeinen, universalen Denkgesetze liegt, gebietet dann eben mit der Universalität seiner Gesetze auch, die Schlußfolgerungen im mathematischen Denken mitzureflektieren, deren Resultate – denken wir an Gödel – sich keinesfalls auf partikuläre Symbolmanipulationen im formalen System beschränken. Hier hinter führt kein Weg zurück, auch wenn die Logistik, die mit Boole und Frege einst als eine *Investigation of the Laws of Thought* angetreten ist, die "in der That nicht einen bloßen '*calculus ratiocinator*', sondern eine '*lingua characterica*' im Leibnizischen Sinn schaffen" wollte,^[247] nunmehr in der Rolle des Zauberlehrlings erscheint, den die symbolischen Geister, die er rief, überwältigt haben. Der Formalismus, der "das inhaltliche Schließen durch ein äußeres Handeln nach Regeln ersetzt",^[248] strebt damit durchaus die von der Logik geforderte Allgemeinheit an, und findet sich nun in dem

Dummet schließlich besteht auf der Doppelstrategie, Bedeutungs- und Wahrheitsbegriff nicht von einander zu lösen, und wirft Davidson den gleichen Fehler der Korrespondenztheorie in umgekehrter Richtung vor, wenn "er die Bedeutung zu erklären versucht und den Wahrheitsbegriff als bereits verstanden voraussetzt; doch um einen dieser beiden Begriffe angemessen zu erklären, müssen sie eben *zusammen* erklärt werden." Dummet: *Ursprünge der analytischen Philosophie*. S.29.

²⁴⁶ Stegmüller: *Das Wahrheitsproblem und die Idee der Semantik*. S. 319.

²⁴⁷ Frage: *Ueber den Zweck der Begriffsschrift*. S. 98.

²⁴⁸ Hilbert: *Grundlagen der Geometrie*. S. 283.

Dilemma, diesem Regelsystem mit der Verdopplung seiner selbst den Odem der Bedeutung wieder einhauchen zu müssen.

Die Frage jedoch, und dies wird die Anfrage des "späten Günthers" sein, lautet dann: Kann das Denken – ganz abgesehen von den metaphysischen Implikationen des Formbegriffes der Logistik, die Günther von allem Anfang an als illegitime Einschränkungen desavouiert – kann das Denken in der geforderten Allgemeinheit je zu einem Begriff seiner selbst gelangen, wenn es als Analyse eines *via* Abstraktion (positiv) Gegebenen sich *explikativ* auf sich selbst wie auf ein *nunc stans* im Sinne Husserls wendet? Oder müßte nicht vielmehr und in Parallele zum Ansatz Brouwers das Ziel in einer (im Idealfall voraussetzungslosen) Konstruktion zu suchen sein? Können wir wirklich eine hinreichende Klärung von Denken, Sinn und Bedeutung erreichen, wenn Syntax und Semantik als große, jedoch bloße *Übersetzungsprogramme* antreten, die – dann notwendig als Metatheorie – sich in reiner Bestandsanalyse erschöpfen, ohne einen generischen Blick auf die konstituierenden Faktoren, auf die Bedingung der Möglichkeit von Denken, Sinn und Bedeutung zu werfen?

Die "späte" Kritik dann läßt sich – eingedenk der Abstriche hinsichtlich des formalen Apparates – in Analogie zu der von Lorenzen aufgeworfenen genetischen Perspektive denken, die dieser anfänglich noch "konstruktiv", später "operativ" nennt, und die auf der methodologischen Voraussetzung ruht, daß "nicht zuerst ein Logikkalkül vorhanden ist, der nachträglich zu deuten ist, sondern daß unsere Methode vom schematischen Operieren als dem unmittelbar gegebenen ausgeht".²⁴⁹ Konstruktiv-operativ bedeutet dann die Entfaltung eines Kalküls, der nicht nur dem Ideal größtmöglicher Voraussetzungslosigkeit gehorcht, sondern der sich darüber hinaus auch generativ aus sich selbst heraus entwickelt, und der in der auf diesem Weg gewonnenen Formalität einen Grund gewährt, auf dem die Logik, der Kalkül sich gewinnen, bestimmen, interpretieren läßt.

Es wäre die Umkehrung des Weges – *bottom up* – und strategisch scheint nicht wenig für diese Neuorientierung zu sprechen, denn wir erinnern das ursprüngliche Ziel der Logistik als unzweifelbare Sicherheit und letztgültige Gewißheit; wir erinnern aber auch den Foucaultschen Vorwurf einer anthropologisierenden Vermischung der Diskurse: Kann das Denken als Formalisierung einer Abstraktion des vom Menschen Gesprochenen wirklich auf den Grund gelangen, der nicht sein Grund ist, oder weist der metasprachliche Regreß der Abstraktion nicht vielmehr darauf hin, den Grund grundsätzlich "in den Bezirk der Transzendenz" zu verlegen, ihn recht verstanden als die "Einheit von Überschwung und Entzug" jenseits vom Subjekt anzusiedeln?²⁵⁰ Die von Foucault – wie auch von Hegel, Husserl, Heidegger, Derrida und allen anderen um die *fines hominis* kreisenden Denker – her motivierbare, semiologische Frage Günthers richtet sich dann auf die zugrundeliegende Mechanik der Repräsentation, die den Schritt ins Außen, also die Abbildung der Bedingung ihrer Möglichkeit im Kalkül selbst zu vollziehen hätte. Demgegenüber verbleiben die Formalisierungen der Logistik in den Bahnen Hilberts als analytische Abstraktionen in jedem Fall der zirkulären, anthropogenen Immanenz verhaftet, und auch die Konstruktionen des Intuitionismus Brouwers verlassen, wenngleich die platonisch-positivistische, so doch nicht die einem subjektiven Idealismus entspringende zahlen- und wahrheitswerttheoretische Basis, auch wenn mit der konstruktivistischen Attitüde die Richtung angedeutet ist; der zu folgen Günther den Ausweg aus dem *anthropologischen Schlaf* versprechen wird. Für die Logistik, die als Syntax, Semantik und schließlich als Pragmatik hofft, die Strukturgesetze des Denkens abbilden zu können, erhebt sich die Frage,

²⁴⁹ Lorenzen: *Einführung in die operative Logik und Mathematik*. S. 48. Vgl. S. 118, 193, 195f.

²⁵⁰ Heidegger. *Vom Wesen des Grundes*. S. 43, 52.

ob der Weg der Abstraktion nicht in einen tiefgreifenden *circulus vitiosus* verwickelt, wenn das *Explicans* nur eine formalisierte Transformation des *Explicandums* ist. Wenn zwar die Überführung natürlich-sprachlicher Sätze in formal-sprachliche Sätze die große Reinigung von Metaphysismen und A-Logizitäten bedeutet, so stellt sich doch die im Zusammenhang des Logizismus bereits begegnende Frage nach der wesentlichen Differenz von Urbild und Abbild erneut. Rückführbarkeit, Abstraktion oder Reduktion haben nicht nur mit dem fraglichen Erkenntniszugewinn zu kämpfen, sondern sind ihrerseits gerade davon bedroht, als Parallelsysteme die Probleme des – wie auch immer in Differenz zu haltenden – Urbildes weiter zu transportieren. So setzt sich die Semantik – wenn man sie denn gegen Quine weiterhin projiziert – als *Explikation* der im Sinne Wittgensteins konventionell festgelegten, also präexistenten Bedeutungen mit ihrem Charakter einer formalisierten *Analytizität* im schlimmsten Fall dem Vorwurf des Platonismus, weniger hart dem eines naiven oder kritischen Realismus aus,^[251] wenn die im *ordinary-language*-Apriori "geschaute" Konvention (Bedeutung) als *Explikandum* in das formale *Explikat* überführt wird. Zwar gibt es durchaus Gründe diese Maximalvorwürfe abzufangen,^[252] doch schlägt an dieser Stelle der Umstand zu Buche, daß man Hilbert und nicht Brouwer als Kronzeugen der mathematischen Logik herangezogen hat. Hier vereinen sich Syntax und Semantik, gleichgültig ob der von der Semantik partiell erhobene Anspruch, auf Realität zu referieren, berechtigt ist oder nicht, denn auch die semantische Interpretation interpretiert eben doch nur wieder das abstraktiv Gewonnene.

So sieht Günther trotz, oder gerade wegen ihrer unabweisbaren kalkültechnischen Fortschritte, die Entwicklung der symbolischen Logik als das permanente Ausweichen vor der entscheidenden Frage, "ob der in der griechischen Philosophie inaugurierte Begriff der logischen Form, den wir bis heute so gläubig beibehalten haben, wirklich der einzig mögliche" ist (B I, 198), denn vielleicht, und dies ist seine Vermutung, steckt "in ihm eine verborgene Voraussetzung, die ihn einengt und deren Beseitigung uns erlauben würde, ihn zu generalisieren". (B I, 198) Nahegelegt wird dieser Verdacht in dem Augenblick, in dem der Rationalismus beginnt, sich methodologisch auf sich selbst zu wenden, wenn mit Kant die Form der Reflexion selbst zum Thema/Inhalt der Reflexion erhoben wird, und diese alte Dichotomie eine folgenschwere Verdopplung erfährt.

Mit dem Instinkt des Genies begriff er [Kant], daß für dieses neue fundamentale Thema der Philosophie das klassische Organon keine adäquate Verständniskategorie liefert, daher seine Schöpfung der transzendental-dialektischen Logik und ihre weitere Vertiefung und Verfeinerung in den Fichte'schen Wissenschaftslehren und den

²⁵¹ Nicht ohne Grund kann die marxistische Wahrheitstheorie in der kalifornischen Semantik die hoffnungsvolle Vorstellung gewinnen, "daß Carnap die Wirklichkeit und die Übereinstimmung mit ihr wieder zu Rang und Ehren gebracht habe [...] Die logische Wahrheit soll ausschließlich in der Übereinstimmung mit den semantischen Regeln des Systems ohne irgendeine Berufung auf Tatsachen bestehen; die faktische Wahrheit hingegen appelliert an Tatsachen." Die Frage aber, "soll man dies als Umkehr zum Materialismus auffassen?" muß jedoch abschlägig behandelt werden, denn "[t]rotz allem Anschein betreibt Carnap seine Semantik auf dem Boden des Konventionalismus, auf dem Boden einer Konzeption, die der Theorie der objektiven Wahrheit diametral entgegengesetzt ist. [...] Über die Umkehr zum Realismus entscheidet nicht die Anerkennung der Semantik allein, sondern entscheidend ist, welche Semantik man anerkennt—die idealistische oder die materialistische. Carnap hat sich für die idealistische entschieden." Schaff: *Theorie der Wahrheit*. S. 319, 322f.

²⁵² Stegmüller verteidigt die Semantik gegen 12 Einwände, von denen sich bis auf zwei verfahrenstechnische (Nr. 7, 10) interessanterweise alle anderen auf den hier genannten Platonismus/Realismus-Einwand zurückführen lassen. Vgl. Stegmüller: *Das Wahrheitsproblem und die Idee der Semantik*. S. 215-51.

logischen Spekulationen von Hegel und Schelling. Die Entwicklung aber nahm einen verhängnisvollen Lauf. (B I, 194)

Wir kennen diese Bruchstelle bereits als die Geburt des modernen Diskurses (Foucaults) und sehen auf der von Foucault als transzendental, apriorisch abgegrenzten Seite nun noch eine weitere Spaltung: Mathematik, formale Logik einerseits und Transzendentallogik andererseits, diversieren sich und leiten für Günther eine bedauernswerte wechselseitige Auszehrung ein. Eine Logik/Logistik, die sich beharrlich sträubt, ihr Denken resp. ihren Kalkül dahin zu erweitern, daß gerade die Kantische Kritik am Formalismus (Leibniz') ansatzweise miteinbezogen wird, eine symbolische Logik also, die jene im gesamten Idealismus konsequent bezeugende Verwerfung der (mathematischen) Form nicht als eine generelle Anfrage an den dort abgelehnten Formbegriff zu lesen versteht, eine solche Logik/Logistik fällt ins Banale zurück, wird maximal "nur *eine* Seite des theoretischen Denkens" repräsentieren können (GZ 224). Und sie wird sich damit ebenso bruchstückhaft erweisen, wie dies auf der anderen Seite der logische Positivismus mit dem schmalen Band eines empirischen Konstitutionssystems der Realbegriffe und der Beschränkung der Philosophie auf Wissenschaftslogik eindrucksvoll unter Beweis stellt. Hier also gilt es, die Logistik und gleichermaßen auch die Logik für eine fundamentale thematische, d.h. philosophische und reflexionslogische Erweiterung zu sensibilisieren, damit beide Teile sich zu der geforderten allgemeinen wie formalisierbaren Einheit legieren können – eine Einheit die dann erst den Namen verdient, wenn sie nunmehr das Gesamt des Denkmöglichen, also gerade auch die aus dem Reich der Logik verbannten transzendental-spekulativen Fragen aufnehmen kann.

So unterzeichnet Günther das Schopenhauersche Verdikt nur zur Hälfte, eine vollständige Ratifizierung ist nicht möglich, denn die Alternative – also die Aufgabe der "afterphilosophischen" Fragen – wäre gleichermaßen unbefriedigend, wäre am Ende die Akzeptanz eines Positivismus, der doch selbst nur unter rigidem Ausschluß erkenntnistheoretisch-philosophischer Fragen überlebensfähig ist. Gerade aber aus der Offenheit gegenüber diesen Fragen speist Günther seine konzeptionelle Produktivität, denn er begreift die Kritik Schopenhauers nicht als inhaltliche, sondern als formale. Und dehnt sie seinerseits über die Philosophie hinaus auch auf den in der Logik/Logistik begegnenden Formbegriff aus, dessen Leistungsfähigkeit sowohl weit hinter das Denkmögliche wie auch weit hinter das zu formalisierenden Projekt sinkt, wenn die Logistik trotz ihrer Umbenennung als *neue* Logik "in den originalen Aristotelischen Formalismen [...] die alten ontologischen Voraussetzungen mit sich weiterschleppt." (B II, 182) Entsprechend skizziert Günther das Verhältnis zwischen Logistik auf der einen Seite und Philosophie (Fundamental)Ontologie, Transzendentaltheorie auf der anderen als die Situation eines paritätischen Defizits.

Der Schaden, der durch diese wechselseitigen Vorurteile in beiden Gruppen angerichtet wird, dürfte sich vermutlich die Waage halten. Was die Philosophie angeht, so stellt sich in denjenigen Arbeiten der Geistesphilosophie, die ernst zu nehmen sind, immer klarer heraus, daß die aufgeworfenen Fragen einen derartigen Grad von Komplikation erreicht haben, daß ohne exakte (und mechanisierbare) Methoden ihre Bewältigung über jede menschliche Kraft geht.

Umgekehrt kann man zwar den mathematisierenden Disziplinen den Vorwurf mangelnder Exaktheit und Zucht schwerlich machen, aber auch sie übersehen zu ihrem eigenen Schaden einwandfreie Ergebnisse, die auf geisteswissenschaftlicher Seite schließlich doch erarbeitet worden sind [...] In der Gegenwart ist die Logistik allmählich in ein Stadium getreten, in dem u.E. eine weitere Nichtbeachtung der im anderen Lager gewonnenen Ergebnisse zu einer grundsätzlichen Fehlleitung in den

Kalkülwissenschaften führen muß. Die Symptome einer solchen Desorientierung sind schon zu spüren, wenn an bestimmten Stellen der mathematischen Logik die Alternative sichtbar wird, entweder auf absolute Exaktheitsansprüche zu verzichten (ganz unmöglich!) oder sehr wesentliche Teile des mathematischen Wissens preiszugeben (erst recht nicht möglich!). (B I, 12)

Günthers Anspruch scheint hier auf Vermittlung zu setzen, doch wäre sie auf dieser Basis noch reines Kompilat. Günther aber denkt Hegelsch, und Dialektik verbietet das bloße Extrahieren der besten Komponenten.^[253] Es geht nicht um Selektion und Addition des jeweils Brauchbaren, zumal solches sinnlos wäre; das Disparate so in ein Drittes zu zwingen, bliebe hier leer: *tertium non datur* in seinem vollen Sinn, denn das, was an dieser Front entgegensteht, ist nicht *per negationem* verschieden. Formal oder nicht, Logistik oder Ontologie, Metaphysik oder Logik, sind nicht mehr nur phänotypische Symptome divergierender Methoden, die Genotypik ihrer Thematiken ist längst in einer Drift auseinandergetreten, die die ehemals gemeinsame Phylogenese überdeckt. Empiristische Verarmung und spekulative Hochleistungsmetaphysik begegnen sich nicht als antithetische Satzsysteme, ihre Grenze markiert keine Symmetrie des Umschlags, und dem *syn* des Dreischritts ist nicht einmal ein Haltepunkt gegeben, mit dem sich Metaphysik und Logistik in einem raschen Dritten aufheben ließen. Die Grenze, die sich zwischen ihnen aufspannt, ist ernst zunehmen, ist unüberwindbar – ganz so wie geplant.

Und dennoch oder gerade deswegen kann diese Grenze auch anders gelesen werden. Günther kennt es von Heim, der in den unbefriedigenden Antworten einen Index falscher Fragestellung sah, und so gibt Günther dem Trennenden eine neue Funktion, zeichnet es als das Gemeinsame zwischen den verfeindeten Seiten. Metaphysiker und Logiker reden über Gräben (aneinander vorbei), aber gleichgültig auf welcher Seite man steht, es genügt eine Vierteldrehung für einen Perspektivenwechsel, und der Graben selbst wird das *missing link*, ein gemeinsames Defizit, das beide Seiten verbindet, das ihnen die gegenseitige Ausschließlichkeit gewährt.

Die tragende Grundüberzeugung Günthers geht dabei von der ursprünglichen, funktionalen Entsprechung der sich befehrenden Lager aus, "formale Ontologie und Logik haben beide den Zweck, die Welt in Strukturen abzubilden" (B III, 140). In dieser an den philosophischen Anfängen orientierten Sicht, die sich daran macht, "den abstrakten Sinn der aristotelischen Logik und die wesenhafte Bedeutung ihres reinen Formalismus als dringlichstes Thema des gegenwärtigen Philosophierens zu rechtfertigen" (B I, 31), konvenieren dann Metaphysik und Logik unter der Bedingung, daß "jede theoretische Fragestellung [...] ausschließlich und ohne Einschränkung von den abstrakten Mitteln abhängig ist, die das Denken dem fragenden Bewußtsein zur Verfügung stellt". (B I, 33) Wenn nun einerseits "das metaphysische Denken den Sinn seines Fragens stets mit dem absolut-allgemeinsten Sinn aller formulierbaren Motive des Selbstbewußtseins identisch setzt", also "der Sinn jeder metaphysischen Fragestellung streng äquivalent dem Sinn des Denkens überhaupt" ist (B I, 34), andererseits auch von der von der Metaphysik gefordert

²⁵³ Die Gebote der Dialektik besagen, "daß die gesuchte Synthese weder die Wiederholung der These noch der Antithese noch ihrer Konjunktion sein kann, die die fehlerhafte Identifizierung der Lösung des Problems mit seiner eigenen Problemstellung bedeuten würde. Die Identifizierung der Synthese mit der Konjunktion würde zur Ersetzung des dialektischen Widerspruchs durch die formallogische Antithese in ihrer metaphysischen Interpretation führen: Wenn die Beziehung von These und Antithese auf dem Niveau einer bislang noch unzureichenden Erkenntnis die Gestalt der Konjunktion annimmt, dann stimmt dies völlig mit der Dialektik überein. Wenn aber die Konjunktion als wahrer Ausdruck der Synthese ausgegeben wird, so gerät dies mit der Dialektik in Widerspruch und führt zur 'Paralyse' des Erkenntnisprozesses." Narski: *Dialektischer Widerspruch und Erkenntnislogik*. S. 235.

werden muß, "sich stets innerhalb der allgemeinsten durch die Struktur des formalen Denkens definierten Schematik sinnvollen Fragen zu halten" (B I, 34), dann wird auch die Frage "nach dem metaphysischen Grunde des Daseins" (B I, 34) nicht umhin können, sich "in einem exakten Äquivalenzverhältnis an die Definition des Sinnes des Denkens überhaupt" zu binden. (B I, 34) Hegelsch gesprochen wären Metaphysik und Logik also nur unterschiedliche Momente an der selben Arbeit am Absoluten, wobei die Metaphysik, die "Allgemeinheit des Absoluten in transzendentaler Gestalt" entwickelt (B I, 34), während das formale Denken "das Absolute der Allgemeinheit in der formalen Gestalt des Selbstbewußtseins zur systematischen Definition kommen läßt". (B I, 34)

Als eben eine solche Definition versteht Günther die formale Logik, und unter dieser Voraussetzung kann er nicht nur daran erinnern, "daß sowohl für Plato wie für Aristoteles und die auf sie folgenden große Tradition, die mindestens bis Leibniz führt, formale Logik eben formalisierte Ontologie ist" (B II, 182), sondern muß er den erhofften Ausweg aus der antagonistischen Engführung an eine schwer nur vollziehbare zirkuläre Bewegung der Entgrenzung knüpfen. Wenn Logik formale Ontologie ist, "sich somit das System der Logik als totale Explikation des Sinnes aller metaphysischen Problemfiguren" darstellt (B I, 34), dann bedingen sich die thematisch-inhaltliche Neuorientierungen der Logik und die logoiden Erweiterungen (der Spekulation) wechselseitig. Die Forderung ergeht also zugleich nach zwei Seiten, denn "[e]ine bestimmte Logik indiziert eine bestimmte Bewußtseinslage. Will man von jener Bewußtseinslage fort, so muß man zuerst die Werkzeuge wegwerfen, deren sich das Denken auf der zu verwerfenden Stufe bedient." (IuG 80) Umgekehrt jedoch gilt ebenso: "Um einen neuen echten Formalismus an die Stelle des alten zu setzen, muß man vorerst ein neues ontologisches Weltbild besitzen" (B II, 184), und es erhebt sich die Frage, auf welchem Weg der Ausbruch aus diesem Zirkel geleistet werden kann? Sicherlich nicht durch eine immanente Optimierung von Logik einerseits und Metaphysik andererseits. Von Günther eine solche Systemerweiterung innerhalb der vom System oktroyierten Sachzwänge zu erwarten, hieße die Struktur seiner Methodik zu ignorieren, und wenn wir oben von einem Oszillieren zwischen der Erweiterung des mathematisch-logischen Bereichs und der ihm korrespondierenden Logik sprachen, dann wird sich dieses Oszillieren nun ausweiten, Logik – symbolisch oder nicht – und Ontologie werden erneut in diese Schwingung versetzt, die ihnen wechselseitig einen neuen, weiteren Rahmen verschafft.

Diese Bipolarität der Bewegung wird sich aber nur gewinnen lassen, insofern es gelingt, das vermeintlich Antagonistische in seiner tiefer liegenden Gemeinsamkeit zu erkennen: Wenn beide Systeme sich erst im Anschluß an Leibniz in gegenseitiger Negation entwickeln konnten, dann wird nicht nur der Ort zu untersuchen sein, an dem die Trennung sich ereignete, sondern weiter auch die Wegstrecke bis an ihre gemeinsame Wurzel zu verfolgen sein. Es gilt die Gründe für das Divergieren, die auf beiden Seiten durchaus als gute gelten dürfen, in ihrer Dringlichkeit ernst zu nehmen, um sie umgekehrt als Hinweis auf das sie verbindende Defizit entziffern zu können, das ihre Verbindung (noch) verunmöglicht.

So verweist die eigentliche Frage nach dem Sinn der Metaphysik zurück auf die tiefer liegende Frage nach dem Sinn von Allgemeinheit, der in dem rationalen System des reinen Formalismus entwickelt worden ist. Seit Aristoteles und im wesentlichen bis heute unbestritten gilt die sogenannte klassisch-aristotelische Formallogik als ursprünglichstes und fundamentalstes Organon des theoretischen Bewußtseins, und wir werden deshalb jetzt zu untersuchen haben, ob der in dieser Systematik dargestellte, abstrakt-reine Sinn des Denkens wirklich schon die letzte erreichbare Allgemeinheit des philosophischen Verstehens repräsentiert oder nicht! (B I, 35)

Drittes Kapitel: Die neue Sitzordnung

Die schwere Erblast

Oder nicht! Günthers gesamtes Schreiben wird an dieser Entgrenzung arbeiten, denn beide Seiten, so das Argument, haben die vollen Möglichkeiten ihrer selbst noch nicht erschöpft, und das Divergieren ist ein zwangsläufiges, solange die Grundlage, auf der sie gemeinsam stehen, die formale und damit thematische Spannbreite Aristotelischen Denkens ist. Darin sind sich die als Metaphysik gezielte Philosophie, die Logik und die Logistik fundamental einig, und Günthers Erweiterung des Bereichs des Denkmöglichen vollzieht sich als Nachweis ihrer Äquivokation, wenn er die einheitsstiftende Basis als solche allererst in das Bewußtsein ruft und seinen Blick entlang des Grabens zwischen Logik und Philosophie bis hin zu dessen Ursprüngen wandern läßt. Hier gilt es ein Bewußtsein zu erbringen, zu erneuern und eigentlich erst zu bilden, weswegen wir seine Perspektive eine archäologische genannt haben;^[254] der Blick soll geschärft und sensibilisiert werden für die Kontingenz eines *status quo*, der die Absolutheit seiner unhinterfragten Legitimation zu weiten Teilen gerade eben der nie ernstlich gestellten Frage verdankt, ob diese Basis tatsächlich dem tiefsten und weitesten Konzept entspricht, das einer – auch formal konsistenten – rationalen Erfahrung zugänglich ist.^[255]

Günthers Sensibilisierung und Verfremdung tritt also nicht an, ein Bewußtsein dafür zu schaffen, daß Logik und Ontologie sich in ungebrochener Verlängerung der Aristotelischen Tradition einer identitätstheoretischen Verfassung des Denkens unterstellen; hinsichtlich der Logik hieße das Eulen nach Athen tragen, wenn die formale Logik Identität und Widerspruch immer schon zum Kernprinzip ihres Urteils erhoben hat und, wie bei Freytag-Löringhoff bzw. Jacoby gesehen, schließlich zur allumspannenden methodischen Grundlage verschärft, auf die sich sämtliches logisches Schließen zurückführen lassen soll. Worum es vielmehr geht, ist die Anfrage, der Auf- und Hinweis, daß diese identitätstheoretische Verfassung in der überkommenen Form nicht eine notwendige Gestalt und mithin auch nicht eine hinreichende Kodifizierung des Gesamt dessen darstellt, was einer Erfahrung des Logischen zugänglich ist.^[256]

²⁵⁴ Gemessen an der Foucaultschen Sammelleidenschaft nimmt sich die Archäologie Günthers bescheiden, geradezu egozentriert aus, wenn sie epistemologische Brüche und Assonanzen als Kontinuitäten des eigenen Denkens entdeckt. Dennoch trifft der Begriff, wenn der Archäologe an einer Untersuchung interessiert ist, "in der man sich bemüht festzustellen, von wo aus Erkenntnisse und Theorien möglich gewesen sind, nach welchem Ordnungsraum das Wissen sich konstituiert hat, auf welchem historischen Apriori und im Element welcher Positivität Ideen haben erscheinen, Wissenschaften sich bilden, Erfahrungen sich in Philosophien reflektieren, Rationalitäten sich bilden können, um vielleicht sich bald wieder aufzulösen und zu vergehen." Foucault: *Die Ordnung der Dinge*. S. 24.

²⁵⁵ Zweifel an der Aristotelischen Logik, d.h. der Begriff der nicht-Aristotelischen Logik zirkuliert bereits vor Günther. Daß Günther selbst erst wie oben gesehen ab den 50er Jahren *nicht-klassisch* und *nicht-Aristotelisch* parallelisiert, also erst von einer nicht-Aristotelischen Logik spricht, als sein eigener Logik-Entwurf positive Gestalt annimmt, mag sich damit erklären, daß der Begriff zuvor (negativ) besetzt ist, für alles, was wie auch immer, in jedem Fall anders als Günther, den Drittsatz in Frage stellt und letztlich als immanente Verkürzung klassischen Denkens von diesem umfaßbar bleibt. Die Virulenz und Funktion des Begriffs bezeugt etwa: Schlick: *Allgemeine Erkenntnislehre*. S. 375-79.

²⁵⁶ Hinsichtlich der Philosophie bedarf es dann eines doppelten, deutsch-französischen Grenzüberschrittes, bis das Unbewußte der identitätstheoretischen Prädisposition und Limitation des Denkens sich in Deutschland ein nennenswertes Bewußtsein bereiten kann. Hyppolite (*Genèse et structure de la 'Phénoménologie de l'Esprit' de Hegel*, 1946) und Kojève (*Introduction à la lecture de Hegel*, 1947)

Ein solches Defizit überhaupt erst zu markieren und damit das Denken, nicht wie es die Intuitionisten anstreben, anwendungsorientiert in seinem Gültigkeitsbereich teilweise zu dezimieren, sondern insgesamt als Fragment zu decouvrieren, ist nicht unproblematisch, denn das alte Konzept beschreibt sich seit zweitausend Jahren vorteilhaft einfach, kompakt und absolut:

Nach klassischer Tradition ist alles Denken, soweit es den Anspruch macht, mitteilbar, allgemein und für jedermann streng verbindlich zu sein, einer trinitarisch geschlossenen Axiomatik und einem Zusatzaxiom unterworfen. Wobei jedes der drei trinitarischen Axiome einen bestimmten Funktionsbereich der logischen Tätigkeit vertritt. Als Lehre vom Begriff; vom Urteil und vom Schluß enthalten diese Funktionsbereiche dann alle auf dem Boden der vorgegebenen Axiomatik nur möglichen Verfahrensweisen.[...] Die trinitarische Axiomatik gliedert sich in:

1. den Satz der Identität (Lehre vom Begriff),
2. den Satz vom verbotenen Widerspruch (Urteilstheorie),
3. den Satz vom ausgeschlossenen Dritten (Syllogistik),

wozu als Ergänzungssaxiom noch

1. der Satz vom zureichenden Grunde (Methodenlehre)

tritt, der ausdrückt, daß durch die Trinität der axiomatischen Momente 'Identität', 'Widerspruchsfreiheit' und 'Drittenausschluß' die definitive Allgemeinheit des theoretischen Bewußtseins zureichend, endgültig und transzendental begründet worden ist. (B I, 35)

Logik und Metaphysik, wie neu und tief sie sein mögen, verbleiben vollständig in der so verfaßten Rationalitätsstruktur, die das Denken des vernünftigen Okzidents garantiert,^[257] und wenn die von Carnap propagierte neue Logik beansprucht, frei von jeglicher Metaphysik zu sein, dann stimmt dies für Günther bereits deswegen nicht, weil die allerweitesten Urteilsprinzipien auch dieser neuen Logik noch immer die selben Identitätstheoreme des alten, klassischen Organons sind. Günther, der die Logik an ihren eigensten und allerältesten Ansprüchen mißt, der also nie den metaphysischen Anspruch der

beenden "die Nichtexistenz der Hegel'schen Philosophie im Bewußtsein der französischen intellektuellen Jugend" (Biemel: *Die Phänomenologie des Geistes und die Hegel-Renaissance in Frankreich*. S. 644) und strukturieren den Boden, auf dem die Phänomenologie in Frankreich (Sartre, Merleau-Ponty, Levinas, Ricoeur) sich formiert, um ihrerseits den "Postisten" jene Grundlage zu bereiten, auf der diese Nietzsche, Heidegger und Freud ins Zentrum rücken. Deutlich dringt im Umfeld der *Tel-Quel*-Gruppe (Goux, Kristeva, Foucault, Barthes, Lacan, Althusser) das Unbewußte des Wissens an die Oberfläche (und zurück über die nationale Grenze), markiert gegenwärtiges Bewußtsein als ein phallogozentristisches und identitätstheoretisches und bereitet dem Subjekt in Begehren, Rede und Wissen nicht unerhebliches Unbehagen. Eine allgemeine Skizze der frühen Figuration bietet: Waldenfels: *Phänomenologie in Frankreich*. S. 28-62. Die Eminenz Hyppolits und also Hegels bezeugt: Eribon: *Foucault*. S. 39-50.

257

In Aristotelischer Terminologie untersagen die Verbote, "daß eines und dasselbe einem und demselben in einer und derselben Beziehung zugleich zukomme und nicht zukomme", sowie "daß zwischen beiden Gliedern des Widerspruchs ein drittes mitten inne sei, sondern von etwas muß man etwas Bestimmtes entweder bejahen oder verneinen" (*Metaphysik*. IV 3, 1005b; IV 7, 1011b. Vgl. a. a. O., IV 4, 1006a; IV 6, 1011b). Łukasiewicz und Scholz weisen allerdings darauf hin, daß die eigentliche Kanonisierung erst in der Stoa, namentlich bei Chrysipp vorgenommen wird, die als Deterministen den (umstrittenen) Aristotelischen Zweifel (vgl. *De Interpretatione*. IX) am Gültigkeitsbereich des TND für kontingente Aussagen in der Zukunft nicht teilen. Somit müßte die logische Ablehnung des TND konsequent, jedoch gegen jede Tradition, nicht-Chrysippische Logik lauten. Vgl. Łukasiewicz: *Philosophische Bemerkungen zu mehrwertigen Systemen*. S. 63-65; Scholz: *Abriß der Geschichte der Logik*. S. 31-35.

Logik, formale Ontologie zu sein, aus dem Blick verliert,^[258] kann daher den Präentionen Carnaps und seiner Mitstreiter schwerlich zustimmen. Für ihn unterscheiden sich in dieser Beziehung Aristoteles und der logische Positivismus nur graduell, da beide sich fraglos der logischen Trinität unterstellen: Wenn denn bis Leibniz – dem Anspruch nach ja auch bei Frege – die Gleichung zwischen abstraktiver Form und philosophischem Inhalt des Denkens unangetastet bleibt, dann zeugt es für Günther von einem blindem Fleck, daß die Protagonisten der Form/Formalisierung sich von der Partialisierung bzw. einseitigen Verabsolutierung ihrer Methode bereits die Emanzipation aus der auf beiden Seiten gleichen und gleichermaßen fundamentalen metaphysischen Voraussetzung erhoffen. Die metaphysischen Maßgaben, die die Entwicklung des formalen Denkens in dieser seiner Form bestimmt haben, bleiben dem formalen Denken als sein Apriori erhalten, auch wenn dieses alte Werkzeug inhaltlich auf vermeintlich über jeden Metaphysikverdacht erhabene Themata angewandt wird; und auch dann noch, wenn das formale Denken in abstraktiver Verdopplung die inhaltliche Seite vollständig ausdünn und sich selbst zum eigenen Thema kürzt. Die Struktur, die Aristoteles im Amalgam des *Hylemorphismus* installiert, wenn er neben dem Wohin und Woher der Bewegung mit Stoff und Form dem raumzeitlichen Denken die vier *archai* als letzte Seinsgründe terminiert, bleibt noch erhalten, auch wenn nun Formen Stoffe für Formen werden sollen.

Drei folgeschwere Sätze installiert Aristoteles/Chrysipp also als Grundfeste abendländischer Diskursivität, mit denen im gleichen Zuge auch Zahl (Quantität) und Begriff (Qualität) geschieden werden, um sie friedlich vereint nebeneinander stellen zu können, wenn es um die große, stabilitätssichernden Grenze geht, mit der alles, was sich dem Prinzip Identität widersetzt, ins Reich des Irrationalen verbannt wird.^[259] Dem so

²⁵⁸ Damit vertritt Günther nicht eine exklusive Mindermeinung, Husserl liest im WS 1923/24: "Die Lehre von dem Etwas oder den Etwas überhaupt, d. i. von Gegenständen überhaupt als Substraten möglicher prädikativer Sinne, die sollen in fortgehender Prädikation einstimmig urteilbar sein können, ist die *formale Ontologie*. Sie ist nur eine korrelative Betrachtungsweise der Lehre von den einstimmigen Urteilen überhaupt und den Formen, in denen sie sich zu konsequenten einstimmigen Urteilssystemen zusammenschließen. Eine voll umfassend gedachte apophantische Logik ist von selbst eine formale Ontologie, und umgekehrt eine voll ausgeführte formale Ontologie von selbst eine formale Apophantik." (Husserl: *Erste Philosophie*. I, S. 28. Hervhbg. orig.) Obzwar Husserl diese vollständige Kongruenz differenziert, wenn er von einem "korrelativen Doppelsinn von formaler Logik" spricht, innerhalb dessen eine je möglichen *Einstellungsänderung* zwischen "der traditionellen Einstellung auf die Urteile als apophantische Meinungen" einerseits und der "Einstellung auf mögliche kategoriale Gegenständlichkeiten" andererseits zu einer dual-funktionalen Besetzung des phänomeno-logischen Bewußtseins führt, und wir nur im letzten Fall "von vornherein und konsequent eine formal-ontologische Logik" treiben (Husserl: *Formale und transzendente Logik*. S. 152f), bleibt die Einheit von Logik und Ontologie nach einem Schichtenmodell innerhalb der transzendentalen Phänomenologie erhalten. Diese leistet als "Selbstauslegung der sich auf ihre transzendentalen Funktionen besinnenden Subjektivität (a. a. O., S. 280) "eine Selbstbesinnung, die vom Faktum zu den Wesensnotwendigkeiten fortgeht, zum *Urlogos*, aus dem alles sonst 'Logische' entspringt" (ebd. Hervhbg. orig.) und leistet so einerseits die Klärung, "wie der allgemeinsten Idee einer formalen Logik als formaler Ontologie und formaler Apophantik auf dem absoluten Boden genutzutun ist" (a. a. O., S. 277) und andererseits "welchen Seinssinn und Rang von da aus die natürlich erwachsenen Logik als formale Ontologie zu beanspruchen hat, und an welche methodischen Voraussetzungen ihre rechtmäßige Anwendung gebunden ist". (ebd.)

²⁵⁹ Folgerichtig übernimmt Identität bei Aristoteles dann die Funktion der Diskursregel, die die Rede des Einzelnen als Zulassungskriterium selektiert, und die der kollektiven Kommunikation als metasprachliches Korrektiv die Selbstversicherung, im gleichen Code zu lavieren, erspart. Konsequenz führt das die *Topik* vor, jenes Handbuch der rhetorischen Kriegsführung, in dem er den Leser (vor allem im 8. Buch) zum diskursiven Nahkämpfer an den Waffen Syllogismus und Induktion ausbildet. Vgl. Aristoteles: *Topik*. 151b-153a, 155b-164b.

figurierten Bewußtsein vollständig in sein eigenes Unbewußtes abgesunken ist, daß die logische Trinität, die identitätstheoretische Verfassung der Rationalität selbst erst Produkt eines Abwehrkampfes ist, den Aristoteles noch gegen Platon, insbesondere gegen die Pythagoreer führt.^[260] An dieser Stelle wären andere Wege noch offen gewesen, die Aristoteles erfolgreich verschließt, um sich den Nachgeborenen als der Erfinder *der* Logik, weil ihrer Logik, eintragen zu können; Geschichte ist auch hier die Geschichte der Sieger, und das Besiegte ist schon lange nicht mehr Bestandteil abendländischer Vernunft.^[261] Es ist das Andere, das Ausgegrenzte, das sich in der Multifunktionalität des Zeichens angedeutet hatte, einer Konzeption auf dem Boden des später mit *elementum* übersetzten *stoichon*, das als Buchstabe, Laut und Zahl in einem,^[262] Raum für Mehrdeutigkeit und Überdetermination bereithielt. Es war dies eine Zeichenvorstellung, die als der nicht-eindeutige Ursprung zugleich die Vielheit verschiedener Linien des Bedeutens/Verstehens aufschließt, die strukturell in die Fläche, in eine Planimetrik führt. Flächigkeit als Modell der Operabilität aber setzt Gleichwertigkeit und Vergleichbarkeit des Ungleichen voraus und widerspricht der Identität. *Tertium non datur*, Aristoteles eliminiert jeglichen Anspruch objektiver Relevanz aus der Dialektik, den Platon ihr noch beimißt,^[263] und der bei den Pythagoreern als Dualismus Prinzip ist.^[264] Dort ist das Eins nicht nur die Simultaneität von Unbegrenztem (*apeiron*) und Begrenztem (*peperasmenon*),^[265] ist Zahl, Ding, Begriff, Prinzip zugleich,^[266] der Pythagoreismus kennt darüber hinaus eine Vielzahl an Einsen, die er unterscheidet und also (gleiche) Quantitäten (verschieden) qualifiziert – das Ärgernis schlechthin für den Kategorientheoretiker aus Stagira.^[267] So wird erst die

²⁶⁰ Von den anfänglichen Grenzziehungen berichtet Gadamer, wenn er die Genese der Metaphysik als zu fallende und gefällte Entscheidung versteht, beileibe nicht als selbstverständliche Entwicklung. Vgl. Gadamer: *Zur Vorgeschichte der Metaphysik*.

²⁶¹ Über die frühen konzeptionellen Kämpfe, die Sieger und Verlierer in den Anfängen der Geschichte des formalen Denkens, vgl. O. Becker: *Die Grundlagen der Mathematik in geschichtlicher Entwicklung*. S. 23-129; Szabo: *Anfänge der griechischen Mathematik*.

²⁶² Vgl. Aristoteles: *Metaphysik*. XIV 6, 1093a 11ff; Larfeld: *Handbuch der griechischen Epigraphik*. Bd. I. S. 416-27, Bd. II, S. 543-63; Tod: *The Greek Numeral Systems*; Dornseiff: *Das Alphabet in Mystik und Magie*. S. 11-17, 91-118; Ebbinghaus et al.: *Zahlen*. S. 9ff; Ifrah: *Universalgeschichte der Zahlen*. S. 277-315.

²⁶³ Aristoteles verkürzt die Platonische Dialektik, die sich strukturell als das grundsätzliche So-und-anders-Sein-Können der Dinge lesen läßt, auf die Erörterung unentschiedener praktischer oder theoretischer Fragen, die sich unterhalb von Metaphysik und Wissenschaft im Bereich des Wahrscheinlichen, i. e. das common-sense-Wissen, bewegen. Daher gerät die Topik, wie er die Dialektik nennt, zu der pragmatischen Fertigkeit, sich disputierend gegen andere durchzusetzen und kann dem *Organon* als fünftes Werkzeug zugeschlagen werden. Vgl. Aristoteles: *Topik*. 100a 18 -102a; 104b -105a.

²⁶⁴ Vgl. Aristoteles: *Metaphysik*. Kap. 15.

²⁶⁵ Vgl. Diels, Kranz: *Die Fragmente der Vorsokratiker*. 44 B 2; 44 B 5 (Stobaios).

²⁶⁶ Vgl. Mansfeld: *Die Vorsokratiker*. S. 98-203. Das Kapitel über die Pythagoreer bietet endlich auch eine prägnante Darstellung der zahlentheoretischen, mathematischen Dimension der Tetaktrys, die vielerorts als obskurokultes Werkzeug der Kosmogonie herumgeistert.

²⁶⁷ Wenn Linearität in Flächigkeit übergeht, wird die von einem Punkt her gedachte Ursprungsmetaphysik unterminiert. Die Diversität der Einsen als Anker verschiedener Linien verunmöglicht die monokausale Fundierung einer ausgezeichneten Eins, des Ursprungs selbst. Entsprechend moniert das Aristotelische Linearitätsdenken die überwundene Gründung des einen Grundes als ein Defizit. "Sie konstruieren [...] die ganze Welt aus Zahlen, aber diese Zahlen bestehen—wie man doch wohl einwenden muß—nicht aus Punkteinheiten, nein, die Pythagoreer nehmen vielmehr an, ihre Punkteinheiten hätten Ausdehnung. Die Frage jedoch, wie die erste Eins als etwas Ausgedehntes zusammengesetzt sei, scheinen sie nicht beantworten zu können." Aristoteles: *Metaphysik*. XIII 6, 1080b 16f; vgl. a. a. O.: XIV 3, 1090b 12f; XIV 5, 1092a 15ff; *De anima*. III 7, 431a 19ff.

judaistisch-christliche Konzeption den Kategorienfehler wieder verehren, wird mit der Dreieinigkeit schließlich den Regelverstoß logischer Überdetermination selbst als Gottheit inthronisieren, um ihn endgültig in das Jenseits einer supranaturalen Entrückung zu verdrängen. Allein dem Numinosen bleibt es vorbehalten, sich als Identität im *tertium datur* zu definieren, mehr noch, das Göttliche bezieht die ganze Tiefe seiner Dignität erst aus der Positivität der für das Diesseits ausgeschlossenen A-Logizität, um sich als *mysterium stricte dictum* auch noch der Denkmöglichkeit und Ableitbarkeit des *animal rationale* zu entziehen.^[268] Auf Erden jedoch hat der Stagirit gesiegt, Thomas wird sein wirkmächtiger Promotor, und der Sieg fällt so vollständig aus, daß die geistige *pax aristotelica* selbst einen tiefen Denker wie Kant von ihrer Unhintertreiblichkeit überzeugt.

Ein suspekter Koalitionär

Nicht jedoch Hegel und auch nicht Günther, der sein Vertrauen dem preußischen Staatsdenker schenkt. Daß Hegel als Dialektiker wenig Geschmack an der Identität finden kann, ist ein Allgemeinplatz; weniger offensichtlich allerdings ist, daß sich damit noch sinnvoll von Logik sprechen läßt, und so mag es erstaunen, daß der logisch geschulte Blick Günthers ausgerechnet auf Hegels Logik fällt, um in diesem Abgesang klassischen Denkens die produktivste Entfesselung klassischer Logik extrahieren zu wollen. In Kreisen der Logik zumindest ist zu dieser wie vermutlich zu jeder Zeit der *common sense* demgegenüber eher konträr,^[269] für Scholz ist es nicht nur "eines der merkwürdigsten Phänomene" in der Geschichte der Logik, daß ausgerechnet Hegel dem Terminus "Logik" in Deutschland zum definitiven Durchbruch verhilft,^[270] ihm mutet es geradezu paradox an, diese Leistung damit jemandem attestieren zu müssen,

der die formale Aristotelische Logik in Grund und Boden kritisiert und dadurch sein ungeheures Lebenswerk mit einem Unheil belastet hat, das kaum zu überschätzen ist und das bei seiner kosmischen Ausbreitung die ernste Arbeit an der Logik im Aristotelischen Sinne, also an der kontrollierbaren Logik, noch heute sehr empfindlich drückt.^[271]

Unkontrollierbar, eben irrational wird das Denken, wenn es sich anmaßt, den Aristotelischen Kanon zu verlassen, von einer "Logik" Hegels könne daher maximal als "erschütterndste Umdeutung" des Begriffs die Rede sein, "hängt [sie] mit der Logik im Aristotelischen Sinne nur als Zerrbild zusammen, das sie im zweiten Band von dieser Logik entwirft, und so, daß dieses Zerrbild ein Fremdkörper ist, dessen Existenz zu den größten

²⁶⁸ Der Theologe nennt mit Trinität, Inkarnation und Vergöttlichung des Menschen durch Gnade drei *mysteria stricte dicta*, die—insofern sie allein aus der ungeschuldeten Selbstoffenbarung des Gottes gewußt werden können—die rational nicht herleitbare Axiomatik der Römischen Dogmatik darstellen. (Vgl. Rahner: *Über den Begriff des Geheimnisses*. S. 82-99) Gerade an die Adaption des trinitarischen Modells, resp. seiner Mechanik knüpft sich dann der in der Logik begegnende Zweifel an der Logizität Hegel'schen Denkens, der sich anschickt das trans-logische Konstrukt der numinosen Trinität dem diesseitigen Denken zu öffnen, denn er "will an der selbstbezüglichen Subjektivität aller drei Personen in der Gottheit festhalten und sie zugleich im Gedanken des Einen Absoluten so aufeinander beziehen, daß sich auch ihre Identität mit gutem Sinn behaupten läßt." (Henrich: *Die Trinität Gottes und der Begriff der Person*. S. 619) Daß, wie und in welchen Grenzen die mögliche Säkularisierung des trinitarischen Kognitionsmodells sich eher analog frühplatonischer Reflexionskonzepte gewinnen läßt, vgl. Castella: *Das organisierte Selbst*.

²⁶⁹ Kritik vom formallogischen Standpunkt zunächst in Trendelenburg: *Logische Untersuchungen*. Bd. 1, S. 36-129; aus moderner Perspektive Lenk: *Kritik der logischen Konstanten*. S. 257-377, insb. S. 324-77.

²⁷⁰ Scholz: *Abriß der Geschichte der Logik*. S. 11.

²⁷¹ A. a. O., S. 11f.

Rätseln dieses rätselreichen Werkes gehört."^[272] Was also, so wäre problemgeschichtlich zu fragen, motiviert Günther, auch für den "die Hegelsche 'Logik' [...] in den Formen, in denen sie uns vorliegt, eben keine Logik im gewöhnlichen Sinne" ist (GZ 20), sich gerade ihr zuzuwenden? Und wie kann eine Adaption Hegels, die Günther im Jahr der Machtergreifung Hitlers mit seiner Dissertation vorlegt, dazu dienen, jene tiefen Brüche zwischen Philosophie und Logik/Logistik zu überwinden helfen, die den Elfenbeintürmen der Zeit ihr besonderes Gepräge verleihen?

Die Antworten hierauf führen dann nicht nur zu einer ersten Skizze der von Günther angestrebten Generalisierung der Logik, sondern dringen gerade als *Grundzüge einer neuen Theorie des Denkens in Hegels Logik* in das Zentrum des Denkens Günthers vor. Nicht zu unrecht spricht Klaus Oehler davon, daß die *Grundzüge* "am Anfang des Weges wie ein Wegweiser in die Richtung [stehen], die die weitere Entwicklung des Güntherschen Denkens nahm",^[273] denn diese Entwicklung wird sich als eine kontinuierliche Ausfaltung seiner allerersten Anfänge zeigen. So kommt den *Grundzügen* eine ausgezeichnete Stellung zu, sie markieren nicht allein den Beginn eines Weges, sondern lassen sich immer auch als eine grundsätzliche Maßgabe lesen, an dem das Spätere seinen perspektivischen und systematischen Abgleich findet. Günthers Weg also, und dies wird zu zeigen sein, ist von keinen Brüchen oder Kehren durchzogen, vielmehr läßt sich jedes Stadium seiner Entwicklung, d.h. auch die mitunter kryptischen und von traditioneller Philosophie weit entfernten semiologischen Überlegungen der Spätphase, als systematische Vertiefung und interrogative Feinkörnigkeit seiner Ausgangsmotivation stets auf die Anfänge abbilden.^[274] Und umgekehrt bietet die der Schulphilosophie kaum entwöhnte frühe Bestimmung seiner Frage und Intention nicht nur den luziden Einbindungsgrund, in den sich die spätere systemtheoretische, kybernetische, technik- und geschichtsphilosophische Orientierung jederzeit einbinden läßt, vielmehr liefert die erste Monographie als eine Situierung Günthers dann auch dem an kontinentale Standards gewöhnten Denken einen einordnenden Kommentar jener avancierten Theoreme, die gegenwärtig unter den Stichworten *second order cybernetics*, Autopoiese und Selbstorganisationstheorie firmieren, wenn die Genese Günthers in weiten Teilen als ein Stück ihrer Wissenschaftsgeschichte gelesen werden kann.

Die Eigenart der Koalition.

Das mag erstaunen, wird jedoch ein erstes Stück deutlicher, wenn wir zunächst erinnern, daß Günther die Logik Hegels durchaus nicht als klassische Schullogik rezipiert, sondern als "ein metalogisches System" (GZ 20), in dessen Rahmen von vornherein die traditionelle Logik, "da sie formale Abstraktionslogik ist, als tragende Grundlage der spekulativen Systeme abgelehnt" wird. (GZ 20)

²⁷² A. a. O., S. 18.

²⁷³ Oehler: *Gibt es eine dialektische Logik?* (Art.).

²⁷⁴ Wir sagen dies ganz bewußt vor dem Hintergrund der Entwicklung, die Günther selbst als seinen Werdegang vom anfänglich überzeugten Idealisten zum dialektischen Materialisten bis hin zu der in diesem Schema nicht mehr situierbaren Polykontextualitätstheorie beschreibt. (Vgl. SD 5ff) Auf den ersten Blick scheint eine solche Entwicklung von tiefen Brüchen zwischen unvermittelbaren Kontrapositionen durchzogen zu sein, doch läßt sie sich linearisieren, wenn zum einen aus der Güntherschen Perspektive Idealismus und Materialismus als isomorphe Systeme erscheinen, und zum anderen, wenn diese Entwicklung ihrerseits im Licht einer—sei es Hegel'schen, sei es Marx'schen, in jedem Fall dialektischen—Prozessualität als das fortschreitende Auseinander—hervorgehen begrifflich-systematischer Progression/Komplexion gesehen wird.

Dann auch erhellt sich die oben gestellte Frage nach der generellen logischen Relevanz Hegels, ja, der von Scholz vehement geäußerte Zweifel, ob die bei Hegel so überschriebenen Werke überhaupt als Logik zu bezeichnen seien, wird von Günther noch bekräftigt – allerdings nur unter der Bedingung, daß mit der von Scholz intendierten Logik allein ihre klassische Form gemeint sei. Hegel nämlich "bestreitet entschieden die Grundvoraussetzung der Geschichte der abendländischen Logik" (GZ 41), "von der Basis dieser Logik aus soll der wissenschaftliche Wert der deutschen idealistischen Systeme nach Aussage ihrer Schöpfer nicht zu eruieren sein" (GZ 20), und so wäre die negative Einschätzung von Seiten der Logik durchaus gerechtfertigt, insofern die "sehr verworrene logische Situation der spekulativen Systeme" (GZ 20) aus ihrem Zweifel an der klassischen Logik "die Verwerfung jeglicher Form als logisch-kritischer Grundlage philosophischer Systeme überhaupt" macht. (GZ 20)

Allerdings stellt sich dann die Frage nach der Basis dieser Verwerfung, genauer gesagt spaltet sich die Frage als gedoppelte noch in zwei Komponenten: Einerseits dahin, ob der vom Idealismus insgesamt geäußerte Zweifel an der logischen Form sich legitimieren läßt, ob also "sich diese Systeme mit begründetem und zwingendem Recht dem Gültigkeitsbereich der traditionellen Logik entziehen" (GZ 21); und andererseits, aufgrund welcher impliziten Voraussetzung, resp. unter welcher gangbaren Alternative sie dies, wenn überhaupt, tun können. Möglich und legitim wäre solches wohl nur, wenn "das logische Denken und die logischen Methode des deutschen Idealismus in einem weiteren und tieferen Formbegriff verwurzelt ist, als die traditionelle Logik ihn liefert" (GZ 22), wenn also die generelle Absage an die Formkonzeption der überkommen Logik "als Versuch, den Begriff der Form des Denkens zu erweitern," aufgefaßt werden kann. (GZ 22) Entsprechend läßt sich die Aufgabe, die Günther sich mit der Analyse des Hegelschen Logik-Verständnisses stellt, im Hinblick auf den Formbegriff methodisch noch einmal in einen negativen wie auch positiven Aspekt unterscheiden: Negativ gesehen wird es des Nachweises der notwendigen Limitationen eines Formbegriffes sein, der bis in die Gegenwart ungebrochen als allein möglicher kursiert, "denn in der [von Hegel] bekämpften traditionellen Logik ist Formalismus und Abstraktion tatsächlich vollkommen äquivalent" (GZ 18); positiv bestimmt sich die Aufgabe, wenn aus der Durchsicht und Adaption des idealistischen Rundumschlags gegen die so verstandene formale Logik sich ein Gegenentwurf subtrahieren läßt, der über dieses Konzept hinausführt.

Deswegen kann Günther von einem *metalogischen* System in Hegel sprechen, geht es ihm zunächst darum, "aus der von Hegel geübten Methode des Denkens die allgemeine Formidee seiner Logik herauszulösen und sie der Formidee der traditionellen Logik vergleichend gegenüberzustellen" (GZ 14), um damit in einem zweiten Schritt "die Logik Hegels und ihre sachliche Bedeutung für die systematischen Probleme des reinen theoretischen Denkens überhaupt" zu präparieren." (GZ 13) Die Grundüberzeugung ist also, daß mit den logischen Bestimmung des Denkens bei Hegel keine ephemere, historisch bedingte und nur im Rahmen des spekulativen Idealismus lebensfähige Konzeption von Rationalität begegnet, sondern daß vielmehr umgekehrt, "das Wesen des im deutschen Idealismus und besonders bei Hegel geübten Denkens in einer allgemeingültigen, nicht nur für die idealistischen Systeme verbindlichen Form dargestellt werden muß". (GZ 16) Eine solche Darstellung setzt aber zwei wesentliche Emanzipationsschritte voraus, denn einerseits ist die "Weiterentwicklung der formalen Logik im Idealismus [...] überhaupt nur dann zu verstehen, wenn es gelingt, die metaphysischen Probleme in rein logische Probleme zu verwandeln" (GZ 169), womit andererseits die leitende Vermutung, daß diese Verwandlungsmöglichkeit viel, viel weiter [geht], als man bisher angenommen hat" (GZ 169), nur im Zuge einer gegenüber Hegel stets zu wahren Distanz möglich ist. Eine

Distanz, die sich der geläufigen Hegel-Rezeption gegenüber dann als die Verschiebung von Eigentlichkeit und Uneigentlichkeit verstehen läßt, wenn dies darauf hinausläuft, zunächst

die logischen Voraussetzungen zu geben, auf denen Hegels konkrete Logik des Absoluten beruht. Voraussetzungen, die ihren systematischen Eigenwert unabhängig vom Hegel'schen System haben und die auf allgemeinsten Eigenschaften des Logischen überhaupt beruhen. (GZ 182)

Solches geht nicht zwangsläufig konform mit einer in der traditionellen Hegel-Exegese geübten Herangehensweise, und Günther verschweigt dies keineswegs. Stärker noch bekennt er sich als einen heterodoxen Interpreten, der sich nicht scheut, das Interpretament "gegen den Strich" zu lesen, denn eine Frage, "die wissen will, wie weit die Grundlagen der Hegelschen Logik unbedingt verbindlich für alles philosophische Denken überhaupt sind, entfernt uns weit von Hegel und seinen Intentionen." (GZ 4)

Doch gilt ihm dies nicht als Manko, im Gegenteil gründet sich so eine tiefergreifende Rechtfertigung Hegels, wenn mit einem solchen Ansatz jenseits philosophiegeschichtlichen und philologischen Interesses der Nachweis gesucht wird, daß sich in Hegel "rein logische Erkenntnisse finden, deren sachlicher Gehalt die zeitliche Bedingtheit seiner Entstehung zu überdauern berufen ist." (GZ 5) So umreißt Günther sein Vorhaben mit einer zweifachen Stoßrichtung, sein

Ziel ist mithin, nachzuweisen, erstens: daß die Voraussetzungen der Hegel'schen 'Logik' auf neuen allgemeinen Einsichten des Logischen überhaupt beruhen; zweitens: daß diese Einsichten schlechthin jedes philosophische Denken betreffen und deshalb von der spekulativen Metaphysik des Idealismus völlig unabhängig sind. [...] Es handelt sich bei den neuen Einsichten tatsächlich um die allgemeinste Form des philosophischen Denkens überhaupt. Und eine solche 'Form', die von der Form der traditionellen Logik ganz radikal abweicht, liegt der Hegel'schen Logik in der Tat zugrunde. (GZ 22f)²⁷⁵

In tiefer Verbeugung vor dem Objekt der dissertierenden Bemühungen verspricht Günther uns schließlich,

zu zeigen, daß die tiefste und universalste Theorie des Denkens, die in der Geschichte der abendländischen Logik zu finden ist, auf einer genialen Erweiterung des traditionellen logischen Formbegriffes des Denkens durch die Philosophie Hegels beruht. (GZ 32)

Allerdings ist solche Devotion nicht unbedingt das schülerhafte Erblassen vor dem Meister; zwei Seiten später rückt Günther die Proportionen wieder zurecht, wenn dort zwar erneut betont wird, daß die "gesamte Hegelsche Philosophie auf einer völlig neuen Problemsituation des Logischen" beruhe, es "Hegel allerdings nicht gelungen [sei], jene Intuition genügend ins Begriffliche umzusetzen und damit ausreichende Anhaltspunkte für ein nachschaffendes Verstehen zu geben." (GZ 34) Jene Intuition, die der Ältere nur in "ein

²⁷⁵ Damit votiert Günther explizit im Gegensatz zu W. Becker: *Hegels Begriff der Dialektik.*, für den nicht nur "der die Dialektik konstituierende Gegensatzbegriff von diesen seinen idealistischen Prämissen nicht abgelöst werden kann" (a. a. O., S. 106), für den das Verhaften der Dialektik Hegels im Idealismus gegenüber der allgemein verbreiteten Annahme des Fortschritts Hegels über den Idealismus hinaus—sogar regressiv "den ursprünglichen idealistischen Ansatz verwässert und verschlechtert, indem sie [die Dialektik] ihm seine Pointe raubt." (a. a. O., S. 82) Diese Pointe sieht Becker in der (vor allem von Schelling geleisteten) Deduktion der empirischen Erfahrung aus der im *Selbstbewußtseins-Gegensatz* (*Ich-Objekt, Ich-Subjekt*) stets mitreflektierten "Distinktion zwischen 'Nicht-Ich' als gewußtem Ich (= Ich-Objekt) und den Vorstellungen der 'Empfindungen' und Materie." (ebd.) Falls dies überhaupt die Pointe ist, interessiert sie Günther allerdings nur sekundär, geht es ihm um die Frage, wie denn logisch zu allererst der *Selbstbewußtseins-Gegensatz* bewältigt werden kann.

mühsames Stammeln" einkleide (GZ 34), obgleich er die Logik "vielleicht bisher in der ganzen Geschichte der Logik am tiefsten verstanden hat" (GZ 104), jene Intuition nun endlich in klare Begrifflichkeit zu setzen, ist aber nichts anderes, als die Aufgabe, die Günther selbst zu seinem Projekt erhebt, und ist so, wenn Hegelsch gesprochen allererst mit der Setzung des Begriffs jedweden Gedanken eine reale Gestalt zukommt, schon dem Anspruch nach ein zumindest kongeniales Unterfangen. Und wenn Günther in der Einleitung "eine Darstellung des systematischen Gehaltes, der sich aus der Hegelschen Einstellung gegenüber der Logik ergibt", ankündigt, an deren Ende noch ein Blick gewagt werde, "vorausschauend in die Richtung, in der die Hegel'sche Lösung zu liegen scheint" (GZ 23), dann gehört nicht viel Genie dazu, ein gerüttelt Maß Glauben eben daran, dem jungen Günther zu unterstellen.

Genie oder nicht – wir stellen es dahin mit dem erneuten Hinweis auf das Alterswort Günthers, nach dem er Hegels Anteil an seinem eigenen Denken nie habe trennen können (s.o., SD 10). An dieser frühen Stelle zumindest spricht er von *nachschaffendem Verstehen* und das mag als Spekulation über mögliche Tiefen oder Untiefen dieser Verwebung genügen, denn in jedem Fall gehen die *Grundzüge* weit über das hinaus, was hermeneutische Werkanalyse mitunter aus der sklavischen Kunst der Paraphrase als Verdopplung gebiert.

Damit aber, und dies rechtfertigt unsere Einlassungen über mögliche Eitelkeiten und hybriden Vollendungsphantasien jenseits bloßer Charakterisierung, damit nun schließt sich der spezifische Habitus auf, in dem Günther sich Hegel nähert und der in seiner Sonderheit zu Mißverständnissen und Vorwürfen Anlaß gibt. Denn eigenwillig, gewiß aber eigenständig und mit sicherem Tritt durchmißt Günther den Deutschen Idealismus, und wenn er nach eigenem Wort sich weit von den Intentionen Hegels entfernt, so gewinnt sich für uns Heutige aus dieser Distanz doch die wesentliche Nähe und Aktualität eines längst verdachten Denkens. Eines Denkens, von dem Adorno zwar weiß, daß "[k]aum ein theoretischer Gedanke von einiger Tragweite [...] nicht Hegelsche Philosophie in sich aufgespeichert hätte",^[276] das aber dennoch nach dem Abtreten der Hegelianer und Hegeliter, wenn überhaupt, dann nur vom Kopf auf die Füße gestellt eine Brisanz für sich reklamieren kann und dessen Aneignung zumindest im deutschen Sprachraum "in einem kaum zu rechtfertigenden Ausmaß historisch ausgerichtet ist."^[277] Hier jedoch unterscheidet sich Günther, er wird sich nicht in "diese detaillierte und luxuriöse akademische Forschung [...] im westeuropäischen Kulturpark" einreihen und tatkräftig mit jenen um Punkt und Iota streiten, von denen "jeder seine Interpretation oder auch nur sein Interpretationöchen" vor sich trägt,^[278] sondern wird die spekulative Logik Hegels für die formale Logik reanimieren – im Urteil derer, die ihm positiv begegnen –, er wird sie instrumentalisieren – für jene, die darin ein hermeneutisches Sakrileg erblicken. Vielleicht läßt sich pointieren, daß Günther Hegel überhaupt nicht interpretiert, und als Vergleich für die besondere Qualität der Begegnung beider mag jene Dynamik dienen, in die Kojève die Phänomenologie versetzt, wenn er das Denken Hegels aus den vom Marxismus verdeckten Bereichen für den Marxismus neu entdeckt. Wie Kojève wird auch Günther "in produktiver,

²⁷⁶ Adorno: *Aspekte*. S. 14.

²⁷⁷ Pöggeler: *Perspektiven der Hegelforschung*. S. 82.

²⁷⁸ Ebd.

aber einseitiger Weise einen Gedanken in die Mitte seiner Auslegung"[²⁷⁹] stellen, dies in der Weise,

daß alle Aussagen und Begriffe Hegels, wie überhaupt des deutschen Idealismus, in bewußter und radikaler Einseitigkeit, des hier behandelten Problemes wegen, auf ihren rein formallogischen Gehalt hin angesehen und ausschließlich nur unter diesem Gesichtspunkt gewertet werden. (GZ 32. Hervhbg. orig.)

Aus dieser Radikalität bezieht die Günthersche Lesart ihr eigentümliches Oszillieren, das seinen Spannungsbogen zwischen dem Reservoir des Hegelschen Textes und dem Maximum dessen errichtet, was aus diesem Reservoir im Hinblick auf das Logische schöpfbar ist. So macht sich Günther nicht daran, "Hegel zu 'buchstabieren'", wie es Puntel als Methodenprinzip seiner Analyse in Anlehnung an Gadamer formuliert,[²⁸⁰] ja er ist auch noch entfernt von der Frage Pöggeler, die dieser leitmotivisch seinem Weg in *Phänomenologie* als deren untergründige *Idee* voranstellt,[²⁸¹] und wenn wir nach dem Motiv und der Idee fragen, die Günther in der *Logik* Hegels ausspäht, dann läßt sich vom späten Günther aus diese Idee sicherlich als seine eigene, die einer trans-klassischen Logik dechiffrieren. Rückblickend also ist es durchaus stimmig, die Günther-Hegelsche Verwebung, die in den *Grundzügen* ihren Ausgang nimmt, hinsichtlich ihrer hermeneutisch-interpretativen Schlagkraft relativieren zu dürfen.

So aufschlußreich solche Versuche sein mögen, so ist doch—über einen etwaigen Gewinn hinaus, den eine trans-klassische mehrwertige Logik etwa aus der WL ziehen könnte—zu bezweifeln, daß sie die jeweils differenzierten Argumentationsschritte erhellen und dem spekulativen Gehalt der WL gerecht werden könnten [...][²⁸²]

Aber wenn, wie oben kolportiert, bereits am Beginn dieser Durchdringung Nicolai Hartmann die Frage nach der Quelle des neuen Denkens in Hegels Logik stellt: Günther oder Hegel?, dann entdeckt das tektonische Gespür des Ontologen eben auch hier zwei Schichten, die sich nicht nur kaum trennen lassen, deren Überlagerung vielmehr den Schluß nahelegt, daß sie von allem Anfang an nicht als ein klar geschiedenes Rangverhältnis zwischen Interpretandum und Interpretans konzipiert worden sind. Interpretation darf solches nur insoweit genannt werden, als Günther aus dem *Sinnmöglichen* des Textes Hegels Anhalte, Vorzeige und ungeschuldete Kronzeugenschaft für ein Konzept des *Denkmöglichen* findet, das als seine, Günthers, vorgängige Idee vielleicht die Intention Hegels, sicherlich nicht dessen Text überbordnet. Als traditionelle Interpretation verstanden, verbleibt Günther dann möglicherweise unterhalb der Idee der Logik, mit Sicherheit jenseits der eingeübten exegetischen Fragen nach Einleitungs- und Anfangsproblematik, nach dem Verhältnis von *Logik*, *Phänomenologie*, Realphilosophie innerhalb des *Systems der*

²⁷⁹ So Pöggeler: *Hegels Idee einer Phänomenologie des Geistes*. S. 189, über Kojève. Hervhbg. orig.

²⁸⁰ Vgl. Puntel: *Darstellung, Methode und Struktur*. S.19ff. Zitat S. 19. Die Buchstabentreue Puntels wird als Mirko-Analyse dann auf der Makro-Ebene eingebunden in die Einsicht, daß "alle 'Texte' Hegels in eine ursprüngliche *elementar-strukturelle Sinnebene* eingebettet sind, deren ständige Berücksichtigung und Vergegenwärtigung die grundlegende Bedingung der Möglichkeit für die Erschließung auch der kleinsten literarischen Einheit ausmacht." (A. a. O., S. 21. Hervhbg. orig.) So gesehen bewegt sich Günther virtuos auf der strukturalen Sinnebene, allerdings unter Durchstreichung des Autentizität heischenden Attributes *ursprünglich*.

²⁸¹ Vgl. Pöggeler: *Hegels Idee einer Phänomenologie des Geistes*. S. 171f, 195, 230, 298.

²⁸² Hogemann, Jaeschke: *Die Wissenschaft der Logik*. S. 88.

Wissenschaften oder hinsichtlich der entwicklungsgeschichtlichen Genese des Werkes.^[283] Wer also von den *Grundzügen* einen detaillierten Kommentar der *Logik* erwartet, sieht sich enttäuscht,^[284] Günther ist nicht der Geometer eines Denkweges, doch fällt seine Rekonstruktion Hegels auf der anderen Seite auch nicht in eins mit den Konstruktionen jener "Hegeleien", von denen der stets streitlustige Wilhelm Raimund Beyer neben dem marxistischen Hegel-Bild nicht weniger als 16 Typologien unterscheidet, die, im Anspruch Hegel zu deuten, ihn je mehr, je weniger perfekt zum Verschwinden bringen.^[285] Diese Gefahr nun besteht bei Günther nicht, denn er will gerade nicht ent- und aufdecken, was ein anderer gedacht haben soll, er will vielmehr aufzeigen, was sich denken läßt, wenn das Denken eines anderen aufgenommen wird, gleichgültig und unter ausdrücklichem Absehen davon, was dieser andere, könnte er es noch, je darüber denken würde. So ist es nicht

²⁸³ Maluschke: *Kritik und absolute Methode*. S. 17, 159, 161-84 sieht die problematische Initial-Gleichung von Sein und Nichts als in der Logik nicht ausweisbare und also *dogmatische Konstruktion*. Henrich: *Anfang und Methode der Logik*. legitimiert die Gleichung auf den Pfaden der negativen Theologie, wonach die Bestimmung von Sein und Nichts mit Hilfe *negativer Reflexionsbestimmungen* dazu dient, sie "gänzlich frei von Strukturen der Reflexion [zu] erklären", somit die Logik des reinen Seins sich "überhaupt nur via negationis [...] in der Unterscheidung von der Logik der Reflexion" explizieren läßt. (a. a. O., S. 29; 24) Ob die Logik darüber hinaus als Anfang des Systems gezählt werden kann bestreitet Fulda: *Das Problem einer Einleitung.*, für den die *Phän* als Einleitung "auch für die encyclopädische [d.h. post-logische] Gestalt der hegelschen Systematik noch notwendig ist" (a. a. O., S. 12), was seinerseits Kimmerle: *Das Problem der Abgeschlossenheit* mit dem Argument verneint, "daß die *Phänomenologie* als Einleitung und Erster Teil einer Systemkonzeption entworfen worden ist, die in der *Enzyklopädie* nicht mehr durchgehalten," wird, daß vielmehr "in der Logik die reine spekulative Wissenschaft hervorgetreten ist, [also] die Darlegung des Systems mit eben dieser Logik beginnen [kann]." (a. a. O., S. 20, 21) Trede: *Phänomenologie und Logik*. stellt als rein philologische Kompositionsanalyse der These vom Konzeptionswandel der *Phän* mit entwicklungsgeschichtlichen Argumenten eine durchgängige Kontinuität und die einheitliche Logik- und Metaphysik-Konzeption entgegen, um damit einen Streit zwischen Pöggeler und Fulda über die Bedeutung der logischen Relationskategorien für den Aufbau der *Phän* zu erübrigen.

²⁸⁴ Und wird sich zwangsläufig enttäuscht sehen, wenn als Maßstab eines solchen Kommentars letztlich doch die Akribie dienen muß, mit der Rohs sich der *Logik* zuwendet: Die Analyse eines Kapitels (das über den "Grund") reicht dann hin, sich in dissertabler Breite zu entfalten und torpediert allein dem Umfang nach den Gedanken an eine entsprechende Gesamtdarstellung, wenn bereits die ersten beiden Seiten des thematisierten Kapitels sich auf 122 interpretative Seiten vervielfältigen (können, müssen, dürfen). Vgl. Rohs: *Form und Grund*.

²⁸⁵ "Hegelei" titulierte Beyer die (auch kritische, produktive) Auseinandersetzung mit Hegel, "wenn und solange der Denkansatz dieser Hegel-Beschäftigung ausschließlich bei Hegel selbst gesucht wird." Da solches nicht den externen Standpunkt marxistischer Umstülpung einnehme, Hegel also nicht auf seinen *rationellen Kern* reduzieren könne, verbleibe "Hegelei" idealistisch-weltanschaulich "Aufweichung des Systems." Demgegenüber können "vom Marxismus her" die einzelnen Denkpositionen Hegels und seine Denkopoperationen immer in ein festes Prüfungs-System, immer dem (unversöhnlichen) Gegensatz von Materialismus und Idealismus eingereiht bleiben und von diesem Ansatz aus ihre Tauglichkeit als 'Kern' oder 'Schale' ableiten" (Beyer: *Hegel-Bilder*. S. 8, 40, 276) Deswegen bereitet Beyer die Einordnung Günthers in die "Hegelei" Probleme, wenn dieser sich explizit mit Hegel verbündet, sich gleichzeitig von ihm entfernt und darüber hinaus die duale Antithetik von Idealismus und Materialismus selbst als bloße Isomorphie entlarvt. Günther, dessen "Ultra-Idealismus" sich dem Leninistischen Dogma nur bedingt beugt, daß auch die Logik als Form eines als Widerspiegelung sich in der Geschichte entwickelnden Denkens sich selbst zu entwickeln habe, wird (als im Idealismus verhaftet) von Beyer dann eben nicht in die Liste derer aufgenommen, die den "rationellen Kern" gerade auch im Lichte der Kybernetik (Georg Klaus) freilegen (vgl. a. a. O., S. 269-83). Wie im marxistischen Lager üblich, goutiert Beyer zwar die Kritik Günthers am Idealismus, erblickt aber in dem gleichermaßen mitgetroffenen Materialismus als den eigentlich Gemeinten allein den Junghegelianismus. Vgl. a. a. O., S. 64.

vermessen, Günther die Vor-Worte Michael Theunissens in den Mund zu legen, mit denen der sein Herangehen an die *Logik* beschreibt.

Dem Erkenntnisideal traditioneller Philosophiegeschichtsschreibung fühle ich mich um so weniger verpflichtet, als ich am Ende ausschließlich an denjenigen Gedanken Hegels interessiert bin, denen ich sachliche Relevanz und echte, mehr als bloß akademische Gegenwärtigkeit zutraut.^[286]

Könnte solches zwar als typisches Methodenpostulat einer post-Hegel'schen "Hegelei" gelten, so wird dies bei Günther allerdings umfassen von der Exteriorität eines nicht in Hegel selbst gewonnenen Standpunktes, der ihm – nun nicht vom Marxismus, sondern vom Reflexionstand einer Logik her, die unter Hochdruck die Grundlagenkrise zu kompensieren versucht – als *festes Prüfungs-System* ermöglicht, über *Tauglichkeit von Kern und Schale* zu befinden. Steht diese, recht verstandene, hermeneutische Anspruchslosigkeit immer im Hintergrund, dann läuft die vordergründige Kritik ins Leere, die Günther an nie gestellten Ansprüchen mißt und ihm vorwirft, Hegel "eine ihm fremde und fremd bleibende formale Theorie nur zu unterschieben."^[287] *Unterschieben* aber läßt sich nur vor der Präntention, damit Autentisches, Originales, Wahres aussagen zu wollen, in der Gegenwärtigung der *Idee* zu stehen, und so scheint sich die negative Rezeption Günthers von Seiten der "Heidelberger-Schule" ein gutes Stück weit der Befangenheit in eigenen Interpretationsroutinen zu verdanken, die mögliches anderes im *blind-spot* ihrer Geschäftigkeit bündelt.^[288]

Der entlehnte Ansatz zur Kritik

Günther also interpretiert nicht und "hegelt" nicht, wenn er das, was er bei diesem angedacht, dunkel verklausuliert findet, vom terminologischen Ballast befreit und – dort, wo sich dann erst die Grenzen zeigen – auf und aus den vorgezeichneten Bahnen heraus in die Richtung seines eigenen Denkens hin verlängert; denn diese Verlängerung ist nur insoweit in Hegel selbst angelegt, als sie dort umrißhaft gefordert scheint. Es ist Günther, der diese schemenhafte Forderung, die auf einen weiter gefaßten Begriff des Logischen zielt, selbst vehement einklagt, einen Begriff jedoch – und dies ist entscheidend –, der zu dieser Zeit (1933) auch auf dem Boden einer gegenüber Hegel deutlich veränderten und verbesserten Situation des kalkültechnischen Niveaus symbolischer Logik nicht einmal dem Ansatz nach in Aussicht steht. Hier verbindet sich dann tatsächlich das Denken Hegels und Günthers, wenn die Motivationen, die bei dem einen zur radikalen Ablehnung der Logik schlechthin führen, von dem anderen geteilt, aufgenommen und in die konsequente Forderung einer Logik überführt werden, die imstande wäre, diese Fundamentalkritik formal zu bewältigen und methodisch als ihr zentrales Thema einzufangen.

Denn übereinstimmend bestreiten beide die grundlegende Prämisse der klassischen Logik, "daß durch sie der Sinn des Denkens überhaupt erschöpfend bestimmt werden könne." (GZ 41) Der formale Logiker möchte hier bereits einwenden, daß Logik nicht indifferent mit Denken, sondern genauer mit Schließen gleichzusetzen sei, doch können Günther und Hegel

²⁸⁶ Theunissen: *Sein und Schein*. S. 10.

²⁸⁷ Henrich: *Hegels Logik der Reflexion*. S. 227.

²⁸⁸ So nimmt sich Günther nicht die nonchalante Freiheit Gadamer's heraus, mit der dieser die *Logik* über die Gleichung "Logik—Begriff—Sprache" unter die Herrschaft seiner sprach-metaphysischen Heidegger-Transformation zwingt, an deren Ende *Die Idee der Hegel'schen Logik* dann wahrhaft hegelsch lautet: "Dialektik muß sich in Hermeneutik zurücknehmen." Gadamer. *Die Idee der Hegel'schen Logik*. S. 86.

sich allem Psychologismus zum Trotz nicht nur auf eine lange Tradition der Logik als "einer Kunstlehre des Denkens"^[289] berufen, sondern die Logik vor allem in ihrem universalen Geltungsanspruch ernst nehmen, wonach sie als Methodologie doch gerade prätendiert, "die Logik alles überhaupt Denkbaren zu sein, und deshalb die Idee des Denkens überhaupt zu repräsentieren". (GZ 106) Thema und Gegenstandsbereich der Logik ist so das All des Denkmöglichen überhaupt, und das Kernargument, mit dem Hegel wie Günther diesen universalen Anspruch als bereits erfüllt bestreiten, ergibt sich aus der relationalen Grundstruktur der Repräsentation, die dem klassischen Denken als Reflexion im Sinne einer abbildhaften Wiederholung des transzendenten Seins implizit ist. "Das Ding an sich ist damit die Grundvoraussetzung der traditionellen Logik. Die traditionelle Logik erhält erst durch die Voraussetzung, daß es transzendente Gegenstände gibt, ihren Sinn. Sie ist ausgesprochene Logik des Seins." (GZ 50)

Hier muß die Logik vehement Protest einlegen, und dort, wo Günther (mit einiger Verspätung) wahrgenommen wird, geschieht dies unmittelbar, denn daß das Denken als Gedachtes für das Denken Objektcharakter besitzen soll – gleichgültig ob transzendent, immanent, real oder logisch –, zeugt entweder von einem naiven Realismus, einer ontologisierenden Durchmischung der Logik, wenn nicht von einem längst überwundenen Psychologismus, insofern die Objektivität, also Allgemeingültigkeit logischer Gegenstände impliziert, "daß in der Allgemeingültigkeit eine Beziehung des an sich bestehenden Gegenstandes zu seinem psychischen Erfafßwerden zum Ausdruck gebracht wird."^[290]

Dagegen muß nun deutlich eingewandt werden: Jede Theorie der (formalen) Logik, sei sie klassisch oder konstruktiv, ist bestimmt an die Voraussetzungen des bewußten Urteilens gebunden, das in den geltenden Urteilen erscheint. In der Sprache G.s [Günthers]: Wenn Logik existiert, so existiert auch Reflexion. Der Terminus 'Reflexion' kann überhaupt in der Sprache einer logischen Propädeutik durch den Terminus 'Urteilen' ersetzt werden, womit 'Urteil' gleichbedeutend mit [...] 'Reflektum' wird. Und alle Logik ist dann Theorie der Folgerichtigkeit des Ordners entweder der Reflexion, d.h. der *aktuellen Tat* des Urteilens, oder eines Systems von Reflekta, d.h. der *Produkte* des Urteilens. Ist das Urteilen der logische Gegenstand, so wird die Logik 'konstruktiv'; sind die Urteile logische Gegenstände, so wird die Logik 'klassisch' [...] Aber niemals werden die beurteilten Sachverhalten. durch die Reflexion (das Urteilen) zu *logischen* Objekten! Es gibt keine 'Seinslogik'. Logik ist Theorie eines Aspekts der Reflexion.^[291]

Wenn dem so ist, dann steht es schlecht um die These Günthers, von der nicht weniger als sein positiver Gegenentwurf abhängt, doch müssen dieser Kritik zwei Argumente gegenübergestellt werden. Erstens ist die von Peter Ruben skizzierte *konstruktive Logik* zu der Zeit, als Günther seine Bedenken in den *Grundzügen* formuliert, noch in weiter Ferne. Konstruktive Ansätze der Logik, eingedenk der oben erinnerten Berührungsängste zwischen Logik und Logistik, konstruktive Ansätze der Logik/Logistik also zeichnen sich im ersten Drittel des Jahrhunderts zunächst in den metamathematischen Formalismen Hilberts ab, die

²⁸⁹ Sigwart: *Logik*. S. 1. Gegen den normativen Charakter einer Kunstlehre wendet sich Störing: *Logik*. S. 1f, hält aber an der Logik als "Methode des richtigen Denkens" (ebd.) fest, und gerade vom Begriff des Denkens aus formuliert der über den Verdacht des Psychologismus erhabene Husserl-Schüler Pfänder die Logik als eine "systematische Gedankenlehre" für jene "Gedankengebilde [...], die, obgleich vom menschlichen Denken produziert, dennoch ein Eigensein und eine eigenwillige Gesetzmäßigkeit zeigen" und so jenseits von Erkenntnistheorie und Psychologie "die objektiven Bedingungen der Möglichkeit einer Wissenschaft von ihnen erfüllen." Pfänder: *Logik*. S. 18.

²⁹⁰ Jacoby: *Allgemeine Ontologie der Wirklichkeit*. S. 408.

²⁹¹ Ruben: *Buchbesprechung: 'G.G.: Grundzüge. 2 Auflg.'*, Sp. 411. Hervhbg. orig.

zwar die von Ruben angesprochene metatheoretische Ebenendifferenz einfangen, die jedoch, in radikaler A-Semantik verschlossen, dem logischen Urteilen als *aktueller Tat* keinen Raum der Darstellung gewähren. Ebenso zielt der Konstruktivitätsgedanke im Intuitionismus Brouwers – wenn auch für manche *der* eigentliche Zentralgedanke²⁹² – nicht auf die Metareflexion einer gesichert geglaubten (klassischen) Logik, sondern auf den von jedem Metaphysikverdacht befreiten Bereich *via* Konstruktion als existent erwiesener mathematischer Objekte. Erst eine operative Logik, wie sie Lorenzen in der Verbindung beider Stränge anstrebt, und wie sie später in seiner Dialog-Logik noch deutlichere Kontur annimmt, könnte dienlich sein, in der geforderten Weise auf das Urteilen selbst zu reflektieren, doch bewegen wir uns im Jahr 1933, also 22 Jahre vor Lorenzen.

Dennoch, mit einigem Recht ließe sich darauf erwidern, daß Ruben einerseits die zweite und zwar *unveränderte* Auflage der *Grundzüge* rezensiert, somit Zeit genug zur Revision gewesen wäre, und zweitens, daß Günther auch in *Idee und Grundriß* konsequent an seiner These festhält,²⁹³ also auch drei Jahre nachdem Lorenzen seine operative Logik vorstellt den Vorwurf nicht relativiert. Wenn wir Günther nun nicht vorschnell eine konzeptionelle Verbohrtheit oder begrenzte theoretische Wahrnehmung unterstellen wollen, dann liegt die Vermutung nahe, daß er sich aus systematischen Gründen weder von dem bei Ruben erhobenen Einwand, noch von den operativ-konstruktiven Ansätzen Lorenzens wesentlich berührt fühlt.

Eine Koalition besteht aus zwei Partnern

Was aber verbirgt sich dann hinter dem pertinenten Vorwurf gegen die Logik als eine Seins-Logik? Der Gedanke an eine naive Ontologisierung der Logik scheidet von allem Anfang an aus, denn "die Frage darf nicht gestellt werden: Besitzt ein gedachter Gegenstand Wirklichkeit oder nicht? So bleibt sie logisch ohne angebbaren Sinn." (GZ 194f) Logik des Seins meint damit nicht eine (Epistemo)Logik in vorkantischer Indifferenz, die dem Denken das transzendente Sein als unhinterfragtes, allein von einem *deus malignus* verunmöglichtes Objekt präsupponiert. In die von Günther angegriffene Logik ist nicht nur die Kantische Erkenntnis- und Psychologismuskritik schon miteinbezogen, Logik ist vielmehr auch für Günther – denn es wäre immerhin möglich, ihm einen Quichotischen Kampf gegen überwundene oder nie bezogene Positionen der Logik zu unterschieben – die formale Lehre vom Urteil, Begriff und Schluß; auch die von ihm monierte Logik abstrahiert "von allem Inhalt der Erkenntnis, d. i. von aller Beziehung derselben auf das Objekt, und betrachtet nur die logische Form im Verhältnisse der Erkenntnis auf einander, d. i. die Form des Denkens überhaupt."²⁹⁴

Wenn Günther aber trotz dieser mit Kant instituierten Absage an Psychologismus und Ontologisierung den Vorwurf aufrecht erhält, nach dem das Thema der Logik das Sein sei, sie mithin "zur reinen Seinslogik und zwar des toten, leblosen Seins" (GZ 63) werde, dann muß das Sein als exklusiver Gegenstand der Logik seinen Eingang auf andere Art finden,

²⁹² "Intuitionismus ist eine Schule des Konstruktivismus". Quine: *Philosophie der Logik*. S. 100.

²⁹³ ...und sich vom gleichen Kritiker die gleiche Kritik einhandelt, daß "er das Logische nicht sorgfältig vom Ontologischen trennt, daher irrtümlicherweise glaubt, die Aristotelische Logik sei eine 'Seinslogik', also eine 'Logik der Objekte' und keine der Subjekte, während sie in der Tat doch weder eine Theorie der einen noch der anderen ist, sondern eine Lehre vom folgerichtigen Urteilen bzw. der folgerichtigen Ordnung der Urteile eines Sprachsystems." Ruben: *Buchbesprechung*. 'G.G.: *Idee und Grundriß*. 2. Auflg.'. Sp. 710.

²⁹⁴ Kant: *Kritik der reinen Vernunft*. A 55, B 79.

als über die im Vorhinein abgelehnte ontologisierende bzw. psychologisierende Beziehung des Bewußtseins zum transzendenten Ding. Die Frage des Ursprungs des Dinges für das Bewußtsein, seine Konstitution als Gegenstand eines dann auch logisch agierenden Bewußtseins verbleibt als solche prä-logisch, ist Erkenntnistheorie oder Metaphysik, d.h. die Frage "muß vielmehr lauten: Kann der betreffende Denkgegenstand als wirklicher gedeutet werden oder nicht? Nur der Sinn *dieser* Fragestellung ist vom logischen Standpunkt aus definierbar." (GZ 195. Hervhbg. orig.)

Eine solche *Deutbarkeit* des Denkgegenstandes als wirklicher oder nicht erinnert aber an die Stegmüllersche Bestimmung der Semantik und erinnert fatal daran, wenn Stegmüller (s.o.) solche Interpretation als erkenntnistheoretische Funktion der Semantik gerade bestreitet: Die *Bedeutungstheorie* trifft keinerlei Aussagen über mögliche realistische, idealistische, positivistische Deutungen der von ihr definierten Begriffe! Logische Semantik ist erkenntnistheoretisch indifferent, und obgleich die zu möglichen Verwechselungen Anlaß bietende Semantik zur Zeit der *Grundzüge* noch nicht erfunden ist, scheint sich über die angesprochene *Deutbarkeit* in den Logik-Begriff Günthers doch wieder eine erkenntnistheoretische, ontologisierende Komponente einzumischen. Zumindest wird von hier aus die Kritik Rubens nachvollziehbar, denn Sätze wie: "Das Verhältnis, das das Denken der Gegenständlichkeit gegenüber einnimmt, ist ein hermeneutisches. [...] Denkoobjektivität überhaupt ist nichts weiter als mögliches Material einer logischen Hermeneutik." (GZ 194), könnten – in Ermangelung des Semantikbegriffes – eine logische Hermeneutik als Projekt der angestrebten Reunion von Philosophie und Logik/Logistik in der von Stegmüller negierten erkenntnistheoretischen Dimension erscheinen lassen.²⁹⁵

Möglich wäre es, mehr noch, für das ausschließlich im Dualismus der Alternation lavierende klassische Denken muß solches sogar notwendig sein, verfügt die Bipolarität seines Entscheidungsspektrums gerade nicht über die Möglichkeit, jenseits der sich ausschließenden und das Gesamt seines Denkbaren umfassenden Kategorien von Objektivität und Subjektivität eine weitere, wie auch immer geartete Stufung anzunehmen. Gerade dieser aber ist die logische Hermeneutik auf der Spur, wenn sie die Objektivität (und *vice versa* Subjektivität) nicht als letzte, homogene Kategorie akzeptiert, und setzt sie voraus, wenn sie die Abgrenzung gegen die klassische Logik vollzieht, deren Thema so als das "der echten Objektivität am Denkgegenstand" identifiziert werden kann. (GZ 192) Weil also das klassische Denken in einer Weise überwunden werden soll, die von ihm selbst nicht mehr eingefangen werden kann, führt die Rede von der Logik als Logik des Seins zu Mißverständnissen, und wir tun gut dran, Günther ernst zu nehmen, wenn er sich gegen den vom klassischen Standpunkt zwangsläufig zu erwartenden Vorwurf eindringlich dahingehend wehrt, daß seine Interpretation der klassischen Logik im Sinn einer

²⁹⁵ Obgleich der hermeneutische Charakter logischer Sätze im Sinn Günthers noch nicht bestimmt ist, können wir ihn bereits abgrenzen gegen die *Hermeneutische Logik* Lipps', die den Titel *Logik* allein im Rekurs auf den Logos-Begriff Heideggers zu führen erhofft, wird hier einer formalen Theorie des Schließens etc. explizit die Absage erteilt. "Statt einer Morphologie des Urteils hat die Logik eine Typik der Rede zu entwickeln." Die Rede der Sprache aber zielt auf "das darin hinterlegte Verhältnis zu den Dingen", und so wird in der Apophasis "etwas von ihm selbst her begründend bestimmt", dem wiederum nachzuspüren dann Thema "einer Logik, die Typik des *legen* sein will", ist. (Lipps: *Untersuchungen zu einer hermeneutischen Logik*. S. 134, 82, 125, 135) Damit vertritt Lipps die existenziale Richtung der hermeneutischen Logik, die sich darüber hinaus an die kaum virulenten Namen Josef König und Georg Misch knüpft. Letztere stehen für Bollnow ganz in der Tradition der Lebensphilosophie, unterziehen die Logik einer *anthropologischen Reduktion* um auch auf diesem Gebiet "mit der Rückbeziehung der fertigen Gebilde auf ihren Ursprung im Leben [...], die Dinge in einer tieferen Weise neu in Fluß zu bringen." Bollnow: *Zum Begriff der Hermeneutischen Logik*. S. 102.

ausschließlichen Thematisierung des Denkgegenstandes als Sein "nichts zu tun [hat] mit der Frage, ob der betreffende Gegenstand wirklich ein denkunabhängiges Sein besitzt, ob er wirklich ein absolut Anderes gegenüber dem Denken ist." (GZ 193) Diese Fragen werden von Günther als nicht-logische Fragen ausdrücklich nicht verhandelt, und nur für den, der diese explizite Abgrenzung Günthers gegen die Erkenntnistheorie und Ontologie ausblendet, kann das Unternehmen Günthers von den Voraussetzungen abhängen,

daß die traditionelle, formale Logik auf der Spaltung zwischen erkennendem Subjekt und erkennbaren Objekt oder Seiendem beruht. Diese Behauptung dürfte sich schwerlich erweisen lassen, da die formale Logik überhaupt nicht von der Erkenntnis von Objekten oder Seiendem handelt. Ebenso ließe sich von daher ein Zusammenhang mit der Zweiwertigkeit nur dann herstellen, wenn man die rein logische Wahrheit oder logische Gültigkeit mit der Erkenntniswahrheit identifiziert.^[296]

Warum also, und dies ist angesichts der deutlichen Abgrenzung Günthers gegen Erkenntnistheorie und Ontologie eine aufschlußreiche Frage, warum also hält die Kritik trotz allem an ihrem Vorwurf fest, Günther bringe "ausgehend vom ontologischen Ansatz einer an Hegel orientierten Überwindung der Subjekt-Objekt-Spaltung, kaum zutreffende Einwände gegen die formale-Logik vor"?^[297] Aufschlußreich ist diese Frage, wenn ihre Beantwortung sich vor dem Hintergrund der eingeübten systematisch-hermeneutischen Sicht auf Hegels *Logik* ergibt, und wir damit allererst ihre *differentia specifica* zur Methode Günthers als deren nähere Bestimmung gewinnen. So scheint die Kritik an Günther sich noch vollständig im Bannkreis Hegels selbst zu bewegen, d.h. sie findet sich wieder inmitten der schwer zu bewältigen Spannung von *Logik und Realphilosophie*, und stellt an Hegel die berechnete Frage,

ob der reine Gedanke sich nicht sträflich übernimmt, wenn er unter Ausschaltung dieser Wissensquelle [der transzendenten Faktizität], also nur aus sich selbst heraus, den Grundriß der gesamten Weltwirklichkeit entwerfen zu können vertraut. Gerade dies aber ist es, was Hegels Logik sich vorsetzt.^[298]

Wohl gemerkt, es ist Hegels Anspruch!, den Theodor Litt in dieser Reinheit *als Logik* dann für gescheitert erklärt und eine *Vermengung von Logik und Realphilosophie* konstatiert, die die Grenzen der reinen Logik sprengt. Hegels *Logik* ist demnach entstanden aus der "Vereinigung und Durchdringung solcher Gedankengänge, die den Anspruch 'rein' logisch zu sein erfüllen, und solcher Überlegungen, die nur im Blick auf die konkrete Wirklichkeit angestellt werden konnten."^[299] In dieser speziellen Gemengelage erblickt Litt die Erweiterung der Hegelschen *Logik* über den Kanon des Aristotelischen Formal-Apparates hinaus, eine Erweiterung, die dann nicht mehr *formal* ist, sondern in ihrer realphilosophischen Durchdringung die "These von der Inhaltsbezogenheit der Logik zu der Behauptung fortbildet, es sei der Logik gegeben, den fraglichen Inhalt durch dialektisch fortschreitende Entwicklung ihrer selbst zu erzeugen."^[300] Über eine solche erkenntnistheoretische, ontologische, also inhaltliche Erweiterung aber ist der Stab zu brechen, und Litt tut dies auch, wenn er darin eine illegitime Überfrachtung erkennt, die sich vor der formalen Logik nicht mehr ausweisen läßt.

²⁹⁶ So Düsing: *Das Problem der Subjektivität in Hegels Logik*. S. 29 über Günther.

²⁹⁷ A. a. O., S. 224.

²⁹⁸ Litt: *Hegel*. S. 243f.

²⁹⁹ A. a. O., S. 251.

³⁰⁰ A. a. O., S. 287. Hervhbg. orig.

Wir hätten diese – selbst nicht unumstrittene – Interpretation nicht erwähnt, wenn sie in ihrer Mechanik nicht genau die Linie der Kritik an Günther widerspiegelte, entlang derer ihm wie gesehen die gleiche Überfrachtung vorgeworfen wird. Der stereotype Vorwurf gegen die *Grundzüge*, und infolgedessen gegen das Gesamt des darauf fußenden Œvres, findet seinen Ausgang einerseits in der auf der falschen, nämlich der spekulativen Ebene nicht vollzogene Unterscheidung zwischen Günther und Hegel, und andererseits und infolgedessen im offensichtlichen Absehen von der spezifischen Wendung, die Günther der durchaus konstatierten Vermengung von Logik und Realphilosophie verleiht. Hier ist es Günthers strukturelle Lektüre, die ihn in den Stand versetzt gerade das zu tun, was für Litt unmöglich scheint, wenn dieser den Begriffen der *Philosophie des Geistes* ("An-sich", "Für-sich", "Setzen", "Voraussetzen", "Reflexion") keine *rein logische* Bedeutung abgewinnen kann. So liest sich das Unmögliche dessentwegen Litt sich von der *Logik* im Sinn einer rein formalen Logik distanziert, als unfreiwillige Beschreibung des Günther'schen Herangehens, mit dem dieser unbeirrt daran festhält die rein logische Funktion der spekulativen Logik aufzuschlüsseln. Günther also läßt sich nicht davon schrecken,

daß jene Termini, deren Sinn sich uns ohne weiteres erhellt, wenn wir nach ihrer Weisung das Gefüge des seiner selbst bewußten Geistes bloßlegen, auf einmal dunkel und rätselhaft werden, sobald sie als Bindeglied rein logischer Strukturen ihren Dienst tun sollen. Wie gequält muten uns die Auslegekünste an, die immer dann ins Spiel gesetzt werden, wenn es gilt, die genannten Begriffe auf ihren rein logischen Sinn zu reduzieren! Wenn wir in der 'Philosophie des Geistes' huren, daß das Subjekt in seinen Werdegang den Weg vom 'An-sich' über das 'Für-sich' zum 'An-und-für-sich' zurücklegt [...], so haben wir keine Mühe uns den Sinn dieser gedanklichen Wendungen an den uns geläufigen inneren Erfahrungen zu verdeutlichen. Aber wenn die Logik uns überzeugen will, daß das 'Wesen' insofern über das 'Sein' hinausgehe, als es 'Reflexion in ihm selbst' sei [...], dann will es uns nicht gelingen, diese angeblich rein logischen Bestimmungen mit einem überzeugenden Sinn zu erfüllen, solange wir es uns verbieten, an das zu denken, was die gleichen Termini in der Selbsterhellung des bewußten Geistes bedeuten. Lassen wir uns aber von dort her belehren, dann ist es um die 'Reinheit' der logischen Entwicklung geschehen.^[301]

Hier ist das Ziel der *Grundzüge* in aller wünschenswerten Klarheit formuliert, *via negationis* zwar, doch wir können es ins Positive wenden und erkennen, warum die *radikale Einseitigkeit* der Beschränkung (Günthers) auf das Logische als solches *gequält* wirken mag, insofern sie auf dem Boden einer bis dahin allein gegebenen klassischen formalen Logik, ohne eine (inhaltliche) Belehrung aus der *Phänomenologie*, eine nicht-spekulative, rein formale Interpretation, oder eigentlich *Applikation* der Struktur der spekulativen Logik für die klassische formale Logik sucht. Eine Applikation, die dann innerhalb der Grenzen klassischen Denken zwangsläufig nicht mehr konsistent möglich ist.

Diese doppelte Bewegung zu erkennen, heißt dann einen echt Hegelschen Gestus zu erkennen, wenn die Idee der neuen Logik Günthers als das vorgängige und den Gang strukturierende Ziel sich allererst in diesem Durchgang durch Hegel konstituiert, um in der Rückkehrbewegung die *Logik* Hegels, soweit sie konsistente formale Logik sein will, als notwendig von dieser Idee schon durchdrungen zu erweisen. Entsprechend bedeutet eine Lektüre Günthers die sich des Vorwurfs der Ontologisierung und Epistemologisierung zunächst enthält, eine zweifache Preisgabe, setzt sie einerseits die Offenheit dafür voraus, daß mit der überkommenen formalen Logik in der gegebenen Form nicht das letzte Wort gesprochen ist, und fordert sie andererseits zu einer gänzlich unexegetischen,

³⁰¹ A. a. O., S. 249.

a-hermeneutischen und unhistorischen Lesart Hegels, insofern für dessen *Logik* die gleichen Prämissen der Ontologiefreiheit etc. reserviert werden müssen. Dann erst zeigt sich die Verbindung des Text-Komplexes Günther/Hegel als eine Konnektivität, die, in dem Moment, in dem sie den einen (Hegel) aus der wohlfeilen Situierung als maximal-idealistische Metaphysik, als realphilosophische Spekulation oder als eine der vielfältigen Spielarten der "Hegelei" befreit, den anderen (Günther) im Zuge der von ihm vollführten "Abbildung" des spekulativen Gerüsts der *Logik* auf die Matrix des rein Logischen, dem Ruche nicht reflektierter ontologischer Voraussetzung, bzw. einer latenten Erkenntnislogik enthebt. So sollte die Kritik an Günther nicht dem Kurzschluß aufsitzen, die ontologisierende, realphilosophische Vermischung unreflektiert von Hegel auf Günther zu transponieren; die schlichte Wahrnehmung seiner expliziten Abgrenzung und ein Mindestmaß an Vertrauensvorschuß, darin nicht bloßes Lippenbekenntnis zu sehen, könnte vor solchen "Kategorienfehlern" bewahren, deren Konsequenzen für die Rezeption der *Grundzüge* durchaus fatal sind. Die Mißachtung dieser Abgrenzung obstruiert von vornherein die Möglichkeit, von einer dann vermeintlich unterstellten Onto-Logik aus, die gesamte Revision Günthers am *Formbegriff* der klassischen Logik einfangen zu können.

Strategien der Kritik

Das aber ist sein Ausgangs- und Zielpunkt: Die Form der traditionellen Logik als begrenzte zu erweisen, was schwerlich vorstellbar ist, wenn zu diesem Zweck das Sein als *realistischer* Inhalt der Logik kritisiert würde. Dies wäre nicht nur der sicherste Weg, sich aus jedem kreditwürdigen Diskurs der Logik zu katapultieren, auf solche Weise verbliebe die angestrebte Erweiterung des Formbegriffes als fragwürdige Substitution des Inhalts auch zwangsläufig innerhalb der autochthonen Form-Inhalt-Dichotomie. Die aber gilt im zweiwertigen Denken absolut und der Ausbruch aus der traditionellen Logik, die sich unter Abstraktion jeglichen Inhalts als Reflexion auf die Form-Seite definiert, kann also nur Erfolg versprechen, wenn diese Form selbst Gegenstand der Kritik wird. Dann erst, unter der Bedingung, daß dem überkommenen Formbegriff einer neuer Begriff der Form gegenübergestellt wird, wird sich die Frage des korrespondierenden Inhalts neu bedenken lassen, denn soll die neue Form nicht leere Form sein, so steht zu erwarten, daß mit ihr ein von der bisherigen Logik nicht abgebildetes Thema in Erscheinung tritt. Allerdings ist diese Sukzession nur eine methodische, das Verhältnis ist vielmehr ein wechselseitiges, da umgekehrt das neue Thema, das sich nicht mehr mit dem Sein erschöpfen soll, sich als Inhalt nicht ohne den antizipierten Formbegriff in eine konsistente Logik überführen läßt. Anders gewendet, Form und Inhalt werden auch von der Neubestimmung des logischen Formbegriffs nicht auseinander dividiert, die Transformation der einen Seite bedeutet immer auch die der anderen, und umgekehrt.

Notwendig vollzieht sich die Entgrenzung als wechselseitige, wenn Günther im Schulteranschlag mit Hegel die reine, formale und abstrakte Logik gerade an der Stelle angreift, wo sie selbst am allerwenigsten Probleme wähnt, i.e. ihr Anspruch, mit den Sätzen der Identität, des Widerspruchs und des ausgeschlossenen Dritten den seit Aristoteles unwidersprochene Rahmen allen Denkens zu beschreiben. Eben weil es sich bei den drei Sätzen um abstrakte, formale Axiome des reinen Denkens handelt, kann die klassische Trinitarik als konstitutionelle Form des Gesamt des Denkmöglichen auftreten, in die sich grundsätzlich alles, was konsistent gedacht werden soll, fügen muß. Alles, was ist, ist so wie es ist, denn es ist nicht möglich, daß *eines und dasselbe einem und demselben in einer und derselben Beziehung zugleich zukomme und nicht zukomme*; einst, jetzt und immerdar. Mißt sich an dieser Grundlegung die Grenze abendländischer Rationalität, so darf der hohe

Sinn Hegels nicht überschätzt werden, mit dem er diese Grenze in Frage stellt—und Günther folgt Hegel bereitwillig in dem Zweifel daran, daß

die durch die traditionelle Logik erzeugten Begriffe die ausschließlichen Mittel des Denkens seien und daß es Denken außerhalb des durch die klassischen Axiome definierten logischen Strukturbereiches schlechterdings nicht geben könne. [GZ 109]

Eben hier kündigt sich die Urlöslichkeit von Form und Inhalt in der Kritik am Formbegriff der klassischen Logik an, wenn die Ablehnung der These, daß "die Idee der von Aristoteles konzipierten Logik [...] die Idee des Denkens überhaupt" ist (GZ 41), über jene neu zu konzipierende Form der Logik, die jenseits der Axiomatik zu vermuten ist, eine logische Struktur generiert und thematisiert, vor der "die traditionellen Axiome bei dieser Aufgabe völlig versagen". (GZ 38) Die klassische Logik gewinnt den maximalen Allgemeinheitsgrad ihrer formalen Abstraktion gerade, indem sie sich nicht als *angewandte Logik* an das Konkrete bindet, sondern als reine Logik das All des Denkbaren und zwar der Form nach thematisiert – "der Inhalt mag sein welcher er wolle."³⁰² Wird das aber bestritten, d.h. wird in Abrede gestellt, daß diese Form bereits hinreicht, das All des Denkbaren einzufangen, so geht mit der Negation dieser rein formalen Universalität eben auch die thematische Indifferenz verloren, insofern der Nachweis des begrenzten formalen Fassungsvermögens unmittelbar zur Grenze der ehemals universalen Extension des Logischen wird: Wenn die klassische Form nicht mehr als allgemeinste Form des Denkens schlechthin gesehen wird, dann führt allein die Kritik am Formbegriff zwangsläufig dahin, neben der vormals nicht hintergehbaren Extension dieser Form des Denkens nun einen weiteren thematischen Bereich zu stipulieren.

Wird also erneut die Frage gestellt, inwieweit die klassische Logik eine Logik des Seins ist, dann kann Günther in einer ersten Argumentationsrichtung mit Hegel antworten; auch für Hegel behandeln ja die Sätze der Logik ausschließlich das Sein, denn in ihnen erscheint

das [Satz]Subject als ein Gegenstand, der auch wäre, wenn er dieses Prädicat nicht hätte; das Prädicat als eine allgemeine Bestimmung, die auch wäre, wenn sie diesem Subjecte nicht zukäme. Mit dem Urtheil ist hernach die Reflexion verbunden, ob dieses oder jenes Prädicat, das im *Kopfe* ist, dem Gegenstande, der *draussen* für sich ist, beygelegt werden könne und solle; das Urtheilen selbst besteht darin, daß erst durch dasselbe ein Prädicat mit dem Subjecte *verbunden* wird, so daß, wenn diese Verbindung nicht Statt fände, Subject und Prädicat, jedes für sich doch bliebe, was es ist, jenes ein existirender Gegenstand, dieses eine Vorstellung im Kopfe?³⁰³

Wer hier den Einspruch erhebt, Hegel argumentiere auf einer lange bereits überwundenen Basis der Wahrheit als *adaequatio rei et intellectus*, der höre wie die Überwindung der Adäquationstheorie in der Logik ihren Ausgang aus der Ontologisierung formuliert. Nunmehr vertritt

das zwischen dem begrifflichen und beurteilten Sachverhalte bestehende Identitätsverhältnis [...] bei dem Wahrheitsansprüche des Urteils das Identitätsverhältnis zwischen intellectus und res. Der intellectus ist die Begriffsbedeutung ohne Ansichbestand, die res die Begriffsbedeutung mit Ansichbestand. In der Behauptung einer sachlichen Identität beider beruht der Anspruch des Urteils auf Wahrheit. Denn, was bei diesem Anspruche hinzukommt, ist nicht ein neuer Inhalt, sondern die Erklärung, daß identisch derselbe Inhalt abgesehen davon, daß er von uns gemeint wird, auch an sich bestehe. [...] Das aber heißt: die Urteilsform der Kopula identifiziert den

³⁰² Kant: *Kritik der reinen Vernunft*. A 53, B 77.

³⁰³ Hegel: *Wissenschaft der Logik*. 2. Bd. *Die subjektive Logik*. S. 55. Hervhbg. orig.

Bedeutungsgehalt des in ein Urteil umgewandelten Begriffes mit dem Ansichbestande des von diesem Begriff gemeinten und nunmehr beurteilten Sachverhaltes selbst.^[304]

An dieser Stelle könnte nun erneut die strittige Diskussion losbrechen, inwieweit die Logik und dann auch, als Semantik, die symbolische Logik tatsächlich auf Realität referiert oder nicht.^[305] Wie oben gesehen besteht hierüber keine Einigkeit, und solange dieser Punkt im logisch-logistischen Lager selbst umstritten ist, gebietet es die Taktik, den Angriffspunkt einer Fundamentalkritik nicht gerade am Ort des Pro- und Contra anzusiedeln. Das heißt die Hegel-Günthersche Argumentation gewinnt einen festeren Stand, wenn sie die Beschränkung der Logik als eine Logik des Objekts bereits an ihrem Formbegriff selbst erkennen lassen kann; der Aufweis ihrer Partikularität also wird nicht den Fehler begehen dürfen, die Logik in ihrer referenz- bzw. bedeutungstheoretischen Komponente, i.e. an ihrem Gehalt zu fassen suchen, sondern muß das Niveau der rein formalen Abstraktion bereits in den Ansatz der Kritik integriert haben: Es muß die Form selbst des logischen Denkens untersucht und als ausschließliche *Form für Objektivität* dechiffriert werden, ganz gleichgültig und unter ausdrücklichem Absehen welcher postumen Interpretation – realistisch, idealistisch, positivistisch – dieser Gehalt fähig ist.

Dann nämlich zeigt sich nicht nur, daß die Form der klassischen Logik ein gänzlich undialektisches Eigenleben führt, daß sie allein – *der Inhalt mag sein welcher er wolle* – auf Kohärenz hin thematisiert wird. Es zeigt sich an der Form dann auch, daß sie in dieser strikten Trennung nur (denk)möglich ist, einerseits aufgrund der metaphysischen Prämisse, Stoff und Form distinkt denken zu wollen, und andererseits aufgrund der Entscheidung, diese Prämisse zur Basis einer Logik zu erklären, die so das formale Rüstzeug bereitet, um eben diese, sie voraussetzende Prämisse zu legitimieren. Anders gewendet ist die formale Logik, auch wenn sie selbst es nicht reflektiert, bereits massiv von metaphysischen Grundentscheiden durchzogen, ist erst das Produkt einer konkreten Ontologie, und von hier aus betrachtet unterminiert sich der Vorwurf der Ontologisierung, der gegen Günther erhoben wird, auf subversive Weise, wenn er sich als die Illusion entlarvt, daß Logik überhaupt im metaphysik- und ontologiefreien Raum möglich sei. Daß diese, die Logik

³⁰⁴ Jacoby: *Allgemeine Ontologie der Wirklichkeit*. S. 564f. Deutlicher dann bei Freytag-Löringhoff: "Jedes Urteil [...] bezieht sich auf ein besonderes Sein und behauptet es für seinen Inhalt. Zugleich behauptet es, selbst *wahr* zu sein. Sein Wahrheitsanspruch [...] ist selbstverständlich, weil er mit der ontologischen Funktion der Copula identisch und somit als Charakteristikum des Urteils von ihm untrennbar ist. Es gibt kein Urteil, das keinen Wahrheitsanspruch stellt. Das folgt aus dem Begriff der Wahrheit."—"Nicht nur dieser Sachverhalt, sondern beide Beziehungsglieder sind aber Sachverhalte. Denn auch der Inhalt der Urteilsmeinung wird als vom gemeintwerden unabhängig, als an sich seiend gemeint. Er ist ein fiktiv seiender Sachverhalt." (Freytag-Löringhoff: *Logik*. S. 85f, 86) Schingnitz spricht von der *vollinhaltlichen Grundsituation der Logik*. "Wenn die Erlebnisweisen der Reflexion und die Einstellungen, in welche jene eingehen, samt der zugehörigen Gegenständlichkeit als typisch klares und deutliches, distanziertes und distanzierendes Erleben zur Gegebenheit kommen, so ist das Denken ein reflexives oder reflektierendes, d.h. ein ausdrückliches Denken an etwas." Schingnitz: *Prolegomena zu einer Logik*. S. 87.

³⁰⁵ Es geht also um die Frage, wie mit jenem Phänomen umgegangen wird, das W. Becker sehr schön als die *Dimensionsdifferenz* der Logik formuliert. Danach ist "die Rede von logischen Bestimmungen überhaupt nur sinnvoll, wenn eine von der Sphäre dieser Bestimmungen differente Dimension existiert, die gleichsam—als das Aposteriori der Logik—den Anwendungsbereich der logischen Aprioritäten darstellt. Diese Dimensionsdifferenz von logischem Apriori und dessen Aposteriori gilt dabei als die der Logik selbst äußerliche Voraussetzung und Bedingung der Logik: das Verhältnis, in welchem die logischen Gesetzmäßigkeiten zur Sphäre der in den einzelnen Urteilen gemeinten Sachverhalte und der den Begriffen zu subsumierenden existierenden Seienden stehen, führt nicht mehr auf Fragen der Logik, sondern auf solche der Metaphysik und der Erkenntnistheorie." W. Becker: *Hegels Begriff der Dialektik*. S. 14.

fundierende Metaphysik ihre unhintertreiblichen Gründe im Sein, in der Positivität und Präsenz findet, wird später unter der Sigle des Logozentrismus als eine indirekte Frucht Hegels in die Seminare zurückfinden, doch ist das Schlagwort an dieser Stelle weder geprägt, noch würde sich der Logiker in der Sicherheit seiner Urteilslehre davon getroffen fühlen wollen. So muß die Kritik, mit der Günther seine eigene Dekonstruktion des Logozentrismus grundlegt, also die Kritik am Formbegriff, ihre Argumente anders suchen, und findet sie direkt in Hegel, dessen Reflexionslogik sich bemüht, die strukturellen Voraussetzungen des Denkens aus der Aristotelischen Hegemonie zu befreien. Hier dann erklärt sich die Unbefangenheit, mit der Günther sich in den spekulativen Systemen auf die Suche nach der neuen Form für die Logik begibt, tut er doch nichts anderes, als klassische Logik es je schon getan hat, wenn sie sich als Abstraktion nur in Abhängigkeit der ihr vorausliegenden/ihr aufsitzenden Metaphysik und Ontologie formalisiert.

Der Angriff auf die Form

Doch sollte die Kritik am Formbegriff der Logik ihren klassischen Widersachern nicht ungezwungen in solchen logisch-metaphysischen "Überbau-Diskussionen" eine Angriffsfläche anbieten, kann sie wesentlich konkreter ihre Überzeugungskraft aus einer unmittelbar in der "logischen Basis" verankerten Argumentation gewinnen. An dieser Basis nämlich arbeitet die Logik, die sich beharrlich dagegen sträubt, eine Logik des Seins zu sein, unausgesetzt mit den Kategorien der Objektivität, auch wenn sie alle Mühe darauf verwendet, als bloße *Sachverhaltsbeziehung* diesen Bezug, um mit Wittgenstein zu sprechen, am logischen Ort fiktiv seiender Sachverhalte zu halten. Entlarvend aber ist, daß der vorgestellte, gedachte, fingierte oder wie auch immer vom Sein zu trennende Sachverhalt am logischen Ort nie anders beschrieben wird, als in den Bestimmungen des objektiven Seins. Hören wir einen Moment, wie die Logik etwa den Bedeutungsgehalt der Synkategorematika definiert.

Solange nun der Blick ausschließlich von den Gegenstandsbegriffen befangen ist, solange man daher das Wesen des Begriffs überhaupt darin sah, daß er einen Gegenstand meint, mußte man der Meinung verfallen, daß derartige Wörter, wie 'und', 'nämlich' und 'zwar' für sich genommen gar *keine Begriffe* ausdrücken, da sie ja nichts Gegenständliches meinen. Man nannte derartige Wörter daher 'Flickwörter' oder 'Synkategorematika', d.h. Wörter, die nur mit einem anderen Wort zusammen etwas meinen. [...] Wenn wir nun zunächst auf die Bedeutung des Wörtchens 'und' in der Verbindung 'Gold und Schwefel' achten, so erkennen wir, daß sie darin besteht, das Gold mit dem Schwefel zu verbinden. Und zwar *nicht die Wörter* und auch *nicht die Begriffe* 'Gold' und 'Schwefel' werden durch die logische Funktion des 'und' *verbunden*, sondern die gemeinten *Gegenstände*. Die Verbindung, die so zwischen den Gegenständen hergestellt wird, ist natürlich *keine sachliche Verbindung* und auch nicht als solche gemeint, sondern eine rein *gedankliche Verbindung*. Das 'und' knüpft also nur einen rein gedanklichen Faden, es schlägt eine rein gedankliche Brücke zwischen denjenigen beiden Gegenständen, die durch die Gegenstandsbegriffe gemeint sind.^[306]

Diese Gegenstände, *die durch die Gegenstandsbegriffe gemeint sind* nun schlicht mit der transzendenten Realität zu identifizieren, wäre nicht nur eine vereinfachende Unterstellung gegen die Logik, es entspräche darüber hinaus auch nicht dem Ansatz der Güntherschen Kritik. Gleichwohl ist die Fixierung auf das Gegenständliche, die an dieser Stelle als negative Definition für die Synkategorematika herhält, nicht eine heuristische Hilfestellung,

³⁰⁶ Pfänder: *Logik*. S. 158f. Hervhbg. orig.

sondern entspricht der grundsätzlichen Bestimmung des logischen Urteils. Denn "[d]as Urteil bezieht sich notwendig auf Gegenstände."³⁰⁷ heißt es eindeutig, um dann weiterzugehen, "Jedes Urteil macht Anspruch auf Wahrheit. Es ist nicht erst ein Urteil und macht dann außerdem noch den Anspruch auf Wahrheit. Sondern ohne solchen Anspruch ist es überhaupt kein Urteil."³⁰⁸ Wahrheit aber, die nicht mehr adäquationstheoretisch gedacht wird, muß den alten, illegitimen und erkenntnistheoretisch aufgeladenen Brückenschlag zwischen *rei* und *intellectus* nun sachverhaltsgerecht transformieren.

Ein Urteil ist wahr, z.B. das Urteil 'Schwefel ist gelb' ist wahr, das heißt wirklich nichts anderes als, das Urteil trifft in seiner behauptenden Hinzusetzung des 'gelb' zu dem Subjektsgegenstand 'Schwefel' zusammen mit dem Verhalten des Schwefels selbst, der, indem er gelb ist, sich wirklich so verhält, wie das Urteil von ihm behauptet. Wir können also das Wort 'Übereinstimmung' [zw. *intellectus et rei*] in diesem Sinne nehmen und dann kürzer sagen, die Wahrheit eines Urteils ist die Übereinstimmung des Urteils mit dem bestehen Sachverhalt. [...] Der Begriff der Wahrheit setzt voraus, daß es Gegenstände gibt, die unabhängig von den auf sie bezogenen Urteilen sich in bestimmter Weise verhalten, und durch ihr so selbständiges Verhalten für die auf sie bezogenen Urteile den absolut entscheidenden Maßstab bilden.³⁰⁹

Auch der gutmütigste Interpret wird von solch mißverständlicher Formulierung nicht nur an das Diktum Günthers erinnert, wonach das Ding an sich die Grundvoraussetzung der traditionellen Logik sei, sie somit erst unter der Voraussetzung transzendenter Gegenstände ihren Sinn erhalte (s.o., GZ 50), sondern auch zu der Einsicht gelangen wollen, daß das so beschriebene Urteil kaum noch eine Möglichkeit zur Unterscheidung zwischen *formalem* und *materielem* Urteil bereitstellt.³¹⁰ Dennoch, auch unter der Bedingung einer reinen, durch keine Adäquation getrüben Formalität, und unter bereitwilligem Einbezug der von Freytag-Löringhoff vorgeschlagen Straffung der Logik auf das alleinige Registrieren von Identitätsverhältnissen, schließt sich hier der Sinn des Vorwurfs einer Logik des Seins in die Richtung auf, in der Hegel auch im Urteil über fiktive, gemeinte oder vorgestellte Sachverhalte eine *schiefe Seite* erblickt. "Sie erwecken damit das Seyn wieder, und sprechen die Reflexionsbestimmungen, die Identität u.s.f. von Etwas als eine Qualität aus, die es an ihm habe"³¹¹ Die *Struktur* der Sätze der Logik, also die positiven wie auch negativen Urteile, die dem Selbstverständnis der Logik gemäß über "einen Subjektsbegriff, der den Subjektsgegenstand bestimmt" verfügen, sowie über "einen Prädikatsbegriff, der die Prädikatsbestimmtheit meint, die dann auf den Subjektsbegriff bezogen wird",³¹² entspricht so im Syntagma ausschließlich und allein eben jener Form, die der Rede zur Signifizierung des realen Seins dient. Es ist die gleiche Form der Prädikation, die die vorkritische Beschreibung der Faktizität wie auch das im logischen Raum situierte Sachverhaltsurteil zu wählen hat; das materiale Realurteil und das formale logische Urteil

³⁰⁷ A. a. O., S. 44.

³⁰⁸ A. a. O., S. 78.

³⁰⁹ A. a. O., S. 88.

³¹⁰ So ist wohl G. Schmidt in seiner wenn auch anders motivierten Kritik zustimmen, für den die Adäquationstheorie "im Positivismus eine Auferstehung in Gestalt der Lehre vom Sachverhalt [feiert]. Der Sachverhalt ist ein reales, das schon logisch aufbereitet und geformt ist. Er ist aber auch logisches, das an sich selbst real ist. Was die Wortbedeutung für das Wort ist, das ist der Sachverhalt für den Satz, er ist das in diesem Satz gemeinte. Andererseits ist er die intendierte Realität, das im Satz vermeinte." Schmidt: *Vom Wesen der Aussage*. S. 132.

³¹¹ Hegel: *Wissenschaft der Logik. 1. Bd. Die objektive Logik*. S. 259.

³¹² Pfänder. *Logik*. 5. 84.

unterscheiden sich hinsichtlich der apophantischen Struktur nicht; es ist die Form der Prädikation, in der einem Subjektgegenstand seine Eigenschaft, so oder so zu sein/nicht zu sein, ausgesagt wird; "Sokrates ist ein Mensch; alle Menschen sind sterblich; Sokrates ist sterblich", gibt in seiner Form nicht zu erkennen, ob es sich um einen empirischen oder logischen Satz handelt, woran sich auch dann nichts ändert, wenn Aussagen getroffen werden über inexistente und logisch unmögliche *Objekte* (Pegasus, quadratischer Kreis). Und wenn Freytag-Löringhoff "im Rahmen der reinen Logik, die nur von Identitäten und Diversitäten spricht",^[313] verbleiben will, und zwar "allein aus der Identitäts- und Diversitätsstruktur der vier Urteilsarten, nicht, wie es meist geschieht, aus den Wahrheitsverhältnissen zwischen den Urteilen",^[314] dann erhebt sich die Frage, auf welcher onto-logischen Ebene er die Identitätsverhältnisse markiert, anders gewendet, an welchem logischen Ort das Urteil selbst, das Identitätsverhältnis und die Relationsglieder, die die Identität für das urteilende Subjekt stiften, zu finden sind. Denn offensichtlich, wie der von Ruben ins Spiel gebrachte Aspekt der Konstruktivität zeigt, weiß auch die klassische Logik um eine Differenz in der Signifizierung von Sachverhaltsurteil und Urteil über Sachverhaltverhaltensurteile. Ist das *Urteilen* selbst der logische Gegenstand, so wird für Ruben die Logik bereits konstruktiv, doch stellt sich die Frage, inwieweit das Urteilen *als Urteilen* denn eingefangen werden kann, wenn die Form seiner Thematisierung, also die Form, logischer Gegenstand zu sein, unausweichlich mit jener koinzidiert, die das Denken dem Urteil über Sachverhalte reserviert. Wie läßt sich eine Form für das *objektivierte Urteilen* finden, die die prozessuale Qualität einer subjektiven, *aktuellen Tat* (Ruben) in Differenz zu den objektiven *Produkten* des Urteilens abbildet?

Logik handelt über Sätze!^[315] – ließe sich darauf entgegnen, und Sätze über Sätze bereiten als Metasprache keine Probleme, bietet die Metasprache doch in formalisierter Form über ihren größeren Variablenreichtum, in nicht-formalisierter Form über Indizierungsmöglichkeiten (Freges Anführungszeichen) stets ein Differenzkriterium gegenüber der Objektsprache. Doch auch hier wiederholt sich der Vorwurf, der Satz "Die Schlußfolge 'Sokrates ist ein Mensch; alle Menschen sind sterblich; Sokrates ist sterblich' ist ein richtiger Schluß." hält zwar Objekt- und Metaebene in strikter Trennung, aber das Urteil über den Syllogismus fügt dem nun als Objekt fungierenden Schluß keine neue Formqualität hinzu, die dem *objektivierten Urteilen* (aktuelle Tat als Produkt) eine formale Unterscheidung gegenüber dem *Sachverhaltsurteil* (Produkt) abböte – und darf dies auch nicht, denn die Logik definiert sich als formale Theorie des kohärenten Schließens ausdrücklich in Absehung vom Inhalt! Die stoffliche Seite ist das gegenüber der einen Form beliebig substituierbare Material, dem die absolute Dichotomie von Stoff und Form keine Differenzierung gesonderter Formqualitäten beläßt. Wenn also die Form des Sachverhaltsurteils für diesen Sachverhalt bereits keine Unterscheidung zwischen realer und formaler Aussage bereitstellt, dann ist aufgrund des genuin logischen Anspruchs, allgemeine Form für jeden Inhalt zu sein, schwerlich vorstellbar, wie unter dieser methodologischen Indifferenz des Inhalts der konstruktive Aspekt, also das Urteilen als prozessualer Akt eine gesonderte Form der Signifizierung finden soll. Im Gegenteil, die Identität der Form in Unabhängigkeit vom jeweiligen Objekt, die immer und allein die Form

³¹³ Freytag-Löringhoff: *Logik*. S. 76.

³¹⁴ A. a. O., S. 75.

³¹⁵ "Die Logik hat wie jede Wissenschaft die Aufgabe, der Wahrheit nachzujagen. Was wahr ist, sind gewisse Sätze; und der Wahrheit nachjagen heißt sich bemühen, die wahren Sätze von den anderen, die falsch sind zu sondern" leitet etwa Quine programmatisch seine *Grundzüge der Logik*. S. 17 ein. Vgl. ders.: *Philosophie der Logik*. S. 22f.

des Sachverhaltsurteils ist, nivelliert dann auch in der metasprachlichen Wiederholung des Urteils mehr, als daß sie in konstruktivem Sinn Differenzen produzieren könnte. Auch das *Urteilen* als logischer Gegenstand wird so zum Gegenstand *erster Ordnung* eingeebnet, und die Beziehung zwischen aussagendem/urteilendem Subjekt und Aussage/Urteil bleibt in nichts von der unterscheidbar, innerhalb derer nicht-konstruktiv über Sachverhalte geurteilt wird. Gerade dieser Unterschied aber müßte seinen Niederschlag in der Form finden, denn das Urteilen – diese Differenz zumindest ist unstrittig – als aktuelle Tat ist offensichtlich nicht identisch mit dem Urteil als Produkt. Was jedoch bestritten wird, ist die Inkompatibilität der klassischen Logik, diese Differenz in ihrer *einen* Einheitsform abbilden zu können.

Günther jedoch beharrt auf dieser Inkompatibilität, besteht darauf, daß das Urteil von der Logik nicht nur nicht aus seinem Wahrheitsanspruch für reales Sein als seinem *absolut entscheidender Maßstab* (Pfänder) entlassen wird, er besteht auch darauf, daß eine so verfaßte Objekt-Logik das Urteil als Prozeß eines subjektiven Denkvollzuges nie wird einfangen können. "Dieser subjektive Anteil erscheint hier nicht selbst als Denkgegenstand, besser: als Thema des Denkens, er tritt nur als axiomatische Regel des gegenständlichen Bestimmens auf." (GZ 192) Wo die Logik dies dennoch versucht, wo sie sich aufmacht, den Unterschied von Urteil und Urteilen in besonderer Rücksicht auf das aktuelle Urteilen zu bewältigen, versandet sie konsequent in Psychologismus und Erkenntnistheorie;^[316] eine Logik des Urteilsprozesses, d.h. eine formale Theorie des subjektiven Momentes am Urteilsakt ist damit eher verdunkelt, und muß in Ermangelung einer Formdifferenz notwendig dunkel bleiben. Ganz abgesehen also davon, daß die Logik ihre Form nur in den Kategorien des Objekts definieren kann, daß das Ausgesagte mithin nur die Form des Objekts annehmen kann, benötigt Günther nicht erst die ihm von Klaus Düsing unterstellte Trennung zwischen *erkennendem Subjekt und erkennbarem Objekt oder Seiendem* (s.o.), um an die Objektivations-Relation des logischen Urteils denken zu können, "die in dem allgemeinen Satze: Ich denke etwas, ausgesprochen ist." (GZ 188) Um die – für Düsing illegitime – Transposition der Subjekt-Objekt-Spaltung ohne den Rekurs auf Erkenntnis auch auf dieser Ebene zu legitimieren, reicht es vielmehr hin, das in der Logik selbst nicht thematisierte (aussagende/urteilende) Subjekt der urteilenden Aussage in den Blick zu nehmen, das sich unausgesprochen hinter jedem Urteil verbirgt. Denn wenn die Sprechakttheorie darauf hinweist, daß propositionale Akte nicht selbstständig vorkommen können, daß "man [...] nicht *nur* hinweisen und präzisieren [kann], ohne eine Behauptung aufzustellen [...] oder einen anderen illokutionären Akt zu vollziehen",^[317] dann kann bzw. muß auch die konstative Aussage der Logik als Ellipse verstanden werden, der die explizit performative Formel "Ich behaupte, daß p" implizit zugrunde liegt. Und die Regeltypen, die die Sprechakttheorie für den illokutionären Akt der Behauptung aufstellt, also auch für das

³¹⁶ Wenn Günther die subjektiv-prozessuale Komponente des Urteilens allein in einer neuen Form-Konzeption als signifizierungsfähig erkennt, dann ist dies weit entfernt von jedem Psychologismus, der gerade mit dem Festhalten an der einen Form der Logik "die logischen Gesetze mit den Urteilen, im Sinne von Urteilsakten, in denen sie möglicherweise erkannt werden, also die Gesetze als 'Urteilsinhalte' mit den Urteilen selbst" verwechselt/verwechseln muß. (Husserl: *Logische Untersuchungen*. I, S. 77f), Husserl markiert diese Verwechslung als die Indifferenz der idealen Geltung und möglichen Anwendung logischer Gesetze (vgl. a. a. O., S.107f), besteht gegen den Psychologismus auf der Trennung von idealen und realen Bedingungen des Urteils, um so—partiell in Richtung Günther—gegen Anthropologismus, Relativismus und Skeptizismus für die "subjektiven Bedingungen der Möglichkeit" als "ideale Bedingungen, die in der Form der Subjektivität und in deren Beziehung zur Erkenntnis wurzeln" (a. a. O., S. 119) das apriorische Recht am Urteil/Urteilen einzufordern.

³¹⁷ Searle: *Sprechakte*. S. 42f.

Urteil (das für Freytag-Löringhoff und Pfänder ja *per se* seinen Anspruch auf Wahrheit *behauptet*), können innerhalb der von der Pragmatik untersuchten Triade von Sprecher, Proposition, Hörer gerade als Explikation der von der klassischen Logik unterschlagenen Beziehung zwischen aussagendem Urteilssubjekt und ausgesagtem Urteil begriffen werden.³¹⁸ Von dieser Seite aber, von der subjektiven Komponente als einer am Prozeß des logischen Urteils beteiligten, schweigt die Logik. Damit dann aber erklärt sich das Unverständnis gegenüber Günthers Rede von der Logik als einer Logik des Objekts vielleicht ein Stück weit, wenn die klassische formale Logik als homogener Raum der Urteilssätze die Frage nach einer möglichen Beschränkung ihrer Form auf das Objekt gar nicht stellen *kann*, da ihr das reflexionslogische Gegenbild der Subjektivität vollkommen abgeht; wo aber vom Subjekt des Urteils nicht gesprochen wird, kann der Vorwurf einer Objekt-Fixierung der Form seiner Sätze von vornherein nicht greifen.

Implantate der Subjektivität

So speist sich die Selbstsicherheit der Logik aus einer Leerstelle, aus einem blinden Fleck, dessen Inblicknahme aber zwangsläufig erweist, daß und wie sehr die exklusive Beschlossenheit der Logik im Objektiven, sowohl ihrer Aussageform nach wie auch und infolgedessen ihrem Aussagegehalt nach, mit dem Wesen der klassischen Logik als solcher identifiziert werden muß. Nötig also wäre die Beobachtung dieses blinden Flecks im Sinn der Inventarisierung einer logischen *Black-Box*, und zu diesem Zweck wir können uns vertrauensvoll an einen anderen, sehr wirkmächtigen systematischen Ort begeben, dessen methodologische Grenzlinien gerade diese *Black-Box* zu umfassen suchen. Solches lohnt den Verfolg, gewinnt Günther in der dabei begegnenden Konzedierung und angestrebten Erweiterung der Real-, Seins- und Objektlogik ein festeres Standrecht, und gewinnen wir, gerade weil dieser andere Ansatz in die Richtung des von Günther eingeforderten Zieles weist, obgleich er noch ganz dem klassischen Formbegriff vertraut, eine negative Konturierung des Güntherschen Weges. Negativ, wenn die damit begegnende Entgrenzung der Objektlogik auf deren formaler Basis am Ende den dafür zu engen Boden der Logik zwangsläufig ver-

³¹⁸ Grundlegend zur Performanz vgl. Austin: *Zur Theorie der Sprechakte*. S. 25-87; zur Klassifikation illokutionärer Rollen vgl. a. a. O., S. 166-83. Erst die nicht-klassische Logik wird sich als intensionale Logik, resp. nichtklassische Modallogik dem Einbezug der performativen Modi zuwenden, ohne jedoch mit dem Ansatz der transklassischen Logik Günthers zu koinzidieren. (Vgl. D. K. Lewis: *General Semantics*.) Da wir auf die Grenzlinie der nicht-klassischen, also allgemein der nicht-extensionalen Logik zu Günther noch eingehen, sei an dieser Stelle nur erwähnt, daß die Einbindung der Proposition in epistemische, deontische und modale Kontexte ("glaubt/weiß, daß p"; "geboten, daß p"; "möglich/notwendig, daß p") zwar einen gewissen Selbstbezug für die Logik bedeutet, insofern nun ohne Anführungszeichen mit Sätzen über Sätze gesprochen wird, daß höherstufige intensionale Logiken unter technischen Aspekten aber "wie bereits in der klassischen Logik, das Auftreten von Antinomien in Kauf nehmen müssen, oder eine Typentheorie zu formulieren haben." (Seebohm: *Philosophie der Logik*. S. 227) Konsequenterweise starten Versuche, die intensionale Logik auf typenfreier Basis zu gründen; D. K. Lewis: *Konventionen*. legt eine stark pragmatisch, d.h. sprechakttheoretische motivierte Wahrheitsregel-Semantik vor, die den Bedeutungsbegriff handlungstheoretisch über das für Hörer und Sprecher, also für die Sprachgemeinschaft verbindliche regelgeleitete Verstehen der Sprach-Handlungs-Konventionen erfaßt. Konstituieren hier Sprechakte und ihre Regeln die Bedeutungen, so entgeht ein solcher Konventionalismus den realistischen, essentialistischen Problemen der *theory of meaning* und läßt sich in bestimmten Grenzen als Semantik für eine typenfreie, semantisch geschlossene Sprache entwickeln, wobei analog zur natürlichen Sprache den Antinomien als zwar wohlgeformten, aber bedeutungslosen Sätzen kein Wahrheitswert zugeordnet wird. Solcherart aber schlägt die intensionale Interpretation der extensionalen Semantik die Richtung einer universalen Grammatik ein, setzt so am anderen Ende des logischen Spektrums an, dem gegenüber Günther mit der formalen Theorie des Denkens des Denkens als Antipode siedelt.

lassen muß, wenn der Versuch einer immanenten, d.h. konservativen Erweiterung der Logik, das neu zu bedenkende Thema der subjektiven Momente am Logischen nicht mehr wie von Günther angestrebt in der Logik selbst halten kann, sich vielmehr eine andere methodologische Ebene erschließen muß, und so in der Umkehrbewegung den Güntherschen Ansatz legitimiert, der – gerade um der Logik willen – die klassische Logik insgesamt in den weiteren Rahmen der Transklassik aufhebt.

Es ist Edmund Husserl, dessen Versuch einer Begründung der reinen, *apriorischen* Logik^[319] sich in der kritischen Analyse des logischen Bestandes durchaus als Komitat zu Günther lesen läßt, und dessen Divergenz in der Einlösung dieses Anspruch nicht nur kontrastiv das Spezifikum des Güntherschen Weges erhellt, sondern rekursiv gerade in der Konzeption der von ihm gewählten Alternative die These von der Exklusivität der Form der Logik als Form der Objektivität noch einmal deutlich restituiert. Auch Husserl ringt mit der logischen Form, wenn er in der auf Drängen Heideggers erneut und neu edierten VI. *Logischen Untersuchung* über die *phänomenologische Aufklärung der Erkenntnis*, die wie ein Scharnier das Interim zwischen Logik und transzendentaler Phänomenologie markiert, als Erkenntnistheoretiker die *sinnliche* und *kategoriale* Anschauung systematisiert, denen als stoffliche Korrelate die *apperzipierten, repräsentierenden und intuitiven, intentionalen Inhalte* korrespondieren. Auf diese Weise schleicht sich in die alte Stoff-Form-Dichotomie eine Binnendifferenz ein, die die *kategoriale Anschauung* gerade als "das Analogon der gemeinen sinnlichen Anschauung"^[320] dringlich benötigt, um in der Struktur der *Erlebnisakte* die in den Akten erlebten Gegenstände hinsichtlich ihrer Gegenständlichkeit gewinnen zu können, um also "jeden erfüllenden Akt überhaupt als Anschauung und sein intentionales Korrelat als *Gegenstand* zu bezeichnen."^[321] Damit dann kann "[d]ie logische 'Materie' [...] selbst noch Unterschiede zwischen Stoff und Form zulassen, so daß die *logische* Gegenüberstellung von *Stoff* und *Form* auf eine gewisse, leicht verständliche *Relativierung* unseres absoluten Unterschiedes hinweist."^[322] Hier also, wo sich in den Ausläufern des Logischen als retardierter Vorbote^[323] des Phänomenologischen die

³¹⁹ Husserls Konzeption der *reinen Logik* kulminiert in "der Idee einer Wissenschaft von den Bedingungen der Möglichkeit von Theorie überhaupt", womit gleichzeitig angelegt ist, "daß diese Wissenschaft über sich hinaus weist auf eine ergänzende, welche *a priori* von den *wesentlichen* Arten (Formen) von Theorien und den zugehörigen Beziehungsgesetzen handelt. So erwächst, alles in eins gefaßt, die Idee einer umfassenden Wissenschaft von Theorie überhaupt, [...] die] dazu übergeht, diese Idee zu differenzieren und statt der Möglichkeit von Theorie als solcher die *möglichen Theorien a priori* zu erforschen." (Husserl: *Logische Untersuchungen*. I, S. 248f. Hervhbg. orig.) Bei allen Problemen, die sich an die Frage nach Kontinuität oder Diskontinuität von den Prolegomena bis zu den späten Arbeiten Husserls knüpfen, kann die Idee dieser Wissenschaft der Wissenschaft überhaupt zumindest als fortlaufendes Grundmotiv gelten, das in der *Formalen und transzendentalen Logik* dann unter dem Titel der *Theorie der deduktiven Systeme* erscheint. Vgl. Husserl: *Formale und transzendentalen Logik*. S. 93-109.

³²⁰ Husserl: *Logische Untersuchungen*. II, S. 670.

³²¹ A. a. O., S. 671. Hervhbg. orig.

³²² A. a. O., S. 541f. Hervhbg. orig.

³²³ Husserl gibt die in der 2. Aufl. zurückgehaltene, dann 1922 bei Niemeyer als Einzeledition erschienene, von den Husserliana wieder in das Gesamt der *Logischen Untersuchungen* eingebettete VI. Untersuchung erneut zur Lektüre frei, als seine "Interesserichtung [längst] auf die leitenden Allgemeinheiten und das System" geht, er also die Ideen bereits publiziert hat und aus phänomenologischer Distanz in den Untersuchungen nur noch die "Fundamentierungsarbeiten zur reinen Logik" als "Ursprungsgebiet" der eigentlichen Forschung sieht. A. a. O., S. 533.

Übertretung des Kantischen Verbotes eines *positiven Noumenons*^[324] als neues Methodenprinzip zeigt, an dessen Ende "eine wirkliche Aufklärung und eine Theorie der intentionalen Konstitution der Äußerlichkeit in der Innerlichkeit" steht,^[325] hier deutet sich das begrenzte Fassungsvermögen logischer Form an, wenn bereits die subjektive Verdoppelung der *sinnlichen Materie*, die als der *primäre Inhalt* den Boden für die darauf fundierten *Reflexionsinhalte* bereitstellt,^[326] den unären Stoff in eine "metatheoretische" Differenz zwingt.

Aber mehr noch wird die ursprünglich unteilbare und nur gegenüber dem Stoff dichotome Form überfordert, wenn sie die für Husserl entscheidende Konstituente des *Aktes* nicht mehr einfangen kann. Die kategorialen Formen, die als *apriorisches* Normsystem über Signifizierung und logische Verknüpfung wachen, müssen aber diese Qualität umfassen können, denn "[d]as objektive Moment 'Identität' ist kein Akt und keine Aktform, es ist eine gegenständliche kategoriale Form. Andererseits ist, und im Gegensatz dazu das Moment des 'Identifizierens' [...] eine sinnliche und kategoriale Aktform."^[327] Das aber kollidiert mit der Logik, sieht Husserl in ihr nicht anders als Günther

eine fest abgeschlossene rationale Wissenschaft, die als ihr Gebiet, ihre thematische Ebene, die Korrelation von Gegenstand überhaupt und Urteil überhaupt hat, möglicherweise seiendem Gegenstand überhaupt, wahren Urteil überhaupt, mit allen zugehörigen formalen Abwandlungen. Aber apriorische Gesetze für Denkgegenstände und mögliche Denkgegenstände überhaupt aufstellen, das heißt nicht, Gesetze aufstellen für subjektive Modi, in denen Gegenstände bewußt werden, in welchen Modi sie sich in der subjektiven Erkenntnis geben. Und ebenso, apriorische Gesetze für Urteile überhaupt, Urteilsrelationen der Konsequenz überhaupt, der Wahrheit von Urteilen überhaupt aufstellen, das heißt nicht, subjektive Modi, in denen Urteile in dem Vollzug urteilender Tätigkeit auftreten, [...] zum Thema zu haben [...]. Sätze überhaupt [...] bilden eine eigenartige Sphäre idealer Gegenständlichkeit, so gut wir in der Arithmetik die Zahlen. [...] Also wie in der Arithmetik rein die Zahlen und nicht das subjektive Bewußtsein die thematische Sphäre bilden, so in der formalen Apophantik die Sätze.^[328]

So fiel die kritische Bestandsaufnahme durchaus koinzident mit dem Vorwurf Günthers aus, Husserl konstatiert in gleichem Maße die Begrenztheit der Logik, wenn er die vermeintlich beliebige thematische Substituierbarkeit als eine nicht reflektierte

³²⁴ "Wenn wir unter einem Noumenon ein Ding verstehen, so fern es nicht Objekt unserer sinnlichen Anschauung ist [...], so ist dieses ein Noumenon im negativen Verstande. Verstehen wir aber darunter ein Objekt einer nichtsinnlichen Anschauung, so nehmen wir eine besondere Anschauungsart an, nämlich die intellektuelle, die aber nicht die unsrige ist, von welcher wir auch die Möglichkeit nicht einsehen können, und das wäre das Noumenon in positiver Bedeutung." (KW B 307) "Der Begriff eines Noumenon ist also bloß ein Grenzbegriff, um die Anmaßung der Sinnlichkeit einzuschränken, und also nur von negativem Gebrauch [...], ohne doch etwas Positives außer dem Umfang derselben [der Sinnlichkeit] setzen zu können." (KW A 255; B 310f) "Der Begriff eines Noumeni [...] bleibt demungeachtet nicht allein zulässig, sondern, [...] unvermeidlich. Aber alsdann ist das nicht ein besonderer intelligibler Gegenstand für unseren Verstand [...]" (KW A 256; B 311) Daß sich die Phänomenologie methodologisch gerade als Affirmation dieses Verbotes gründet, betont Kern: *Idee und Methode der Philosophie*. S. 433; zum Verhältnis von transzendentaler Erkenntnis, Phänomenologie und Noumenologie vgl. a. a. O.: S. 425-37.

³²⁵ Husserl: *Erste Philosophie*. I, S. 114.

³²⁶ Vgl. Husserl *Logische Untersuchungen*. II, S. 708.

³²⁷ Husserl: *Logische Untersuchungen*. II, S. 707.

³²⁸ Husserl: *Erste Philosophie*. I, S. 42f.

Präsupposition und je schon vorentschiedene Prämissen entziffert. Die angebliche freie und vor jedem Inhalt indifferente Einsetzbarkeit jeden möglichen Inhalts funktioniert eben nur unter "der nie ausdrücklich gewordene[n] Voraussetzung, daß dieses Etwas, das eingesetzt wird, eben Seiendes ist".^[329] So ist für ihn die formale Logik eine "Logik der Welt, des weltlich Seienden",^[330] und er beklagt ihre methodische und also thematische Engführung dahingehend,

daß die reine formale Logik als rationale Disziplin in dieser Hinsicht allen sonstigen Wissenschaften des neuen rationalen Sinnes gleichsteht; wie sie alle ist sie ontisch, nicht epistemologisch, nicht auf erkennende Subjektivität und erkennende subjektive Modi gerichtet.^[331]

Husserl also relativiert den universalen Geltungsanspruch der Logik, insofern sie einerseits "ideale Gesetze ausspricht, von denen alle Wissenschaften eventuell Gebrauch machen können und an die sich alle gebunden wissen",^[332] sie aber andererseits dieser Universalität nur partiell gerecht wird, definiert sich die klassische Logik ja nicht als eine Wissenschaft, "welche das Subjektive der Erkenntnis überhaupt und der Erkenntnis aller Gegenstands- und Wissenschaftsgebiete systematisch erforscht."^[333]

Es ist diese Wendung ins Subjektive, die Husserl im Anschluß an seine fulminante Widerlegung des Psychologismus in den *Prolegomena* dann den Vorwurf des Regresses eben dahin zurück eingetragen hat, und der zwingend wäre, bewegte sich das an dieser Stelle eingeforderte Gegenthema des Subjektiven im Bereich einer anthropologischen, empirischen Bestandsaufnahme. Doch weit davon entfernt rekurriert das Motiv und die Legitimation, im Kontext des Logischen von Subjektivität zu sprechen, auf "die längst begrabene Idee einer rationalen Psychologie", die im Sinne einer apriorischen Wissenschaft als *reine Psychologie* "das auseinanderlegt, was zum Wesen oder Sinn empirischer 'Seelen'setzung, Setzung von Menschen, Setzung von Erlebnissen als Erlebnisse von Menschen u. dgl. gehört."^[334] Am Ende wird solches in den filigranen Ziselierung einer Egologie als die schwer distinguierbare Rede vom *absoluten, transzendentalen, reinen Ich* seine für die Logik kaum verwertbaren Hochformen gewinnen, doch ist der Ausgangspunkt perspektivisch ein Hinweis in die von Günther vorgeschlagene Richtung, die eine Entgrenzung der Logik funktional – vorbehaltlich der wesentlichen Abweichungen – zu leisten hätte. Denn gemeinsam steckt auch Husserl die Grenzen des Rationalen ungleich weiter ab, als der traditionelle Blick es überhaupt zu erkennen mag, der Subjektivität allein auf ein bloß privates Zerrbild und eine wissenschaftlich wenig tragfähige Basis intersubjektiver Kommunikabilität objektiver Wahrheiten reduziert. Husserl jedoch hält dagegen:

Eine universale Wissenschaft von diesem Bewußtseinsmäßigen und einer Subjektivität überhaupt, die und insofern sie jederlei 'Objektives', objektiven Sinn und objektive Wahrheit jeder Art, im Erkenntnisleben gestaltet, umspannt also thematisch *alles mögliche Subjektive* des Erkennens aller Wissenschaft in ähnlicher Weise, wie eine Logik in ihren Begriffen und Gesetzen thematisch alles mögliche Objektive aller

³²⁹ Husserl: *Erfahrung und Urteil*. S. 36.

³³⁰ A. a. O., S. 37.

³³¹ Husserl: *Erste Philosophie*. I, S. 43.

³³² Ebd.

³³³ A. a. O., S. 444.

³³⁴ Husserl: *Phänomenologie der Intersubjektivität*. I, S. 140.

Wissenschaft umspannt. Anders ausgedrückt, eine *Logik* als rationale Wissenschaft von der Objektivität überhaupt [...] hätte als notwendiges Gegenstück eine *Logik des Erkennens*, eine Wissenschaft, und auch vielleicht eine rationale Wissenschaft vor der Erkenntnissubjektivität überhaupt;[³³⁵]

Hindernisse

Wesentlicher Berührungspunkt ist die Einsicht, daß Subjektivität als Thema einer gesetzhaften, non-empirischen Wissenschaft nicht im Jenseits des rationalen Diskurses liegt, ist somit die Entdeckung der Notwendigkeit eines Gegenstücks der überkommenen Logik als einer Logik nicht der logischen Produkte, sondern des logischen Produzierens; womit gleichzeitig die signifikante und folgenreiche Differenz zu Günther angelegt ist, der diesen prozessualen Aspekt nicht unter dem Stichwort der Erkenntnis begreift.

Um die spezifische Verknüpfung/Differenz der Ansätze Husserls und Günthers sinnfällig darzustellen, dürfen wir so an ein systematisches Parallelogramm denken, dessen Eckpunkte je von Günther und Hegel einerseits und Husserl und Kant auf der anderen Seite besetzt sind. Dann nämlich läßt sich, parallel verschoben und unter logischem Gesichtspunkt, für Husserl eben das sagen, was die Hegel-Günthersche Kritik bereits für Kant in Hinsicht auf die Philosophie testiert, daß nämlich Kant "durch seine Wendung zum Subjektivismus der Philosophie ein neues Tor geöffnet" habe, er jedoch "nicht selbst hindurchgeschritten [sei], weil ihn sein Glaube an die traditionelle Logik als einzige und ausschließliche Form der Allgemeinheit des Denkens daran hindert." (GZ 157) Will sagen, wenn Husserl der Logik eine Gegenlogik als Logik der Erkenntnis/Konstitution an die Seite stellen will, dann pflanzt sich das Kantische Erbe dahingehend fort, daß er ebenso wie dieser auf halbem Weg stehen bleibt, insofern er zwar analog zu Kant auf eine Umkehr der etablierten Erkenntnis-, resp. Logikbewegung setzt, diese jedoch nur als subjektimmanente Inversion der alten in eben deren formalen Kategorien anlegt. Bereits die Kantische Kritik, die "das Objekt in zweierlei Bedeutung nehmen lehrt, nämlich als Erscheinung und als Ding an sich", [³³⁶] vermag zwar das erkannte Phänomen aus den Fesseln der Objektivität zu befreien, doch versagt diese Befreiung für das Erkennen selbst, und Husserl, der der Logik der Dinge eine Logik der Phänomene an die Seite geben möchte, beweist dann deutlich, daß in seinem Denken "keiner der großen Philosophen der Vergangenheit [...] so gegenwärtig war wie Kant" [³³⁷] wenn er in Parallele dazu, auf dem Weg zu dieser Logik, das Logische selbst davon unberührt läßt. Denn Kant, der die Aristotelische Logik für unhintertreiblich hält, bezahlt diese Wertschätzung mit einem Verstummen, in das die propositionale Beschreibung der transzendentalen Einheit des Selbstbewußtseins umschlägt; in dem Moment, in dem das Denken sich selbst, mithin die identitätstheoretisch unmögliche Zirkularität begegnet, wird sie als designationsunfähig ausgehöhlt, kann sie nicht näher konkretisiert werden, "als die einfache und für sich selbst an Inhalt gänzlich leere Vorstellung: Ich, von der nicht einmal gesagt werden kann, daß sie ein Begriff sei, sondern ein bloßes Bewußtsein, das alle Begriffe begleitet." [³³⁸] Die identitätstheoretische Verwurzelung, die auf der einen Seite gewährleistet, daß das denkende Subjekt "im Denken immer als Subjekt, und als etwas, was nicht bloß wie Prädikat dem Denken anhängt, betrachtet werden kann", [³³⁹] zwingt ihn

³³⁵ Husserl: *Erste Philosophie*. I, S. 44f. Hervhbg. orig.

³³⁶ Kant: *Kritik der reinen Vernunft*. B XXVII.

³³⁷ Kern: *Husserl und Kant*. S. 421.

³³⁸ Kant: *Kritik der reinen Vernunft*. A 345f B 404.

³³⁹ A. a. O., B 407.

umgekehrt, alle Daten dieses Denkens als prädikative Bestimmungen kategorial von ihm zu trennen; und dort, wo diese Trennung für das Denken problematisch wird, werden die Übergriffe der Objektivität auf das Subjekt als *paralog* diffamiert. Die Paralogismen der reinen Vernunft sind folgerichtig jene *vernünftelnden* Schlüsse, die sich zwar transzendental herleiten lassen, deren Resultate sich jedoch allein "durch einen unvermeidlichen Schein, objektive Realität geben",^[340] und wenn Kant – von illusionärem Schein verführt – sich in dieses Zwischenreich der Reflexion begibt, in dem die Grenzlinien der angestammten Ratio an Schärfe verlieren, betritt er damit, "einen ganz neuen Boden, der überall keine Demarkationslinien kennt".^[341]

Auf diesem Boden macht die transzendente Logik die schwer zu bewältigende Erfahrung, daß die klare Dichotomie von Subjekt und Objekt ins Wanken gerät, der Schein, das *Gaukelwerk* entbirgt sich Kant als eine im dualen Schema von Sein und Denken kaum situierbare Größe, wenn die Reflexion in der Rückkehr auf sich selbst mit einer neuen, quasi-objektiven Realität konfrontiert wird. Es droht, das Subjekt, das sich als das identische und singuläre Andere von der Welt der Objekte (selbst) unterscheidet, von der Unizität seiner selbst auf seine prädikative Substantialität, Personalität und numerische Identität zu schließen, sich mithin aus der Reinheit der Apperzeption in die Niederungen der substanziell-akzidentellen Dinglichkeit zu begeben; es wäre nicht länger die leere, formale, regulative Idee, die "die Vorstellung *Ich denke* hervorbringt, die alle andere muß begleiten können",^[342] verwandelte sich unversehens in das *positive* Noumenon, das Kant dem menschlichen, endlichen Verstand gerade nicht zubilligt. So bleibt, um der identitätstheoretisch definierten Rationalität genüge zu tun, das denkende Ich ein bestimmungsloses "X", bleibt zwangsläufig leer, weil als *gedachtes* schon auf der Seite des Objekts, und die überkommene Dichotomie von Form und Inhalt, Subjekt und Objekt wird stärker zementiert, als daß sie dazu angetan wäre, dem Subjekt ein Bild seiner selbst zu bieten, das aus den Kategorien der Objektivität befreit wäre. "Das Denken dieser Logik verfehlte diese Aufgabe, denn es dachte jene Einheit selber als objektive. Dachte sie als 'abstrakten Gegenstand', als 'reine Begrifflosigkeit'". (GZ 119) Wenn Husserl sich also mit Macht daran gibt, die Kantische Begrifflosigkeit des Ich zu überwinden, also diese subjektive Seite in die Logik miteinzuflechten, dann mag er zwar spüren, "daß das subjektive Moment der Allgemeinheit auf dem Boden der traditionellen Logik überhaupt nicht gefunden werden kann" (GZ 120), dann mag er auch brechen mit "der Grundthese der traditionellen Logik [...], daß alles Denken auf Objektives als Objektives geht" (GZ 115), doch führt seine substantielle Neubesetzung der Logik mit dem am Erkenntnisbegriff orientierten Thema der Subjektivität allein zu der Substitution, daß nun das Erkennen auf *Subjektives als Objektives* zu gehen habe. Der Gedanke aber, "daß das Denken auf Objektives als Subjektives gehen könnte, daß also das Denken sich selbst nicht als objektive Struktur [...] denken könnte" (GZ 115. Hervhbg. orig.), wird schon von Kant nicht und auch nicht von Husserl erwogen.

Der hier zu erwartende Protest, daß für Husserl doch "[a]lles objektive Sein, alle Wahrheit [...] ihren Seins- und Erkenntnisgrund in der transzendentalen Subjektivität" hat, diese somit "in sich selbst [...] alles 'objektive' Sein und alle 'objektive Wahrheit'" als "synthetische Einheit aktueller und potentieller Intentionalität", mithin als subjektive Gründung der

³⁴⁰ A. a. O., A 339; B 397.

³⁴¹ A. a. O., A 296; B 352.

³⁴² A. a. O., B 132. Hervhbg. orig.

Objektivität konstituiert,^[343] dieser Protest muß daran erinnert werden, daß dies zwar im Sinne einer epistemologischen Relation zutrifft, nicht jedoch für deren Abbildung auf die ihr zugrunde liegende logische Struktur. Hier bleibt der Zugang zum intentionalen Objekt ausdrücklich analog zur sinnlichen Wahrnehmung, die *intentionale Materie* wird dem subjektiv konstituierenden Erkennen als Objekt gegenübergestellt, und wenn "die Korrelation von Neosis und Noema [...] genau das 'naive' Verhältnis von Denken und Ding wiederholt und dem Denken als dem 'Einheitsmoment' den Vorrang zuspricht, unterwirft sich die konstitutive Erkenntnistheorie dinghaftem Denken".^[344] Maximal erreichbar wird damit dann nur eine Wiederholung jener erkenntnis-logischen Inversion, die Günther bereits zwischen Kant und Fichte markiert. Da für Kant "alles Begreifen immer 'objektiv' ist", so wird auch die "transzendente Einheit der synthetischen Apperzeption [...] damit selber nur als Objekt begriffen" (GZ 116), erscheint somit als jenes *objektive Subjekt-Objekt* (vgl. GZ 161-81), dem Fichte in der *Wissenschaftslehre* mit der *zweiten Reihe des Denkens*^[345] "wenn freilich in äußerst unklarer Form" die Idee gegenüberstellt, "daß das naiv gegenständliche Denken, wie es die traditionelle Logik übt, nicht die logische Methode sein kann, in der der philosophische Begriff gedacht werden kann." (GZ 159) Dieser muß vielmehr, ganz wie von Husserl gefordert, das subjektive Moment der Reflexion widerspiegeln können, und soll dies können, wenn Fichte der als objektivem Subjekt-Objekt firmierenden Einheit der transzendentalen Apperzeption Kants seine Umkehrung im Sinne des subjektiven Subjekt-Objekts gegenüberstellt. "Methodisch ist bereits sein Denken deutlich subjektivistisch ausgerichtet" (GZ 160) doch verhindert die indentitätstheoretische Konzeption der klassischen Logik, daß das Subjekt sich in der Selbstthematisierung seinem Ziel, also der Selbstgewinnung als Subjekt je erfolgreich nähern könnte. Auch für Fichte bleibt hier nur der unausweichliche infinite Regress des *unglücklichen Bewußtseins* oder aber die gänzliche Leere, denn bezieht sich das Denken nur auf Subjektives, dann "'ist' eben nichts mehr 'da', was gedacht werden kann." (GZ 162) So ist der Reflexion die Reinform des Subjekts verwehrt, "bei Fichte ist das Absolute (als Untrennbarkeit von Subjekt und Objekt) ein 'subjektives Subjekt-Objekt' und das Objekt ist dementsprechend ein bloß 'objektives Subjekt-Objekt'." (GZ 166)

Unter logischen Aspekten ordnet sich Husserl dann ganz auf der Stufe der Fichteschen Inversion ein, auch bei ihm läßt sich der "schleichende Giftstoff" (GZ 163) nachweisen, den Fichte in den Augen Günthers der Tradition mit Nachdruck injiziert hat, wenn die *Wissenschaftslehre* das Projekt, das Ich positiv als Subjekt zu denken, zugunsten der negativen Bestimmung über das Nicht-Ich aufgibt.

Der Gedanke, daß alles Denken ein Denken von etwas sei, daß alles, indem es gedacht wird, ein Anderes sei, das dem subjektiven Denkprozesse gegenübersteht, daß also deshalb alles Denken notwendig objektivistisch strukturiert sei, dieser Gedanke war so stark und einleuchtend und von so zwingender Evidenz, daß er die explicite Bildung einer neuen formalen Logik verhindert hat. Der Gedanke war von so bestechender Selbstverständlichkeit, daß es leicht zu begreifen ist, daß aus ihm der voreilige Schluß gezogen wurde, eine andere Form logischer Strukturbildung als die traditionelle sei unmöglich. (GZ 163)

Zwar wird Husserl nicht müde, der Logik eine von ihr "nie in ihrem tieferen Sinne durchschaute *Doppelseitigkeit ihrer Problematik*" vorzuhalten, einerseits als "die Frage

³⁴³ Husserl: *Formale und transzendente Logik*. S. 280.

³⁴⁴ Adorno: *Zur Metakritik der Erkenntnistheorie*. S. 181.

³⁴⁵ Vgl. Fichte: *Grundlage*. S. 222f; *Zweite Einleitung*. S. 454, 457.

nach den Formbildungen und ihren Gesetzlichkeiten, andererseits als die nach den subjektiven Bedingungen der Erreichung der Evidenz",^[346] innerhalb derer – und zwar ohne in Psychologie zurückzufallen – allererst "das Urteilen als eine Leistung des Bewußtseins"^[347], in den Blick treten könnte. Doch schafft sich hier der über allem schwebende, wenn auch phänomenologisch verbrämte, Erkenntnisbegriff unheilvoll Geltung, zielt die vermeintliche "Gegenrichtung logischer Thematik" nun auf "die im lebendigen Vollzug verlaufende Intentionalität".^[348] Aufzuklären hätte der subjektive Aspekt der Husserlschen Gegenlogik somit das Phänomen,

daß im thematischen Felde des vollziehenden Subjektes die jeweiligen Gebilde, die jeweiligen Urteils- und Erkenntnisgegenständlichkeiten im Charakter von Erzeugnissen 'objektiv' auftreten. [...] jedes in diesem Sinne objektiv Logische für sich hat sein 'subjektives' Korrelat in seinen konstituierenden Intentionalitäten, und wesensmäßig entspricht jeder Form der Gebilde ein als subjektive Form anzusprechendes System leistender Intentionalität.^[349]

Es fällt nicht schwer hierin Fichtes Aufforderung *Merke auf Dich selbst* herauszuhören,^[350] und um so fataler ist es, daß Husserl in diesem Kontext die Idee einer subjektiven Form thematisiert. Im Verbund mit der konstituierenden Intentionalität wird die offensichtlich gespürte und bedurfte neue Form subjektiver Bewußtseinsleistungen unweigerlich wieder auf die Form des Objekts zurückgeschraubt, sie leistet – wenn überhaupt – nur die immanente Wiederholung des naiven Objektivismus, und für Adorno ist dementsprechend die "kategoriale Anschauung die paradoxe Spitze seines [Husserls] Denkens: die Indifferenz, in welcher das positivistische Motiv der Anschaulichkeit und das rationalistische des Ansichseins idealer Sachverhalte aufgehoben werden soll."^[351] Es ist die Form der kategorialen Anschauung selbst, die einen Ausbruch aus der alten Objektivations-Klammer obstruiert. Denn gleichgültig ob Husserl die *sinnliche, schlichte* Erfahrung auf die *vorprädikative Erfahrung* als "letztursprüngliche Evidenz und [...] Ausgangspunkt der Ursprungserklärung des prädikativen Urteils"^[352] reduzieren will, das Modell, die Struktur, die Form, dem die stufenweise Ausfaltung von der *Urdoxa* der *passiven Vorgegebenheit* bis hin zur *spontanen Erzeugung der Sachverhalte selbst* aufsitzt, ist, obgleich als subjektive Form angesprochen, in ihrer Form von der Form des einfachen Empirismus nicht unterscheidbar; der Standpunkt als die Beschlossenheit im Subjekt wohl, ebenso auch die Richtung der Weltgenerierung – nicht aber die logische Form, in der das Subjekt seine naiv-perzipierten oder transzendental-konstituierten Gegenstände als Gegenstände erblickt.

Wenn Husserl "die Welt rein als Welt der Wahrnehmung" betrachtet, um so "die pure universale Natur als passiv vorgegebenen Erfahrungsboden"^[353] für den von keinen prädikativen Bestimmungen getrüben "allgemeinsten Begriff von Urteil und den zu ihm

³⁴⁶ Husserl: *Erfahrung und Urteil*. S. 8f. Hervhbg. orig.

³⁴⁷ A. a. O., S. 9

³⁴⁸ Husserl: *Formale und transzendente Logik*. S. 38.

³⁴⁹ Ebd.

³⁵⁰ Vgl. Fichte: *Erste Einleitung*. S.422.

³⁵¹ Adorno: *Zur Metakritik der Erkenntnistheorie*. S. 210.

³⁵² Husserl: *Erfahrung und Urteil*. S. 21.

³⁵³ A. a. O., S. 56f.

gehörigen Begriff des Gegenstandes als Urteilssubstrates"[³⁵⁴] zu gewinnen, dann hat bereits diese vorprädikative Urteilebene keine eigenständige, ihr korrespondierende non-substantielle Signifizierungsform, und folgerichtig braucht Husserl auf dieser für ihn allgemeinsten logischen Ebene "die Fiktion eines Subjektes, das sich bloß betrachtend verhält, und von dem Seienden, von dem es umweltlich affiziert wird, zu keiner praktischen Handlung veranlaßt wird."[³⁵⁵] Schafft aber "erst die Aktivität der Vergegenständlichung, des Erkennens, die ichliche Aktivität [...] Erkenntnis- und Urteilsgegenstände",[³⁵⁶] und ist "Vergegenständlichung [...] immer die aktive Leistung des Ich, ein aktiv glaubendes Bewußthaben des bewußten Etwas",[³⁵⁷] so trägt sich – aufgrund der Stufung "vorprädikativer urteilend-erkennender Synthesis und darauf sich gründender prädikativer Synthesis"[³⁵⁸] – in das prädikative Urteilen der klassischen Logik, dem Husserl die Subjektivität als *aktive Leistung* retten will, dann eben diese Inexistenz einer eigenen Form als der zwangsläufige Rekurs auf die traditionelle Form-für-Objekt ein:[³⁵⁹] "Urteilen in diesem [prädikativen und non-prädikativen] Sinne ist dann der Titel für die *Gesamtheit der objektivierenden* (vergegenständlichenden) *Ichakte*".[³⁶⁰] So hat Husserl,

der eine Welt der Noemata lehrt und eine ihr parallele und doch durch die ontologische Differenz radikal von ihr verschiedene der 'natürlichen Dinge', [...] das Gespenst der Verdopplung nicht weniger zu fürchten als der orthodoxe Idealismus, der es erlaubt, dies nie adäquat zu gebende, nie in den Bewußtseinsdaten ohne Rest aufgehende Constitutum zu meinen und auch zu 'apprehendieren'. Das Skandalon des Idealismus: daß das subjektiv Erzeugte doch zugleich objektum, das dem Subjekt Entgegengesetzte bleiben soll, wird auch von Husserl nicht weggeräumt.[³⁶¹]

³⁵⁴ A. a. O., S. 60.

³⁵⁵ A. a. O., S. 69.

³⁵⁶ A. a. O., S. 64.

³⁵⁷ Ebd.

³⁵⁸ A. a. O., S. 70.

³⁵⁹ "Entsprechend verbleibt Husserl insgesamt der traditionellen Form der Abstraktion verhaftet. "Diese Abstraktionen sind nicht nur lebensnotwendig [...]; sondern auch sprachnotwendig: wir haben nur—und können nur haben—eine 'Gegenstandssprache', aber keine 'phänomenalistische Sprache' für die Elemente der gegenstandskonstituierenden Mannigfaltigkeiten von 'Erscheinungen' oder 'Gegebenheitsweisen', die als solche weder 'zeige' noch 'zählfähig', also nicht identifizierbar und deshalb auch nicht benennbar sind." (Hoche: *Handlung, Bewußtsein und Leib*. S. 31) Hoche, der "keinen sachlichen Grund" sieht, "zwischen dem Ding *als* jetzt von mir so und so wahrgenommenen und meinem Jetzt-das-Ding-so-und-so-wahrnehmen noch zu unterscheiden" (a. a. O., S. 30f: Hervhbg. orig.), der also keine Differenz zwischen poetischem Prozeß und neomatischem Produkt testiert, nivelliert dann konsequent Husserls *poetisch-noematischen Parallelismus* zugunsten einer rein noematischen Phänomenologie, was seine Legitimation eben in jenem Mangel einer spezifischen Form der Noese findet. Günthers Suche nach der neuen Form aber ist bereits hier schon der Protest gegen das Diktum: *wir haben nur—und können nur haben—eine Gegenstandssprache*, und wird am Ende mit der Theorie der *Negativsprachen* eine Signifizierungsform eröffnen, die sich nicht "durch ihre eigenen Existenzbedingungen die Sicht auf das Problem des Schaffens selbst [verstellt], d.h. die Handlung, in der erst als Sekundäres das Geschaffene entsteht." IGN 26.

³⁶⁰ Husserl: *Erfahrung und Urteil*. S. 63.

³⁶¹ Adorno: *Zur Metakritik der Erkenntnistheorie*. S. 183. Gleichlautend Tugendhat, für ihn "ist es sehr fraglich, ob man [...] Husserls nachträgliche Einführung des 'Noema' als Fortschritt werten soll. Eher erscheint sic als ein äußerster Versuch, auch, was nicht Gegenstand ist, noch als quasi-gegenständlich zu deuten und sich damit gegen alles, was nicht in das intentionale Subjekt-Objekt-Schema paßt, immun zu machen." *Phänomenologie und Sprachanalyse*. S. 8.

Logik- statt Erkenntniskritik

Es ist der Umstand, daß Günther auf Hegel statt auf Kant setzt, der hier als das letztendliche Divergieren in der Zielsetzung an die Oberfläche dringt, wenn Günther trotz seiner großen Nähe zu der Logik-Kritik Husserls nun einen anderen Weg einschlägt.^[362] Günther argumentiert allein auf der logischen Ebene, und zwar unter einem Logik-Begriff, der nicht von der Husserlschen Dopplung *erkennend-urteilend* durchzogen ist. Was Günther vielmehr fordert, ist, die Struktur der Kantischen Erkenntniskritik, die sich in der Forderung einer *thematischen* Erweiterung der Logik bei Husserl die Bahn bricht, endlich auch *formal* auf die Logik zu transponieren. Daß dies weder bei Kant noch bei Husserl der Fall ist, daß also beide letztlich an der Form festhalten, zeigt sich sinnfällig, wenn sie der Inkompatibilität der Form-für-Objektivität nicht *deren* Erweiterung entgegenstellen, sondern die formale Logik insgesamt mit Transzendental-, bzw. Phänomenologie um ein nicht-formales, vielmehr ein inhaltlich-systematisches Gegenstück erweitern. So öffnet Husserl, der sich auf die Suche nach allgemeinen Invarianten des subjektiven Erkennens macht, zwar erneut die Tür zu einem intersubjektiven Reich noologischer Subjektivität, schreitet unter logischen Aspekten gesehen aber nicht hindurch, da die von ihm propagierte Logik des Subjektiven die klassische Logik nicht nur voraussetzt, sondern auch in ihrem Formbegriff übernimmt.^[363]

³⁶² Wir begeben uns ins Spekulative, doch ist es einen Gedanken wert zu fragen, warum Günther nicht stärker, durchaus in instrumentalisierender Manier, auf Husserl rekurriert. Während in den *Grundzügen* Husserl noch lobend erwähnt wird, rangiert er in *Idee und Grundriß* allein als Vertreter der Phänomenologie, "die in einer merkwürdigen Zwitterexistenz" zwischen den für Günther zu dieser Zeit bereits als isomorph veranschlagten Systemen von Idealismus und Materialismus siedelt. (IuG 37). Demgegenüber zitieren die *Grundzüge* noch beifällig aus der *Formalen und transzendente Logik* Husserls Bestimmung der Vernunft als Formbegriff und loben das Werk als erfreuliche Neuorientierung der formalen Logik hinsichtlich ihrer perspektivischen Inklusion Hegels (!). (vgl. GZ 15f, 103) Wie gesagt, es ist Spekulation, doch ließe sich die mehr als marginale Bedeutung Husserls für Günther in ein nachvollziehbares Bild bringen, wenn zum einen daran erinnert wird, daß Husserl lange Zeit in dem breiten Schatten Heideggers steht, für manche bis heute allein eine Durchlaufstation zur Fundamentalontologie besetzt. Zum anderen zeigt das gesamte Werk Günthers grundsätzlich eine eindeutige Präferenz auf die "Klassiker" (vorzugsweise des Dt. Idealismus); mit ihnen arbeitet Günther souverän und reduziert zeitgenössische Philosophie—mit Ausnahme persönlich verbundener Protagonisten (Bense, Gehlen, Schelsky) —vorzugsweise zur Kontrastfolie. Die wesentlichen aktuellen Kronzeugen zur Fundierung des eigenen (und von allzu großer Geistesverwandtschaft stets bedrohten) Originalitätsanspruches stammen (daher?) eher aus nicht-philosophischen Bereichen (Kybernetik, Mathematik, Quanten-, Informations-, Automatentheorie), oder müssen vom Rang eines Heidegger sein, um die Dignität der eingehenderen Auseinandersetzung nicht nur zu erlangen, sondern auch auf das eigene Werk zurück zu werfen.

³⁶³ Das wesentliche Movens Husserls im Unterschied zu Günther ist ja nicht die *Aufhebung* der klassischen Logik in die höhere Form einer von dieser Basis allein grundsätzlich nie erreichbaren Generalisierung der Logik, Husserl arbeitet vielmehr an der "Einheit des Begründungszusammenhangs" (*Logische Untersuchungen*. I, S. 30), seine Logik ist von allem Anfang an letztbegründende *Wissenschaftslehre* (a. a. O., S. 32). Unter diesem Aspekt ist es dann sekundär, ob die ultimative Bastion des Wissens in den *Prolegomena* als *reine Logik* erscheint, oder ob in der Spätphase "im Rahmen der absoluten und letzten Universalwissenschaft, der transzendentalen Phänomenologie" (*Formale und transzendente Logik*. S. 277) durch diverse Reduktionen dem "Ideal der Erkenntnisbegründung in absoluter Voraussetzungslosigkeit" Rechnung getragen wird, um so den "systematische[n] Weg letzter Begründung, letzter Klärung des möglichen und rechtmäßigen Sinnes" zu beschreiten. (a. a. O., S. 279, 278) Immer geht es um die Legitimation des *status quo* einer Rationalität, die als solche vorausgesetzt und affirmiert wird, deren sichere Basis dann sicherlich in ein methodologisches Neuland verlegt wird, deren Gültigkeitsbereich jedoch nicht angetastet, vielmehr zementiert wird.

Husserl verbleibt diesseits einer formalen Repräsentation dieser Logik des Erkennens im Rahmen postulativer Deskriptionen, vollzieht den Ausstieg aus der formalen Logik zugunsten einer neuen methodologischen Disziplin; ein Ausstieg, der notwendig impliziert ist, denn *unisono* mit Kant "spricht er ja gar nicht vom *Denken*, sondern er spricht vom *Erkennen*". (GZ 114) In Folge dessen läßt sich auch für Husserl konstatieren, was Günther schon bei Kant als den fatalen Keim darin erkennt, "daß die Allgemeinheit des Denkens als wahre Allgemeinheit von ihm voraus gesetzt wird. Das Denken selbst wird für ihn durch die traditionelle formale Logik definiert." (GZ 115) "Hätte Kant statt eine Kritik des Erkennens zu geben, eine Kritik der Logik versucht, so würde er gesehen haben [...], daß die traditionelle Logik als die Logik des Seins nicht die Allgemeinheit des Denkens überhaupt repräsentiert". (GZ 119) So aber wird, trotz der Kantischen Unterscheidung der je verschiedenen *Vermögen*, das Vermögen des Denkens als dessen dispositioneller Grund selbst nicht mehr hinterfragt, für "die subjektive Seite braucht es weiter einen Garanten: die Vernunft; wieso aber die Vernunft in allen Wesen dieselbe Bestimmtheit hat, kann Kant nicht aufklären, weil er die Bestimmtheit selbst aus der Vernunft nicht ableitet." (GZ 120) Folgerichtig läßt sich der Vorwurf Günthers gegen Kant, also die selbst nicht mehr reflektierte Vorausgesetztheit einer die Erkenntnis leitenden Rationalität, bei Husserl als die Unhinterfragtheit eines logischen Aprioris wiederholen.³⁶⁴ Denn obzwar Husserl in der formalen Logik "eine wertvolle Unterstufe der Logik der Wahrheit; aber doch nur eine Unterstufe" sieht,³⁶⁵ bezieht sich sein Zweifel an der thematischen Reichweite der Objektlogik nicht auf die formale Verfassung der trinitarischen Identitätslogik, sondern erstreckt sich allein auf ihre inhaltlich partielle und damit fälschlich einseitige Fixierung. Hätte Husserl seiner substantiellen Logik-Kritik eine formale korrespondieren lassen, d.h. hätte er das *als subjektive Form anzusprechende System leistender Intentionalität* tatsächlich in eine *Form* für Subjektivität gegossen, die als Form bereits (und nicht als Inhalt) den Gegenstoß zur Logik des Seins im Sinne einer Logik des subjektiven Urteilsmomentes einfangen könnte – die beißende Kritik Adornos würde nicht verfangen.

Doch hat Husserl diese neue Formqualität nicht verfolgt, und

der Begriff der kategorialen Anschauung kann der Bildertheorie nicht entraten: nur wenn die kategorialen Momente der Bedeutungen objektiv-ideales Sein abbilden, ihnen 'entsprechen', anstatt es erst zu produzieren, kann dies objektiv-ideale Sein in einem wie immer gearteten Sinn zur Anschauung gelangen. So wird Husserl gezwungen, der eigenen kritischen Einsicht zum Trotz, die 'gegenständlichen Korrelate' der kategorialen Formen, also eine sie erfüllende und prinzipiell unsinnliche Anschauung, positiv zu vertreten [...] ³⁶⁶

Obleich Husserl also Kant und Fichte darin hinter sich läßt, daß er das Problem einer Inversion des urteilend-erfahrenden Bewußtseins als ein logisches Problem auffaßt, bleibt er

³⁶⁴ Schärfer noch, gerade auch hinsichtlich der Vernunft, wiederholt Merleau-Ponty Günthers Kritik an Kant als gleichlautenden Vorwurf gegen Husserl. "Die Einsicht in die Ursprünglichkeit der Phänomene widersetzt sich zwar jeder empiristischen *Erklärung* von Ordnung und Vernunft [...], doch am grundsätzlich faktischen Charakter von Ordnung und Vernunft hält sie fest." "Nicht dadurch wird Philosophie zur Transzendentalphilosophie, d.h. zur radikalen Philosophie, daß sie sich in eine absolutes Bewußtsein versetzt, ohne der Schritte, durch die sie dahin gelangt, noch irgend Erwähnung zu tun, sondern dadurch allein, daß sie sich selbst noch als Problem betrachtet; nicht durch das Postulat einer totalen Explikation des Wissens, sondern durch die Anerkennung der *Präsumtion* der Vernunft als des philosophischen Grundproblems." Merleau-Ponty: *Phänomenologie der Wahrnehmung*. S. 85, 87. Hervhbg. orig.

³⁶⁵ Husserl: *Erste Philosophie*. I, S. 24.

³⁶⁶ Adorno: *Zur Metakritik der Erkenntnistheorie*. S. 213.

vor einer Logik, die seit Aristoteles Theorie der Form, der *ousia* ist, hinsichtlich der Form auf der Stufe des Idealismus haften. So ist seine Forderung nach einer Logik des Subjektiven vom Standpunkt Günthers durchaus zu teilen, doch gilt dies nur unter der Bedingung, daß diese Logik erstens keine Logik der Erkenntnis ist, sowie zweitens, daß die Form der damit inaugurierten Logik nicht als einfache Adaption der Form klassischen Logik genommen werden darf, sondern daß diese Form mit der Verknüpfung der subjektiven Wendung allererst neu und als solche gefunden/gegründet werden muß. Die systematische Stoßkraft einer Phänomenologie als *strenger Wissenschaft* am Subjekt sowie im Hinblick auf ihre inverse Struktur ist durchaus zu begrüßen, muß jedoch in der gleichen Weise wie Hegel diese Bewegung vom transzendentalen Erkennen bei Kant auf das reine Denken transponiert, nun parallel von den *apriorischen* Konstitutionen einer allgemeinen Subjektivität als formallogische Applikation der subjektiven Seite am logischen Prozeß übertragen werden.

Günther also ist nicht daran interessiert, in einem wie auch immer unter den Schalen der Kontingenz aus den *verschmutzenden* Einflüssen des Seins zu befreiendem Ego, allgemeine und wissenschaftlich-systematisch validierbare Erkenntnisconstanten zu gewinnen, wie ihm grundsätzlich – und dies sei ein für alle mal festgehalten – trotz der Rekurse auf Kant, Fichte, Hegel und Schelling nicht an einer traditionellen Erkenntnistheorie gelegen ist. Worum es geht, ist vielmehr, die im Deutschen Idealismus erstmals systematisierte Bewegung der Erkenntnis – und bei Hegel in Maßen auch der Logik – auf das erkennende, logische Bewußtsein selbst, für die vor diesem Hintergrund nur naiv zu nennende, weil "nach außen" gerichtete klassische Logik fruchtbar zu machen. Der Selbstapplikation des Erkennens im Kritizismus soll eine analoge Wiederholung für die klassische Logik folgen,³⁶⁷ deren Form als einfache und eindeutige Objektivationsstruktur allein einem vorkantischen Empirismus entspricht, dem das repräsentationale Abbildungsschema von Denken und Sein noch nicht fragwürdig ist.

Für eine kritizistische und idealistische Wiederholung dieser einfachen Reflexion aber ist dieser Formbegriff bereits inkompatibel, da die Verdoppelung der Reflexion ja dringend einer Differenzmöglichkeit gegenüber der einfachen, vorkritischen Reflexion bedarf. So besitzt die nach-kantische Rationalitätsstruktur, die der Welt nicht mehr mit der einfachen abbildtheoretischen Repräsentation begegnet, keine ihr adäquate Logik. Und Günther, der diesen Mangel als das Defizit des Formbegriffs erfaßt, will nun den Boden der formalen Logik nicht verlassen, will umgekehrt gerade in Hinsicht auf diese Logik einen Formbegriff entwickeln, der die subjektiven Aspekte am Urteil als *logisches Urteilen*, an der Repräsentation des Objektiven *als* Subjektivem in einer Logik einfangen kann, die dann gewiß den Rahmen klassischer Logik sprengt, die aber an Exaktheit und Formalität ihr in nichts nachsteht.

³⁶⁷ Wie wichtig diese Trennung von Denken und Erkennen ist, zeigt in negativer Weise W. Bröcker, der einerseits unisono mit Günther in der Logik Hegels "die Bewegung des sich selbst denkenden Denkens" erkennt, dann aber davon spricht, Hegels Begriff der Erkenntnis meine "nicht wie bei Kant, die Erfahrung, die Anschauung und Denken verknüpft, sondern das Emporheben des unmittelbar Angeschauten in die höhere Sphäre des Denkens". Aus dieser Melange dann folgt zwangsläufig die Kritik gegen ein *Erkenntnis-Denken*, das Günther in Hegel gerade nicht liest: "Was Kant erkennt und Hegel verkennt, ist dies, daß das Verfahren der Erfahrung auf der denkenden Bestimmung von Anschauung beruht, und daß das Denken für sich allein und abgesehen von diesem Bezug zur Anschauung überhaupt nichts zuleisten vermag." Bröcker: *Formale, transzendente und spekulative Logik*. S. 16, 29, 35.

Wiederverwertbare Strukturen

In den Horizont tritt diese exakte Formalität nun mit einem ersten Schritt, der radikal Ernst macht mit dem alten Anspruch der Logik, die allgemeinste Theorie des Denkens – und nicht des Erkennens –, schlechthin zu sein. Anders gewendet betreibt Günther wohl in Parallele zu Husserl, doch in der Verlängerung Hegels, die Erweiterung der Logik hin auf das Subjekt, bleibt also von Husserl um eben jene "Hegelsche Breite" verschoben, wenn er auf dem Weg zu der logischen Abbildung der subjektiven Momente am Urteil in die von Hegel vorgezeichnete, zunächst paradoxe Entscheidung einwilligt, dieses Subjekt selbst in seiner angestammten Hoheitsfunktion preiszugeben. Die Logik, die auch die des Subjekts sein will und so allererst die allgemeinste Form des Denkens zu repräsentieren sucht, wagt den Anschied vom unären Zentrum des Erkennens, das unter der klassischen Logik zu den weder von Kant noch von Fichte gelösten Problemen der Selbstrückbezüglichkeit des (sich selbst) reflektierenden Subjekts führt. Wenn die Identitätslogik dem Denken Probleme bereitet, weil das Denken, die Reflexion, das Erkennen hier allein von einem polar konzipierten Subjekt *ausstrahlt*, dann ist es naheliegend die Frage zu stellen, was sich ändert, wenn das Denken und die Reflexion nicht länger von einem monadologischen Subjekt her vorgestellt wird, sondern als das, was es logisch schon immer zu sein gedenkt, als Denken schlechthin.^[368]

So fragt Hegel als Reflexionslogiker nach der Funktion der drei axiomatischen Sätze, wenn er "ihren Sinn für das Denken nachzeichnen will" (GZ 62) und anerkennt dabei durchaus die besondere Stellung der Axiome, die als einzige Grundsätze des Denkens sich nicht ableiten lassen und damit die in der modernen Mathematik und Logik geforderte Unabhängigkeit und Selbständigkeit eines Axiomensystems gewährleisten.^[369] Doch sieht er ihren Gültigkeitsbereich begrenzt, denn was auch immer mit Hilfe der logischen Begriffs-, Schluß- und Urteilslehre innerhalb der Axiomatik erfaßt wird, wird unausweichlich als Bestimmung eines begriffsbildenden, urteilenden und schließenden Subjekts über einen von ihm in der Reflexion thematisierten Denkgegenstand vollzogen. Ebenso wenig wie es ein Denken ohne Bedachtes Objekt gibt, gibt es für das Denken die Möglichkeit, etwas anderes als das von ihm Objektivierte zu denken; jeder Reflexionsakt basiert somit auf der urphänomenalen Relation von Subjekt-Objekt, Form und Inhalt. Die logische Form, die mit dreifältiger Aristotelischer Trinitarik bereit steht, gewährt so zwar die rationale und regelgerechte Sicherheit, mit der das Denken die Gegenständen seines Denkens manipuliert, verhindert aber, daß im Denken je etwas anderes Gestalt annimmt, als die Objektivität (eines gedachten Etwas). Die absolute und universale Gültigkeit von Identität und Drittersatz, die die Eindeutigkeit/Identität des Objekts garantiert, schließt so aus, daß ein gedachtes, identisches Objekt im Moment der Reflexion je anderes signifiziert werden kann, als eben so. Mithin verbleibt der Gegenstand des Denkens (Inhalt) dem Denken als subjektivem Vollzug (Form/Prozeß) selbst kategorial äußerlich, was Kant für das Ich

³⁶⁸ Entsprechend stellt Henrich, für den die anti-kantische Restitution der monistischen Gleichung von Subjekt und Substanz den Grundsatz des Hegelschen Programms kennzeichnet, diese unter der Identitätslogik antinomische Untrennbarkeit, nach der "genau dieselben Bedingungen, welche es möglich und nötig machen, etwas als 'Substanz' zu beschreiben, es am Ende auch als 'Subjekt' zu beschreiben erlauben", als den wesentlichen Motor der Hegelschen Logik dar. Vgl. Henrich: *Hegels Logik der Reflexion*. S. 204-18, Zitat. S. 206.

³⁶⁹ Demgegenüber wären etwa Sätze "Alles ist, Alles hat Dasein u.s.f. oder Alles hat Qualität, Quantität usw." als Axiome untauglich, da sie ihre Negation als gleichrangig denknotwendig implizieren, diesen Sätzen somit "nicht mehr der Charakter von unmittelbar wahren und unwidersprechlichen Sätzen den Denkens zukommen" kann. Hegel: *Wissenschaft der Logik*. 1. Bd. *Die objektive Logik*. S. 259.

schmerzhaft als die bestimmungslose, allein regulative Idee, die das "Ich denke" begleitet, verbuchen muß.

Hegel aber will sich nicht mit dieser Leere begnügen, er besteht darauf, daß das im Denken sich selbst begegnende Denken gerade auch als subjektives Moment zu Geltung kommen muß und wirft umgekehrt Kant die logische Unausweisbarkeit des Ich-Begriffs vor, solange dieser in identitätstheoretischer Konzeption als atomistische Monade und als Voraussetzung, nicht jedoch als Produkt der Reflexionsbewegung genommen werde. Dann nämlich – solange das Ich nicht zum *Begriff* seiner selbst gekommen sei, es also nur fixe Vorstellung, reiner Name sei—dann sei es in der Tat bereits *sonderbar*, wenn ein solcher, unbegriffener Begriff im Urteil seine eigene Bedingung sein solle und wenig wunderlich, wenn er zum bloßen "X" verkomme.

Aber lächerlich ist es wohl, diese Natur des Selbstbewußtseyns, daß Ich sich selbst denkt, daß Ich nicht gedacht werden kann, ohne daß es Ich ist, welches denkt,—eine *Unbequemlichkeit* und als etwas Fehlerhaftes einen *Cirkel* zu nennen [...], weil das Selbstbewußtseyn eben der *daseyende*, also *empirisch wahrnehmbare*, reine *Begriff*, die absolute Beziehung auf sich selbst ist, welche als trennendes Urtheil sich zum Gegenstand macht und allein diß ist, sich dadurch zum Cirkel zu machen.^[370]

Kommt ihn die Kantische Angst vor dem Kreis bereits lächerlich an, dann sind ihre Konsequenzen erst wahrhaft barbarisch, bedeuten sie, "daß bey dem Denken des Ich dasselbe als Subject nicht weggelassen werden könne", was umgekehrt dann heißt,

daß Ich *nur* als *Subject des Bewußtseins* vorkomme [...] und die Anschauung fehle, wodurch es als ein *Object gegeben* würde; – daß aber der Begriff eines Dings, das nur als Subject existieren könne, noch gar keine objective Realität bey sich führe.^[371]

Damit nun gelangen wir an ein essentielles Motiv in Günthers Denken, das ihn, bei aller Verankerung in der klassischen Moderne, weit in eine Modernität trägt, die zu der Zeit dieser Hegel-Auseinandersetzung noch in ihren Ansätzen nicht sichtbar ist. Hier gründet sich nicht nur der Abgesang des klassischen Subjekts, hier formiert sich darüber hinaus auch die definitive Absage an jede Form einer statisch-essentialistischen Bewußtseinsphilosophie, denn

[f]olgt man diesem überraschenden Gedanken Hegels, daß man beim Denken des Ich als innerlichster Tiefe und subjektivster Transzendenz das Subjekt selbst weglassen müsse und nur den reinen Begriff denken dürfe, dann entdeckt man, daß jener Zirkel im Denken des Selbstbewußtseins aus der Natur des reinen Begriffs selbst folgt. Das heißt aber nichts anderes, als daß das Denken selbst der Grund des Selbstbewußtseins ist – und nicht umgekehrt, wie man das bei Kant vermuten könnte. Der Gedanke des Denkens ist bei Hegel der primäre im logischen Sinne, der Gedanke des Selbstbewußtseins ist sekundär, ist erst aus jenem abzuleiten. (GZ 132)^[372]

Günther also ist bereit, den Zweifel Hegels an der klassischen Logik in ein systematisches Prinzip zu erheben, denn Hegel gelangt zu seiner Preisgabe des sich selbst denkenden Subjekts gerade in der strikten Beachtung der formallogischen Axiomatik. Besagt diese, daß

³⁷⁰ Hegel: *Wissenschaft der Logik*. 2 Bd *Die subjektive Logik* S. 194. Hervhbg. orig.

³⁷¹ Ebd.. Hervhbg. orig.

³⁷² Günthers Perspektive intendiert somit ein Drittes, dringt also tiefer, als es den am Schema von Eigentlichkeit und Uneigentlich orientierten Humanisten Marx und Engels möglich ist, die allein auf einer Umkehrbewegung beharren können. Für sie macht Hegel "den Menschen zum Menschen des Selbstbewußtseins, statt das Selbstbewußtsein zum Selbstbewußtsein des Menschen [...] zu machen." Marx, Engels: *Die heilige Familie*. S. 204.

das sich selbst thematisierende Subjekt als Gegenstand der Reflexion einen für das Denken unmöglichen, weil überdeterminierten Gegenstand produziert (Kants objektives Subjekt-Objekt, Fichtes subjektives Subjekt-Objekt), dann akzeptiert Hegel eben die Unmöglichkeit einer vom Subjekt her angelegten Selbstreflexion und

folgt daraus, wenn wir das Ich als Ich (und nicht als Wesen), als Subjektivität, als innere Notwendigkeit denken wollen, so müssen wir eben auf den Begriff des Subjekts dabei verzichten. Denn wenn wir das Subjekt als reine Allgemeinheit denken wollen, dann ist es eben nicht mehr Subjekt, sondern das Denken selbst. [GZ 129f]

Hier dann formiert sich für Günther der – von Späteren auch und lauter meist – vollzogene Abgesang des klassischen Subjekts, hier figuriert sich aus der von Hegel übernommen Umschichtung eines atomistischen, Ich-Pol-zentrierten und souveränen Reflexionskerns zugunsten eines non-personalen, a-humanen Strukturprinzips, das hier noch *das Denken* heißt, seine besondere Affinität zu Theoremen, die dem (kontinentalen) Geschäft der Alltagsphilosophie erst weit in unseren Tagen als kybernetisches, selbstorganisations- und systemtheoretisches Denken ein ausschaltbares Paradigma geworden sind. Wir werden es am gegebenen Ort vertiefen, doch sei dies als der Grund vermerkt, warum Oehler davon sprechen kann, daß "Günthers Begegnung mit dem amerikanischen Denken unter einem in philosophischer Hinsicht besonders günstigen Stern"^[373] steht. Denn wenn zum einen die strukturtheoretische Grundüberzeugung der frühen Kybernetik die modellierte oder simulierte Einheit als *Prozeß* der Rekursion von Input/Output beschreibt, dann lassen sich diese – zunächst ingenieurwissenschaftlich motivierten – Konstruktionsvorschriften innerhalb einer kognitionstheoretisch orientierten Kybernetik als Preisgabe der präexistenten, statischen Einheit "Subjekt" verstehen; und zwar zugunsten einer vom anthropogenen "Material" vollkommen losgelösten, allein funktional und gegen ihr materiales Substrat indifferent zuschreibbaren Qualität "Subjektivität". Und zum anderen können die Kognitionsmodelle der *second order cybernetics* wie auch der Autopoiese, die im Zuge der paradigmatischen Einbeziehung des Beobachters in die Beobachtung später dann diese einfache Rekursion noch einmal potenzieren, als Vermeidungsstrategeme gelesen werden, den blinden Fleck der Kognition zu überwinden, der sich innerhalb der – für das identische und von keiner Differenz durchzogene Beobachtungszentrum (monadisches Subjekt) allein nur möglichen – linearen Abbildstruktur nicht umgehen läßt. Der blinde Fleck, die regulative Idee, die leere Vorstellung Ich, "welche sich nicht damit einläßt, weder Ich noch den Begriff zu begreifen, kann [aber] nicht dazu dienen, das Begreifen des Begriffs zu erleichtern oder näher zu bringen",^[374] und demgemäß prätendiert Heinz von Foersters "Topologie der Geschlossenheit"^[375] nichts anderes, als "die sich selbst zum Gegenstand habende Beziehung seiner selbst",^[376] was aber nur dann Erfolg verspricht, wenn der subjektive Prozeß *als* subjektiver Prozeß der Objektivation des "Subjekts" nicht jenseits der subjektiven (Selbst)Beschreibungsmöglichkeit des "Subjekts" bleibt.

Hier also wird nicht nur vehement gebrochen mit dem der Tradition einer monadologischen Subjektivität erwachsenen Konzept des ursprünglichen Reflexionszentrums, mit dem in atomistische Egologie führende Begriff des Subjekts selbst. Hier wird in Folge dessen auch die Primordialität der *erkenntnishaften* Beziehung von Subjekt und Objekt, die den falschen

³⁷³ Oehler: *Gibt es eine dialektische Logik?* (Art.).

³⁷⁴ Hegel: *Wissenschaft der Logik*. 2. Bd. *Die subjektive Logik* S. 19.

³⁷⁵ Vgl. v. Foerster: *Gegenstände: greifbare Symbole für (Eigen-)Verhalten*. S. 103-11.

³⁷⁶ Hegel: *Wissenschaft der Logik*. 2 Bd. *Die subjektive Logik* S. 195.

Eindruck einer originären, ursprünglichen und nicht weiter hintergehbaren Leistung erweckt",^[377] als abkünftig, als allererst konstruiert – oder um mit Husserl gegen Husserl zu sprechen – als Produkt der Idealisierung gegenüber dem nunmehr hinsichtlich seiner Ordnung/Organisation zu betrachtenden vorgängigen Prozeß: Denken, Reflexion, aufgegeben.

Erklärt dies die Nähe Günthers zu amerikanischer Modernität, so findet sich gleichzeitig darin der Grund für Ablehnungen Günthers auf Seiten des dialektischen Materialismus. In dem Augenblick, in dem die prozessual begriffene, sich dem Linearitäts- und Identitätsdenken verweigernde, kybernetische Substitution des Subjekts durch den (mehrfach) geschlossenen Kreis sich anschickt, Subjektivität in den dort beobachteten Regelkreisen gründen zu wollen, wird jede Binär-Ontologie, also auch die des *Dia-Mat*, überfordert, diesem metaphysischen Zwitter seinen Ort zuweisen zu können. "Für Hegel", so beharrt Marx in einer hinreichend zitierten Passage auf der eindeutigen Zuordnung innerhalb der Geist-Materie-Dichotomie, "ist der Denkprozeß, den er sogar unter dem Namen Idee in ein selbständiges Subjekt verwandelt, der Demiurg des Wirklichen, das nur seine äußere Erscheinung bildet. Bei mir ist umgekehrt das Ideelle nichts anderes als das im Menschenkopf umgesetzte und übersetzte Materielle."^[378] So bleibt dem dialektischen Materialisten – nicht weniger als dem Idealisten – der ontologische Ort versagt, an dem die innerhalb der "kybernetischen Dekonstruktion" neu erwachsene "Subjektivität" sich materialisieren könnte, die gerade nicht mehr (klassisches) Subjekt ist und doch nicht reines Objekt, die vielmehr auf eine dritte ontologische Komponente zielt, denn die "Idee" ist ein Prozeß, in dem sich die [...] Momente der Subjektivität und Objektivität gegenseitig durchdringen."^[379] Eben weil das alte ontologische und metaphysische Schema von Subjekt und Objekt, von Geist und Materie sich als zu eng erweist, diesem sich neu konstituierenden Prozeß der Verschmelzung seine genuine Qualifizierung zu ermöglichen, kann Günther den Nexus von Kybernetik und Metaphysik unmittelbar ziehen, und wenn schließlich – wir können es vorgreifend erwähnen – *Information* als diese dritte metaphysische Komponente auftritt, dann ist es nur naiv, ihm einen Rückfall in traditionelle Metaphysik vorzuwerfen, da das Erscheinen der neuen Dimension notwendig die im überkommenen Sinn gänzlich anti-metaphysische Termination und Transformation der ehemals allumspannenden Dualität bedeutet.

³⁷⁷ Zitterbarth: *Der Erlanger Konstruktivismus*. S. 75.

³⁷⁸ Marx: *Das Kapital*. S. 27. (Nachwort zur 2. Aufl.)

³⁷⁹ Fleischmann: *Hegels Umgestaltung der Kantischen Logik*. S. 206. Fleischmann markiert die Divergenz der Hegel'schen Logik gegenüber Kant anhand der auch von Günther konstatierten Differenz von Erkenntnis (Kant) und Denken (Hegel), kommt aber zu dem Schluß, der Kerngedanke der Kantischen Philosophie, die *transzendente Einheit der Apperzeption*, erscheine bei Hegel als der *Begriff*, "unter der Bedingung, daß es [Kants transzendentes Ich] hier kein statisches Sein, sondern einen Prozeß bedeutet: die Tätigkeit des freien Gedankens, der keines Inhalts 'von außen' bedarf, vielmehr seine Bestimmung aus sich selbst hervorbringt." (a. a. O., S. 198) Obwohl es schwer fällt, in der stark rezeptiv anlegten, vor allem aber hinsichtlich der Selbstreferenz defizitär verbleibenden Struktur der transzendentalen Apperzeption den (zirkularen) Produktiv-Charakter des Hegel'schen *Begriffs* wiederzuerkennen, werten wir die von Fleischmann einschränkend gezogene Differenz *statisch/dynamisch* als weiteres Indiz für die – Günther in Abrede gestellte – Nähe und Fruchtbarkeit Hegels im Zusammenhang mit den (scheinbar) vollständig heterogenen *feedback-mechanisms* der Kybernetik.

Im Schwerefeld der Logik

Günther also wird sich unausgesetzt und vehement um eben diesen neuen "ontologischen" Ort bemühen, der ihn von der philosophischen Kathederweisheit nicht weniger entfernen wird, als von den materialistischen Weggefährten. Dabei ist der Graben bereits schon hier erkennbar als eben jener Abstand, der sich über die divergierende Einschätzung des Subjekts als die weiteste Kluft zwischen Günther und Husserl, ja zwischen Günther/Hegel und der gesamten Tradition bestimmen läßt. Doch gerade damit ist der erste wichtige Schritt hin zur formalen Entgrenzung der Logik getan, kann nun das Denken den differenz- und reflexionstheoretisch unabdingbaren Eintrag der Unterscheidung in die Identität vollziehen. "Allein das Selbe ist nicht das Gleiche" wird Heidegger später fassen,^[380] was hier nun denkbar wird, wenn Subjektivität als unärer Kern und unteilbare Identität dem Denken nicht länger die Fessel der Drei-Satz-Axiomatik auferlegt. Bei Hegel erscheint die demgegenüber vorgestellte Subjektivität konsequent als "die reine *einfache Negativität*, eben dadurch die Entzweyung des Einfachen, oder die entgegengesetzende Verdopplung, welche wieder die Negation dieser gleichgültigen Verschiedenheit und ihres Gegensatzes ist",^[381] und wir werden sehen, wie die Logik dieser "Subjektivität" den ihr eigenen Formbegriff zu gewinnen hat, besteht für sie nun die Notwendigkeit (und Möglichkeit), die urphänomenale Differenz von Denken und Gedachtem in der Selbstapplikation des Denkens aufrecht zu erhalten, ohne die Identität zu sprengen. Es ist der Eintrag der Differenz in die Identität,^[382] also die Dialektisierung der Form und es wird zu fragen sein, wie weit den logischen Spekulationen Hegels ein tauglicher Formbegriff korrespondiert. Ansätze dazu lassen sich sicherlich erkennen, Hegel spricht von der Untrennbarkeit der zwei Formen, in denen es [das Subjekt] sich [sich] selbst entgegensetzt",^[383] sowie von der "Verdopplung der Form", wenn der Inhalt "die gleichgültige, äußerliche Form" der Form bildet,^[384] er unterscheidet

³⁸⁰ Heidegger: *Identität und Differenz*. S. 35.

³⁸¹ Hegel: *Phänomenologie des Geistes*. S. 18. (Vorrede). Hervhbg. orig.

³⁸² Damit betritt Günther (als erster) das systematische Neuland formallogischer Selbstreferenz, das später als operationsfähige Dialektik sein Thema wird und betritt es von allem Anfang an auf einer deutlich tieferen Ebene als Luhmann, der es gerade in diesem Zusammenhang süffisant den Dialektikern überläßt, "die Identität von Identität und Differenz" zu erklären. (*Soziale Systeme*. S. 26) Für Luhmann erübrigt sich dies, da er das Phänomen Selbstreferenz bereits mit dem von Fichte hinreichend abgedeckten Gedanken "der Simultanverweisung auf sich selbst und anderes" bzw. in "der Differenz von Selbstverweisung und Fremdverweisung" für gegeben und geklärt hält (a. a. O., S. 606f). Somit wird, unter dem Stichwort *Reflexion* als einem von drei Modi der Selbstreferentialität, die entscheidende Frage nach der Bedingung der "Operation, mit der das System sich selbst im Unterschied von seiner Umwelt bezeichnet" (a. a. O., S. 601) über die allererst davon abhängige (und identitätstheoretisch unproblematische) Frage nach der "Differenz von Identität und Differenz" (a. a. O., S. 607) explizit undialektisch beantwortet. Daß Selbstreferentialität jedoch darüber hinaus als Simultanität der Verweisung *auf sich (als sich selbst und anderes) und anderes* erfaßt werden muß, also durch die Verdopplung/Wiederholung der System/Umwelt-Differenz im System selbst sowohl ein "adequate 'image of itself' inside the system" sowie die Unterscheidung zwischen "the image of the original and the original" zu leisten hätte (Levebrvre: *Second Order Cybernetics*. S. 125), wird davon nicht eingefangen. Solches setzt – wenn die Theorie sozialer Systeme antritt, die "auf Erkenntnis spezialisierten Systeme" zu lehren, "wie sie sich selbst auf diesen Sachverhalt [Selbstreferenz] einrichten könnten." (a. a. O., S. 31) – dann vielleicht doch einen Blick auf Hegels Konzept der totalen Reflexion voraus.

³⁸³ Hegel: *Wissenschaft der Logik*. 2. Bd. *Die subjektive Logik*. S. 195 Hervhbg. J. C.

³⁸⁴ Hegel: *Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften*. S. 133.

die "substantielle Form", die "zur Allgemeinheit befreite Begriffsform"³⁸⁵ sowie die "absolute Form", die "an ihr selbst ihren Inhalt" hat.³⁸⁶

Implizit ist damit bereits das Urteil über die bloße Umkehrung des Logischen als der Inversion der alten Objekt-Logik gesprochen, wie sie sich im Anschluß an Fichte und Husserl verfolgen ließe, entbehrt die Umkehrung allein noch der Möglichkeit, sich in eigener Form den signifikanten formalen Raum ihrer differentiellen Repräsentation zu eröffnen. Denn obwohl Husserl zu der wichtigen Forderung der Erweiterung der Logik um das subjektive Moment gelangt, testiert Günther bereits in der Auseinandersetzung mit Fichte,

ein Hinausgehen über die traditionelle Logik sei nicht in der Weise möglich, daß man analog zu der kantischen Wendung zum Subjektivismus [...] nun einfach der alten objektivistisch orientierten traditionellen Logik eine subjektivistisch orientierte Logik als ihr gerades Gegenteil gegenübersetzte, um damit ein brauchbares Organon philosophischen Denkens zu gewinnen. (GZ 178)

Defizitär bleibt dies aus zwei Gründen. Erstens erreicht die von Fichte/Husserl betretene Ebene logischer Inversion—auch unter der Prämisse, eine solche subjektive Logik stünde zur Verfügung—zunächst nur die Umkehrung der überkommen Logik; und selbst unter der Voraussetzung, daß eine dieser inversen Logik adäquate Form konzipierbar wäre, stünden beide Logiken allein "in absolutem Gegensatz zu einander, weil ihre 'Gegenstände' in ihnen als absoluter Gegensatz aufgefaßt werden müßte" (GZ 170). Formallogisch gefaßt bedeutet das aber nicht anderes, als

daß die eine Form die reine Negativität der anderen ist. Als solcher ist der Gegensatz der beiden Formen völlig unbegreiflich [...] weil ja nur die eine Seite dieses Gegensatzes positiv definieren kann, für die andere dasselbe aber nicht mögliche ist, da sie ja nichts weiter als einfache Negation der Positivität der ersten Form ist. (GZ 170)

Zum zweiten und viel schwerwiegender drängt sich an dieser Stelle die Frage nach möglichen Beziehung zweier rein invers vorgestellter Logiken auf, d.h. "wie verhalten sich jene beiden Formen in der Einheit des Denkens überhaupt zu einander? Dabei machen wir eine ganz überraschende Entdeckung. Ihre Beziehung zu einander wird als vollkommene Disjunktion gedacht." (GZ 171) Eine solche disjunktive Umkehrung allein also würde die klassische Logik als solche nicht transzendieren, die bloß oppositionelle Gegenrichtung verläßt kategorial nie den zu erweiternden Ausgangsrahmen, denn "[d]er einfache, absolute Gegensatz ist selbst eine Strukturform der alten Logik." (GZ 174)

Hier sieht Günthers logischer Blick tiefer, erkennt – in Antizipation des dekonstruktivistischen Gestus – die Vorläufigkeit, letztlich die unweigerliche Immanenz, die jeder bloßen Opposition anhängt, so sie als alleinige Umkehrbewegung (notwendig vergeblich) versucht, das ursprüngliche System zu verlassen. Anders gewendet erkennen wir hier die frühe Figuration jener grundsätzlichen, an der Hegelschen Dialektik erwachsenen Bewegung, die später als *Transjunktion* die Verwerfung *intra-kontextueller* Alternativen, also der im logisch homogenen Raum allein zur Verfügung stehenden Dualität von Position und Negation insgesamt leistet, um sie zum *inter-kontexturalen* Gewebe der Polykontextualität zu verknüpfen. Zwar liegt dies weder begrifflich noch systematisch in der Reichweite der *Grundzüge*, doch ist die Anlage deutlich abgezeichnet, wenn bereits hier die bloße Inversion als unzureichend erkannt wird, um das Entkommen zu generieren: Die

³⁸⁵ Hegel: *Wissenschaft der Logik*. 2. Bd. *Die subjektive Logik*. S. 192.

³⁸⁶ A. a. O., S. 25.

so als gegenseitige Negation verfaßten Logiken stünden als absoluter Widerspruch genau unter dem trinitarischen Axiomensystem, das sie zu verlassen suchen, das "Verhältnis der beiden Formbereiche des Denkens würde dann selbst nur durch die Struktur des durch die traditionelle Logik bestimmten Denkens zu begreifen sein und der Versuch aus der traditionellen Logik hinauszukommen wäre damit gescheitert." (GZ 178)³⁸⁷ Um der Dreifalt der Aristotelischen Logik über eine bloß negative Wiederholung hinaus ein tatsächliche Alternative entgegenzusetzen, muß das Denken deren Universalanspruch nicht nur als radikal begrenzt nachweisen, es muß vielmehr diese Grenze selbst zur positiven Basis einer darauf möglichen Verwerfung, resp. Aufhebung funktionalisieren. Ohne dieses kategorische Verlassen in Richtung auf eine von der klassischen Axiomatik nicht mehr abgedeckte Weiterung des Logischen, bleibt jede immanent-konservative Verdopplung in einem Dilemma verfangen.

Entweder muß man dieses Verhältnis als absolute Disjunktion auffassen: das Innerliche ist das, was das Äußerliche *nicht* ist und umgekehrt. Oder aber man sieht das gegenseitige Verhältnis beider Logiken nicht als strenge Disjunktion an, so daß sich die Geltungsbereiche beider logischer Sphären teilweise (oder ganz?) überdecken. Nimmt man den ersten Fall an, so zerstört man dadurch die Möglichkeit zweier nebeneinander bestehender logischer Strukturen, daß man unweigerlich gezwungen ist, das gegenseitige Verhältnis der beiden Logiken unter dem Satz vom ausgeschlossenen Dritten zu denken, denn es ist dann immer etwas entweder innerlich *oder* äußerlich, entweder subjektiv *oder* objektiv. [...] Es wären dann wohl zwei inverse logische Strukturen, eine subjektive und eine objektive, denkbar, aber nur innerhalb eines noch allgemeiner angelegten objektivistischen Geltungsbegriffes. [...] Entscheidet man sich aber für die andere Möglichkeit, das Verhältnis der beiden Logiken nicht als einander ausschließendes zu denken, dann ist das Verhältnis der beiden Geltungssphären nur als variable Funktion einer *dritten* formalen Logik zu definieren. Jene dritte formale Logik müßte dann konsequenterweise (um ihr Verhältnis zu den beiden ersten auszudrücken) auf einer vierten beruhen, und so ginge das [...] weiter, ohne daß ein Ende abzusehen wäre. [GZ 183f Hervhbg. orig.]

Das neue Leistungsprofil

Wie aber ist das intrikate Verhältnis der beiden Logiken vorzustellen, daß ihre parallel-inverse Struktur simultan sowohl distinkt wie auch als äquivalente Gegenläufigkeit aufrechterhalten werden kann? Eine Lösung zeichnet sich ab, wenn der Blick auf die genauere thematische Bestimmung der beiden Logiken fällt, wenn anders gewendet danach gefragt wird, wie Günther nun die subjektive Seite – dann zwangsläufig im Gegensatz zu Husserl – eingrenzt, damit sie nicht wie bei diesem in bloßer Inversion verklingt.

Zu vermuten ist – denn die Gegenläufigkeit soll ja nicht aufgegeben, vielmehr integriert werden – zu vermuten also ist, daß die Konstitutionsbedingung einer gesondert identifizierbaren und doch verbundenen Inversion sich dem Schema der Hegelschen Aufhebung bedient, stellt dies die Möglichkeit einer transformatorischen Wiederholung

³⁸⁷ Eben darum weigert sich Flach: *Die dreifache Stellung des Denkens zur Objektivität.*, die These Henrichs von der allein via negationis möglichen Bestimmung der Seinslogik (s.o.) zu unterschreiben, und kommt in schöner argumentativer wie terminologischer Koinzidenz mit dem von ihm an keiner Stelle erwähnten Günther zu dem Ergebnis, daß die "Inversion der beiden Themata von Sein und Sinn [...] somit alles andere als ein schlichtes Negationsverhältnis" ist (a. a. O., S. 17). *Sein* und *Sinn* als dis zwar gegenläufige, jedoch vermittelte Doppelthematik Hegels zu beschreiben (vgl. a. a. O., S.14-18), ist das, hiermit vorweg genommene, explizite Ziel der *Grundzüge*, (ausführlich aufgenommen in *Idee und Grundriß*, weswegen wir denjenigen, die an einer kurzen Zusammenfassung des IV. und V. Kapitels der *Grundzüge* interessiert sind, den Text von Flach guten Gewissens antragen können.

bereit, und ihrer Mechanik entsprechend hält Günther in einem ersten Schritt ausdrücklich daran fest, "daß alles Denken *immer* das Denken eines gegenständlich gemeinten Etwas sei". (GZ 187. Hervhbg. orig.) Diese Grundtatsache der traditionellen Logik ist auch für ihn "ein ganz unbezweifelbares Faktum. Was wir aber bestreiten, ist die Deutung, die dieser Tatsache gegeben wird" (GZ 187), denn die Interpretation dieser Tatsache in der traditionellen Logik beansprucht, mit dem so beschriebenen Objektivationsverhältnis bereits das Gesamt des Denkbaren abgedeckt zu haben: Alles, was gedacht wird, wird als Objekt gedacht.

Hier aber schert Günther aus, folgt Hegel in dessen Einschätzung, daß mit dem einfachen Objektivationsverhältnis nicht nur nicht das All des Denkbaren ausgesagt werde, daß viel weitergehend mit dem so bezeichneten Verhältnis des Denkens zur Objektivität der Boden der Logik noch gar nicht betreten sei. "'Stellung zur Objektivität' überhaupt", so lautet das Argument im Anschluß an die *Kleine Logik* im *Vorbegriff* der *Enzyklopädie*, "ist ein vorlogisches Verhalten, welches Voraussetzung jeder möglichen Form des Denkens ist." (GZ 187f) Wenn dem gegenüber die klassische Logik mit den Sätzen ihrer Axiomatik beansprucht, das Denken in seinen weitesten und nicht hintergehbaren Möglichkeiten bereits gefaßt zu haben, so reduziert ihr Charakter, Logik des Objekts zu sein, sie dahingehend, daß "diese Axiomatik [...] nur die *erste* Stellung des Gedankens zur Objektivität wieder[gibt]." (GZ 188. Hervhbg. orig.) – eben jene erste Stellung, die Hegel im *Vorbegriff* als die erkenntnistheoretische Naivität des Empirismus brandmarkt, der in einfacher Reflexion sich vorkritisch des Seins zu bemächtigen glaubt. Dergestalt erfaßt die klassische Logik mit ihrer Axiomatik "aber nicht [die] allgemeine Stellung schlechthin, sondern eine *bestimmte* Stellung des Denkens" (GZ 188), und gibt damit – in der Terminologie des Idealismus – ihren eigentlich dogmatischen Charakter zu erkennen. Im Lichte der *drei Stellungen des Denkens zu Objektivität* existiert aber eine "solche allgemeinste Beziehung [...] *als logische* gar nicht." (GZ 188. Hervhbg. orig.)

Denken bedeutet bereits *bestimmte* Beziehung auf die Objektivität. Denn wenn man von dem Satz 'Ich denke etwas' als Urstruktur ausgeht, so erhebt sich sofort die Frage: in welchem Sinne soll dieses 'Etwas' gedacht werden? Soll jenes 'Etwas' als Aeußerlichkeit oder als Innerlichkeit 'gesetzt' werden? Jenes urphänomenale 'Etwas' wird also, wenn es zum *logischen* 'Etwas' wird, sofort in einem zweifachen Sinn deutbar. Die urphänomenale Struktur des 'Ich denke etwas' ist also doppelsinnig. [GZ 188f Hervhbg. orig.]

Hier aber bleibt die klassische Axiomatik die Antwort schuldig, ob – in Analogie zum *Vorbegriff* – der gedachte Gegenstand im Sinn der *ersten* oder *zweiten Stellung des Gedankens* zur Objektivität interpretiert werden muß, denn die beiden Stellungen differenzieren das Objekt des Denkens gerade so, "daß im ersten Fall das Sein als an sich Seiendes, mithin als vom Denken unabhängiges gedacht wird, daß man aber im zweiten Fall das Sein gerade als Bedachtes Sein denkt." (GZ 83) So ist die von der Logik thematisierte Objektivität nicht nur eine einseitige Fixierung, sondern darüber hinaus die vorschnelle und fälschliche Präntention einer eigentlich prä-logischen Extension; das Thema *Objektivität* definiert als solches noch gar nicht einen logischen Problembereich, da erst die Frage: "wie, unter welchem Gesichtspunkt ist das neutrale Etwas der Objektivität wirklich denkbar?" (GZ 190) den Rahmen logischer Fragwürdigkeit erreicht. Anders gewendet: *Daß* etwas gedacht wird, daß also ein Objekt im Denken erscheint, ist die notwendige und also banale Voraussetzung des Denkens schlechthin, ist für sich genommen unter logischem Aspekt von keinerlei Aussagekraft. Logisch relevant erst wird die Frage, *wie* der Gegenstand im Denken erscheint, in welcher logischen Funktion er thematisiert wird, denn "[e]in Objekt des

Denkens kann immer im Sinne (mindestens) zweier Themata des Denkens gedacht werden." (GZ 191)

So deutet sich näherungsweise die thematische Füllung an, die Günther der zweiten, subjektiven Logik zuschreibt, wenn er das Thema der traditionellen Logik als das "der echten Objektivität am Denkgegenstand" umreißt (GZ 192), der gegenüber nun die zweite Thematik erscheint, innerhalb derer sich das selbe Objekt "unter dem Thema des Sinnes denken läßt." (GZ 192) An dieser Stelle aber wird die klassische Logik überbortet, läßt sich die Frage nach der zweiten Thematik dahin umformulieren, "ob die an sich gegen jede Bestimmung indifferente Objektivität des Denkens überhaupt auch unter einem anderen Gesichtspunkt als dem der Identität bestimmt werden kann." (GZ 190) Daß Hegel wie Günther dies bejahen ist evident; in dem Moment, in dem nicht nach dem Sein des Denkgegenstandes gefragt wird, "sondern nach dem Sinn, der im 'Etwas' gedacht wird" (GZ 192), wendet das Denken sich rekursiv auf sich zurück und

gewinnt sich so selbst zum Gegenstande. Es meint hier das von ihm Gedachte nicht als ein Anderes gegenüber dem Denken, sondern als ein mit sich identisches. Es meint gewissermaßen den Sinn des Denkens selbst, seine eigene Innerlichkeit. (GZ 192)

Wird die Indifferenz der Objektivität in die identitätstheoretisch unmögliche Dopplung ihrer Thematisierung als identisch/verschiedene unterschieden, so gründet sich mit dieser *zweiten Stellung* des Denkens zu seinem Objekt dann das inverse Moment des Logischen: "Sinn ist neben Sein das zweite Thema des Denkens von 'Etwas' (GZ 192), wenn der "Denkgegenstand nicht als *seiender*, sondern als gedachter Sinn gedacht" wird. (GZ 192. Hervhbg. orig.) Damit dann können wir erneut und vollständig zitieren, was oben mit einer Auslassung bereits erwähnt wurde, als das Projekt Günthers unter dem Stichwort der *logischen Hermeneutik* in vermeintlich gefährlicher Nähe zu den ontologisierenden Verquickungen der Semantik erschien. Denn nun sind wir mit *Sein* und *Sinn* als dem nicht nicht-ergreifbarem Interpretationsrahmen am Ort dieser Hermeneutik angelangt.

Jeder Gegenstand des Denkens ist grundsätzlich gegenüber der Möglichkeit, ihn entweder als Sein oder als Sinn zu deuten, offen. Das Verhältnis, das das Denken der Gegenständlichkeit gegenüber einnimmt, ist ein hermeneutisches. Denn die Gegenständlichkeit wird durch das Denken im Sinne der beiden Themata *gedeutet*. Denkobjektivität überhaupt ist nichts weiter als mögliches Material einer logischen Hermeneutik. [GZ 194. Hervhbg. orig.]

Das subjektive Moment der Logik verbleibt in der Konzeption Günthers somit vollständig jenseits jeder Psychologisierung und Ontologisierung, meint ebensowenig eine erkenntnistheoretische Erweiterung im Sinn der Husserlschen Logik der intersubjektiven Konstanten erfahrend-urteilender Konstitutionen, sondern bezieht die Kategorie des Subjektiven erneut aus der *objektiven Thematik*, jedoch nun in seiner Form als subjektiver Reflexionsprozeß.

Gerade das war gemeint, wenn davon die Rede war, *daß das Denken auf Objektives als Subjektives gehen müßte*, doch ist damit noch nicht beantwortet, wie die Simultaneität von Einheit und Distinktheit der beiden logischen Thematiken gewährleistet werden kann. Hegel bietet hierzu die mit der *dritten Stellung des Denkens zur Objektivität entwickelte Vermittlung* an, die, insofern sie "die beiden logischen Grundthematiken in eine thematisch allgemeinere, universale logische Struktur transformieren will, [...] selber Thematik einer neuen logischen Sphäre" werden muß. (GZ 197) Eine neue Sphäre, aber nicht eine *absolut* neue, d.h. die damit betretene Sphäre muß die ihr voraus liegenden zum einen "als entgegengesetzte oder unmittelbare enthalten", dabei zum andern "dieselben als vermittelte enthalten", und sie muß schließlich "die Einheit jener Themata als entgegengesetzter und

vermittelter sein." (GZ 204) Das ist nicht wenig und Günther verkompliziert noch weiter, "daß das Denken weiterhin die Einheit aller drei in der Einheit des Denkens gesetzten Verhältnisse sein soll." (GZ 204)

Somit wäre zunächst die Aufgabe formuliert, die die Vermittlung zu leisten hätte, nämlich "ein universales System der begrifflichen Momente des Denkens überhaupt zu erzeugen" (GZ 214), und die oben gestellte Frage nach der möglichen Einheit der drei Motive wäre erst in ihrer ganzen Breite entwickelt. Die Antwort aber steht noch aus, auch wenn als erste negative Bestimmung damit deutlich ist, wie sie nicht zu lauten hat: Die gesuchte Einheit darf nicht als bloß additive Synthesis der beiden inversen Thematiken gedacht werden, würden damit die subjektiven und objektiven Momente sich weiterhin als objektive Gegensätze gegenüberstehen. So nämlich bliebe "die Einheit des Denkens, in der hier die subjektiven und objektiven Momente als absolute Gegensätze gedacht werden, selber objektiv thematisiert" (GZ 205), was aber über den Kantischen Standpunkt nicht hinausführt. D.h. dem "kantischen Problem einer objektivistischen Synthesis des Erkennens tritt hier das Problem einer subjektivistischen Synthesis des reinen Denkens gegenüber" (GZ 214); um das subjektive Moment in der Einheit selbst erscheinen lassen zu können, muß also über Kant hinaus stipuliert werden, "daß das Denken nicht die Einheit im Sinne des ersten oder zweiten Verhältnisses ist, sondern Einheit der Einheit von einfacher Unmittelbarkeit und Vermittlung." (GZ 206) Es geht, um an die oben benutzte Terminologie anzuknüpfen, darum, die Einheit des objektiven Subjekt-Objekts (Kant) und des subjektiven Subjekt-Objekts (Fichte) im Denken zu generieren, aber eben so, daß sie im *Denken als gedachte* selbst nicht mehr unter die Denk-Objektivität fällt.

Problematisch wird solches für die damit endgültig überforderte klassische Logik, wenn nun anstelle der linearen Abbildungsrelation das Modell des Kreises tritt, wenn das Verhältnis und damit die Einheit der beiden logischen Thematiken im Bilde "zweier konzentrischer Kreise" entworfen wird. (GZ 178) Gegenüber einer additiven und dem Denken nur objektivierbar zugänglichen Synthesis gestaltet sich dann "die Verbindung zwischen subjektivem und objektivem Subjekt so, daß das subjektive Subjekt-Objekt über das objektive Subjekt-Objekt übergreift." (GZ 209) Als der weitere der beiden Kreise enthält "[d]as subjektive Subjekt-Objekt [...] also in sich sowohl das subjektive Subjekt-Objekt als auch das objektive Subjekt-Objekt" (GZ 209), und das Hegelsche Konstrukt der Vermittlung bedeutet eine Synthesis nur insofern, als "das eine Thema über sich selbst und sein anderes (Thema nämlich) übergreift." (GZ 212)

Ist damit allererst die Mechanik beschrieben, so gewinnt die Struktur der Vermittlung der beiden logischen Themata ihre grundlegende Bedeutung für das Formproblem, wenn Form und Inhalt nun nicht länger in absoluter Dichotomie aufrecht erhalten werden können. Die Konzentrik der Thematiken birgt in ihrem inneren Kreis zwar noch immer die Form der Unmittelbarkeit der ersten Stellung des Denkens, also die Form der klassischen Logik, doch generiert die Vermittlung, gerade weil sie nicht als einfache Synthesis die Themata in totaler Disjunktion beläßt, die Notwendigkeit und die Möglichkeit, daß die erste Form für Objektivität, i.e. die klassische Abstraktionsform, in der *Thematik der Innerlichkeit* selbst zum Inhalt wird, denn "der Inhalt der Begriffe zweiter Thematik ist ja immer nur der Begriff selbst." (GZ 211) Hier also "richtet sich das Denken nicht auf ein naiv – also echt – objektives Gemeintes, sondern auf sich selbst. D.h. es wird jetzt nicht mehr echt Objektives, sondern es werden auf Objektives gerichtete (oder Objektives meinende) Gedanken gedacht." (GZ 57) Solches aber kann vom klassischen Formbegriff nicht mehr abgedeckt werden, Günther weist dementsprechend auf die Russellschen Paradoxien hin, die ihren Ursprung eben in Ermangelung der von ihm geforderten Verdopplung, bzw. Dialektisierung

der Form haben, insofern auf der Ebene der zweiten Thematik "der Begriff [...] hier immer der Begriff [ist], der sich selbst enthält." (GZ 211)

Demgegenüber erwächst dem Form-Inhalt-Schema hier aber eine vollkommen neue Situierung, der Möglichkeitsrahmen der Logik wird so erweitert, daß die antinomische Grundsituation der Selbstreferenz von vornherein durch die im Zuge der Verdopplung der Form erstmals manipulierbare Überdetermination der (alten) Form unterlaufen wird, denn

das Thema des Denkens ist hier *methodisch* zwar subjektivistisch, inhaltlich aber enthält die Thematik der Innerlichkeit

- 1) die Thematik der Äußerlichkeit (das objektive Subjekt-Objekt)
- 2) die Thematik der Innerlichkeit (das subjektive Subjekt-Objekt). (GZ 212. Hervhbg. orig.)

So verbinden sich Logik des Seins und Logik des Sinns als absolute und vermittelte Gegensätze, und der Übergriff der einen über die andere transformiert die ehemals in nicht bezweifelbarer Differenz gehaltenen Komponenten von Form und Inhalt nunmehr als logische Korrelationen" (GZ 214) in die standpunkt –, d.h. themenabhängige Variabilität des dialektalen Umschlags. Standpunktabhängigkeit – und dies muß deutlich hervorgehoben werden—meint jedoch nicht die ins Belieben gesetzte Freiheit, *entweder* die eine *oder* die andere Perspektive beziehen zu können. Ein solches punktuelles, in Sukzession angelegtes *switching* ließe sich als "logischer Relativismus/Perspektivismus" von einem klassischen Standpunkt aus gerade auch vollziehen, wenn die disjunktiv bezogene Jeweiligkeit—entweder seins- oder sinnorientiert—als die aktuell je bezogene, dann allerdings exklusive thematische Orientierung in vollgültiger Absolutheit der Identitätstheorie interpretiert werden kann. Demgegenüber bedeutet *logische Korrelation* die Zeitgleichheit des klassisch nie synchronisierbaren Sowohl-als-Auch der Thematik der Äußerlichkeit und Innerlichkeit in der umfangenden Einheit des Denkens.

In diesem Sowohl-als-Auch erkennen wir dann nicht nur die Figur der zeitgleichen Standpunktpluralität, die später dem Kontexturbegriff das Präfix "poly" voranstellen wird. Wir sehen hier bereits die wesentliche Differenz gegenüber dem zur Zeit der *Grundzüge* noch eher im Verborgenen und dort erst in Ansätzen formulierten Durchbruch, mit dem Tarski der logischen Syntax zu ihrer semantologischen Erweiterung verhelfen wird, wenn sich an dieser Stelle nun die für Günther charakteristische Ablehnung der Stufung in Objekt- und Metasprache einträgt, wie sie die Semantik als ihren Grund errichten wird. Das Hegel'sche Diktum *Das Wahre ist das Ganze*³⁸⁸ ist Günther das ernstzunehmende Motiv, nach dem Sinn und Bedeutung sich formal nicht in der Logik werden repräsentieren lassen können, solange diese allein als erneute und infolgedessen infinite Abstraktion(sfolge) das Schema der Objektivation perpetuiert. Damit erreichbar wird strukturell nur die *einfache Reflexion*, gerade ihre Form wiederholt sich identisch zwischen Objekt- und Metasprache in der für die Semantik nicht erreichbaren Gleichzeitigkeit der Besetzung des gleichen Datums als Form *und* Inhalt. Zwar kann dort die Metasprache auf höherer Ebene erneut zur Objektsprache werden, doch ist sie dann eben Objektsprache, und ist dies dort ausschließlich. Nichts wäre für dieses Model giftiger, als die von Günther postulierte Simultaneität, sowohl eines wie anderes und beides zugleich zu sein, führt solches – solange nur *ein* Formbegriff zu Verfügung steht – genau in jene Paradoxien zurück, die zu überwinden die Semantik antritt. Daß diese Dopplung dennoch denkbar werden kann, hängt

³⁸⁸ Hegel: *Phänomenologie des Geistes*. S. 19. (Vorrede)

aber an der Differenz der Form; sie darf nicht länger der alten Dichotomie (gegenüber dem Inhalt) entspringen:

Die Sinnlogik kennt deshalb auch keinen Gegenstand, von dem sie zu abstrahieren hat. Sie ist sich selbst ihr Gegenstand. In ihr muß der Inhalt ohne Rest in der Form aufgehen und umgekehrt die Form ohne jeden Rückstand als Inhalt begriffen werden können. Form, die durch Abstraktion gewonnen wird, ist im Bereiche der Sinnlogik keine Form. (GZ 209f)

Grenzen der Gefolgschaft

Wie kühn Günthers Aufbrechen hin zu einem neuen Formbegriff sich ausnimmt, mag nun deutlich werden, kommt es nahezu einem formalen Salto Mortale gleich, einerseits mit der *absoluten* Gültigkeit der Sätze von Identität, Widerspruch und ausgeschlossenen Dritten das Markstück klassischer Form schlechthin preiszugeben, um gleichzeitig eine gemessen am überkommenen Formstandard ebenbürtige Formalität zu generieren. Denn anders als Hegel, der der Logik keine formale Erweiterung zutraut, sie deswegen insgesamt als formale Theorie verabschiedet, will Günther nicht das Kind mit dem Bad ausschütten, sondern startet den Versuch allen formalistischen Idiosynkrasien Hegels zum Trotz, mit und aus dessen Kritik heraus, die "Form zu bewahren". Hegel, der wie der gesamte Idealismus gegen "die Nur-Form der Abstraktion" (GZ 210) kämpft, kämpft in Ermangelung eines zweiten Formbegriffs damit (vermeintlich) gegen die logische Form schlechthin und rettet sich in die non-formale Mechanik der Vermittlung, denn in "der damaligen Situation und mit den damals vorhanden logischen Mitteln war eine allgemeinere Form des Denkens, als sie die traditionelle Logik bot, als reine Form tatsächlich nicht formulierbar." (GZ 177) Das Problem jedoch bleibt virulent, und für die Logik ist dieser neue Begriff der Form "deshalb so schwierig zu fassen, weil die subjektivistische Thematik ja keinen einfachen Gegensatz zur objektivistischen Thematik bildet, sondern als *Methode* beide Thematiken als *Inhalt* umgreift." (G7, 212. Hervhbg. orig.)³⁸⁹ Als Kernproblem der neuen Form erscheint so die logisch-formal vollkommen neue Situation, die in der Form die Simultaneität von Unterscheidung (*Methode*) und Identität (*Inhalt*) generieren möchte, die anders gewendet die Gleichzeitigkeit von Prozeß und Produkt einzufangen sucht, eben so, wie es in der Hegel'schen Vermittlung strukturell vorgezeichnet ist.

Günther aber sieht klar: Das an dieser Stelle in Angriff genommene Ziel kann selbst nur als Vorbegriff einer neuen Logik gelten, liegt weit außerhalb des formalen und kalkültechnischen Leistungsvermögens zeitgenössischer Logik, denn

[s]o einfach diese dem philosophischen Problem der Vermittlung zugrunde liegende Idee ist, so schwierig und dunkel ist doch die Darstellung der logischen Struktur der Vermittlung, wie sie von Hegel in seiner Logik gegeben worden ist. *Eine auch den formalen Logiker befriedigende Analyse der Struktur der Vermittlung zu geben, ist gegenwärtig noch völlig unmöglich.* (GZ 203. Hervhbg. J. C.)

Wie fern eine solche formale Theorie ist, und das heißt eine Semantik, die als nicht-abstraktive sich von vornherein von der innerhalb der klassischen Form verbleibenden

³⁸⁹ Dieser Schwierigkeit erliegt dann auch W. Becker, der Hegel die "Verwechselung von 'Nicht-Ich' qua 'Ich-Objekt' und 'Nicht-Ich' qua 'Materie'" vorwirft. Sinnvoll wird der Vorwurf aber nur, wenn aus Günther'scher Perspektive die logisch relevante Trennung tatsächlich nicht zwischen transzendtem Nicht-Ich (reales Objekt) und immanentem Nicht-Ich (reflektiertes Subjekt-Objekt) verläuft, sondern zwischen den beiden grundsätzlichen Reflexionsformen (Sein und Sinn), unter denen dann gleichermaßen das 'Nicht-Ich' qua 'Ich-Objekt' wie auch das 'Nicht Ich' qua 'Materie' sowohl als Inhalt als auch als Form erscheinen können. Vgl. W. Becker: *Hegels Begriff der Dialektik*. S. 83. Zitat ebd.

Semantik unterscheidet, wie sie Tarski vorstellen wird, wie weit also dieser Weg zur Zeit der *Grundzüge* ist, wird deutlich, wenn Günther selbst bei allem Optimismus die Einlösung dieses hier zu allererst als Anspruch formulierten Themas – von der ihn vielleicht die Ahnung ankommt, daß sie nicht weniger als seine Lebensaufgabe werden wird – nur in einer Fußnote der Einleitung ankündigen mag.

Der Verfasser ist bemüht, die teilweise ganz unglaublich komplizierten Zusammenhänge des exakt Rationalen in logistischer Form darzustellen. Er hofft in einigen Jahren das logische Grundgerüst der Hegelschen Logik in logistischer Darstellung (denn anders wird eine erschöpfende Definition des exakt Rationalen *nie* möglich sein) vorlegen zu können. Momentan fehlen allerdings in der einseitig naturwissenschaftlich orientierten Logistik noch zahlreiche Stücke des dazu notwendigen Handwerkszeugs. (GZ 22. Hervhbg. orig.)

Und werden noch lange fehlen; auch *Idee und Grundriß* versagt ihm ein viertel Jahrhundert später die für den nicht erschienen zweiten Band projektierte logistische Darstellung, obgleich – wie wir vorgreifend erwähnen können – Günther bei Niederschrift des ersten Bandes glaubt, das notwendige Handwerkszeug mit der Dreiwertigkeit, d.h. mit der von ihm vorgestellten neuen Interpretation drei- und mehrwertiger Logiken, bereit zu haben. Doch ist diese Perspektive hier noch nicht eröffnet, und wir können den mit den *Grundzügen* erreichten Reflexionsstand durchaus mit dem postulativen Erbe Leibniz' – oder auch wieder mit Husserl – vergleichen, das sich in ähnlicher Weise als das klare Erkennen einer dringlich benötigten formalen, formalistischen und logistischen Erweiterung beschreiben läßt, bzw. als das deutliche Formulieren einer zu lösenden, allerdings zu Lebzeiten selbst nie eingelösten Aufgabe. Nicht zuletzt der alte Lullische Traum einer *mathesis universalis*, denn nichts anderes ist es, was in den *Grundzügen* untergründig anklingt, ist ihnen der gemeinsam geträumte Nenner und führt uns jetzt zurück zu der Ausgangsfrage dieses Kapitels. Erneut wollen wir fragen, wie und in welchem Sinn Günther mit der von ihm intendierten neuen Form, die als "die neue Theorie des Denkens, die [...] Doppelthematik erzeugt" (GZ 223), wie also Günther aus der vermittelten Dopplung von Seins- und Sinnlogik als Eintrag der subjektiven Momente am Logischen die zu dieser Zeit so unüberbrückbare Kluft zwischen Metaphysik und Neo-Positivismus, zwischen Ontologie und Logik, zwischen Logik und Logistik überbrücken will. Er selbst bindet die Frage an Hegel zurück, fragt nach dem "Sinn und bleibende[n] Wert des Versuches von Hegel, die Idee des Denkens neu zu formulieren" (GZ 186), denn bereits die noch ganz an Hegel orientierte Antwort

wird uns einen überraschenden Aufschluß über das Wesen der Logik überhaupt liefern. Der systematische Gehalt der Gedanken Hegels über das logische Formproblem ist damals im Idealismus infolge des ausschließlichen metaphysischen Interesses, dem alle Denker persönlich erlagen, nie restlos erkannt und deshalb auch später völlig in Vergessenheit geraten, so daß die Logik der Gegenwart im Prinzip immer noch an Kant statt an Hegel orientiert ist. (GZ 186)

Was aber ändert sich für die Logik, wenn Hegel als Orientierungspunkt an die Stelle von Kant tritt? Wie kann die Logik in ihre alte Union mit Philosophie, mit Ontologie und Metaphysik zurückfinden, und dies darüber hinaus noch in kalkültechnischer Formalisierung? Welche Konsequenzen also zieht die Inthronisierung Hegels als reflexionslogischer Kronzeuge an Stelle des Transzendentallogikers Kant nach sich?

Wir erinnern: Günthers Ziel war es, "aus der von Hegel praktisch geübten Methode des Denkens die allgemeine Formidee seiner Logik herauszulösen und sie der Formidee der traditionellen Logik vergleichend gegenüberzustellen" (GZ 14); dies unter dem

Leitgedanken, "die letzten allgemeinsten Elemente der tatsächlich von Hegel abgewandten logischen Methode, die seinem System die rationale Struktur gegeben haben" (GZ 14), zu filtrieren. Wir müssen die Betonung auf *tatsächlich* und *Methode* legen, um hier vorzudringen, denn die Antwort auf die oben gestellte Frage wird sich an der Stelle finden lassen, an der Günther sich von Hegel trennt. Ihre Wege laufen in dem Moment auseinander, in dem Hegel dabei stehen bleibt, "daß diese [neue] 'Form' dem endlichen Bewußtsein nur als 'Methode' zugänglich sei. Es ist die berühmte und so dunkle Methode der Selbstbewegung des Inhalts." (GZ 177) Im höchsten Maße ambivalent ist hier das Verhältnis Günthers zu Hegel, vereinigt sich in der Hegelschen Methode für Günther die größtmögliche Attraktion mit dem Moment deutlichster Repulsion. Wenn die neue Form sich *in der* Methode und *als die* Methode zu erkennen gibt, dann ist offensichtlich sie das Objekt der logischen Begierde, das sich im Maße seines Gewollt-werden entzieht, denn zwar

kann das Ganze der 'Logik' als das Werden der Methode angesehen werden. Aber das bedeutet nicht, daß nun am Ende der Bewegung die Methode für sich, gleichsam fertig, dasteht. Sie ist nichts außer ihrem Werden. Die 'Methode' am Ende der 'Logik' ist nichts als das Ganze der 'Logik', als die Selbstbewegung des Absoluten. [³⁹⁰]

Das also, was Günther sucht, gibt sich nicht als fertiges, ablesbare Produkt zu erkennen, stellt sich nicht am Ende als Quintessenz im Modus des *quod erat demonstrandum* ein; das *Wahre als das Ganze* schimmert als methodische Durchdringung von Darstellung und Dargestelltem eben nur in jenem entbergend/entziehenden Oszillieren durch, das Heidegger seiner *aletheia*-Wahrheit als deren Wesen zuerkennt. Günther aber will sich nicht damit begnügen, den Ort und den Duktus der neuen Form im Ganzen und im Werden spürend zu erfahren, ihm geht es um Applikation und Transposition für die Logik, und solches kann nicht darauf warten, daß "ehe jene zweite Form des Begriffs aus der Gesetzlichkeit der Selbstobjektivation der Innerlichkeit abgelesen werden kann, [...] das Denken diesen Prozeß der Selbstobjektivation an sich erfahren haben [muß]." (GZ 179f)

So ist die Methode Hegels, das Zu-sich-Kommen des Begriffs als die "Selbsthervorbringung, in der das Absolute als es selbst, und d.h. als die Einheit von Sein und Denken allererst *wird*", [³⁹¹] in ihrer Struktur das nah-ferne Ziel der Formalisierungsbestrebungen Günthers; nah – weil die intendierte Dialektisierung der Form-Inhalt-Dichotomie auf dem Weg zu dem neuen Formbegriff der in der Hegelschen Methode begegnenden Struktur vom "Anfangende" als "an sich schon [...] Bewegung des Absoluten" [³⁹²] erstmals jene benötigte selbstreflexive, überdeterminierende, non-abstraktive, vermittelte/vermittelnde Mechanik der positiven Designation des

³⁹⁰ Guzzoni: *Werden zu sich*. S. 31.

³⁹¹ Eben darin erkennt Guzzoni: a. a. O., S. 26 Thema, Form und Inhalt der Hegel'schen Logik. Herhbg. orig.

³⁹² A. a. O., S. 45. Deutlicher. "Die 'logische' Bewegung fängt, indem sie gründend-begründend geschieht, in einem und zugleich mit dem Anfang wie mit dem Resultat an. Und diese Doppeldeutigkeit ist von der Art, daß beide Sinne des Anfangs nicht lediglich nebeneinander bestehen, sondern: indem das Anfangende der *Anfang* ist, besagt dieser doch zugleich schon einen Vorgriff auf das Resultat; indem es dagegen das *Resultat* ist, wodurch die Bewegung beginnt, nimmt dieses selbst sich zusammen in den Anfang." (a. a. O., S. 112. Herhbg. orig.) Demgegenüber differenziert Günther, auch er sieht Anfang und Ende der *Logik* als identisch, "[n]ur mit umgekehrten Vorzeichen." War am Anfang "das Denken 100% objektivistisch thematisiert, hatte es sich ans Sein verloren, sodaß es als Denken (für sich), d.h. subjektivistisch thematisiert 'Nichts' war, so ist jetzt am Ende der absoluten Logik das Denken 100% subjektivistisch thematisiert. Es ist ganz in sich selbst versunken, es ist sich selbst Alles und das Sein ist ihm Nichts." (GZ 218).

Negativen entlehnen kann. Fern – wenn Günther auf der Suche "nach der begrifflichen Gesetzlichkeit, vermittels derer dieser Prozeß von unserem endlichen Bewußtsein als notwendig begriffen werden muß" (GZ 180), von Hegel sträflich im Stich gelassen wird, wenn es also darum geht, die Anforderungen einer logisch tragfähigen und operablen Form an den Standards der Logik/Logistik abzugleichen. Hegel "unterzieht sich nicht mehr der Aufgabe, nach Darstellung dieses Prozesses selbst zu fragen, welche neuen logischen Formbegriffe dabei gewonnen worden sind, und sie dann selbst als logisches System zu begreifen." (GZ 180), das heißt er "wendet die Logik der Innerlichkeit nur an, ohne sie hinterher in ein System zu bringen." (GZ 180) Der Weg, den Hegel an dieser Statt wählt, führt so in die Metaphysik; im Bewußtsein, daß es für "das 'absolut' subjektivistisch thematisierte Denken schlechthin nichts mehr gibt und geben kann, was außer ihm wäre" (GZ 215), zieht Hegel nicht nur die Gleichung von Denken und Wirklichkeit, vielmehr auch die zwischen ihren wissenschaftlichen Beschreibungsorganen, i.e. (für ihn) zwischen Logik und Metaphysik. "Diese Gleichsetzung ist logisch nicht mehr begründbar" (GZ 216) hält Günther dagegen, und bedauert Hegels vorschnelle Identifizierung, die sein System in der *opinio communis* "als einseitig spiritualistische Metaphysik" erscheinen läßt. (GZ 180) Auf diese Weise aber – und das darf als erste, negative Antwort auf die verfolgte Frage gelten – sollen Logik und Ontologie/Metaphysik nicht einander angenähert werden; auch ihre Kontraktion muß sich vor der Logik ausweisen können, darf also nicht aus der Omnipotenz eines absoluten Idealismus heraus die Grenze im Sinne einer logischen Innenwelt-Theorie (sie inkludierend) nivellieren. Folgte die Interpretation der *Logik* Hegels dieser – auf der Oberflächenebene unleugbar dominanten – spiritualistische Gleichschaltung, so führte ihre logische Adaption allein in einen subjektiven Konzeptualismus, für den sich "die Frage nach der objektiven Gültigkeit kategorialer Formen" dann einfach löst: "Da kategoriale Form des Denkens ist, gilt sie a fortiori von allen Gegenständen des Denkens."³⁹³ Doch Mentalismen dieser Provinienz können nicht nur ihre Nähe zum Psychologismus schwer bestreiten, sondern reduzieren die Logik in der Form der subjektiven Synthesis auf die oben als Inversion beschriebene *zweite Reihe* des Denkens, liefern nur eine einseitige Verabsolutierung und laufen der von Günther in Hegel gefundenen thematisch-methodischen Konzentrik entgegen.

Um sich also einerseits nicht selbst dem Verdacht einer vorschnellen Identifikation von Ontologie/Metaphysik und Logik auszusetzen, wie er *realphilosophischen* Interpretationen der *Logik* Hegels schnell erwächst,³⁹⁴ um andererseits demgegenüber das wesentliche neue Motiv Hegels als bis dato nicht formuliertes Strukturphänomen zu kristallisieren, ist es für Günther entscheidend, die in der Hegel'schen Methode beegnende logisch-metaphysische Überlagerung aufzubrechen. Wenn die neue Form bei Hegel sich als das prozessual-zirkuläre *Werden-zu-sich* (Guzzoni) generiert, dann erwächst für Günther die Aufgabe, "der Problemsituation, die er [Hegel] gehabt hat, nachzugehen, und die

³⁹³ Seebohm: *Philosophie der Logik*. S. 44. Obgleich die ontologische Verlagerung logischer Gegenstände als logische Gegenstände *in mente* dem subjektiven Konzeptualismus Stringenz, Kohärenz und so ein hohes Maß an Attraktivität verleiht, steht und fällt er aber mit dem Postulat des transzendentalen Subjekts, das alleine ihm seine intersubjektive Gültigkeit garantiert (vgl. a. a. O., S. 42f), muß also in den Augen Günthers den bereits bei Kant monierten, illegitimen Rückgriff auf ein externes (Vernunft) Prinzip wiederholen.

³⁹⁴ Einer solchen Interpretation der *Logik* muß dann zwangsläufig "verräterisch auffallen", daß "aus der Bewegung des Gedankens auf die der Sache argumentiert wird", daß also "offenkundig ein reines Gedankenmoment ins Ontische transponiert" wird. Damit dann erscheint die Dialektik der *Logik* "ohne den Boden eines Realphänomens unter den Füßen, sie schwebt frei im Luftleeren. [...] Sie ist bloße Begriffsdialektik." Hartmann: *Hegel und das Problem der Realdialektik*. S. 343f.

systematische Formulierung derselben, die ihm unzweifelhaft mißglückt ist, noch einmal mit unseren Denkmitteln zu versuchen." (GZ 183) Mißglückt ist dieser Versuch, weil Hegel sein "absolutes geschlossenes System der Sinnbestimmungen" (GZ 216) im Zuge der Dialektisierung der Form nun "mit Beziehung auf das Moment des Inhalts" (GZ 216) interpretiert. Da aufgrund seiner Transformation der alten Dichotomie nun "Sein in Sinn und Sinn in Sein umdeutbar sind, deutet er einfach das System des absoluten Sinns als System des absoluten Seins." (GZ 217) Formallogisch ist dieser Schritt aber nicht mehr zu legitimieren, setzt er ein drittes, übergeordnetes Vermittlungssystem voraus, das gegenüber der hier manipulierten absoluten Idee, absoluten Form schwerlich denkbar ist. Ist für Günther somit die Hegelsche Identifikation von Logik und Metaphysik illegitim, ist aber gleichzeitig die Methode als "der reine Begriff, der sich zu sich selbst verhält",^[395] "das Allgemeine seiner Form"^[396] und "dessen eigenes, subjectives Thun",^[397] so wird es darum gehen, die Struktur dieser Methode formal abzubilden und sie gegen Hegel aus der metaphysischen Hegemonie zu lösen.^[398] Hegel selbst ist dieser Schritt verwehrt, die Formtheorie seiner Zeit hat allein die hier inkompatible Abstraktionsform zur Verfügung, und dennoch erkennt Günther gerade diesen, noch unformulierten Formbegriff als das Movens der Hegelschen Logik. Die Hegelsche Methode als Darstellung der *absoluten Form* setzt ganz offensichtlich ein von der Tradition deutlich geschiedenes Formbewußtsein voraus, denn Hegel arbeitet *in praxi* bereits mit der neuen Form – obgleich er "gegen seine eigenen methodischen Voraussetzung verstoßend" absolutes Sein und absoluten Sinn identifiziert. (GZ 219)^[399] So ist für Günther die

logische Methode Hegels [...] nicht von seinem System abhängig, sondern umgekehrt: sein System ist ein Versuch, ihm dunkel vorschwebende Einsichten in das Wesen des

³⁹⁵ Hegel: *Wissenschaft der Logik*. 2. Bd. *Die subjektive Logik* S. 252.

³⁹⁶ A. a. O., S. 237.

³⁹⁷ A. a. O., S. 238.

³⁹⁸ Welch beinahe irrwitzigen Anspruch sich Günther hier—and das ist die Zeit der sich in den Grundlagenkämpfen allmählich erst ausärenden Mathematik/Logistik—stellt, wird deutlich, wenn Seehboom es im Anschluß an Dubarle/Dos unter einer, um (nicht-Boolsche) Operatoren erweiterten, Boolschen Algebra zweiter Stufe maximal für möglich hält, "to develop a Boolean system which can be interpreted as a logic of concepts", innerhalb derer einige metatheoretische Termini der *Logik* ihre Erklärung finden. Für die *Methode* aber fällt das Urteil von vornherein negativ aus, "it is hopeless to deal with Hegels method and his metatheoretical remarks about his method in terms of propositional logic, predicate logic or Boolean Algebra of first order [...] any explication of his method in terms of some modification or extension of such a calculus must have the result that in turn dialectic is sheer nonsense." Seebohm: *The Grammar of Hegel's Dialectic*, S. 177, 150.

³⁹⁹ Wenn also für Engels es allein Marx war, "der sich der Arbeit unterziehen konnte, aus der Hegel'schen Logik den Kern herauszuschälen, der Hegels wirkliche Entdeckung auf diesem Gebiet umfaßt, und die dialektische Methode, entkleidet von ihren idealistischen Umhüllungen, in der einfachen Gestalt darzustellen, in der sie die allein richtige Form der Gedankenentwicklung wird.", dann muß Günther dem orthodoxen Marxismus suspekt erscheinen, insofern er zwar einerseits – jedoch ganz ideologieunkritisch – die metaphysische *Zopfwissenschaft* düpiert, er aber andererseits nicht nur behauptet, seinerseits einen Kern gefunden zu haben, sondern darüber hinaus auch darauf beharrt, daß die Entkleidung dieses Kerns keiner Umstülpung bedarf, die die Logik auf ein historisch-dialektisches Gesetz, reduziert, sondern einer an den genuinen Voraussetzungen Hegels selbst gemessenen Lektüre, die umgekehrt die Dialektik in die Logik integriert. Zitat: Engels: *Karl Marx: 'Zur Kritik der Politischen Ökonomie'*. S. 474.

Logischen metaphysisch auszuwerten, Die logische Intuition ist bei ihm das Primäre, sein System erst sekundäre Folgerung daraus. (GZ 182)[⁴⁰⁰]

Damit dann läßt sich die Erweiterung der traditionellen, hinsichtlich ihres Formverständnisses an Aristoteles, in Bezug auf ihre epistemo-logische Fundierung an Kant orientierte Abstraktionslogik in den Blick nehmen, wenn die neue Form als Applikation der Hegelschen Methode sich das darin überwundene Kantische Verbot der intellektuellen Anschauung zunutze machen kann. Kant muß es noch verhängen, weil ihn die Aristotelischen Gebote der Identität daran hindern, das Denken/Erkennen selbst je anders zu begreifen als im Sinn der non-prädikablen, substanzlosen *ousia*-Form. Und weil er umgekehrt die Objektivationen *als* subjektive Momente allein unter der Kategorie des Paralogismus verbucht, bleibt für ihn die Form der absolute Gegensatz zum Inhalt. Hegel aber wendet die paraloge Situation ins Positive, läßt die Form *zugleich* objektiver Inhalt der inversen, subjektiven Thematik werden und öffnet so den Raum für die positive Designation des negativen, begrifflichen Gehaltes, ohne seine logische Funktion, subjektiver Begriff, Sinn zu sein, zu zerstören.[⁴⁰¹]

Sieht Hegel hier tiefer und für manche so tief, daß ihm der Vorwurf der Irrationalität nicht erspart bleibt, dann können wir diesen Vorwurf nun erneut als Indiz werten, daß Günthers Analyse des dunklen *Logik*-Konvoluts keine willkürliche Überfrachtung der Hegelschen Denkbewegung bedeutet: Wenn die Rationalität und Konsistenz Hegels sich auch für willfährige Dialektiker allererst im Absehen von der Logik einstellt, wenn letztlich der Preis der Plausibilisierung Hegels in einer je verschieden vollzogenen *Partikularisierung* Hegels liegt,[⁴⁰²] dann unterminiert die Insistenz Günthers auf der neuen Form diese Partikularisierung, insofern im Licht des neuen Formverständnisses sich Dialektik und Logik – und zwar explizit als dialektische Logik – handhaben lassen. Die von Günther vollzogene Explikation des neuen Formbegriffs fällt dann durchaus heterodox aus, darf aber in höchstem Maße als produktive Lesart gelten, und sie zu verwerfen, hieße, das Ockham'sche Messer an der falschen Stelle anzusetzen, gelingt gerade unter der Supposition des zweiten Formbegriffs die rationale Rekonstruktion der *Logik*. Mehr noch: Selbst wenn sich Günthers Gründung der neuen Form in Hegel nicht als dessen mitlaufendes Thema herleiten ließe – und der Beweis wäre noch zu erbringen[⁴⁰³] –, auch also in dem Fall, in

⁴⁰⁰ Modelltheoretisch gesprochen erscheint die Deutung der Logik als Metaphysik dann als eine mögliche, kontingente, d.h. "nur als willkürlich Interpretation [...], die Hegel an sein System des Logischen selbstherrlich angeknüpft hat. Da aber der metaphysische Gesichtspunkt für Hegel der leitende ist und nicht der logische, treten die logischen Bestimmungen nie als rein logische, sondern stets im metaphysischen Gewande auf" (GZ 219f).

⁴⁰¹ Selbstverständlich unterliegt dann die intellektuelle Anschauung gegenüber Kant und Schelling bereits einer Transformation, die die dort durchgängig heterologe Einstellung in die heterolog-autologe Erweiterung des *an und für sich* überführt. Vgl. Hegel: *Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften*. S. 415.

⁴⁰² Mit der marxistischen, der ontologisch-transzendentalphilosophischen, der wissenschaftstheoretischen Position und der *Neuen Rhetorik* unterscheidet Fulda vier Gruppen, die sich nicht nur die Dialektik zum eigenen Behuf maßschneidern, sondern die sich auch ganz un-Hegelsch gegenseitig negieren. (Vgl. Fulda: *Unzulängliche Bemerkungen zur Dialektik*. S. 232f) Vor diesem polaren Raster wechselseitiger Exklusivitäten ist es dann wenig erstaunlich, daß Fuldas nicht kurze Liste unterschiedlichster Hegel-Apologeten und -Verächter Günther nicht kennt.

⁴⁰³ Der Versuch, die Hegelsche Methode ohne den zweiten Formbegriff zu "entparadoxieren" mündet dann in wenig hilfreiche Verschiebungsstrategien, mit denen das Problem der konzisen Faßbarkeit der *absoluten Methode* beispielsweise an den *disjunktiven Schluß* delegiert wird. Lugarini: Die Bedeutung des Problems des Ganzen., für den "der disjunktive Schluß die höchste Form des Begriffes" ist, weil "er die logische Form des Ganzen ist" (S. 33) bleibt aber die Antwort schuldig wie nun dort das Problem

dem die neue Form das genuine Kind Günthers wäre, bezöge ihre Testierung trotz allem die ganz pragmatische Legitimation, als damit "nebenbei eine der gelungensten Interpretationen der 'grotesken Felsenmelodie' – so der junge Marx – Hegelscher Gedankengänge" gewonnen wird, wenn Günther zeigt, "daß sich in Hegels 'Logik', in der doch Inhalt und Form als untrennbar verquickt galten, dennoch ein formales Prinzip, ein logischer Formalismus, abheben" läßt.⁴⁰⁴ Geht es nun um die strukturelle Transposition dieses formalen Prinzips auf die Logik, ohne sich "dem metaphysischen Idealismus mit Haut und Haaren zu verschreiben" (GZ 219), dann könnte der Logik erstmals der Repräsentationsraum eröffnet werden, in dem ihr alter Totalitätsanspruch, nämlich das All des Denkmöglichen abzubilden, Eingang findet, als nun über das Denken des Objekts hinaus auch der *absoluten Idee* bzw. weniger metaphysisch gehalten: dem Denken des Denkens selbst seine Signifizierungsform eröffnet wird. Mit Kant dringt die Erkenntnistheorie zwar dahin vor, das Erkennen des Objekts im Subjekt konsistent zu generieren, doch ist die korrespondierende Logik mit der Repräsentation des repräsentierten Objekts/Phänomens erschöpft. Die Repräsentation der Repräsentation selbst, dezidiert also die subjektive Repräsentation als objektive Repräsentation des subjektiven Repräsentierens, ist damit noch nicht erreicht, und wird der Logik so lange verwehrt sein, wie die Synthesis im Denken, d.h. die kategoriale Form, sich selbst nicht noch einmal als ihr eigener Inhalt zu synthetisieren vermag. Eine unter dem Modell der *absoluten Vermittlung* konzipierte Logik aber wird gegenüber ihrer traditionellen Schwester als die Weitere erscheinen, wird die alte nicht *in toto* verwerfen, wird sie vielmehr integrieren, ganz so, wie es Husserl fordert, für den "die objektive Logik, die Logik in der natürlichen Positivität," – wenn auch mit anderen Intentionen – die "erste, aber nicht die letzte Logik" ist.⁴⁰⁵ Das *Surplus* wird sich über die non-substantielle, non-abstaktive Form-für-Form dann als die inhaltliche, sinnthematische Interpretation in die Logik eintragen, wird so die positive Handhabung der Überdetermination bedeuten, um das subjektive Moment der Reflexionsleistung *als solches* prozessual objektivieren zu können; die an der Mechanik der Aufhebung orientierte Erweiterung kann dann die Form-Inhalt-Dichotomie de-absolutieren, um Sein und Sinn, einfache und gedoppelte Reflexion, heterologe und autologe Einstellung als allererst und je notwendig zu treffende Interpretation des Kalküls logisch erfassen zu können, ohne in Metasprache ausweichen zu müssen.

Zwischen Marx und Hegel

So kündigt sich in der Pluralität der Form die spezifische Wendung an, die Günther dem Problem einer inhaltlichen Interpretation der Logik von allem Anfang an gibt. Wir sagen bewußt *inhaltlich* (und nicht *intensional*), denn sein Weg, dies nicht über eine konservative Erweiterung der Syntax zu verfolgen, zeichnet die deutliche Opposition vor, in die sich Günther zu jenen logischen Bewältigungsversuchen setzt, die als (extensionale) Tarski-Semantik, als extensional interpretierte intensionale Logik/Semantik oder als (intensionale) dialektische Logik marxistisch-leninistischer Couleur gleichfalls um die Probleme von Sinn, Inhalt und Bedeutung kreisen. Das Schema Intension/Extension erweist

der sich selbst vermittelnden Vermittlung formal zu denken ist, insofern der (disjunktive) Schluß als mechanisches Verfahren wieder zurückführt auf das gleichfalls mechanische Problem der Vermittlung. Denn: "Der Schluß ist Vermittlung [...]. Seine Bewegung ist das Aufheben dieser Vermittlung, in welcher nichts an und für sich ist, sondern jedes nur vermittelt eines Anderen ist." Hegel: *Wissenschaft der Logik* 2. Bd. *Die subjektive Logik*. S.126.

⁴⁰⁴ Hochkeppel: *Negativsprachen zur Erfassung der Welt?* (Art.)

⁴⁰⁵ Husserl: *Formale und transzendente Logik*. S. 277.

sich an dieser Stelle grundsätzlich zu eng, als daß der Form-(Form-Inhalt)-Trichotomismus hier Eingang finden könnte. Denn eine Sinnanalyse resp. logische Hermeneutik im Sinne Günthers zielt nicht darauf ab, die Identität/Diversität extensionaler Explikate gegenüber intensionalen Prädikaten (Sieger von Jena/Verlierer von Waterloo) in dieser und in möglichen Welten festzustellen, sondern richtet sich darauf, jenseits von Extension/Intension die logische Differenz der "Explikate/Referenzobjekte" im Denken als Differenzsystem ihrer Reflexionsform, als eine reflexionslogische Topo-logie zu signifzieren.

Deutlich muß hier die Grenze gezogen werden, denn "[v]ersteht man unter intensionaler Analyse allgemein Sinnanalyse",^[406] so entzieht sich die Sinnanalyse Günthers der eindeutigen Zuordnungsmöglichkeit, das dieses Klassifizierungsmuster (Intension/Extension) zur Verfügung stellt. Wir können die Differenz dann an der Stelle markieren, wo eine Homonymie sie verschleiert, wenn die dialektische Logik sich explizit als ein Ansatz versteht, "das Denken von seiner inhaltlichen und gegenstandsbezogenen Seite her zu untersuchen",^[407] wenn sie ausdrücklich "inhaltliche, intensionale Logik" sein will, deren Themata sie als Gesetzmäßigkeiten umreißt, "nach denen die Aussagen und Begriffe sich in ihrer dialektischen Widersprüchlichkeit entwickeln, ineinander übergehen"^[408] wenn sie generell also "die Fragen der Entstehung und der Veränderung von Begriffen"^[409] erfaßt. Obgleich Günther nun mit der dialektischen Logik den Namen gemeinsam führen wird^[410] kündigt sich die erste Divergenz gegenüber der dem dialektischen Materialismus verpflichteten Logik an, begreift diese ihre inhaltliche Dimension, also die Intensionalität ihrer logischen Form als die

Darstellung der logischen Arbeit des erkennenden menschlichen Bewußtseins von den elementarsten Tätigkeiten der sinnlichen Praxis, bis zur Tätigkeit der höchsten Stufe, der dialektischen Methode, die die Einheit von Theorie und Praxis darstellt.^[411]

Hier ist der Begriff das über Abstraktion gewonnene

'Ebenbild' der äußeren Sache nicht in dem Sinne [...], daß er ein ihr ähnlicher *Gegenstand* ist, sondern insofern, als er ein mehr oder weniger adäquates Erfassen der Eigenschaften dieser Sache, ihrer objektiven Gesetzmäßigkeiten darstellt, und keine Konstruktion des menschlichen Verstandes und keine 'Hieroglyphe' des 'Dinges an sich' ist. ^[412]

Möglich wird dies, wenn die *Aneignung* des "Dings an sich" ganz unkompliziert garantiert wird, "weil eben das Denken dasjenige ist, was die Schranken des sinnlichen Stoffes

⁴⁰⁶ Seebohm: *Philosophie der Logik*. S. 219. Wer die Entwicklung der strittigen Alternative von Intension/Extension von ihren ersten Ansätzen bei Aristoteles bis ins beginnende 20. Jhd. verfolgen möchte, dem sei der historische Teil der Arbeit von Hamacher-Hermes: *Inhalts- oder Umfangslogik?* S. 21-124 anempfohlen.

⁴⁰⁷ Segeth: *Elementare Logik*. S. 7.

⁴⁰⁸ A. a. O., S. 8.

⁴⁰⁹ A. a. O., S. 125.

⁴¹⁰ Wenn Günther gerne unter die dialektische Logik subsumiert wird, so kann dies *cum grano salis* gelten gelassen werden, doch gilt es, auf die subtile Verschiebung hinzuweisen, mit der die *Beiträge* sich als solche zu einer (gegenüber der dialektischen Logik dann umfassender konzipierten) operationsfähigen Dialektik untertiteln werden.

⁴¹¹ Erdei: *Die dialektisch-logische Theorie*. S. 11.

⁴¹² Schaff: *Theorie der Wahrheit*. S. 48. Hervhbg. orig.

überhaupt überschreitet und dadurch die Erkennbarkeit der Welt in der Tat sichert."^[413] Es soll an dieser Stelle nicht über die epistemologische Konsistenz des dialektischen Materialismus entschieden werden, der nicht müde wird (und dieser Anstrengung wohl dringlich bedarf), sich von einem mechanischen, naiven Realismus abzugrenzen^[414] – worum es hier vielmehr geht, ist die Differenz des materialistisch-dialektischen Systems hinsichtlich seiner formallogischen, formtheoretischen Aspekte gegenüber dem Ansatz Günthers zu erkennen, der in den *Grundzügen* als Basis seiner Variante der dialektischen Logik erste Konturen annimmt.

Denn obgleich die intensionale Logik materialistischer Prägung auf ihre spezielle Weise auch einstimmt in das "general agreement that dialectic, if it is anything at all, is a matter of epistemology",^[415] obgleich sich materialistisch-dialektische Logik unmittelbar als mittelbare Erkenntnistheorie gebiert, läßt sich dennoch, in gleicher Weise, wie Günther dies im Falle Kants, Fichtes und Hegels vollzieht, ein logischer Kern bestimmen, der die formale Basis dialektischer Logik hinter ihrer erkenntnistheoretischen Füllung freilegt. Hier ist es gerade die Marxsche Transformation der reinen Erkenntnistheorie hin zu einer historisch-gesellschaftlich vermittelten, die den Unterschied generiert, wenn Marx ebenso wie Günther der Bewußtseinsphilosophie die Absage erteilt. Für Marx ist "[d]as Bewußtsein [...] also von vornherein schon ein gesellschaftliches Produkt",^[416] will sagen: "Die Produktion der Ideen, Vorstellungen, des Bewußtseins ist zunächst unmittelbar verflochten in die materielle Tätigkeit" und das "Bewußtsein kann nie etwas Anderes sein als das bewußte Sein".^[417] So wird – ganz im Sinn der ersten beiden Thesen über Feuerbach – die

⁴¹³ Erdei: *Die dialektisch-logische Theorie*. S. 15.

⁴¹⁴ Schaff erinnert die Kritiker eindringlich daran, "daß die Widerspiegelungstheorie die These von der *Analogie* zwischen diesen Beziehungen, aber durchaus nicht von deren *Identität* aufstellt" (Schaff: *Theorie der Wahrheit*. S. 46. Hervhbg. orig.; vgl. S. 29-52) Mitunter geht diese Abgrenzung so weit, daß sich auf der gegenüberliegenden Seite (Hinter)Türen öffnen, die auf Felder führen, zu denen etwa auch die Phänomenologie sich Zutritte gewährt. Todor Pawlows monumentale *Widerspiegelungstheorie* weigert sich zwar von kategorialen Anschauungsformen zu sprechen, weiß aber andererseits, "daß die Subjektivität, (die Idee) und die Objektivität (der Gegenstand), 'ein und dasselbe' und gleichzeitig 'nicht ein und dasselbe' sind." (S. 187) So siedelt das widergespiegelte Abbild in einem Zwischenreich, wenn "eine *Idee* nur als *menschliche Idee*, d.h. als Idee irgendeines konkrethistorischen (gesellschaftlichen und biologischen-physiologischen) Subjekts existieren kann. Aber es ist unmöglich für sie, eine *menschliche Idee* zu sein, ohne irgendein Menschliches, ein vom *Subjekt* selbst beigefügtes zu enthalten. Ohne dieses hört sie auf, ein *Idee* vom Gegenstand zu sein, und wird absolut metaphysisch mit dem Gegenstand *selbst* indentifiziert. Und umgekehrt – ohne bestimmte Seiten und Elemente, 'die weder vom Menschen noch von der Menschheit abhängen' (Lenin), d.h., die nur durch die objektiv-realen in den Ideen widergespiegelten Gegenstände bedingt sind, hören die Ideen auf, Ideen von einem Gegenstand zu sein, und verwandeln sich in einen rein subjektiven seelischen Zustand, in eine Hieroglyphe, eine 'Form der Vernunft' usw." (188f Hervhbg. orig.) Sicherlich nicht Husserl, aber der den phänomenologischen Reduktionen skeptisch begegnende Merleau-Ponty könnte hier einstimmen, wenn er selbst (wie vor ihm Lenin) gegen die Reduktionen des Sensualismus und transzendentalen Idealismus die Stellung bezieht, "die Welt so zur Erscheinung zu bringen, wie allem Rückgang auf uns selbst zuvor sie je schon ist". *Phänomenologie der Wahrnehmung*. S. 13, vgl. S. 7-14.

⁴¹⁵ Petersen: *What is Dialectic: Logic versus Epistemology*. S. 187. Hervhbg. orig. Petersen beklagt die logische Selbstbeschneidung der Dialektik, "i.e. the point in which dialectical philosophy differs essentially from any other current philosophy is a methodical but not a logical one." (ebd.) und besteht demgegenüber auf der rein logischen Relevanz der dialektischen Widersprüche Hegels. Ihm zufolge möglich wird dies unter Beachtung jenes "gap between extension and intension; and this gap, according to Hegel, shall give rise to a development of the system of categories (Denkbestimmungen). This sounds like epistemology, but a closer look reveals its logical origin." a. a. O., S. 189 Hervhbg. orig.

⁴¹⁶ Marx, Engels: *Deutsche Ideologie*. S. 30f.

⁴¹⁷ A. a. O., S. 26.

Erkenntnisproblematik von den *Nebelbildungen im Gehirn der Menschen* auf die gesellschaftlich-historische Praxis umgebogen, denn das im Bewußtsein abgespiegelte Sein ist, im gleichen Maße wie der Spiegel selbst, je schon Produkt materieller Produktion, materiellen Verkehrs. Daher das Lob, das Marx – anders als dem statischen Materialisten Feuerbach (These 1, 5, 9) – Hegel zuteil werden läßt, wenn er "das Große" in Hegel darin erblickt, "daß Hegel die Selbsterzeugung des Menschen als einen Prozeß faßt [...]; daß er also das Wesen der *Arbeit* faßt und den gegenständlichen Menschen, wahren, weil wirklichen Menschen, als Resultat seiner eigenen Arbeit begreift."^[418] Verfügt Hegel nach Marx nun aber ausschließlich über den Begriff der Arbeit als "abstrakt geistige",^[419] so gilt es demgegenüber, die Entäußerungen nicht als *denkende Entäußerung*, sondern als Entäußerung praktisch-sinnlicher Tätigkeit in der materiellen Arbeit zu fixieren. Alles also hängt an der Bestimmung des Objekts, die Marx bei Hegel darin erkennt, "daß der *Gegenstand des Bewußtseins* nichts anderes als das *Selbstbewußtsein* oder daß der Gegenstand nur das *vergegenständlichte Selbstbewußtsein*, das Selbstbewußtsein als Gegenstand ist."^[420] Diese Verdopplung des denkend/gedachten Subjekts, der Günther die Legitimation entlehnt, von der Verdopplung der Form zu sprechen, transponiert Marx dann auf die *wohlgerundete Erde*, indem er das Hegelsche Setzen nicht länger als *reine Tätigkeit*, sondern als reales Schaffen gegenständlicher Tätigkeit begreift. Gründet solcherart die reale Tätigkeit eine Verdopplung fern ab von spiritualistischer Selbstobjektivierung, so begegnet stattdessen der Mensch sich in seinen realen Objektivationen, "indem er sich nicht nur wie im Bewußtsein intellektuell, sondern werktätig, wirklich verdoppelt und sich selbst daher in einer von ihm geschaffenen Welt anschaut."^[421]

Entscheidend ist nun, daß Marx die Dialektisierung des Subjekt-Objekt-Schemas auf der Ebene des Objekts, auf der Ebene der als Produkt der historisch-gesellschaftlichen Praxis dechiffrierten Selbstentäußerung des Subjekts, mithin in den Produkten seiner (des Subjekts) selbst ansiedelt, womit das gegenständliche Objekt immer schon durchzogen ist von den tätigen Spuren des historisch-praktisch wirkenden Subjekts. Hier zerbricht die *reine* Objektivität, und die Widerspielung des Seins, die der Erkenntnistheoretiker Lenin dem *Dia-Mat* gegen die Sensualisten und "Machisten" als epistemologischen Kampfmittel an die Hand gibt, vollzieht dann die symmetrische Abbildung der subjektiv gedoppelten Objektivität, unter unbedingter Annerkennung der objektiven Realität als "eine objektive, vom Menschen unabhängige, Quelle unserer Empfindungen". "Für den Materialisten sind unsere Empfindungen Abbilder der einzigen und letzten objektiven Realität", womit gilt: "Unsere Empfindungen für Abbilder der Außenwelt halten, eine objektive Wahrheit anerkennen, auf dem Standpunkt der materialistischen Erkenntnistheorie stehen, das ist ein und dasselbe."^[422] Konkludieren kann so die offizielle Doktrin Marxsche Selbstentäußerung und Leninsche Erkenntnistheorie zur Lehrbuchweisheit zusammensetzen:

Erst wenn diese historische und soziale Bestimmtheit des Erkenntnisobjekts, die sich aus der Entwicklung der gesellschaftlichen Praxis ergibt, mit der [...] Bestimmung, daß

⁴¹⁸ Marx: *Ökonomisch philosophische Manuskripte. (Kritik der Hegel'schen Dialektik und der Philosophie überhaupt.)* S. 574. Hervhbg. orig.

⁴¹⁹ Ebd.

⁴²⁰ A. a. O., S. 575. Hervhbg. orig.

⁴²¹ A. a. O. (*Die entfremdete Arbeit.*) S. 517.

⁴²² Lenin: *Materialismus und Empirio-kritizismus.* S. 122, 123, 125.

das Objekt unabhängig vom Subjekt existiert, vereint wird, erhalten wir die Auffassung der marxistischen Erkenntnistheorie über das Objekt der Erkenntnis.^[423]

Von hier aus betrachtet, wird dann ein wenig deutlicher, was unter der *logischen Arbeit als Darstellung der Tätigkeit des erkennenden menschlichen Bewußtseins in der Einheit von Theorie und Praxis* (Erdei) zu verstehen ist, kommt der Logik als dialektischer Logik jetzt die Rolle zu, das *begriffene Sein* in seiner historisch-dialektischen Entwicklung als Genese eines begrifflichurteilenden Parallelsystems nachzubilden, auszudifferenzieren und so zu verfeinern, daß zunächst ausgehend von der Praxis, dann über die Theorie – beide am Ende von der "Tat der Logik [...] in eine Logik der Tat" zusammenwachsen.^[424] Daher aber vollzieht sich die Dialektisierung von Form und Inhalt im Logik-Begriff des Materialismus nicht wie bei Günther als logische Strukturform, sondern, der Widerspiegelungstheorie gemäß, innerhalb der Realdialektik konsequent auf der Seite des Objekts.

Der sinnliche Stoff ist das immerfort *Veränderliche*, das stets *Verschiedene*: das *absolut Individuelle*. Dadurch zeigt sich aber, daß darin etwas Beständiges, *Allgemeines* steckt. D.h. der sinnliche Stoff des Objekts ist die veränderliche *Form*, die letzten Endes *durch seinen Inhalt, seine innere Natur* bestimmt wird.^[425]

Zwar ist damit der Anfang der Logik jenseits der Form-Inhalt-Dichotomie gemacht, das Objekt selbst wird im Sinne der Marxschen Verdopplung seiner atomistischen Identität beraubt, doch bleibt das *Abbildungsverhältnis* dieses nicht länger identitätstheoretisch gefaßten Objekts davon unberührt. Das heißt, die dialektische Entfaltung des sinnlichen Stoffes – bei Laszlo Erdei in strenger Anlehnung an die Stufenfolge der *Logik* Hegels – vom gedanklich-begrifflichen Bild bis hin zum apodiktischen Urteil, in dem "sich das Urteil auf sich selbst" als "die Ursache seiner selbst", als die letztthinige "Verkörperung des aufgelösten Widerspruches" selbst reflektiert,^[426] wird zwar als inhaltliche, "als inhaltvolle Form",^[427] in ihrem progressiven Komplizitätszuwachs entwickelt, doch die intensionale Interpretation des nun als Form-Inhalt-Doulette verstandenen Begriffs kann selber nur unter den in der klassischen Logik etablierten Objekt-Kategorien erfaßt werden. Eine intensionale, dialektische Logik dieser Art ordnet sich aus der Perspektive Günthers vollständig ein in den von der traditionellen Logik oktruierten Schematismus der Objekt-Logik, denn obwohl die dialektische Logik die Möglichkeit bietet, ihre Gegenstände formal als inhaltliche Begriffe zu beschreiben, trägt sich das subjektive Moment doch wieder nur in das Objekt ein. Die umgekehrte Richtung aber, also die nunmehr dialektisierte Form-Inhalt-Doulette selbst im Abbildungs- und Repräsentationsprozeß als dialektale Differenz von Form-für-Form und Form-für-Inhalt zu verdoppeln, wird gar nicht besprochen. Hier wirkt das abbildtheoretische Modell Lenins zu stark, als daß diese einfache und in ihrer Struktur in nichts von einem prä-kritischen Realismus unterscheidbare Relation, noch einmal ihrer eigenen Objektivation im Denken zugeführt werden könnte; die Dialektisierung spielt sich im Gegenstand ab, der diese Funktion und logische Bestimmung, nämlich Gegenstand und (subjektives) Objekt für die erkennende Widerspiegelung zu sein, nicht verläßt. Auch wenn der "Dia-Mat" sich tapfer gegen den naiven Realismus abgrenzt, in dem er "in den Erkenntnisprozeß die Praxis einbezieht, wodurch die

⁴²³ Marxistische Philosophie. (Autoren-Kollektiv), S. 549.

⁴²⁴ Pawlow. Widerspiegelungstheorie. S. 318.

⁴²⁵ Erdei: Die dialektisch-logische Theorie. S. 13. Hervhbg. orig.

⁴²⁶ A. a. O., S. 82.

⁴²⁷ A. a. O., S. 7.

Widerspiegelungstheorie einen vollständig neuen Sinn erlangt"^[428] konstituiert die Praxis, über ihre erkenntnisteknische, abgleichende Korrektivfunktion^[429] hinaus, allein nur ein um die Spuren des Subjekts bereichertes Objekt, das jedoch ganz traditionell Gegenstand der objektivierenden Abbildung ist.

Von Günther aus gesehen geht es also darum, neben der einfachen Widerspiegelungsrelation ein zweite zu testieren, die in der von der Hegelschen Vermittlung definierten, invers-übergreifenden Reflexions-Architektur die Widerspiegelung der Widerspiegelung zu leisten hätte. Das aber läuft dem Marxschen Ansatz wie dem Lenins konträr, können beide in der subjektiven Wiederholung des Form-Inhalt-Schematismus gerade nicht die Dialektisierung der Form erkennen, sondern nur die intra-subjektive Selbstentäußerung des Bewußtseins, das sich erneut als sein eigener, objektiver Gegenstand begegnet; Gegenstände solcher Art aber führen – in Ermangelung des zweiten Formbegriffs durchaus konsequent – dann in das metaphysische Reich der *Lehre über die Waldteufel und Hausgeister* (Lenin). Hier fliehen Marx und Lenin in die gleiche Richtung, in der ihnen Quine folgen wird, wenn alle drei von einem logischen Standpunkt aus betrachtet die gemeinsame Angst davor verbindet, daß das Bewußtsein sich Gegenstände eigener Art schaffen könnte, die, als innerhalb der Subjekt-Objekt-Dichotomie nicht selbständig qualifizierbare Größen, also das (vermeintliche) Eigenreich idealistischer Bewußtseins-Hypostasen und Bedeutungen errichten. Ohne die Möglichkeit, den Objekt-Charakter der Bedeutung, des Sinns der Denkgegenstände in der zweiten, non-abstraktiven, weil von keinem Inhalt, sondern von der Form selbst "abstrahierenden" Form zu unterminieren, bleibt diese Angst verständlich, und verständlich auch die Marxsche Transformation des absoluten Wissens Hegels in die absolute Realabstraktion der historisch-gesellschaftlichen Dialektik. Hier dann werden die Widersprüche markiert, infolge derer sich im Sein selbst die Kategorien von Subjekt und Objekt verflüssigen, und deren Wiederholung die logische Theorie im Zuge der unilinearen Widerspiegelung zu folgen hat.

Alle Betätigungsweisen des Subjekts und alle Resultate seiner Tätigkeit sind mithin subjektiv. [...] Aber sie sind auch zugleich objektiv in dem Sinne, daß sie eine Seite, ein Moment des gesetzmäßigen Entwicklungsprozesses der objektiven Realität sind, und in dem weiteren Sinne, daß sie auf das Objekt gerichtet, dieses verändern (in der praktischen Tätigkeit) oder ideell reproduzieren (in der theoretischen Tätigkeit). *Genau in diesem Sinne ist auch das kognitive Abbild eine Einheit von Subjektivem und Objektivem.*^[430]

Die Logik dieses Abbildungsprozesses bedarf also nur der einfachen Repräsentationsform, die Anreicherung um Subjektivität vollzieht sich *vor der ideellen Reproduktion* im Objekt, das als zu reproduzierendes in seiner logischen Struktur wieder ganz unter die Kategorie des Objekts fällt. Hier dann gründet sich die von Günther später eindringlich vertretene These von der strukturellen Isomorphie von Idealismus und Materialismus, die es sich – im Gegensatz zu anderen – damit nicht verkürzend einfach macht, obzwar wir darin das sattsam

⁴²⁸ Schaff: *Theorie der Wahrheit*. S. 44.

⁴²⁹ Die Praxis als Sicherheitssystem der Widerspiegelung gewährt "durch die gegenständliche Wechselwirkung zwischen Subjekt und Objekt eine andere Projektion, die mit der im menschlichen Bewußtsein konfrontiert und verglichen wird. Der Vergleich gibt die Möglichkeit, das Invariante beider Projektionen herauszuheben und auf diese Weise die menschliche Erkenntnis zu kontrollieren und zu präzisieren." "In der Praxis, 'vergleicht' das Subjekt fortlaufend seine kognitiven Abbilder mit den Objekten und korrigiert sie." *Marxistische Philosophie*. S. 575, 578.

⁴³⁰ *Marxistische Philosophie*. S. 573. Hervhbg. J. C.

bekannte Schlagwort von der Marxschen Umkehrung Hegels erkennen können.^[431] Günther argumentiert gerade nicht inhaltlich, sondern formal, und die formale Identität, Isomorphie oder Strukturgleichheit zwischen Idealismus und Materialismus läßt sich allerdings als zugrundeliegender Schematismus der Repräsentation mit je umgekehrtem Vorzeichen in struktureller Gleichheit erkennen.^[432] Ausdrücklich stellt die dialektisch-materialistische Theorie den hier als Gegensatz zu Günther sich kristallisierenden Aspekt fest, wenn für sie

die logische Untersuchungs- und Darstellungsform ihrem Inhalt, ihrem Wesen nach stets historisch [... ist]. Der Historismus der logischen Darstellung und Untersuchung besteht deshalb nicht in deren Form, [...], sondern in ihrem wissenschaftlichen Inhalt [...]. Die Theorie ist historisch dem Inhalt nach und nicht-historisch der Form nach.^[433]

Hier dann liegt der Grund, warum Günther sich dem Gebot Lenins von der Historizität der Logik, von dem wir oben sprachen nur bedingt fügt, gründet sich der geschichtlich-transitorische Charakter dialektisch-materialistischer Logik gerade nicht der Form nach, sondern hinsichtlich ihres Inhalts.

Die Logik ist die Lehre nicht von den äußeren Formen des Denkens, sondern von den Entwicklungsgesetzen 'aller materiellen, natürlichen und geistigen Dinge', d.h. der Entwicklung des gesamten konkreten Inhalts der Welt und ihrer Erkenntnis, d.h. Fazit, Summe, Schlußfolgerung aus der *Geschichte* der Erkenntnis der Welt.^[434]

So gelangt die dialektische Logik zwar dahin, den formalen und rein abstraktiven Charakter der Logik zu überwinden, sowie

eine wissenschaftliche Philosophie als spezifische und relativ selbständige Wissenschaft vom menschlichen Denken, von seinen allgemeinsten Formen, Gesetzen und Kategorien zu schaffen, die als objektive Widerspiegelung der Entwicklung aller Dinge des Seins einen zutiefst inhaltserfüllten Charakter, eine zutiefst inhaltserfüllte Bedeutung gewinnen[,]^[435]

doch steht in der so gegründeten *Einheitswissenschaft von Dialektik, Erkenntnistheorie und Logik* die inhaltliche Dimension wieder ganz auf der Vorderseite des Spiegels. Der Intensionsbegriff der dialektisch-materialistischen Logik vermag so zwar das dialektische Moment in die Logik einzutragen, aber nur an dem als Form-Inhalt thematisierten Gegenstand. Es ist ein anderes, reiches Objekt, das dem Denken gegenübersteht, aber die für

⁴³¹ Demgegenüber erscheint die etwa vom Neo-Thomismus eingeschlagene Argumentation: "Auch negative Sätze, wie die, daß es keinen Gott und überhaupt nichts Übersinnliches gibt, sind und bleiben metaphysische Aussagen" allzu billig, um von hier aus zu schließen, der dialektische Materialismus stelle "selbst in kaum zu überbietendem Dogmatismus eine – wenn auch negative – Metaphysik auf." de Vries: *Die Erkenntnistheorie des dialektischen Materialismus*. S. 118,119.

⁴³² Nicht ohne Grund wundert sich Lenin über Hegels *Logik*, "daß im ganzen Kapitel über die 'absolute Idee' fast mit keinem Wort Gott erwähnt ist [...], und außerdem hat das Kapitel fast gar nicht spezifisch den *Idealismus* zum Inhalt, sondern sein Hauptgegenstand ist die *dialektische Methode*. Fazit und Resümee, das letzte Wort und der Kern der Hegelschen Logik ist die *dialektische Methode* – das ist äußerst bemerkenswert. Und noch eins: In diesem *idealistischen* Werk Hegels ist *am wenigsten* Idealismus, *am meisten* Materialismus. 'Widersprechend', aber Tatsache!" (Lenin: *Konspekt zu Hegels 'Wissenschaft der Logik'*: S. 226. Hervhbg. orig.) Daß Hegel mit der Logik über den Idealismus hinaus gelangt, ist gleichfalls die Einsicht Günthers; daß er aber damit ebenso den Materialismus überbordnet, wird allerdings nur einsichtig, wenn beide Systeme (ganz unleninsch) als logisch invers betrachtet werden.

⁴³³ Pawlow: *Widerspiegelungstheorie*. S. 312f.

⁴³⁴ Lenin: *Konspekt zu Hegels 'Wissenschaft der Logik'*: S. 84f. Hervhbg. orig.

⁴³⁵ Pawlow: *Widerspiegelungstheorie*. S. 343.

Günther wesentliche Frage, nach der Logik des Denkens, d.h. nach der Form, innerhalb derer das Denken des so gedachten Gegenstandes selbst Eingang in die Logik finden könnte, bleibt auch hier außen vor: Die Prozessualität, die subjektive Komponente wird allein als Index des Historischen an den Inhalt, das Objekt geknüpft; die Prozessualität des Widerspiegelungsprozesses als Widerspiegelung jedoch ist davon ausgenommen. Da nämlich bleibt auch der "Dia-Mat" ebenso wie Hegel am Ende der klassischen Logik verhaftet. Denn wenn Hegel zuletzt doch wieder den absoluten Sinn auf das absolute Sein abbildet, dann vollzieht sich dieser Abbildungsprozeß strukturell in den gleichen Bahnen, auf denen der dialektische Materialist das Sein im Denken widerspiegelt. Formal also, unter logischen Aspekten begegnet die reine Umkehrung Hegels; die Logik wird nicht als metaphysisch-spekulatives Produktionssystem interpretiert, sondern als reproduktive Widerspiegelung des objektiven Seins, und die Abbildtheorie feiert ihre höchsten Urstände, wenn Begriff und Ding als *konträrent* verhandelt werden.^[436]

Spurenelemente des Subjekts

Daß Sinn und Bedeutung von Günther her gedacht sich aber dem Intensionsverständnis der so verfaßten dialektischen Logik entziehen müssen, ist evident; wenn Günther die metaphysische Interpretation des absoluten Sinnsystems Hegels als absolutes Sein nicht unterschreibt, dann wird dies nicht dadurch ermöglicht, daß die realistisch-materialistische Interpretation strukturell identisch erneut ansetzt, zwei symmetrische Systeme zu Koinzidenz zu bringen.^[437] Eine solche Logik kann zwar die von N. Hartmann an Hegel

⁴³⁶ Erdei: *Die dialektisch-logische Theorie*. S. 13. Die von Günther her erwachsende formtheoretische, formale Kritik am "Dia-Mat" als isomorphes System nicht-dialektischer Logik, kehrt in methodologischer Wendung bei Simon-Schäfer: *Dialektik* wieder, der gegen marxistische Position das dialektische Moment gerade nicht für die Methode, sondern nur für die davon strikt zu trennende Theorie gelten läßt, "da Marx überhaupt nicht dialektisch ableitet oder interpretiert, sondern schlicht logisch." Von einer dialektisch-materialistischen Methode könne nicht die Rede sein, allein von der weltanschaulich-theoretische Vorstellung, "daß alles Wirkliche materiell ist, und daß alle Veränderungen innerhalb der Wirklichkeit auf den in allem wirkenden antagonistischen Kräften beruhen." Zitate: a. a. O., S. 102.

⁴³⁷ Es soll nicht vorenthalten werden, daß neben der offizösen Haltung durchaus Zwischentöne zu hören sind. "Man darf nicht vergessen", erinnert man sich mitunter der eigenen Väter, "daß die dialektische Logik ursprünglich als transzendente Logik zustande kam", und scheint sich kaum vom Vater gelöst zu haben, wenn dialektische Logik sich als eine Logik begreift, der es um das "Immanentmachen dieses verschwundenen und dennoch gegenwärtigen sinnlichen Stoffes, sodann seine *Setzung*, sein Denken [geht]" (Erdei: *Dialektisch-logische Theorie*. S. 16. Hervhbg. orig.) Hier dringt dialektische Logik ganz nahe an klassisch-idealistische Standpunkte heran, wie sie auch den Bedeutungsbegriff Husserls durchziehen; das Problem der Abstraktion, die Frage nach der ontologischen, epistemologischen Qualität des Begriffes hält die Bindung aufrecht, denn "obwohl das menschliche Bewußtsein die verschiedensten Korrekturen und Verzerrungen an einem konkreten Begriff; den es erst gestaltet, vollziehen kann, und *insofern* an der Gestaltung des Begriffes teilnimmt, so vermag es an seinem *Begriffswesen* und daran, *was für eine objektive Gestalt der Begriff hat*, in absolutem Sinne doch nichts zu ändern. Infolgedessen ist der Begriff usw. unabhängig vom menschlichen Bewußtsein, obgleich er nur darin existieren kann." (a. a. O., S. 25f. Hervhbg. orig.) – Der Text stammt aus Ungarn 1968 und beweist sogleich die politische Applikationsfähigkeit der Logik, wenn im Zusammenhang der Dialektik von Allgemeinem und Besonderem im Begriff zu lesen ist, "daß der Versuch, eine konkrete Gesellschaft bei zweifelloser Erzielung gewisser Resultate zu irgendeiner allgemeinen sozialistischen Gesellschaft umzugestalten, unausweichlich versagt. [...] D.h. das richtige Verfahren ist der dritte Abschnitt im Aufbau des Sozialismus, in dem sich natürlich die allgemeinen Gesetzmäßigkeiten realisieren jedoch in Wechselwirkung mit den besonderen nationalen Bedingungen. Mit anderen Worten: Der Aufbau des Sozialismus erreicht seine objektive Gestalt, wenn das Geltendmachen der allgemeinen Gesetzmäßigkeiten, bzw. der nationalen Eigenschaften niemals bedeutet, daß die einen den anderen extrem vorgezogen, die einen zum bloßen Anhängsel der anderen degradiert werden." (a. a. O., S. 28,

geäußerte Kritik auffangen, insofern sie im Gegensatz zur *Logik* unwiderlegbar nah bei den Phänomen ist,^[438] doch ist sie um so weiter entfernt von jener neuen Theorie des Denkens, die Günther ihren Ansätzen nach in Hegel findet. Diese neue Theorie ist aber *in nuce* ein Problem der Form, das von der Inkompatibilität der Form-Inhalt-Dichotomie her die Notwendigkeit der *Erweiterung der Form* einklagt, um so die ontologisch-metaphysische Grenze zwischen Subjekt und Objekt im Zuge ihre Vervielfältigung zu verflüssigen. So wird sich das "trans" der klassischen Rationalität erst dann vorschreiben lassen, wenn die Dialektik gerade als dialektische Logik sich nicht erneut in Form einer Erkenntnistheorie der nun dialektisch verstandenen Welt zuwendet, sondern wenn sie umgekehrt die Identität und Differenz des einen und des selben Datums in der Abbildung vermittelt. Abbildung dann in dem zweifachen Sinn, den die Suffigierung "ung" anzeigt: *resultativ* als abgebildetes Objekt; *prozessual* als aktueller Vollzug des Abbildens. Eine Logik, die dies simultan in ihren Kalkül zu integrieren vermag, kann dann nicht mehr eine klassische sein, denn das Zugleich des im absoluten Widerspruch Getrennten fordert nicht nur die neue Form (des Prozesses), sondern entzieht sich grundsätzlich jeder linearen Darstellungsweise. Die Metapher der Konzentrik deutet es an: es wird um Flächen gehen, in denen das Denken seine Modelle anzulegen hat, das dann – und dies ist das Ziel des "trans" – sich selbst auf diesen Planimetrien begegnet, wenn zwar die alte Objekt-Logik dort als integraler Bestandteil fort dauert, doch nun umfassen ist von der Selbstmanipulation der Form.

Bedeutung und Sinn also erscheinen als Indizes der stets simultan sich vollziehenden heterologen oder autologen Einstellung, und eine "Semantik" in dieser Verfassung unterläuft das Schema von Intension und Extension, denn von der neuen Form werden beide in den dialektischen Wirbel gezogen. Begriffsgehalt und -umfang erscheinen hier als subalterne Protagonisten, ordnen sich gleichrangig als Binnendifferenz innerhalb der problemlosen, weil klassisch darstellbaren Objekt-, resp. Seins-Thematik ein. Innerhalb der diese selbst umfassenden Sinn-Thematik aber erfahren sie im Zuge der "Objektivierung" der Abstraktionsform ihre Wiederholung, Verdopplung, Unterscheidung – kurz: ihre Verortung im fundierenden Spiel der Reflexion, das dann nicht länger von einem souveränen und als Spielleiter fungierenden Bewußtsein und Subjekt von außen gelenkt wird, sondern ihm im Vollzug und nur in Abhängigkeit von diesem Prozeß erst die Bedingung der Möglichkeit zum eigenen Bild gebiert. *Das Denken ist der Grund des Selbstbewußtseins* zieht Günther die Konklusion aus der *Logik* Hegels, die ihm das Vorbild einer logischen Hermeneutik, einer Semantik ganz eigener Art ist, und vielleicht ist es die Chronologie der Ereignisse, der sich die Unbefangenheit Günthers verdankt, in der Logik Hegels "eine reine Sinnlogik" erkennen zu können, eine Sinnlogik, die "den Sinn überhaupt [definiert], der entweder als Sinn des Seins oder als Sinn des Sinns gedeutet werden kann." (GZ 209) Es ist Spekulation, aber es steht zu erwarten, daß auch ein um Jahre vorgezogenes Erscheinen der epochalen Tarski-Schrift an dieser Weichenstellung nicht viel geändert hätte, spiegelt der *Wahrheitsbegriff* doch gerade die Linie Bolzano-Brentano-Frege-Husserl wider,^[439] und

29) Das politische Ringen um (nationale) Identität/Diversität innerhalb der Verbundkontextur sozialistischer Internationale könnte zwar durchaus konzeptionelle Anleihen im kontextur-theoretischen Überbau Günthers nehmen und brauchen, beriefe sich dann aber wieder auf einen vor der Orthodoxie suspekten Kronzeugen

⁴³⁸ Während die Dialektik innerhalb von Ästhetik, Rechts- und Geschichtsphilosophie die Realität ihrer Gegenstände nie aus dem Blick verliere, stehe die Logik ohne materiale Konkretion in "der Ferne zu den Phänomenen". Hartmann: *Hegel und das Problem der Realdialektik*. S. 336.

⁴³⁹ Der Brentano-Schüler Husserl wiederentdeckt in den *Prolegomena* Bolzano; Kotarbinski bezeichnet sich selbst als Neobrentanisten, die Lemberger Kollegen als Paläobrentanisten (vgl. Kotarbinski: *Grundlinien und Tendenzen der Philosophie in Polen*. S. 24); Twardowski lehrt zunächst in Wien und

reicht sich damit ein in jene groß angelegten Versuche, die, sei es implizit oder explizit, nach Fichteschem Vorbild die Logik mit Hilfe einer Wissenschaftslehre zu begründen suchen. Hier aber tut sich der entscheidende Spalt zu Günther auf. Eine Weggabelung, die sich ganz seiner Jüngerschaft Hegels verdankt, und die wir analog zur Differenz von Fichte und Hegel als die grundsätzliche Einsicht bestimmen können, daß die Begründung der Logik als umfassende, letztbegründende Theorie des Denkens nie außerhalb der Theorie selbst stehen darf, daß sie nie von einer unvermittelten (metasprachlichen) Differenz zwischen Begründetem und Begründendem durchzogen sein darf. Eben so, wie Hegel es für das Absolute festhält, das nicht jenseits der Geschichte steht, das vielmehr und anders als bei Fichte gezwungen ist, sich im Prozeß des Historischen – diesen und sich ermöglichend selbst noch zu reflektieren. Erkennt Günther diese selbst gründende/gegründete und damit gemäß den Kriterien des Satzes vom Grund grundlose Genese des Absoluten, wie sie die *Phänomenologie* beschreibt, nun in der *Logik* als die Autogamie des absoluten Begriffs, der absoluten Idee mit, durch und innerhalb der anfang-endlosen *Methode* als die unabweisliche Notwendigkeit und erstmalige Möglichkeit, der Reflexion formal den Weg ihrer Selbstrepräsentation zu eröffnen, so kann das an einem solchen Modell mehrfach geschlossener Kreise orientierte Denken Günthers wenig Anreiz finden in den linearen, relationalen, relativen und gegen den infiniten Regreß offenen Fundamentierungsansätzen der Tarskischen Semantik.

An dieser Stelle klappt eine Differenz, die Günther von allem Anfang an in Opposition zur klassischen Logik setzt, die aber ebenso und in Folge dessen eine grundlegende Weichenstellung einleitet, von der aus sein Weg eine auch von späteren, nicht-klassischen Logik-Konzeptionen prinzipiell geschiedene Richtung einschlagen wird. Günther beschreitet vor jeder formal-technischen Konkretion des in den *Grundzügen* zuallererst angekündigten Programms schon aus seinem dem Hegelschen Denken verpflichteten Ansatz heraus fundamental andere Wege, als dies etwa Logiker tun, die ihrerseits an der Überwindung der klassisch-logischen Alternative von intensional/extensional ringen. Diese allgemein als nach- oder nicht-klassische Modallogiken bzw. intensionale Logiken verhandelten Ansätze lassen sich gegenüber Günthers Vorschlag gerade als konservative, *in toto* klassische Erweiterungen der Logik befassen, und können so, auch hinsichtlich der nicht zu unterschlagenden internen Ausdifferenzierung in epistemische und deontische Logik, sowie in nicht-klassische Modallogik, als analoge Versuche insgesamt gegen Günther kontrastieren, wenn sie gemeinsam die Aufgabe verfolgen, den klassisch nicht formalisierbaren Intensionsbegriff durch die Zuordnung eines extensionalen Explikates in den Kalkül zu integrieren.

Neben der wegbereitenden Arbeit Carnaps denken wir also in erster Linie an das zu respektabler Berühmtheit gelangte Werk Saul Kripkes, der bereits als sechzehnjähriger

verbreitet dort Bolzano; Husserl studiert in Wien; Roman Ingarden ist Schüler von Twardowski und Husserl und arbeitet mit den Lembergern zusammen; Lesniewski entdeckt Husserls Bedeutungskategorie als Analogon des Typus der Typentheorie; Adjukiewicz entwickelt unter Berufung auf Husserl gemeinsam mit Lesniewski auf der typentheoretischen Stufung der Bedeutungskategorie in Grund und Funktorenkategorie eine kategoriale Grammatik im Sinn der rein logischen Grammatik Husserls (vgl. Adjukiewicz: *Die syntaktische Konnexität* S. 207f); Tarski baut sowohl auf der Bedeutungskategorie die semantische Kategorie auf (vgl. Tarski: *Der Wahrheitsbegriff*. S. 505), wie auf dem Erfüllbarkeitsbegriff Husserls seinen Wahrheitsbegriff und schließt den Kreis mit der Metasprache als Präzisionssprache höheren Typs – dem Grundgedanken der Wissenschaftslehre Bolzanos (zumindest für Scholz: *Die Wissenschaftslehre Bolzanos*. S. 266). Die augenscheinliche Parallele von Apophantik und Wahrheitslogik Husserls zur logischen Syntax und Semantik zieht dann Haddock: *Husserls Philosophie der Logik und Mathematik*. S. 73f (Syntax), 84 (Semantik).

Oberschüler beginnt, der Semantik seinen Stempel in einer Weise aufzuprägen, die in nichts ihrer Grundlegung durch Tarski nachsteht. Der entscheidende Durchbruch Kripkes vollzieht sich am Ende der fünfziger Jahre,^[440] als ihm in eins die semantische Grundlegung der Modallogik gelingt, von der aus zugleich eine Vielzahl der in Konkurrenz stehenden modallogischen Systeme ihre interpretative Einordnung und formale Differenzierung erfahren, die sie aus dem bis dahin rein präferentiellen Pro und Contra in die nunmehr entscheidbare Stufung anwachsenden Strukturreichtums überführt. "Semantical completeness theorems are now available for various systems of modal logic",^[441] verbirgt sich lakonisch die Überwindung der unbefriedigenden, weil absoluten "Entweder-oder"-Alternative des Tarskischen Erfüllbarkeits-Begriffs, mit deren Hilfe Kripke die Modalitäten "notwendig", "möglich", "unmöglich" der Semantik zugänglich macht, ohne die Problembereiche der ebenfalls an logischen "Zwischenwerten" laborierenden klassischen Mehrwertigkeit zu tangieren. Denn anders als diese vervielfältigt Kripke keineswegs die angestammten Wahrheitswerte, sondern leistet im Zuge einer technischen Erweiterung der Aussagen- und Prädikatenkalküle die Ausdehnung der Tarski-Semantik auf *mögliche Welten*, d.h. auf formale Sachverhalts- bzw. Individuen-Mengen, um so die für die Modalitäten notwendige intensionale Interpretation eines Ausdrucks mit Hilfe extensionaler Interpretationen zu generieren.

Kripke also kann in zweifacher Hinsicht auf die Vorarbeit Carnaps zurückgreifen, denn es ist Carnap, der sich der Leibnizschen Idee der möglichen Welten erinnert, um sie als *mögliche Zustandsbeschreibung* zum wesentlichen Bindeglied zwischen Intension und Extension zu etablieren.^[442] Der Grundgedanke dabei ist von bestechender Schlichtheit, wenn Carnap einerseits die wahrheitswertfunktionale Komponente der Semantik, also die Bestimmung der Extension eines Satzes als dessen Wahrheitswert aufgreift, um sie mit der Frage nach den Bedingungen ihres Erfülltseins ganz unmittelbar in intensionale Kontexte einzuflechten: Notwendig wahr ist ein Satz, der in jeder möglichen Zustandsbeschreibung, resp. in jeder möglichen Welt wahr ist, ein Satz also ist *intensional* als notwendig wahr nur zu bestimmen, in Abhängigkeit von der *extensionalen* Gültigkeit in allen möglichen Zustandsbeschreibungen; und umgekehrt wird die Extension des Ausdruck, also sein tatsächlicher Wahrheitswert, nur bestimmbar aufgrund der Bedingungen seines Wahrseins für mögliche Welten, also in Abhängigkeit seiner Intension.^[443] Intensionsgleichheit von

⁴⁴⁰ Kripke: *A Completeness Theorem in Modal Logic*.

⁴⁴¹ Kripke: *Semantical Analysis of Modal Logic*. S. 323. Es handelt sich um Lewis' Systeme S_1, S_2, S_3, S_4, S_5 , um v. Wrights M , Lemmons E_1, E_2, E_3, E_4, E_5 . Hing die Wahl dieser syntaktischen Systeme zuvor von der logisch-philosophischen Vorliebe ab, wie weit der Notwendigkeitsbegriff zu fassen und anzuwenden sei (etwa nur "Wenn Np , dann p ." oder bereits "Wenn Np , dann NNp " oder sogar von "Wenn p , dann q " auf "Wenn Np , dann Nq ", wobei N =notwendig), so ordnen sich die konkurrierenden Systeme seit Kripke als graduell stärkere und schwächere in Abhängigkeit von der Reichweite der Zugangsrelation R in die mögliche Welt, resp. ihrer Transitivität, Symmetrie. Die Kripke-Semantik also liefert die formalen Kriterien der Interpretation der verschiedenen "Notwendigkeitsbegriffe", stellt damit allererst den Rahmen zur Verfügung, die syntaktischen Systeme modaler Logiken als philosophische Logiken zu etablieren, d.h. "as an *explanatory model* in terms of which certain aspects of the workings of our ordinary language can be understood." Hintikka: *Epistemic Logic and Philosophical Analysis*, S. 5. Hervhbg. orig.

⁴⁴² Vgl. Carnap: *Bedeutung und Notwendigkeit*, S. 11-16.

⁴⁴³ Obgleich wir von Sätzen sprechen, postuliert Carnap die wechselseitige Abhängigkeit gleichermaßen für Designatoren sowie für Individuenausdrücke, um generell die *Reduktion von Extensionen auf Intensionen* auf drei Arten festzulegen. "I. Die Extensionen werden auf Intensionen zurückgeführt; II. Die Intensionen werden auf Extensionen zurückgeführt; III. Extensionen wie Intensionen werden beide auf Wesenheiten zurückgeführt, die sozusagen neutral sind." (*Bedeutung und Notwendigkeit*, S. 114)

Sätzen erscheint dann als die in jeder möglichen Welt, d.h. analytisch, ohne Rekurs auf die außersprachliche Faktizität eruierbare, gleiche Extension, und bemißt sich so an dem über mögliche Welten distribuierten gleichen Wahrheitswert, womit der Intension die Bestimmungsfunktion darüber zukommt, welchem Satz in welcher Zustandsbeschreibungen aufgrund seiner Bedeutungsanalytizität welcher Wahrheitswert, d.h. welche Extension zukommt. Will sagen: Wenn die Intension eines Ausdrucks "A" die Funktion ist, "die jeder möglichen Welt die Extension von A in dieser Welt zuordnet",^[444] dann leistet die intensionale Interpretation des Ausdrucks die extensionale, also wahrheitswertlogische Interpretation (die Erfüllbarkeit Tarskis) des Ausdrucks, da nunmehr die Gültigkeit des Begriffsumfanges (*reference*, Extension, Freges *Bedeutung*) in möglichen Welten durch seine funktional verstandene Begriffsbedeutung (*meaning*, Intension, Freges *Sinn*) bestimmt wird. Oder weniger formal: Die Bedeutung eines Ausdrucks zu kennen, setzt in den Stand, seinen Begriffsumfang in allen möglichen Welten bestimmen zu können.

Soweit bereitet Carnap das Terrain, auf dem Kripke seine Semantik ausformuliert, die sich sowohl der Carnapschen Konkretion des Bedeutungsbegriffes in Intension und Extension bedient, als auch auf das über mögliche Welten vermittelte, funktionale Zuordnungsverhältnis beider zurückgreift, um von hier aus die bis dahin noch problematische Umkehrung der Verknüpfung von Intension und Extension zu leisten. Eine Umkehrung, die notwendig ist, wenn (intensionale) Modalitäten im extensionalen Kalkül darstellbar sein sollen. Eben darum geht es Kripke:^[445] Die semantische Fundierung der modallogischen Systeme verfolgt das Ziel einer intensionalen Interpretation mit Hilfe der extensionalen Interpretation. Und sie leistet dies, wenn die Erweiterung der Semantik auf mögliche Welten nun die für den einzelnen Satz nur in Abhängigkeit vom Wahrheitswert seines jeweiligen Elementes zu treffende extensionale Interpretation in die über alle möglichen Zustandsbeschreibungen eröffnete *Menge* der Interpretationen überführt. Die intensionale Interpretation des Satzes über der *Menge* der möglichen Zustandsbeschreibungen erscheint dann formal als extensionale Relation, die dem Satz einen Wahrheitswert zuordnet, wenn die Intension – wie bereits gesehen – als diejenige Funktion auftritt, die nun über dem Definitionsbereich der möglichen Welten dem Argument seinen Wahrheitswert, seine Extension zuordnet. Das Konstrukt möglicher Welten also gewährleistet es, von der punktuell nur extensional zu bestimmenden

Letzteres zielt auf die *neutrale Metasprache M'*, die selbst noch die Intensions-Extensions-Differenz von Eigenschaft und Klasse aufhebt, um dem Vorwurf der Hypostasierung von Intensionen und Extensionen zu entgehen. In *M'* werden nun Extension ("Klasse Menschlich") und Intension ("Eigenschaft Menschlich") auf den neutralen Ausdruck "Menschlich" zurückgeführt, werden somit als bloß verschiedene Aspekte des neutralen Ausdrucks in *M'* vor einer Verwechslung als Entitäten geschützt. (Vgl. a. a. O., S.191-216) Der wesentliche Einwand Quines aber, der auf die mangelnde Fundierung der Gleichung *L-wahr* = *wahr in jeder möglichen Welt*=*analytisch wahr* zielt, bleibt davon unberührt: Carnaps Hoffnung –, "daß die Satzteile 'haben dieselbe Extension' und 'haben dieselbe Intension', obwohl sie sich scheinbar auf gewisse Entitäten als Extensionen und Intensionen beziehen, tatsächlich völlig frei von der problematischen Natur der Ausdrücke 'Extension' und 'Intension' sind; denn jene Satzteile sind durch die obigen Definitionen auf die Ausdrücke 'äquivalent' und 'L-äquivalent' gegründet, und diese gehen zurück [...] auf die Ausdrücke 'wahr' und 'L-wahr'" (a. a. O., S. 30) –, sieht Quine nicht erfüllt, da die *L-Wahrheit*, also Analytizität in Folge der Gleichung *L-äquivalent*=*intensionsgleich*=*synonym*, nicht nur wechselseitig die Bedeutung von Synonymie oder Analytizität (*L-wahr*) voraussetzt, sondern generell mit einem essentialistischen Bedeutungsbegriff operiert. (Der Zirkel lautet dann: *Intensionsgleich* « *L-äquivalent* « *L-wahr* « *analytisch* « *wahr* aufgrund von Bedeutung « *bedeutungsgleich* « *synonym* « *intensionsgleich*.)

⁴⁴⁴ v. Kutschera: *Einführung in die intensionale Semantik*, S. 24.

⁴⁴⁵ Vgl. Kripke: *Semantical Analysis of Modal Logic I*.

Wahrheitswertzuordnung (Erfüllbarkeit) zu *Mengen* von extensionalen Interpretationen überzugehen, die dann aber notwendig von der Intension des Ausdrucks abhängen, da nur über die Intension entscheidbar ist, welcher Wahrheitswert dem Ausdruck in allen möglichen Welten zukommt.^[446] Erreichbar ist so innerhalb extensionaler Konstruktionen ein konsistenter Aufbau des Intensionsbegriffes, und möglich wird von hier aus die Einbindung, also die semantische Interpretation modaler Operatoren. Denn nunmehr hängt die *Menge der Interpretationen* eines modalen Satzes nicht mehr allein von der rein extensionalen Interpretation des Satzes ab, also von der wahrheitswertfunktionalen Erfüllbarkeit, sondern auch von der wahrheitswertfunktionalen Erfüllbarkeit in allen möglichen Welten, also von der extensionalen Interpretation in Abhängigkeit der Intension.

So wird die Fregesche Dichotomie von Sinn und Bedeutung ein Stück weit relativiert, und es mag den Anschein nehmen, als bezöge die intensionale Semantik jene subjektiven Aspekte in den Kalkül mit ein, deren Verfolg Günther das Ziel ist, insofern jetzt ein wesentliches Obstakel der klassischen Logik hinfällig wird: die indirekte Rede.^[447] Denn solange modale Logiken als syntaktische Systeme ohne eine semantische Einbettung stehen, lassen sich vom Standpunkt der klassischen Logik schwere referenztheoretische Einwände erheben, die sich gegen den fragwürdigen Bezug und ungeklärten ontologischen Status der in modalen Systemen ohne Anführungszeichen im Wirkungsbereich eines modalen Operators auftretenden Designatoren richten. In diesem Sinn attackiert Quine die syntaktischen Modallogiken mit dem Argument, daß die objektsprachliche Referenz der klassischen Logik – und die Sprache der Logik ist die Objektsprache – in dem Moment ins Leere läuft, in dem Namen, Singulärterme in intensionale, also auch modale Kontexte eingebunden werden; der Schritt von "x" zu "... , daß x" verschleiert das Designatum, da nun nicht mehr referentiell eindeutig über die Welt gesprochen wird, sondern über Sätze über die Welt; der Gegenstandsbezug von "... daß x" – es sei denn, ein metaphysisch schwer belasteter Essentialismus wird akzeptiert – ist somit unklar.^[448]

⁴⁴⁶ Ist der Satz "Washington ist die Hauptstadt der USA." wahr, wenn Washington die Hauptstadt der USA ist, ist also seine Extension bestimmbar in alleiniger Abhängigkeit von der bei Tarski adäquations-theorisch konzipierten Erfüllbarkeit, so ändert sich dies bei "Es ist notwendig, daß Washington ..." dahingehend, daß nun der Wahrheitswert der Aussage nicht mehr allein vom Wahrheitswert der atomaren Aussage "Washington ist die Hauptstadt der USA" abhängt, sondern von der Menge der Interpretationen des modalen Satz "Es ist notwendig, daß Washington ..." im Definitionsbereich aller möglichen Zustandsbeschreibungen. Hier dann hängt die Extension des Satzes, also sein Wahrheitswert, unmittelbar von der Intension ab, denn die Einsetzung der extensionsgleichen, aber intensional verschiedenen atomaren Aussage " $2 + 2 = 4$ " führt offensichtlich zu anderen Ergebnissen. In modalen Kontexten also ermöglicht einerseits die Intension die wahrheitswertfunktionale Interpretation, und andererseits wird die Intension über die mengentheoretische Erweiterung der Mögliche-Welten-Semantik extensional darstellbar.

⁴⁴⁷ Obgleich die indirekte Rede (*oratio obliqua*) streng genommen reserviert ist, um zu berichten, was ein anderer oder der Sprecher selbst zu einer anderen Zeit gesagt hat, werden die *daß*-Sätze der intensionalen Logik *cum grano salis* als indirekte Rede befaßt. Den Grund liefert nicht zuletzt Frege: *Sinn und Bedeutung*, S. 28, der die Unterscheidung von *gerader* und *ungerader* Verwendung (direkte/indirekte Rede) zur Bestimmung von Intension und Extension bemüht, wonach die Extension der indirekten Rede die Intension der direkten ist. Stringent allerdings spricht Hintikka im Anschluß an Russell durchweg von *propositional attitudes*, um über die indirekte Rede hinaus generell *daß*-Konstruktionen in Abhängigkeit von personalen Verben zu bezeichnen.

⁴⁴⁸ Quine spricht von *referentiell undurchlässigen Kontexten*, in die wir gelangen, wenn von Ausdrücken zu Namen der Ausdrücke übergegangen wird (Cicero; "Cicero"), und deren Kennzeichen die Nichtanwendbarkeit des Identitätsaxioms, also des Substitutionsprinzips ist. ("Cicero=Tullius"; "'Cicero' hat sechs Buchstaben" versagt die Substitution durch Tullius.) Da die Anführungszeichen aber den nicht-referentiellen Charakter indizieren, entstehen keine Probleme; ganz im Gegensatz zu modalen

Modale Logiken also können als syntaktische Systeme die von ihnen manipulierte Notwendigkeit/Möglichkeit nicht auf die Erfüllung der Bedingungen durch die ausgesagten Gegenstände zurückführen, da die Referenz einer modalen Aussage nicht eindeutig bestimmt ist. Und weil die Referenz nicht klar bestimmt ist, lassen sich allein durch Substitution wahre Aussagen in falsche modale Aussagen überführen. Das drängende Problem ist die Existenz und Identität modallogischer Objekte, ist die ungeklärte Referenz, wenn assertorische Sätze wie "Die Zahl der Planeten ist neun" in der modalisierten Form "Es ist möglich/notwendig, daß die Zahl der Planeten neun ist" die Frage aufwerfen, worauf sich "Die Zahl der Planeten" in möglichen Welten überhaupt bezieht (Auf neun oder auf eine kontrafaktische Planetenkonstellation, also auf eine andere Zahl; auf ihre Bedeutung oder ihren Sinn?), wenn also die möglichen Zustandsbeschreibungen der Modallogik den Gegenstandsbezug indifferent halten.

Genau hier aber setzt die Semantik der möglichen Welt ein, sie kündigt die alte Frege-Russellsche Namenstheorie auf, nach der Namen allein Abkürzungen für Beschreibung sind, instantiiert Namen und Singulärterme als Individuenkonstanten mit fester Identität und untergräbt so das Leibniz-Prinzip, demzufolge identische Gegenstände alle Eigenschaften gemeinsam haben. An die Stelle der merkmals-additiven (Klassen)Identität tritt nunmehr die am Erfüllbarkeitsbegriff orientierte *cross-world-identity*: Ein singulärer Ausdruck also "really specifies a well-defined individual and therefore qualifies as an admissible substitution-value of the bound variables" unter der Bedingung,

if it refers to one and the same individual not only in the actual world [...] but also in the alternative worlds which could have been realized instead of it; in other words, if and only if there is an individual to which it refers in all alternative worlds as well. But referring to it in all these alternatives means referring to it necessarily.^[449]

Möglich wird diese Identifizierung eines Individuums durch alle möglichen Welten im Zuge der semantischen Einbettung der Modallogik, die – und dies ist der wesentliche Schritt über Tarski hinaus – das Linearitätsgefüge des *einen* metasprachlichen Modells relativ zur Objektsprache zugunsten einer Flächigkeit aufbricht. Die Modelle der Mögliche-Welten-Semantik walzen die Relation von Objekt- und Metasprache zu einer Ebene von Systemen

Kontexten, die (ohne Anführungszeichen) ebenfalls referentiell undurchlässig sind, da die Substitution zu falschen Aussagen führt. ("9 = die Anzahl der Planeten"; "9 ist notwendig größer als 7"; "Die Anzahl der Planeten ist notwendig größer als 7") Ist somit nicht nur die in der klassischen Logik grundlegende Gültigkeit des Identitätsaxioms hinfällig, sondern auch der Objektbezug der Terme fragwürdig, so verschärft sich das Problem im Zuge der prädikatenlogischen Quantifizierung modaler Aussagen: Sind modallogische Aussagen nicht-referentielle Aussagen, dann wird die Quantifizierung modallogischer Aussagen in die gleiche Schwierigkeiten verwickelt, die generell die Quantifizierung nicht-referentieller Ausdrücke beinhaltet. (Bei Quantifizierung von "'x' hat sechs Buchstaben" zu " $((x) ('x' \text{ hat sechs Buchstaben}))$ " ist der Quantor ebenso irrelevant wie das in Anführung gesetzte x.) Quine illustriert die Illegitimität modallogischer Quantifizierung – also von " $o(x,7)$ " zu " $(x) o(x,7)$ " (o = notwendig) – an einem sinnfälligen Beispiel: "in einem Spiel, bei dem es kein Unentschieden gibt, ist es notwendig, daß einer der Spieler gewinnt, doch gibt es keinen bestimmten Spieler, von dem gesagt werden kann, es sei notwendigerweise der Fall, daß er gewinnt." Ist aber die Quantifikation von modalen Kontexten nicht ausweisbar, dann wird das referenztheoretisch schon fragwürdige Programm der Modallogik auf der Ebene der Prädikatenlogik hinfällig. Vgl. Quine: *The Problem of Interpreting Modal Logic*; ders.: *Referenz und Modalität*, hier auch Zitat S. 141.

⁴⁴⁹ Hintikka: *The Modes of Modality*, S. 78. Hervhbg. orig.

von Modellen aus: Systeme von Systemen, die durch Zugangsrelationen verbunden den Verfolg eines Individuums, d.h. seine Identität durch mögliche Welten gewähren.^[450]

Das Ergebnis dieser Neuorientierung der Semantik ist dann in Hinsicht auf Günther zunächst eine interessante Re-Metaphysikalisierung der Logik, die, insofern sie sich aus der rein syntaktischen Strukturierungen der Logik hin zur Modallogik einerseits als nötig

450

Im Gegensatz zur Tarski-Semantik formiert sich die Semantik der Modallogik als ein System von Modellen, da sie neben der aktuellen Erfüllbarkeit immer auch beobachten muß "what happens in state of affairs different from the actual one." (Hintikka: *Modality and Quantification*, S. 60. Diese Flächigkeit darf aber nicht mit der planaren Anlage polykontextueller Logik verwechselt werden, da auch die Vielheit der semantischen Modelle intensionaler Logiken in der formalen Darstellbarkeit noch immer dem Identitätsprinzip unterworfen ist. Ein je bezogenes System, also eine je mögliche Welt ist zwar nur eine neben anderen, doch ist der je betretene Ort im Moment seines Betretenseins immer absoluter Ort, d.h. die Simultaneität der Orte ist hier nicht erreichbar.) Entsprechend führt Hintikka neben den gängigen semantischen Regeln für die logischen Konstanten der Identität, Negation, verbotenen Widerspruch, TND, Konjunktion, Disjunktion, Existenz- und Allquantoren nunmehr die Definition einer Austauschbedingung an, die die Substitution der gebundenen Individuenvariablen durch freie Variablen definiert und so mit Hilfe der Zugangsrelation den Übertritt in mögliche Welten gewährleistet. Mit dem damit festgelegten *model set* lassen sich dann nicht nur die modalen Operatoren *Möglich/Notwendig* interpretieren, sondern bei geeigneter Modifikation des *model set* auch je verschieden modale Systeme. Der entscheidende Schritt aber aus der schlechten Alternative, die Quine der Modallogik beläßt, wenn er ihr entweder die Referenz bestreitet oder sie des Essentialismus verdächtigt, in den die Referenz in möglichen Welten führt, vollzieht sich in einer neuen Situierung des Existenzbegriffs. Hintikka: *Existential Presuppositions* unterminiert die für die Modallogik höchst unerwünschte Voraussetzung der objektsprachlichen Syntax, daß das Auftreten eines singulären Ausdrucks die Existenz seines Referenzobjektes bedeutet (i.e. *existentielle Presupposition*), mithin Existenz als der Wert einer gebundenen Variable erscheint, und liefert die semantischen Regeln, unter denen sich von Existenz ohne objektsprachliche, d.h. ontologisch interpretierte Referenz sprechen läßt, indem er unter Ausnutzung der Austauschbedingung rein technisch Existenz in die *Identität mit dem Wert einer gebundenen Variable* überführt, d.h. von (Ex) zu (Ex) ($a = x$). Damit emanzipiert sich Existenz aus ihrer (mit Referenz implizierten) ontologisierenden Prädikats-Funktion, an ihre Stelle tritt die substituierbare Individuation, die es unter Hinzunahme bestimmter Individuations-Funktionen ermöglicht "to specify the same individual in all possible worlds" (Hintikka: *Semantics for Propositional Attitudes*, S. 103). Von hier aus ist es möglich, nicht nur von kontrafaktischen Identitäten zu sprechen, vielmehr auch von nun allerdings de-ontologisierten existentiellen Verallgemeinerungen. D.h. es ist konsistent möglich, in modale Kontexte hineinzuquantifizieren, denn wenn anstelle der objektiven Referenz die "Referenz" in allen möglichen Welten tritt, dann ist sie notwendige "Referenz", womit ohne existentielle Präsupposition analog zur Herleitung von (Ex) ($a = x$) auch (Ex) $N(a = x)$ erreichbar ist. Die griffige Formel lautet somit: "instead of a failure of referentiality we are dealing with *multiple referentiality*." (Hintikka: *On Sense*, S. 50. Hervhbg. orig. Eine technisch elegantere, allerdings philosophisch weniger anschauliche Lösung des Problems der Quantifikation in modalen Kontexten skizziert Montague: *Logical Necessity*, die in eins eine Semantik für logische, physikalische und deontische Notwendigkeit erbringt, indem sie die modale Präambel "es ist notwendig daß ... in eine zu Tarskis Interpretation des Allquantors analoge Interpretation überführt. An anderer Stelle greift Montague das Problem der indirekten Rede direkt an der Desambiguierung der Konjunktion "daß" auf, die er über Indizierung in eine aus der Arithmetik geläufige *naming function* überführt, womit die Referenz der konjunkional eingeleiteten Phrase direkt aus der nun je spezifizierenden Konjunktion hervorgeht. Vgl. Montague, Kalish: *That*) Erinnern wir das Quinesche Spieler-Beispiel gegen existentielle Verallgemeinerung in modallogischen Kontexten, so zeigt sich die unterschiedliche Interpretation des Existenzbegriffes darin, daß Quine auf der objektiv-realistischen Interpretation der Quantoren beharrt – wenn gespielt wird, gibt es *keinen bestimmten Spieler*, von dem gesagt werden kann, es sei notwendigerweise der Fall, daß er gewinnt – während die intensionale Semantik allein auf die substitutiv mögliche Erfüllbarkeit zielt: wenn gespielt wird, *ist es notwendig, daß es irgendeinen Spieler gibt*, ... Während Hintikka mit Hilfe der *individuating functions* an der *cross-identity* festhält, plädiert D. K. Lewis für eine *Gegenstück-Theorie*, die mittels einer neuen Relation die Zuordnung des aktuellen Individuums zu seinem *Counterpart* in möglichen Welten festlegt. Vgl. D. K. Lewis: *Counterfactuals*, S. 1-43, 84-91; ders.: *Counterpart Theory and Quantified Modal Logic*.

und im Zuge ihrer semantischen Fundierung andererseits kalkültechnisch auch als möglich erweist, ganz auf der Linie des a-spekulativen, auf Operabilisierung und Formalisierung verwiesenen Metaphysik-Begriffes Günthers liegt. Der Begriff der möglichen Welten, d.h. die Bereitschaft von Entitäten zu sprechen, deren Seinsgrund nicht im empirischen Hier und Jetzt liegt, eröffnet einen ontologisch-metaphysischen Diskurs in der nicht-klassischen Logik, wenn nun die Tarskische Adäquation sich nicht länger vollständig im Ontischen verankert, sondern eine Ausdehnung erfährt auf das seit ehemals der *prima philosophia* angestammte Reich des Wissbaren *kata ton logon*, des sicher und gewiß Gewußten aus den erfahrungsunabhängigen Prinzipien der Vernunft. Die Logik mag sich dazu stellen wie sie will,^[451] in jedem Fall jedoch nimmt sie mit der von Leibniz inaugurierten Vervielfältigung der Welt deren metaphysische Implikationen graduell mit auf, und es liegt eine tiefe Ironie darin, daß ausgerechnet der einstmalige Propagandist der Überwindung der Metaphysik durch logische Analyse der Sprache, daß ausgerechnet Carnap also die Semantik wieder in die Nähe des zu fliehenden Denkens lanciert. Denn obzwar die intensionale Semantik sich insgesamt in der Tradition analytischen Philosophierens als Analyse philosophischer Begrifflichkeit vor jedem Metaphysikverdacht sicher wähnt, kann mit vollem Recht und ohne Abstriche das gleiche Mögliche-Welten-Instrumentarium zum Zweck einer formalen Ontologie, einer Metaphysik funktionalisiert werden. Gewiß führt diese dann in einen strikten Essentialismus, in ihrer stärksten Fassung in einen reinen Platonismus, und vermutlich weil er eben einen solchen konsequent affirmiert, wird Heinrich Scholz im Zusammenhang mit der Mögliche-Welten-Semantik gerne als einer ihrer Gründerväter übersehen. Denn der Erz-Platoniker Scholz^[452] nimmt die Metaphysikalisierung der Semantik nicht als unliebsame Begleiterscheinung allein notgedrungen in Kauf, sondern setzt umgekehrt die Leibniz-Idee der möglichen Welten gerade darauf an, eine neue, nicht-spekulative Metaphysik als "Neuschöpfung der Aristotelischen Ontologie" "von dem Härtegrad [...], dem die Mathematik ihre Sonderstellung im Gefüge der Wissenschaften verdankt" zu kreieren.^[453] Daß er dies tun kann, findet seinen Grund in eben der gleichen Ausgangsprämisse der möglichen Welten, die sich bei ihm ebenso formal, wie es bei Kripke, Hintikka und Lewis der Fall ist, über mögliche Individuenbereiche definieren. Nun allerdings affirmativ im Sinn einer formalen Ontologie,

welche die Gesamtheit der Wahrheiten umfaßt, die in einer Sprache über die wir uns verständigen werden, formuliert werden können für Dinge, die sinnvoll als Individuen aufgefaßt werden können, und so, daß diese Wahrheiten nicht auf irgend welche Individuenbereiche oder Welten beschränkt, sondern von unbeschränkter Gültigkeit sind.^[454]

⁴⁵¹ Während D. K. Lewis: *Counterfactuals*, S. 84ff. und anfänglich auch Hintikka für eine realistische, objektive Auffassung der möglichen Welten eintreten (vgl. Hintikka: *Semantics for Propositional Attitudes*, S. 108) plädiert Kripke "gegen diejenige falsche Verwendung des Begriffe, die 'mögliche Welten' als etwas von der Art ferner Planeten zu betrachten". (Kripke: *Name und Notwendigkeit*, S. ???) Später sagt sich auch Hintikka dezidiert von Leibniz und Carnap los und zieht es vor, von *möglichen Szenarien, Situationen* zu sprechen. Vgl. Hintikka: *Situations, Possible Worlds, and Attitudes*, S. 205f, 213.

⁴⁵² Das Bekenntnis zum Platonismus in der Logik vgl. Scholz, Hasenjäger. *Grundzüge der mathematischen Logik*, S. 1; Scholz: *Mathesis Universalis*, S. 341-50, 388-98, 399f. ??? Aufsätze???

⁴⁵³ Scholz: *Metaphysik als strenge Wissenschaft*, S. 148, 11.

⁴⁵⁴ A. a. O., S. 13f. 1941 stellt Scholz also bereits eine Semantik für identitätstheoretische Sätze vor, die ihn als zumeist vergessenen Vorläufer der intensionalen Semantik qualifizieren, wenn er seine Welten in Anschluß an Tarski als *nichtleere Individuenbereiche* konstruiert, innerhalb derer über Allgemeingültigkeit, Allgemeinungültigkeit bzw. Neutralität von identitätstheoretischen Aussagen

Hier also wird das im anglophonen Raum wohlweislich unterdrückte, weil unliebsame Nebenprodukt gerade zum *Movens* einer dann allerdings thematisch transformierten Metaphysik erkoren, die dem *pünktlichen Denken* sicher keine Antwort bereithält auf die Kantischen Grundfragen – was kann ich wissen, soll ich tun, darf ich hoffen? –, die sich vielmehr bescheidet auf die formale Legitimierung der semantischen Frage: "Was kann ich sagen in einer Sprache, für die ich mich entschieden habe?"⁴⁵⁵ Eine solcher Metaphysik-Begriff, fern ab von Kosmologie, Onto-Theologie und hieraus deduzierten anthropologischen Entwürfen, eine dergestalt inhaltlich säkularisierte Metaphysik als ein formales System universal gültiger, weil trans-empirischer Wahrheiten, ist dann mit dem daran gebundenen Anspruch einer wechselseitigen Fundierung und Interpretation von Formalismus und Ontologie dem Anliegen Günthers unmittelbar verwandt. Und Günther verabsäumt es seinerseits denn auch nicht, Scholz als den einzigen Gleichgesinnten hervorzuheben, in dem Bemühen um die Neusituierung der Metaphysik, das heißt, in dem Bemühen um die notwendige Erinnerung daran, daß umgekehrt je begegnende Logik immer schon das formale Produkt einer jeweiligen Ontologie ist.⁴⁵⁶

Damit aber ist der zweite Aspekt implizit schon angesprochen, der die intensionale Semantik im Hinblick auf Günther von Interesse werden läßt: Wenn die Mögliche-Welten-Semantik sich aus formaltechnischen Sachzwängen heraus als das große Kompensationsinstrument modal-syntaktischer Gebrechen (Quantifikation; Referenz der *propositional attitudes*) entwickelt, dann willigt sie von vornherein in den philosophischen

entschieden werden kann. Technisch vollzieht sich dies mit der Unterscheidung Aussagen *erster* und *zweiter* Stufe, die grob der Unterscheidung von Aussagen- und Prädikatenkalkül entspricht. Mit Hilfe der identitätstheoretischen Aussagen (Aussagen zweiter Stufe) konstruiert Scholz in einem ersten Schritt *Anzahlaussagen* über die *Mindest-* bzw. *Höchstzahl* der Individuen und gelangt zur Konkretion seiner Metaphysik, wenn er diese Anzahlaussagen nicht mehr als *wahr* und *falsch* interpretiert, sondern als *gültig*, resp. *ungültig* "wenn sie auf Welten bezogen werden, deren Individuenzahl zusammenfällt mit der Anzahl der Individuen, deren Existenz sie behaupten." (a. a. O., S. 47) Von hier aus ist es Dank Tarski nicht mehr weit, die *Erfüllbarkeit* identitätstheoretischer Aussagen als *allgemeingültig*, d.h. als gültig in jeder möglichen Welt zu definieren. Anders als Tarski aber bleibt Scholz nicht bei der Alles-oder-Nichts-Alternative des Erfüllungsbegriffes stehen (entweder immer oder nie erfüllbar), sondern überführt – in Analogie zur Anzahlaussage – die identitätstheoretischen Aussagen in *Zählaussagen*, die als *ausgezeichnete Zählaussagen* die *Mindest-* oder *Höchstzahl* ihrer Individuen bestimmen, sowie in *numerische Aussagen*, die deren *genaue Anzahl* angeben. Von hier aus dann wird die zwischen Allgemeingültigkeit und Allgemeinungültigkeit stehende neutrale Aussage in eine numerische Aussage überführt, womit sich die unbefriedigende Alternative Tarskis auflöst in den *Satz der Trichotomie* (vgl. a. a. O., S. 102), der für jede identitätstheoretische Aussage entweder ihre Allgemeingültigkeit, Allgemeinungültigkeit oder Gleichwertigkeit mit einer numerischen Aussage bestimmt, somit die Möglichkeit eröffnet, entweder die Gültigkeit einer identitätstheoretischen Aussage in allen möglichen Welten, bzw. in keiner möglichen Welt zu bestimmen, oder angeben zu können, in welchen Welten sie gültig ist. Vgl. a. a. O., S. 108; sowie: ders.: *Logik, Grammatik, Metaphysik*.

⁴⁵⁵ Scholz: *Metaphysik als strenge Wissenschaft*, S. 52.

⁴⁵⁶ Trotz aller Differenzen hinsichtlich der Bewertung Hegels für die Logik (vgl. GZ 4, 22) oder des Identitätsbegriffes (vgl. B II, 71), läßt es Günther nicht an Sympathie fehlen für die bei Scholz stets philosophisch motivierte und gründierte Reflexion von Logik/Mathematik (vgl. B II, 35, 115; IuG 41, 59) und bekennt sich – ist es tiefer Respekt oder die Suche nach Verbündeten – in Hochachtung für "das kaum zu überschätzende Werk von Heinrich Scholz" (IuG 393, gemeint ist *Metaphysik als strenge Wissenschaft*) explizit zu dem von Scholz skizzierten Metaphysikbegriff (vgl. IuG 31f). Die Differenz allerdings ist im gleichen Moment mitangelegt, denn wenn Günther darauf hinweisen kann, daß gerade derselbe Formalismus der positivistischen und der metaphysischen Interpretation gleichberechtigt zugänglich ist (vgl. IuG 36, 75), dann muß die von ihm intendierte simultane Weiterung der Logik/klassischen Ontologie auch noch den in ungebrochener Tradition des Aristotelismus formulierten Metaphysik-Begriff Scholzens als zu eng empfinden.

Grundentscheid ein, in der Logik mehr sehen zu wollen, als es die von jedem Inhalt abstrahierende *reine* Logik reklamiert. Hier erinnert sich die Logik neben dem *formalen Apriori* nun auch ihres *materialen Aprioris*, wie Stegmüller⁴⁵⁷ jenen Bewußtseinswandel beschreibt, "that logic, so to speak, has a wider reach than truth",⁴⁵⁸ und der, verglichen mit der dialektischen Logik, nun bereits deutlicher in Richtung Günther weist, insofern die intensionale Semantik die inhaltlichen, materialen Aspekte ganz in die Form zu integrieren sucht.

Lief die dialektische Logik auf eine Erkenntnistheorie hinaus, in der die alte wahrheitswert- und adäquationstheoretische Form unverwandelt und unberührt einer zwar dialektisch begriffenen Welt gegenüber trat, so macht die nicht-klassische Logik demgegenüber einen Schritt auf den von Günther eingeschlagenen Weg. Denn sie versucht ja den Intensionsbegriff selbst in die alte, extensionale Form einzubinden, um die für die dialektische Logik noch unhintergehbare und dort dementsprechend allein invertierte Dichotomie von Intension und Extension zu dekomponieren. Anders als in der dialektischen Logik transformiert die intensionale Semantik nicht den Objektbegriff und Gegenstandsbereich, bezieht also nicht den alten Formbegriff auf einen neuen, weil dialektisch-widersprüchlich verstandenen Phänomenbestand, sondern macht sich auf, in der Logik das Verhältnis von Welt und Abbildung selbst einzufangen: Wenn Denken sich im Medium der Sprache vollzieht, dann – so die Hoffnung – führt zuallererst die logische Analyse der Sprache zu einer Klärung der basalen Strukturen von Rationalität. "The meaning of 'knowing that one knows' is not clear", formuliert Hintikka⁴⁵⁹ das Unbefriedigen, mit dem die intensionale Logik sich dem Defizit zuwendet, das die klassische Logik hinterläßt, die sich mit dem Verdikt über die *propositional attitudes* von vornherein den Blick auf die Satz-Subjekte verstellt. Werden dagegen aber modale Operatoren über die rein alethischen Modalitäten ("möglich", "notwendig", "unmöglich") hinaus interpretierbar, so verstärkt sich der Eindruck, als gelänge die Logik auf dem Boden der extensionalen Darstellung des Intensionsbegriffes an die von Husserl und Günther eingeforderten subjektiven Aspekte heran. Weniger die deontischen Modalitäten ("geboten", "erlaubt", "gleichgültig", "verboten"), als vielmehr die epistemischen⁴⁶⁰ deuten eine Subjektivierung an, wenn "a weiß, daß x", "a glaubt, daß x" die Proposition (x) in Kontexte einbettet, die sich sinnvoll nur in Bezug auf ein Subjekt (a) äußern lassen. Die Perforation der angestammten Grenze zwischen Intension und Extension mag zwar die Unterscheidung von Pragmatik und Semantik verwischen, doch indiziert diese bereichsweise Überlappung gerade die methodologische Ausdehnung der Logik auf das bis dahin vernachlässigte Verhältnis von Satz und Sprecher, von Urteil und Urteilssubjekt. Und wenn Montague schließlich mit dem wohl eindrucksvollsten Anspruch der intensionalen Logik ansetzt, diese Überlappung definitiv zum Programm zu erheben, um so noch die kontextuell bedingte

⁴⁵⁷ Vgl. Stegmüller. *Hauptströmungen II*, S. 151

⁴⁵⁸ v. Wright: *Logical Studies*, S. VII

⁴⁵⁹ Hintikka: *Knowledge and Belief*, S. 103.

⁴⁶⁰ Da es sich um verschiedene Interpretationen modaler Operatoren handelt, subsumiert v. Wer: *An Essay in Modal Logic*, S. 1-4 epistemische, deontische und alethische Modallogik unter dem Generalnenner Modallogik, was sich im Fall der – wesentlich mit seinem Namen verbundenen – Deontik zwar auf Grund der historisch-systematischen Fortentwicklung der Modallogik zur deontischen Logik rechtfertigt (vgl. ders.: *Norm und Handlung*, S. 32), was aber formal nicht als Kongruenz mißverstanden werden darf. Zurecht weist Stegmüller auf die Differenz hin, wenn im Gegensatz zur Modallogik der Deontik die Reflexivität der Zugangsrelation R zur möglichen Welt versperrt ist, ist doch "[d]ie wirkliche Welt [...] sicherlich keine deontische Alternative von sich selbst; denn sie ist keine deontisch perfekte Welt." Stegmüller: *Hauptströmungen*, 11, S. 169.

Bedeutungsvarianz in Abhängigkeit von Zeit- und Ortsdeixis einerseits, von Personalpronomina und Indexausdrücken andererseits innerhalb der um eine Semantik erweiterten generativen Grammatik (Chomskys) als Universalgrammatik handhaben zu können, dann scheint damit nicht nur das in der Logik stillschweigend mitlaufende Übersetzungsproblem von formaler und natürlicher Sprache gelöst, dann scheint auch vieles darauf hinzudeuten, als stünde der Logik endlich das ersehnte Rüstzeug bereit, mit dem sie das Medium des Denkens, die Sprache, vollständig abbilden könnte. Mit der *Universalgrammatik* vereinigt Montague nicht weniger als die im Trivium der Scholastik noch getrennt gelehrten Disziplinen von Grammatik und Logik und legt mit seinem Formalismus den Grund, auf dem sich ein grammatikalisch-logischer Verbund von formaler Syntax und Semantik einerseits und andererseits von natürlicher Sprache als einem regelgeleiteten System generiert, innerhalb dessen beide Seiten sich wechselseitig in einander überführen, resp. analysieren lassen. Leibniz' *characteristica universalis* steht Pate, wenn natürliche und künstliche Sprachen – und dies ist das Entscheidende – sich auf ein gemeinsames und umfassendes Normierungssystem zurückführen und aus diesem herleiten lassen. Damit dann wird der den Übersetzungsprozeß extern und aufgrund seiner "gesunden" Sprachkompetenz steuernde Logiker/Sprecher hinfällig, den sämtliche Logiken und Grammatiken bis dahin stillschweigend als verborgenen Garanten der Übersetzung voraussetzen. Anders: In der Rückführung der formalen und natürlichen Sprache auf eine gemeinsame, beide fundierende Syntax/Semantik wird die Übersetzungsproblematik selbst unterminiert; Logik und Sprache stehen nicht länger getrennt, denn der Übersetzungsprozeß ist mit der Fundierung auf der einen, gemeinsamen Basis als die bereits vollzogene Leitung des Übersetzers je schon integriert. Und das Denken, das sich der Sprache einschmiegt, ist analysierbar, gerade so, wie es Leibniz vorschwebt, wenn er die *characteristica* zum Zweck einer objektiven Klärung, einer dem subjektiven Einspruch enthobenen Schlichtung, den streitenden Philosophen anträgt.^[461]

So scheint das Maximum der Logik prinzipiell erreicht, die Mögliche-Welten-Semantik setzt die intensionale Logik in den Stand, den Modalitäten eine konsistente Interpretation zu verleihen, die nicht nur das große Hindernis der indirekten Rede aus dem Weg räumt, die darüber hinaus auch die Kontextdependenz solcher, in Fregescher Terminologie *ungerader Verwendungen* dahingehend spezifiziert, daß die mögliche Zustandsbeschreibung als *point of reference*^[462] das Koordinatensystem aus Raum-, Zeit- und Sprechervariablen aufspannt, in dem nun (formal extensional) die (intensionale) Beziehung eines Sprechers, der dann auch Ich sein kann, zur Proposition eindeutig bestimmbar ist. Hier dann wird nicht nur

⁴⁶¹ "There is in my opinion no important theoretical difference between natural languages and the artificial languages of logicians", beginnt Montague die Grundlegung seiner *Universal Grammar*, die auf 25! Seiten mit einem auch für Fachlogiker schwer nur zu bewältigenden Kalkül den Nachweis antritt, daß es möglich ist, "to comprehend the syntax and semantics of both kinds of languages within a single natural and mathematically precise theory." (A. a. O., S. 222) Als explizite Gegenposition zum linguistischen Ansatz Chomskys widmet sich zuvor (noch unter restriktiven Ausschluß von Eigennamen und intensionalen Verben) *English as a Formal Language* dem in *Universal Grammar* als abschließendem Anwendungsbeispiel vorgeführten Problem der Formalisierung natürlicher Sprachen, das in *Quantification in Ordinary Language* dann zusätzlich in Hinsicht auf die Problematik der Pronomina in intensionalen Kontexten untersucht wird.

⁴⁶² Im Anschluß an Montague faßt Dana Scott: *Advice on Modal Logic* den *possible state of affairs* als Indexpunkt bzw. *point of reference* *i*, der die für den Wahrheitswert einer Aussage notwendige Distinktion von Satz-Subjekt *s*, Zeit *t*, Welt *w* und Raumstelle *p* = (*x*, *y*, *z*) festlegt, also *i* = (*s*, *t*, *w*, *p*, ...) definiert. Damit wird ein Ausdruck *z* in Bezug auf den Index/Referenzpunkt *i* sowohl extensional (Ext [*z*,*i*]) wie intensional (Int [*z*]) darstellbar, wobei der Carnapschen Definition von Intension/Extension entsprechend gilt Int [*z*](*i*) = Ext [*z*,*i*].

natürliche Sprache formalisiert, hier dann dringt die Logik mit der wahrheitswerttheoretischen Darstellung epistemischer Kontexte in Verbindung mit der ersten Person Singular Präsens Aktiv dahin, die in der Aussage der klassischen Logik elliptisch unterschlagene "Illokution"[⁴⁶³] zu explizieren, das heißt, die über den rein propositionalen Akt hinaus bedeutsame Funktion der Äußerung in Beziehung auf den Sprecher, das Subjekt. blieb in der klassischen formalen Logik als Lehre des konsistenten logischen Schließens das Subjekt vollständig ausgeblendet, so kann die intensionale Logik nunmehr mit Recht reklamieren, dem Subjekt des Urteils die Anbindung an sein Urteil zurückerstattet zu haben, und es mutet an, als wäre dem Einspruch Günthers Rechnung getragen, als hätte sich die Logik aus der kritisierten Objekt-Logik zu einer umfassenderen Subjekt-Logik voran entwickelt.

Transklassisch versus nicht-klassisch

Doch kommt eben an dieser Stelle, an der die intensionale Semantik zu ihrer Hochform findet, der entscheidende Unterschied zu Günther am deutlichsten zum Vorschein, den die nicht-klassische Logik hier in der Analyse, Desambiguierung und Übersetzung der natürlichen Sprache, vordringlich der philosophischen Begrifflichkeit, als ihr Motiv dechiffriert. Wir bewegen uns im angelsächsischen Raum[⁴⁶⁴] und müssen die Allgegenwart der analytischen Philosophie vergegenwärtigen, um die motivationale Differenz nachzeichnen zu können, die von ihrem Ansatz her die Differenz zu Günther markiert: Es geht um die Analyse von Sprache, deren Maximalziel in der vollständigen Übersetzung der *ordinary language* in eine Universalgrammatik besteht, worin sich die durchaus berechnete anglo-amerikanische Berührungsangst mit all dem niederschlägt, was kontinental-europäische Philosophie im Bannkreis von Introspektion und Psychologismus der Logik als vermeintlich subjektives Rüstzeug aufgebürdet hat. An dessen Stelle tritt der unbedingte Wille zu intersubjektiver Kommunikabilität, wie er sich plakativ in die programmatischen Schlagworte von Verifikationismus, Falsifikationismus und Pragmatismus gewandelt, und der in dieser Hinsicht das angelsächsische Denken für Günther so attraktiv werden läßt.

Doch zwei Seelen wohnen in Günthers Brust. Der Formalismus, den er für seine *neue Theorie des Denkens* sucht, unterstellt sich als formale Theorie zwar den Geboten des Pragmatismus, allerdings nicht zu dem inhaltlichen Preis, den die intersubjektive Verifikation als ihr objektives Methodenideal ansetzt: Das Verstummen vor dem gesamten Bereich der intrasubjektiven Urteilskonstitution; das methodologische Abschneiden der Frage, was sich für die Logik ändert, wenn das Denken sich auf Objekte im Denken richtet, die als objektivierten Gegenstände des Denkens sowohl Denkobjekte sind wie gleichzeitig, als vom Subjekt aktual gedachte Gegenstände, aus der reinen Objektivität in das logische und ontologische Intermedium einer Subjektivität-Objektivität überführt werden.

Der Schein nämlich trügt, als gelänge die intensionale Logik dahin, einen Repräsentationsraum zu eröffnen, in den das eingehen könnte, was Günther unter

⁴⁶³ Wir setzen die Anführungszeichen als Index einer Analogie, da es keine Akte des Wissens gibt; die Verben *wissen*, *glauben*, *meinen* (ebenso *wir hoffen*, *beleidigen*, *lügen*) lassen sich nicht mir Hilfe des Standard-Kriteriums für Performanz: *hiermit* in die explizit performative Formel überführen ("Hiermit behaupte ich, daß ...") und werden von Austin als *primär performativ* klassifiziert, d.h. als *vage*, *mehrdeutige* Äußerungen, die ihre Rolle erst noch desambiguieren müssen. Vgl. Austin: *Zur Theorie der Sprechakte*, S. 87-93.

⁴⁶⁴ Geographische und diskursive Topographie ziehen ihre Grenzverläufe nicht deckungsgleich, wie die starke Präsenz skandinavischer Denker innerhalb der deontischen und epistemischen Logik zeigt.

Subjektivität befaßt, von dem vielmehr auch in den subtilen Kalkülen der Mögliche-Welten-Semantiken keine Spuren zu entdecken sind. Das positive Noumenon, vor dem Kant zurückschreckt, das Bild des Bildes bei Fichte, die Reflexion der Reflexion Hegels, kurz die Selbstapplikation der Logik, die als transzendente Logik den Prozeß der Logifizierung selbst noch zu reflektieren hätte – all das also, was Günther unter der ganzen Schwere alteuropäischer Tradition als das formale Prinzip einer vollgültigen Theorie des Denkens entdeckt und in der Logik als dem formalen Kompendium des Denkens vermißt, all das bleibt auch hier außen vor. Ganz abgesehen von den typentheoretischen Problemen und den Fragen, die mit der infiniten Regressivität der objekt- und metasprachlichen Differenz aus der extensionalen Semantik importiert werden, grundsätzlich reicht die Möglichkeit zur semantischen Interpretation modaler Operatoren im Sinne epistemischer Modalitäten allein nicht hin, die formale Differenz einzufangen bzw. zu etablieren, deren Verfolg Günthers Ziel ist, um die subjektiven Aspekte der Logik aus der negativ besetzten Konnotation von Introspektion, Evidenz, Psychologismus und Erkenntnistheorie zu lösen. Zwar zeigt die intensionale Semantik ihre nicht zu vernachlässigende Relevanz, wenn es darum geht, den Modal-Kalkül aus der hermeneutischen Beliebigkeit reiner Syntax zu befreien, doch liegt dies weit unterhalb der Anforderung, die sich aus dem Güntherschen Projekt einer logischen Hermeneutik ergeben: An der Form soll der Unterschied signifizierbar sein, zwischen dem Denken des Dinges und dem Denken dieses Denkens. Die Thematik der Innerlichkeit als Reflexion auf die erste Reflexion muß als Reflexion der Reflexion, als Reflexion auf das bereits subjektivierte, reflektierte und je schon kategorial informierte Objekt eine andere, non-abstraktive, weil keinem bloßen Inhalt mehr korrespondierende, neue Form bekommen, als sie die unmittelbare Reflexion des Objekts besitzt. Davon aber, von der Formdifferenz, kann in der intensionalen Semantik nicht die Rede sein; auch hier bleibt – wie Günther es früh schon beschreibt – Kant das Ideal: das Subjekt selbst ist regulative Idee, nicht die Reflexion der Reflexion ist Thema, sondern das einfache Abbildungsverhältnis, Reflexion in anderes. Die Thematik der Innerlichkeit, die Sinnlogik, das Denken des Denkens, die reflexionslogisch so unabdingbare Verdoppelung dringt auch hier nicht ein, obwohl die intensionale Logik sich ihres *materialen Aprioris* erinnert, obwohl sie also gegenüber der puristisch-abstraktiven *reinen* Logik Ansätze zeigt, im Zuge der extensionalen Darstellung des Intensionsbegriffs auch bedeutungstheoretische Aspekte im Kalkül abzubilden.

Doch ist, so ließe sich zunächst von Husserl her argumentieren, *Intensionalität* streng zu scheiden von *Intentionalität*; Intension ist als Sinn (bei Frege) und Bedeutung (bei Husserl) gerade nicht durchzogen von dem untrennbaren noetisch-noematischen Doppelaspekt der prozessual-thematischen Bezugnahme, die unter der Sigle der Intentionalität zumindest begrifflich-philosophisch die Objektivation als Akt und das Objekt als Gegenstand vereint. Und von Günther her ließe sich der Formbegriff als defizitärer markieren, insofern die intensionale Semantik die deontischen, modalen und epistemischen Interpretationen gleichberechtigt nebeneinander stellen kann. Denn wenn die modalen Operatoren ihre je konkrete Füllung "... geboten, daß ...", "... möglich, daß ...", "... weiß, daß ..." gerade über der zugrundeliegenden gleichen syntaktischen Form erfahren, dann ist eben – vorausgesetzt die epistemische Interpretation wird als Index eines subjektiven Ausdruck zugelassen – an der Form nicht ersichtlich, ob es sich um einen Urteilssatz im Sinne des objektiven Reflektums oder um einen Satz über das Urteil im Sinne der subjektiven Reflexion, also um das Urteilen selbst handelt. Bei allem hermeneutischen Wohlwollen, mit dem die Einbindung der Proposition in Kontexte des Wissens, Glaubens, Meinens etc. als Schritt in Richtung auf eine bedeutungstheoretische "Sinnlogik" betrachtet werden kann, bleibt die intensionale Logik im Hinblick auf die subjektiven Modi des Urteils in einer tiefen

Insuffizienz befangen, denn die Subjekte des Wissens, Glaubens, Meinens sind *Satz-Subjekte*, die als solche in den Sätzen einer objektiven Apophantik formal unterschiedslos mit den Satz-Subjekten des klassisch-logischen Aussagenkalküls koinzidieren.^[465] Legt die mögliche Welt als *point of reference* fest, welcher Sprecher in welchen Zustandsbeschreibungen *weiß, daß p*, dann zeigt die gesamte Diskussion um den legitimen Wegfall der Anführungszeichen deutlich, in welche Richtung die Neuerung der intensionalen Logik zielt: Es geht um die Rechtfertigung, in der Logik mit gedachten Dingen operieren zu dürfen, mit Objekten, die ihre Fähigkeit zur Referenz, d.h. ihre Objektivität, nicht einbüßen, obwohl die Referenz ihrer Designatoren keinen Anker in der außersprachlichen Faktizität besitzt. Substituierbare Synonymität, Analytizität bei Carnap, die starren Designatoren der neuen Namenstheorie Kripkes müssen gerade erhalten, um den distribuierenden Transfer der alten extensionalen, adäquations-, referenztheoretischen und also objektivierenden Erfüllbarkeitsrelation zu gewähren. Und obgleich die *cross-identity* ihre Referenz als eine potentielle, nicht-empirische ausweist, darf der solcherart gedachte Gegenstand der intensionalen Logik nicht verwechselt werden mit der von Günther geforderten Möglichkeit, "ihn entweder als Sein oder als Sinn zu deuten". (GZ 194) Die gedachten Objekte der Mögliche-Welten-Semantik werden anders als bei Günther nicht auf die Differenz befragt, ob sie Objekte für das Denken oder gedachte Objekte im Denken sind, hier vielmehr lautet die Frage, ob die zugrunde gelegten Objekte auch in anderen/allen Zustandsbeschreibungen denkmögliche/-notwendige Objekte sind. Die kontrafaktischen Welten eröffnen wohl eine neue ontologische Diskussion in der Logik,^[466] bedeuten aber nicht eine reflexionslogische Neuerung, denn das abbildtheoretische Schema

⁴⁶⁵ Weil die Sätze der Apophantik immer schon der Form der Objektivation unterliegen, muß die Subjektivierung im Sinne Günthers deutlich getrennt werden von einer auch auf dem Boden klassischer Satz-Logik noch möglichen, je unterschiedlichen Prononciierung in Subjekt- und Prädikatlogik. Kaulbach verfolgt die Spuren einer solchen Subjektlogik zurück bis Aristoteles, dessen ontologische Präferenz, das Wesen bzw. die Substanz als Träger akkzidenteller Eigenschaften zu denken, in der logischen Betonung des Satz-Subjekts als dem selbständigem zugrundeliegendem und einheitstiftenden Fundament für darauf aufsitzende Prädikate wiederkehre. Erst in Folge der ontologischen und erkenntnistheoretischen – bis heute gültigen – Umorientierung am Beginn der Moderne, verlagere sich die Dominanz im logischen Satz auf das Prädikat, insofern das Wesen nicht mehr auf sein aus der Natur rezeptiv erfahrbare *Was-sein* befragt werde, sondern sein *Wie-sein* als attribuierende und präzisierende Erkenntnisleistung in den Fordergrund rücke. So erscheine das Satz-Subjekt – mustergültig etwa bei Frege – als *ungesättigt, offen, ergänzungsbedürftig*, und spiele als Argument innerhalb der nach mathematischen Vorbild konzipierten Funktion "eine abhängige Rolle gegenüber dem Prädikat, das als grammatischer Repräsentant des Begriffs das Gegenstands-Subjekt in seinen Dienst nimmt, um sich zu ergänzen und zu vervollständigen." Wenn Kaulbach abschließend Hegel als den Höhepunkt der Subjektlogik anführt, dann mag dies vollkommen zu Recht geschehen, weil im spekulativen Satz das denkende und sprechende Subjekt "die Geschichte seines eigenen Denkens und Sprechens [vollzieht], sofern es das zunächst feste Subjekt des Satzes sprechend zur Selbstaufhebung im Prädikat und damit auch zugleich dazu bringt sich selbst zu erhalten", doch stellt sich die Frage, ob eine solche Konzeption der Subjekt-Logik noch in der identitätstheoretischen Tradition mit Aristoteles steht. Hegel als Subjekt-Logiker einzuordnen, müßte von Günther her mit Nachdruck affirmiert werden – Hegels, und damit auch Günthers Subjekt-Logik allerdings ohne die formallogischen Divergenzen allein im Hinblick auf die dominierende Rolle des Subjekts neben Aristoteles zu stellen, erscheint schwer möglich; den Anforderungen der Selbstaufhebung im spekulativen Satz ist der klassisch-logische Satz einer undialektischen Subjekt-Prädikat-Struktur gerade nicht gewachsen und wird vollständig überfordert, wenn er schließlich noch die eigentliche Subjektivierung, die Reflexion auf diesen Prozeß, abbilden können soll. Vgl. Kaulbach: *Subjektlogik und Prädikatlogik*, Zitate S. 36, 50.

⁴⁶⁶ Die neu eröffnete ontologische Diskussion diskutiert allerdings noch immer die alte Ontologie, weil "die Distributionsbedürfnisse einer intensionalen Semantik durch die auf Leibniz zurückgehende Mögliche-Welten-Semantik befriedigt wurden, ohne daß dabei die klassische Ontologie geopfert werden mußte." Kaehr: *Disseminatorik*, S. 192.

wird kongruent übertragen, und die für Günther dringliche Frage nach der Form, in der der Abbildungsprozeß als Form selbst zum Inhalt einer neuen logischen Form werden könnte, wird mit der Übernahme der Tarskischen Erfüllbarkeits-Mechanik methodologisch von vornherein ausgeblendet.

Die Form-Inhalt-Dichotomie bleibt in der intensionalen Logik grundsätzlich unangetastet, auch die verteilten semantischen Systeme unterliegen einem homogenen Formbegriff, der die Spaltung der Form nicht kennt, die Formvielfalt also, unter der Hegelsch gesprochen der Begriff als gesetzter, als reflektierter, als Form selbst Inhalt einer anderen Form werden könnte. Das hier erreichbare Maximum ließe sich mit Hegel als die erste Stellung des Gedankens zur Objektivität beschreiben, auch wenn die Gegenstände möglicher Welten nicht länger zur *Möblierung der Welt* taugen; sie sind (notwendig) gedachte Gegenstände, doch eben deswegen statische Objekte des Denkens, die sich – wie die referenztheoretische Kritik Quines es expliziert – formal in nichts unterscheiden von den Gegenständen mit Null-Klassen-Extension ("Pegasus", "die größte natürliche Zahl", etc.) der objektsprachlichen Logik. Ontologie und Erkenntnistheorie mögen dann streiten über die Rechtsgründe, von solchen Objekten überhaupt zu sprechen, die logische Struktur ihrer Thematisierung jedoch bleibt gleichermaßen die der Objektivation, wie ebensowenig an den modalen Einleitungsformeln des Wissens, Glaubens, Meinens ein formaler Eintrag zu erkennen ist, der die resultativ-konstative und die aktual-reflexionale Funktion der Proposition unterscheiden oder gar vermitteln könnte. Hier vielmehr müßte die Form selbst ihren thematischen Ort als den der Innerlichkeit/Äußerlichkeit indizieren, um die Topologie der Reflexionsformen zu eröffnen, in der das eine und dasselbe Datum, die gleiche Proposition, das gleiche Designatum sich in zweifacher Weise reflektiert sieht: Als reflektierter Satz/Begriff der objektiven Einstellung und als darauf reflektierender Satz/Begriff der subjektiven Einstellung, ohne dabei in die (metasprachliche) Iteration der Reflexion einzutreten, denn "[a]ls thematisch bestimmter ist der Begriff Inhalt, als thematisierende Methode ist er Form." (GZ 211)

Das heißt aber, daß bereits auf der Basis der in den *Grundzügen* avisierten Weiterung der Logik in die Verdoppelung und Vermittlung von Seins- und Sinnlogik, das Schema von Intension und Extension sich als grundlegend zu eng erweist. Wenn diese Begrifflichkeit hier überhaupt noch zur Verwendung gelangen kann, dann müßte sich – korrespondierend zur logisch-hermeneutischen Unterscheidung der jeweiligen thematischen Ausrichtung (Sein und Sinn) – in irgendeiner Weise die Wiederholung der Dualität von Intension und Extension als deren parallele Vervielfältigung abzeichnen. Das aber zeigt umgekehrt an, daß die Dualität in ihrer klassischen Form sich als nicht letztgründig erweist, als nicht allumfassend im Hinblick auf die reflexionslogische Thematisierung der Begriffe und Sätze. Gilt es hier, Sinn und Bedeutung, Intension und Extension, Gehalt und Umfang insgesamt als Gegenstand einer eigenen Reflexion zu erkennen, dann erwächst der Zwang, das in der nicht-klassischen Logik beispielhaft vorgezeichnete *immanente* Unterlaufen der Dichotomie nun innerhalb der neugegründeten Thematik der Innerlichkeit erneut anzusetzen, diesmal jedoch als ihre *externe* Situierung: Eine Situierung im Sinn einer Bescheidung, denn Intension und Extension reduzieren sich vor der Leitdifferenz von Form und Inhalt auf eine subalterne Unterscheidung. Denn nunmehr können sie insgesamt sowohl auf der Inhaltsseite veranschlagt werden, wie sie als *thematisierende Methode* auch unter den neuen Formbegriff zu fassen sind, der das Gefüge von Intension und Extension, also den gesamten thematisch bestimmten Inhalt in seiner Funktion, eine logische, abstraktive, reflektierende, objektivierende Leistung zu sein, begreift und ihn so, ohne von den materialen Aspekten (Intension und Extension) abstrahieren zu müssen, als Form erfaßt.

Intension und Extension, die auf der Ebene der einfachen Reflexion der klassischen Logik unangetastet bleiben, müssen also mit der Gründung der diese Logik umfassenden Sinnlogik eine Transposition erfahren, doch bedeutet diese Transposition zwangsläufig eine Transformation, die die überkommene Rede von Intension und Extension an dieser Stelle im eigentlichen Sinn verunmöglicht. Nunmehr ist der Bezug, die Referenz, die Extension eines Begriffes nicht mehr in der objektiven Welt der Dinge auszumachen, sondern ähnelt als Referenz auf gedachten Sinn, auf je schon reflektierte Objektivität, der klassischen Intension, ohne sie zu sein. Die Extension eines Designators in der Thematik der Innerlichkeit kann schwer nur als seine (Fregesche) Bedeutung, sein Begriffsumfang interpretiert werden, wenn die intendierte neue Form bereits eine Reflexionsleistung zum Inhalt halt, wenn sie als ihren Inhalt auf die kategoriale Anschauungsform des objektiven Inhalts, auf seine logische Abstraktionsform, auf den *gesetzten* Begriff als Prozeß der Reflexion selbst referiert. Und für Propositionen gilt entsprechend: Die vordem als Wahrheitswert gefaßte Extension findet kaum ein Analogon, wenn nunmehr die wahrheitswerttheoretische Basis der Adäquation vollständig obsolet wird. Eine Logik der subjektiven Modi des Urteilens wird gerade keine positiven, also wahren oder falschen Urteile im Sinn der objektiven Apophantik thematisieren; sie wird sich als Prozeß-Logik insgesamt jenseits der Wahr-falsch-Alternative der Objekt-Logik bewegen, da es nicht mehr um die an der außersprachlichen Faktizität bemessene Erfüllbarkeit der Sätze geht, sondern um die Repräsentation der logischen Struktur, in der die Propositionen, Inhalte, Bedeutungen als gedachte zum Gegenstand werden. Wenn wir die Formel erinnern, daß hier Objektives als Subjektives signifizierbar sein soll, dann zieht diese amphibolische Überdetermination die definitive Grenze gegen die Wahrheitswertlogik: Ihr Thema sind weder die zur Wahrheit/Falschheit offenen Sätze über die Welt (extensionale Logik), noch die gleichermaßen verifikablen und faliblen Sätze über die Sätze über die Welt (intensionale Logik), sondern die struktur- und formtheoretische Koexistenz bzw. Differenz von inhaltlich-thematischer, logischer Objektivation schlechthin und deren Formdevianz am logischen Ort der subjektiven Repräsentation dieser Objektivation.

Hier also soll die Logik um ein formales Gegenstück der Kantischen Erkenntnistheorie ergänzt werden, hier soll analog der kritizistisch-kopernikanischen Wende auch in der Logik dem Denken ein formales Instrumentarium bereitet werden. Eine Erweiterung, in der zum einen die Logik der präkritischen Reflexion, d.h. die klassische Objekt-Logik Eingang findet; in der zum anderen als logisches Korrelat der transzendentalen Reflexion (auf die Bedingung der Möglichkeit der formalen Logik) die neue Sinn-Logik Eingang findet; und in der schließlich noch die transzendente Synthesis abgebildet werden soll, die dann allerdings im Anschluß an Hegels Aufhebung der Subjekt-Objekt- und Form-Inhalt-Dichotomie unter der Mechanik der Vermittlung/Methode konzipiert werden muß, "um das universale System der Sinnmomente des Denkens auch inhaltlich zu interpretieren." (GZ 214f.)

Damit aber wird im Zuge der Dialektisierung der Form-Inhalt-Dichotomie die Kapazität des Extensionsbegriffes ebenso grundsätzlich überstiegen, wie die seines logischen Korrelates, der Intension. Die Intension der Güntherschen Sinnlogik wird notgedrungen eine andere sein müssen, wenn Sinn, *meaning* hier nicht schlicht als iterierter Sinn des Sinnes gefaßt wird, sondern unter dem Konstrukt der Vermittlung im Zusammenspiel der beiden logischen Thematiken eine invers-übergreifende Struktur bezieht, an der sich der Entscheid bemißt, in welchem System sich der Prozeß der logischen Thematisierung ereignet. Binden sich Sinn und Intension seit Carnap an Synonymität und Substituierbarkeit, und bedeutet Synonymität die positive, substantiell-semantische Äquivalenz, so ist Intensionalität streng zu scheiden von der Konzeption einer der Objekt-Logik korrelierenden Sinnlogik als einem System

simultaner Reflexionsstrukturen, das die Identifikation und Vermittlung der beiden konstitutiven logischen Thematiken gewährleistet. jener beiden Thematiken also, die Günther befaßt als

die begriffliche Intention auf den Denkgegenstand, die jene Seite an ihm zu begreifen sucht, die wir als Fremdheit, als Andersheit, kurz als echte Objektivität oder absolute Transzendenz denken und zweitens jene logische Intention, in der wir den Denkgegenstand als unseren wissen, in der wir mithin ihn als Nicht-Objektivität, als identisch mit der innerlichsten Tiefe unseres eigenen denkenden Ichs, kurz als echte Subjektivität verstehen wollen. (GZ 220)

So sucht Günther den Kalkül, in den nicht nur das Denken des Gegenstandes eingehen kann, sondern in dem zugleich und zusätzlich und dennoch klar davon geschieden, sowohl die Reflexion dieses Denkens als auch die Reflexion auf das Verhältnis der beiden Reflexionsprozesse seinen formalen Eintrag findet. Eben die absolute Reflexion, die absolute Idee, die Methode Hegels ist das Ziel, das sich von der bei Kant *materialiter* vollzogenen Ausblendung des Reflexionsprozesses deutlich unterscheidet. Und das dann erstmals in eine philosophische Logik im eigentlichen Sinne führt, die sich nicht als logische Analyse philosophischer Begrifflichkeit erschöpft, die vielmehr eine logische Ergänzung postuliert für die in der klassischen wie auch nicht-klassischen Logik aus formtheoretischen Defiziten heraus zwangsläufig unterschlagenen transzendentalen und reflexionslogischen Fragen.

Ein legitimer Kronzeuge

Wenn Günther die *Logik* Hegels also im Sinne einer, resp. seiner logischen Hermeneutik, im Sinne einer ganz eigenen Semantik als je distinkt und simultan zu vollziehende formale Interpretation der *logischen Materie* adaptiert, dann veranschlagt er sowohl die (noch unausgeschöpften) Möglichkeiten der Semantik wie auch die der Hegelschen *Logik* ungleich tiefer, als dies geschieht, wenn beide im geläufigen Sinn einer interpretativen, deskriptiven Semantik verstanden werden. Und dies auch, obschon die Hegelsche *Logik* im Zuge einer solchen Interpretation bereits ein gutes Stück weit als Logik rehabilitiert werden kann. So nimmt Hans Friedrich Fulda etwa Hegel gegen die Angriffe der Logik in Schutz, zeigt, daß eine Interpretation der *Logik* als Semantik klassischen Zuschnitts durchaus gangbar ist, denn ihm zufolge soll die dialektische Logik "nicht nur die Gebrauchsbedeutungen vorhandener Ausdrücke analysieren. Sie soll diese Bedeutungen korrigieren und damit die Mittel für neue propositionale Gehalte bereitstellen."⁴⁶⁷ Hier dann allerdings ist vom Zu-sich-Kommen des Begriffes keine Rede mehr, den dialektischen Fortgang der Logik begreift Fulda vielmehr als den Prozeß zunehmender "Einschränkung von Vagheit durch Bedeutungsmodifikation", wenn die spekulativen Termini "nur zusammen mit der allmählichen Einschränkung ihrer Vagheit [...] durch Fixierung ihrer Beziehung ein System solcher Termini" generieren.⁴⁶⁸ So wird die *Logik* Hegels viabel gemacht für den bedeutungstheoretischen Transfer auf die Wirklichkeit, wie ihn die *theory of reference* verfolgt, und solches belädt nicht nur die *Logik* mit den oben ansatzweise vorgestellten Problemen dieser Theorie, solches scheint auch vieles zu opfern, was als Anspruch in der Hegelschen Methode, nicht zuletzt in der Positionierung der *Logik* innerhalb des Systems mitschwingt.

⁴⁶⁷ Fulda: *Unzulängliche Bemerkungen zur Dialektik*, S. 241.

⁴⁶⁸ A. a. O., S. 258, 248.

Doch wollen wir nicht die möglichen Defizite des Ansatzes von Fulda kritisieren. Wichtig vielmehr an dieser Stelle ist die methodologische Rechtfertigung, die Günther erfährt, wenn Fulda in analoger Weise den metaphysisch-spekulativen Aspekt der *Logik* ausblendet, um sie auf die Logik, resp. die referenztheoretische Semantik abzubilden. Eine Rechtfertigung, die dem Güntherschen Hegel-Zugang so das *placet* seiner grundsätzlichen methodischen Möglichkeit ausspricht; eine Legitimierung, die sich darüber hinaus schließlich auch auf die konkrete inhaltlich-systematisch Stoßrichtung ausdehnen läßt, mit der Günther den Entwurf einer neuen Logik an Hegel heranträgt, bzw. diese aus ihm elizitiert. Denn wenn Bruno Puntel in direkter Auseinandersetzung mit Fulda darauf hinweist, daß die klassische Inhalts- und Referenzsemantik als Interpretationsbasis zu eng für den Ansatz Hegels sei, da dieser im Gegensatz zur gesamten Tradition "in der *WL* (*Wissenschaft der Logik*) die Kategorien *an ihnen selbst* begreift",^[469] dann wird eine Semantik, die diesem wesentlichen Charakter der Selbstbezüglichkeit Rechnung tragen kann, sich gerade einem anderen Strukturprinzip zu unterwerfen haben, als dem objekt- und metasprachlichen Relationsgefüge klassischer Semantik, das als solches notwendig in Heteroreferenz befangen bleibt. Zwar zielt Puntel letztlich auf eine formale Präzisierung des hermeneutischen Problems, "daß in der *WL* Methode und Sache identisch sind, daß Darstellung und Sache zusammenfallen",^[470] doch führt ihn die Frage nach den ermöglichenden Faktoren dieser Koinzidenz in die Nähe der grundlagentheoretischen Überlegungen Günthers. Denn Puntel markiert die Möglichkeit der Identität von Sache und Methode in einem intrikaten Zusammenspiel dreier Sprachebenen (Objekt-, Meta-, und eine explikatorische, methodologische Sprache), das die Frage aufwirft: "Wie ist die Differenz und die Einheit der drei genannten Sprachebenen zu begreifen [...]?"^[471] Eine Semantik nach dem Zuschnitt Tarskis scheidet hier also aus, da sie die unbedingte Differenz ihrer Sprachebenen zur notwendigen Voraussetzung hat, was umgekehrt heißt, daß die benötigte Semantik, die die Selbstbewegung des Begriffs als semantische Kreisstruktur einzufangen sucht, grundsätzlich nicht als Übersetzung *ex post* konzipierbar ist.

Eine Semantik solcher Art, eine Semantik also, die zur Bedeutungserfüllung nicht die Kenntnis der Bedeutung auf je höherer Ebene schon voraussetzt, stellt Peter Hinst unter dem Titel einer *Fundamentalsemantik* vor,^[472] und Puntel rekurriert auf diese Melange aus spät-Wittgensteinscher Gebrauchssemantik und Erlanger Konstruktivismus. Ein Zusammenspiel, von dem aus die Interpretationssemantik Tarskis sich nicht nur als zirkulär entlarvt, von dem aus sie auch als semantischer Umweg verworfen werden kann: Warum das, was man als Bedeutung interpretiert, im postum-interpretativen Spiel von Objekt- und Metasprache noch einschreiben; obgleich man es doch je schon kennt und kennen muß? lautet die Frage bei Hinst. Und seine Antwort zielt dann dahin, in Erinnerung an Wittgenstein: Bedeutung ist der Gebrauch! die semantische Bestimmung als prozessuale, d.h. als dialogische oder deduktive Entwicklung der regelgeleiteten Verwendung logischer Termini, Funktoren und Quantoren im Operieren selbst zu generieren. Solches wäre dann frei von jedem Begründungszirkel, wie auch von der regressiven Infinität, in die die Tarski-Semantik unglücklich verstrickt bleibt. Und solches gelangt mit der Absage an metasprachliche Relationalität und Relativität zu einer konstruktiven Begründung der Logik, die die Bedeutung logischer und deskriptiver Konstanten, des Wahrheits- und des

⁴⁶⁹ Puntel: *Hegels Logik – eine systematische Semantik?*, S. 613. Hervhbg. orig.

⁴⁷⁰ A. a. O., S. 617

⁴⁷¹ A. a. O., S. 616

⁴⁷² Vgl. Hinst: *Fundamentalsemantische Grundlegung der Logik*.

Folgerungsbegriffes operativ in Angriff nimmt, und dabei "nicht voraussetzen muß, daß diese drei Aufgaben schon in einer anderen Sprache gelöst worden [sind]."^[473]

Gewiß dringt Puntel mit der Adaption dieses fundamentalsemantischen Ansatzes näher an Hegel, als es Fulda auf der Basis des klassischen Konzeptes gelingen kann, und sicherlich zeigt die kritische Diagnose der Objekt-Metasprachen-Struktur bei Hinst deutliche Verwandtschaft zu der Ausgangssituation, die Günther mit den *Grundzügen* bereits vor dem bedeutenden Schritt Tarskis formuliert. Doch gilt auch hier, daran zu erinnern, daß die von Hinst vorgeschlagene Grundlegung der Logik – sei sie auch stringenter und eleganter als das klassische Vorbild – noch immer die Grundlegung der überkommenen Logik intendiert, daß auch die operative Fundierung der Logik eine Logik fundiert, in der zwar die Bedeutung der Junktoren und Quantoren gebrauchsssemantisch und dialogisch rekonstruiert wird, mit der aber der funktionale, thematische Rahmen der Objekt-Logik nicht überschritten wird. Die Fundamente und die Begründungsmechanik mögen wechseln, an der grundsätzlichen Kritik Günthers aber, daß diese Logik nicht dazu hinreicht, den Selbstbezug abzubilden, in den das Denken mit dem Denken seiner Gedanken verwickelt ist, ändert sich auch hier nichts. Die Identität und Differenz des Objekts als gedachtem und seiner Wiederholung in der Reflexion auf diesen Akt der objektivierenden Repräsentation wird von der klassischen Logik und Semantik bereits nicht eingefangen und gelangt nicht dadurch näher an den Kalkül, daß eben diese Logik und Semantik auf neue, vielleicht bessere Grundlagen gestellt wird. Restaurationen solcher Art verfehlen den Anspruch Günthers ebenso, wie ihr Transfer auf die *Logik* Hegels dieser nur bruchstückhaft gerecht wird: Wenn Puntel die der Sprechakttheorie entlehnte fundamentalsemantische Begründung der logischen Operationen als illokutionäre Akte (Annahme, Behauptung, Folgerung etc.) im Anschluß an Hinst auf die *Logik* überträgt, um den Bedeutungszuwachs im Verlauf der *Logik* "als eine Reihenfolge partikulärer illokutionärer Akte, die ihren Ausdruck in jeweils reicheren kategorialen Bedeutungen haben, aufzufassen",^[474] dann nötigt ihn nicht nur die Anfang-Ende-Struktur der *Logik* (Guzzoni) dazu, einen vor der Sprechakttheorie höchst fragwürdigen illokutionären Gesamt-Akt "Begreifen der Kohärenz des Denkens" zu testieren,^[475] der nach dem Muster der Mandelbrot-Menge die partikulären Akte als Antizipationen seiner Selbstentfaltung enthält, dann verbleibt auch die nunmehr als aktueller Vollzug der illokutionären Akte begriffene, selbstreferentielle Bedeutungs-genese der *Logik* insgesamt jenseits der Frage, wie das logische Subjekt dieser Akte zu integrieren ist. Analog zu der als Vorbild fungierenden Pragmatik, führt die Adaption einer handlungstheoretisch motivierten Semantik in einen Sprachpositivismus, der zwar den Selbstbezug der Bedeutung ohne die metasprachlich vorprogrammierte Heteroreferenz gewinnen kann, der aber kaum dazu dienlich sein wird, die kognitive Selbstreferenz formal zu durchdringen, in die der Sprecher im Moment der Reflexion auf seine propositionalen Akte involviert ist.

Ist die Stellung des Subjekts zu und in seiner Logik aber das zentrale Problem der *Logik*, dann zeigen die unterschiedlichen Interpretationenanträge von Seiten der Semantik an die *Logik* zweierlei: Zum einen gelangen die Adaptionsversuche auch der avanciertesten

⁴⁷³ A. a. O., S. 61

⁴⁷⁴ Puntel: *Hegels Logik – eine systematische Semantik?*, S. 621

⁴⁷⁵ Wir wollen keine Begriffe reiten, doch wenn Puntel "Originalität, Überlegenheit, aber auch Schwierigkeit der WL als eine kategoriale Inhaltssemantik [...] gerade in der Aufgabe und im Versuch [sieht], den Kohärenz-Akt bzw. das Kohärenz-Prinzip ohne Rekurs auf begründende Metabestimmung zu entfalten" (a. a. O., S. 621) dann darf die Frage nach der Legitimität dieses zentralen Aktes gestellt werden, der sich als "Begreifen der Kohärenz des Denkens" in gefährlicher Nähe zu den für illokutionäre Akte untauglichen Verben des Glaubens, Meinens und Wissens befindet.

klassisch-logischen Ansätze auf die *Logik* wohl kaum an das Hegelsche Reflexionsniveau heran und bestätigen so die verbreitete Skepsis, Hegel einer konsistenten formalen Interpretation zuführen zu können. Zum anderen dann, und hier läßt die Schlußfolgerung eine Alternative zu, die sich vor dem Hintergrund dieses Verhältnisses von moderner und Hegelscher Logik ergibt, zum anderen also ließe sich daraus entweder auf die logische Fehlorientierung Hegels schießen, die ihn als philosophisch interessant, als logisch jedoch irrelevant, definitiv zu den Akten legt; oder aber – und das ist die Einsicht Günthers – das Gebrechen liegt auf Seiten der Logik, sie hinkt dem philosophischen *state of the arts* hinterher; die zur Verfügung stehende Logik muß insgesamt einer Revision unterzogen werden, um sie endlich auch dem reflexionslogischen erreichten Standard anzugleichen. Daß im Rahmen der vorgestellten Ansätze von einer solchen Revision allerdings nicht die Rede sein kann, liegt offen zu Tage, die Schiefelage zwischen Hegel und der Logik geht eindeutig zu Lasten der letzten.^[476]

Obzwar diese Transferbemühungen also große Desiderate hinterlassen und hinterlassen müssen, entnehmen wir ihnen aber positiv gewendet die Gewißheit, daß Günther nicht gänzlich Verwegenes im Schilde führt, wenn er seinerseits Hegel auf die Logik abbildet – auch wenn er dies allerdings und gezwungenermaßen in ganz eigener Art tut. Denn anders als seine noch immer an der klassischen Logik orientierten Nachfolger steht Günther ein halbes Jahrhundert zuvor vor dem Problem, daß das »logische Koordinaten-System“, in das er die Logik einschreibt, noch gar nicht existiert; eine Logik unter dem neuen, zweiten Formbegriff hat noch keine Kontur, und so stehen die *Grundzüge* vor einer heuristischen Schwierigkeit, die sicherlich für rezeptionstechnische Schieflagen verantwortlich zeichnet: Weil die Projektion der Logik auf die Logik so eng an Hegel orientiert ist, weil Günther gerade nicht einen reduzierten Hegel auf das logisch Mögliche, sondern den ganzen Hegel auf das logisch noch nicht Mögliche bezieht, muß die Projektion ihre benötigte Projektionsfläche, i.e. die neue Sinnlogik, den neuen Formbegriff, in eins mit der Projektion errichten. Weil die Projektionsfläche selbst das im Abbildungsprozeß sich konstituierende Neue ist, das ontologisch Neue als das Dritte gegenüber reiner Subjektivität und Objektivität, mit Hilfe dessen das logisch Neue, die neue Form, sich dem klassischen Schema der Entweder-oder-Zuordnung der Form-Inhalt-Alternative allererst entziehen kann, weil also auch hier der Prozeß der Darstellung die Genese des Darstellungsgegenstandes ist, findet die Kritik, die sich ganz auf dem Boden der dualen Alternative bewegt, so schwer nur Zugang. Der Versuch, Günther auf der Basis eines von ihm selbst überwundenen Standpunktes zu lesen, verläuft sich in vermeintliche Kritik, die ihn in das abgelegte klassische Korsett zurückbinden möchte – und muß. Für eine Rezeption, die nicht über den *totaliter* von Subjektivität und Objektivität aufgespannten Horizont hinaussieht, steht Günther dann zwangsläufig auf der einen oder anderen Seite; doch greift weder der Vorwurf einer schlichten Ontologisierung, wie ihn etwa Düsing erhebt, noch die genau gegenteilige Einschätzung, daß Günthers Applikationen der Selbstbewegung des Begriffs auf eine

⁴⁷⁶ Von hier aus gesehen ergibt das Verhältnis von philosophischer Reflexion und formalisierter Logik eine diametrale Einschätzung zu der abschließenden Bewertung Seebohms, für den fest steht, "daß der philosophischen Reflexion durch die Entwicklung der nachklassischen Logik ein noch unübersehbares Arbeitsfeld zugewachsen ist. Die These, daß die formale Logik 'nachhinke', gilt gegenwärtig nicht. Was augenscheinlich nachhinkt, ist die philosophische Reflexion auf das, was sich in der Entwicklung der formalen und formalisierten Logik in den letzten 40 Jahren zugetragen hat." Für Seebohm eine konsequente Einschätzung, wenn sein Abriß der Logik weder im Namensregister noch als sonstigen Hinweis den Namen Günther kennt. Seebohm: *Philosophie der Logik*, S. 244.

Formalisierung – wenn sie überhaupt gelingen sollten – "methodisch davon absehen müssen, das die WL (*Wissenschaft der Logik*) eine Ontologie des Begriffs ist."^[477]

Demgegenüber laviert Günther in der Dopplung eines Sowohl-als-Auch und Weder-Noch; der neue und nicht mehr klassische Formalismus, den er aus der Logik als den von Hegel vorgedachten herauspräpariert und als die anstehende Aufgabe projiziert, macht sich gerade anheischig, die alte metaphysische Klammer von Denken und Sein zu verlassen. Das *Werden* Hegels könnte hier noch als *tertium comparationis* gelten, wenn es einerseits das intermediierende Dritte indiziert, wie andererseits, um mit Guzzoni an die Selbstbegründung und -referentialität zu erinnern, als *Werden zu sich* den Charakter der Geschlossenheit und allein intrinsischen Verweisungsfähigkeit bzw. -notwendigkeit anzeigt. Die Prozeßhaftigkeit am Logischen als genuine und nicht psychologistisch verschnittene Leistung des Subjekts in die Logik zu implementieren, das Subjektive zum Preise des Subjekts *an sich* als Moment am Urteil formal zu verankern, verweist so nicht nur auf eine Revision der Ontologie, sondern weist umgekehrt auch voraus auf einen Kalkül, der, insofern der neue Formalismus sich anschickt, *Objektives als Subjektives* zu signifizieren, die Logik vehement an das von ihr längst nicht mehr reflektierte eigene ontologische Apriori erinnert.

Grundzüge des Projekts

Hier dann gründet sich die Reunion von Logik, Ontologie und Metaphysik, und hier nun können wir den genauen Platz abzeichnen, den Günther zwischen den Stühlen der dominanten Diskurse seiner Zeit einnimmt. Es ist der unbedingte Wille, formales Denken und philosophische Rede nicht aus ihrer gegenseitigen Verantwortung zu entlassen, es ist die grundlegende Überzeugung, daß beide Domänen nur Vorder- und Rückseite *einer* Medaille sind; es ist die kritische Diagnose, daß die formale Theorie der Zeit dem philosophisch möglichen und nötigen Niveau inadäquat ist, weil sie ihre finale Orientierung zu niedrig setzt, während umgekehrt die Philosophie, die mit vollem Recht auf ein reduziertes formales Instrumentarium verweisen kann, der rationalen Kontrolle enteilt. Und es ist nicht zuletzt – bescheiden gefaßt – der Versuch, beide Seiten für einander zu resensibilisieren; ein Versuch, den die Günthersche Diktion allerdings von allem Anfang an als den kaum zu überschätzenden Anspruch dechiffriert, die vollgültige formale Theorie zu liefern, in die der mit dem Deutschen Idealismus unhintergebar erreichte reflexionslogische *status quo* eingehen kann.

Beide Seiten also müssen simultan einer Neuordnung und -vermessung unterzogen werden. Und Logik und Metaphysik werden nach ihrer Fusion andere sein als zuvor, wenn die aus den Defiziten der klassischen Logik erwachsene Erweiterung die Logik ontologisiert und die Ontologie logifiziert, wenn die Inblicknahme der Insuffizienz, mit der die klassische Logik – sei es als formale, sei es symbolische Logik – das Phänomen der Subjektivität vollständig ausblendet, im selben Moment und als solche zur kritischen Bestandsaufnahme ontologischer Grenzziehung wird: Weil die Logik dem klassischen Denken zwischen Subjekt und Objekt keinen Raum zur antinomiefreien Objektivation seiner selbst gewährt, muß die Ontologie die Spaltung als vollgültige prästendieren; und weil umgekehrt der rechnenden und urteilenden Erfahrung der Zugriff auf eine dritte ontologische Kategorie versagt ist, muß die Logik mit der Ausmerzungen des Subjekts aus ihrem Kalkül die Trennung für jedwedes konsistente Denken legitimieren. So bleibt der Logik das Subjekt fern, gerade so, wie es die zugehörige Ontologie bestimmt, und diese wird ihren dichotomen Charakter so lange behalten, wie die Logik dem Denken sagt, es gebe kein Drittes.

⁴⁷⁷ Hogemann, Jaeschke: *Die Wissenschaft der Logik*. S. 88.

Immer schon also stehen Logik und Ontologie in einem wechselseitigen Abhängigkeits- und Begründungsverhältnis, das beide wohl gerne eskamotieren, das aber deutlich wieder zum Vorschein kommt, wenn der Aufweis der grundlegenden Begrenztheit der Dichotomie nunmehr zwangsläufig zur beidseitigen und bilateralen Revision gerät. Hier gelangt die verdrängte Konnexion ins Bewußtsein, denn das Programm ihrer jeweiligen Neuvermessung involviert die unlösliche Vereinigung beider Bereiche. Ebenso wie zuvor die Kohärenz der einen Seite die Konsistenz der anderen garantiert, wird nun die Entgrenzung sich auch als wechselseitige vollziehen. Stärker noch, die von Günther intendierte Wiedervereinigung zeitigt nicht nur ihre Konsequenzen zugleich in Logik und Ontologie, sondern nimmt darüber hinaus ihre Voraussetzungen in einem dialektischen Prozeß gegenseitiger Ermöglichung: Der Abgesang der klassischen Subjekt-Objekt-Dichotomie wird allererst denkbar, wenn die Logik dem *tertium datur* statt gibt; was sie aber erst dann können wird, wenn die Ontologie ihren Dualismus so erweitert, daß das formale Denken jenseits der Alternative nicht als leeres Spiel verpufft. Während die ehemals zugrundeliegende, doch ausgeblendete gegenseitige Legitimierung in die (vermeintliche) Division von Logik und Ontologie führte, gelangt so der Aufweis der Inkompatibilität der Logik für das Denken des Denkens, sowie und in Folge dessen die Einsicht in die Inkompatibilität der Ontologie für die weitest mögliche formale Beschreibung des logisch Begegnenden, zu einem neuen Raster, das von der alten Trennung aus gar nicht denkmöglich ist. Die ontologische Datierung des Weltganzen verbliebe lückenhaft, wenn sie den in der neuen Form signifizierten Bereich des Denkend-Gedachten, des Objektiven als Subjektiven nicht ebenso umfassen könnte, wie zuvor das Denken und das Sein, das Subjektive und das Objektive – eine neue ontologische Dimension eröffnet sich. Und die Logifizierung der Welt, die sich nicht länger in die formale Abstraktivität der reinen Logik flüchtet, die nun ganz augenscheinlich wird, was sie unausgesprochen je schon war, Onto-logie, kann die Kategorien einer vollständigen Metaphysik (Subjektivität/Objektivität/Objektives als Subjektives) nur dann konsistent im Denken erscheinen lassen, wenn sie sich mit dem *tertium datur* eine neue logische Dimension erschließt.

Eine Inkongruenz also gilt es zu etablieren, ohne hinter den Anspruch rationaler Konsistenz der Adäquationstheorie zurück zu fallen, für die das Sein so eindeutig ist wie das Denken, das es denkt. Denn Abbilder des Seins markieren das Gesamt der Reflexion in Wort und Formel, und letztere gilt nur als weitere, adäquate Transformation des ersten Abbildes. Daß das Denken in dieser Verfaßtheit nicht mehr denken kann und darf als das tote Objekt, läßt den Deutschen Idealismus nicht minder verzweifeln, wie am Ende die KI, und stellt für Günther die Herausforderung dar, einen Kalkül der Reflexionsprozesse zu entwickeln, der den Graben zwischen Form (Reflexion) und Inhalt (Objekt) aufzufüllen im Stande wäre.

Doch ist dies noch in weiter Ferne, wenn Günther am Beginn der Dreißiger Jahre den transzendentalen Idealismus vollenden will, an dessen Erschöpfungszustand er im Schulterschuß mit Karl Heim keinen Zweifel läßt. Anders als der Theologe aber wendet Günther die nüchterne Endzeit-Diagnose. ins Produktive, die Überzeugung also,

daß auch die letzten und entferntesten Möglichkeiten des ontologisch-metaphysischen Denkens heute restlos ausgeschöpft sind. Alle im Rahmen der klassischen Tradition der Philosophie überhaupt vorhandenen Themata sind längst diskutiert, unter allen Gesichtspunkten ausgewertet, und zu allen Fragestellungen, die auf der Basis des bisherigen philosophischen Denkens zu entwickeln sind, ist eigentlich jede nur denkbare Antwort erteilt worden. Und ebenso ist jede Antwort mit den überzeugendsten Gründen widerlegt und ihre Geltung in unbedingt zwingenden Analysen zerfasert und aufgelöst worden, bis sich schließlich auch die letzten metaphysischen Instinkte in

uferlosem und hoffnungsleerem Relativismus und Historismus verloren haben. (B I, 32)]

So schreibt nicht einer, der zweifelt, neue Antworten auf neue und erstmals angemessene Fragestellungen in der Hinterhand zu haben, hier wandelt sich die Düsternis des *fin-de-siècle* in die Aufbruchstimmung einer neuen Zeit, auch wenn sie noch ganz unter der logischen Hegemonie des Aristoteles steht: Der Glaube an die unbegrenzte Geltung von Identität, Non-Widerspruch und ausgeschlossenen Dritten zwingt die Dialektik, sich den Formeln zu enthalten und verwehrt der Logik den Zugriff auf Überdeterminationen, auf das Subjekt; hier bildet sich eine Koalition, in der Formalismus und Metaphysik ganz gegen ihren Willen gemeinsam (auch im Protest dagegen) auf einer Seite der Grenze stehen. Das Urbarmachen und Besiedeln der anderen Seite aber wird Günthers Lebensaufgabe werden. Er hat sein Thema gefunden in der Insistenz auf dem Ungenügen, das die klassische Logik hinterläßt, und dem gleichzeitigen Vorwurf an die Spekulation, sich vor der Zahl, dem Kalkül zurückgezogen zu haben. Wohlgemerkt, es geht nicht darum, eine neue, quasi-religiöse Mystik auf der Basis der Zahl zu inthronisieren, sondern um den Aufweis, daß das klassisch-zweiwertige Denken⁴⁷⁸ beider Provinzien an seine Grenzen gelangt ist, die zu allererst durch die Besinnung auf ihre gemeinsame Wurzel zu verschieben wäre. Hier wären die neuen Fragen zu formulieren, aus denen sich Antworten ableiten ließen, zu denen die alten Fragen nicht erst gelangen konnten. Noch einmal wäre zu fragen nach der Einheit des sich denkenden Subjekts; einer Einheit, die nicht in die Verobjektivierungen des spekulativen Idealismus abgeleitet, die die Prozessualität, sich als Denkendes zu denken, in dieser Prozessualität beläßt, und zwar in einer Sprache, in der sich dem verifikationstreuen Logiker davon berichten ließe.

Als das Aufwerfen dieser Fragen kann das Opus Günthers durchaus verstanden werden, auch wenn er in der Überzeugung, sie bereits gestellt zu haben, mit Antworten nicht geizt. Das Programm kennen wir nun als *Grundzüge einer neuen Theorie des Denkens*, als die Erweiterung der klassischen und zur Alltäglichkeit sedimentierten Rationalität des Abendlandes, und wir werden es zu verfolgen haben in die Konkretionen der transklassischen Logik, der transklassischen Rationalität. Und wenn dabei die Schulphilosophie längst und fest und anders verortete Namen als Günthers Kronzeugen für dieses neue Denken entdeckt, dann sollte – bei allen systematischen Ideosynkrasien – zumindest das Treuebekenntnis Günthers, an deren Zielsetzung gerade festhalten zu wollen, in Rechnung gestellt und seine feste Verwurzelung in den Systematiken der europäischen Tradition erinnert werden, bevor vorschnell von Funktionalisierung, Entstellung und Okkupation die Rede ist. Gerade sein Reflex auf die Grenzen versucht in der Verschiebung dieser Grenzen, die seine Entgrenzung sein will, das zusammen zu bringen, was für ihn und für alle, die das Denk-Notwendige nicht an den kontingenten Sachzwängen des logisch

⁴⁷⁸ Zur Terminologie: "Eine solche Logik ist ein identitätstheoretisches System, das die 'allgemeinsten Sätze des Seienden' als formalen strukturtheoretischen Zusammenhang unter den drei urphänomenalen Reflexionsmotiven ordnet. [...] Das thematische Leitmotiv dieses Systems ist das Prinzip der Identität, wobei die letztere als formale Reflexion von Sein überhaupt begriffen wird. Die beiden folgenden Motive haben interpretierende Bedeutung, insofern als der Satz vom verbotenen Widerspruch besagt, daß Sein immer widerspruchsfrei gedacht werden muß, und der Dritzensatz schließlich abschließend feststellt, daß ein widerspruchsfreies Denken von Sein sich in einem strikt zweiwertigen Reflexionssystem bewegen muß. [...] Der Satz vom ausgeschlossenen Dritten ist deshalb auch mit Recht als Zweiwertigkeitssatz bezeichnet worden, und wer das Prinzip der unbedingten Zweiwertigkeit des reinen formalen Denkens aufgibt, verliert damit auch die originäre philosophische Thematik der Logik, nämlich das Grundthema: Sein des Seienden. [...] Traditionelle Logik, ontologische Logik, aristotelische Logik, klassische und zweiwertige Logik sind dann alles synonyme Begriffe." B I, 145f

Möglichen scheitern lassen wollen, immer schon zusammengehört. Daß Günther erst 62 Jahre alt werden muß, bis ihm dies auch von logisch autorisierter Seite bestätigt wird, spricht dabei nicht im geringsten gegen die Dringlichkeit seines früh schon formulierten Anliegens.^[479]

⁴⁷⁹ Die offizielle Bestätigung, zumindest in wegweisender Richtung zu denken, erhält Günther auf den Heidelberger Hegel-Tagen 1962 von Paul Lorenzens "Ich differiere vom Referenten [Günther] also [...] nur 1) in der Frage, ob die mehrwertige Logik schon in Hegel hineingelesen werden kann, und 2) in der Frage, ob mehrwertige Logiken überhaupt der Reflexion auf unser Denken nützen. Ich stimme aber mit dem Referenten darin überein, daß auch die moderne Logik gut daran tun würde, wenn sie sich die transzendentalphilosophische Reflexion der idealistischen Tradition neu aneignet." Lorenzen: *Das Problem einer Formalisierung der Hegelschen Logik*, S. 130. (Koreferat zu Günthers *Problem einer Formalisierung der transzendental-dialektischen Logik*, B I, 189-247).

Viertes Kapitel: Leipzig

Ortswechsel und Perspektivverschiebung

Gut halb so alt ist Günther, als eine Zäsur ganz anderer Art ihn zwingt, den kontinentalen Boden dieser Tradition im wahrsten Sinne und ganz manifest zu verlassen: Nazi-Deutschland bereitet seine Grenzverschiebung in Richtung Blut und Boden mit internen Ausgrenzungen vor, und die Jüdin Marie Günther steht plötzlich im Jenseits des arisierten Rassevolkes. Noch im Jahr der Selbstliquidation der Weimarer Republik emigriert die promovierte Philologin nach Italien, wohin ihr Mann ihr schließlich 1937 mit vierjähriger Verzögerung folgen wird, um mit diesem biographischen Grenzübertritt auch eine markante Verschiebung systematischer Einfriedungen zu ermöglichen. Vorkriegs- und Nachkriegsphase wären hier zu unterscheiden, gespiegelt über die Achse der Emigration, gebrochen also durch das ahasverische Intervall von 1937-1948, das als breit gezogene Grenze die wohl entscheidende Transformation seines Denkens datiert. Daß wir den Grenzstreifen mit diesen elf Jahren überraschend weiträumig befassen, daß wir also das Ende des Exils erst drei Jahre nach Kriegsende und acht Jahre nach der Einwanderung in die Vereinigten Staaten veranschlagen, deren verheißungsvollen Boden Günther mit seiner Frau ja bereits 1940 betritt, findet seine Berechtigung in der eben zu dieser Zeit (1948) vollzogenen Naturalisation als amerikanischer Staatsbürger. Denn in diesem Schritt mehr als einen meldetechnischen Akt zu sehen, liegt nahe bei einem Denker, der die Idee des Preußentums stets verehrt hat (vgl. SD 1), für den die bewußte Übernahme der amerikanischen Staatsbürgerschaft als unbedingter Ausdruck einer innerlich vollzogenen und tief empfundenen Identifikation mit dem Gastland verstanden werden darf. Den Gründen für die verzögerte, dann aber kongruent vollzogene Identifikation werden wir uns an späterer Stelle zuwenden, denn um die Motivation dieser selbstbestimmten Sozial-Integration in die Neue Welt als eine deutliche Affirmation der spezifischen Form amerikanischer Geistigkeit kennen und in ihrer Tiefe ausloten zu können, ist es mehr als hilfreich, zunächst eine Bestandsaufnahme dessen vorzuschalten, was Günther mit Deutschland zurückläßt. Dort werden wir die noch latenten oder schon offenbaren Gründe dafür zu suchen haben, daß es

[u]nter den deutschen Philosophen, die in der Zeit des Dritten Reiches nach Amerika emigrierten, [...] keinen [gibt], der so klar wie Gotthard Günther den Geist Amerikas und die spezifische Differenz zwischen der europäischen und der amerikanischen Kultur auf den philosophischen Begriff gebracht hat. Gemessen an Günther, wirken Emigranten wie Adorno, Bloch, Cassirer und Horkheimer wie Reisende auf der Durchfahrt, die in Amerika nie ihre Koffer ausgepackt haben.⁴⁸⁰

Wenn dabei Biographisches sich nicht im Anekdotischen erschöpfen soll, und wenn wir darüber hinaus – um an Merleau-Ponty zu erinnern – das *Reflektieren auf den Lehrgehalt einer Philosophie immer schon ins Verhältnis zur Entstehungsgeschichte der Lehre und den äußerlich sie erklärenden Gründen* setzen müssen, dann ist es notwendig, sich ein Bild davon zu verschaffen, was Günther als sein europäisches Gepäck mit auf den transatlantischen Weg nimmt. Denn: Die Entgrenzung der klassischen Logik mit Hilfe der in Hegel gefundenen Prospicien einer ungleich weiter reichenden, transklassischen Logik als letztgültiger Formulierung der umfassenden Motive des Selbstbewußtseins ist sicher der schwergewichtigste Teil im Güntherschen Handgepäck – die Frage aber, warum gerade die-

⁴⁸⁰ Oehler: *Gibt es eine dialektische Logik?* (Art.).

ser Artikel, der wie kein anderer die Gravur des *Made in Germany* trägt, zum anschließfähigen Modul in den Staaten werden kann, bleibt damit offen. Was genau also unterscheidet Günther, daß ausgerechnet Hegel ihm zum paßgerechten Schlüssel für die Neue Welt werden kann, während etwa Bloch, der gleichfalls in der Emigration an seinem großen Hegel-Buch arbeitet, in dieser Beschäftigung die intellektuelle Distanz zu der Wahlheimat eher noch vergrößert?⁴⁸¹ Und wenn Günther später die Entscheidung für Amerika mehr als Intuition und untergründig gespürte Perspektive erinnern wird, als daß es das klare Wissen gewesen wäre, inwieweit die Neue Welt für sein Denken die ausschlaggebende Sonderstellung einnehmen sollte (vgl. SD 20), dann wollen wir uns posthumer Psychologisierungen konsequent enthalten, doch die Chance zum Nachvollzug der Sinngenesis mit der Frage ergreifen, welche *äußerlich erklärenden* Dispositionen sich vorgängig markieren lassen, auf denen diese Intuition reifen kann.

Zurück also nach Berlin, zurück in den Fackelzug-Taumel des Jahres '33, der die Massen in die *Bewegung* bringt. Die Masse aber ist Günthers Sache nicht, er wird nie der Mann im *main stream* sein, und dieser Zug zum Besonderen, der ohne Berührungängste mit Eliten sich in Opposition zu selbsternannten Führungsoligarchien setzt, schillert bereits durch, wenn seine Dissertation im gleichen Jahr erscheint: Meiner in Leipzig ist (geisteswissenschaftlich) wohl der renommierteste Verlag der Zeit, hier zu publizieren, bedeutet ebenso ein *Surplus*, wie den reinen Broterwerb bei Max Alsberg als dessen wissenschaftlicher Privatassistent bestreitet zu dürfen. Alsberg praktiziert in Berlin als einer der hervorragenden Strafverteidiger der Weimarer Republik und vermehrt seinen Ruf mit rechtswissenschaftlichen Veröffentlichungen, auch hier also wählt Günther sorgsam und steht noch im selben Jahr erneut vor der Wahl: bleiben oder Flucht. Alsberg wählt die Flucht, er suizidiert sich 1933 und auch Marie Günther emigriert. Günther wählt den dritten Weg, er bleibt und geht – nach Leipzig.

Daß er dies tun kann, daß er von 1935-37 Assistent des um vier Jahre jüngeren Arnold Gehlen werden kann, daß er also als integraler Bestandteil sich nahtlos in die Tradition der *Leipziger Schule* einfügen kann, ist sowohl das Ergebnis seiner speziellen Begegnung mit Hegel wie gleichermaßen die Voraussetzung dafür, daß diese Sonderform eines Hegelianismus ihre Transposition auf den amerikanischen Boden überhaupt vollziehen können wird. Wir tun also gut dran, uns der Tradition Leipzigs als einem wesentlich ermöglichenden Faktor in der darin angelegten Aspektdoppelung zu nähern, d. h. die Frage dahingehend zu *splitten*, warum Günther hier seine Anknüpfungspunkte finden kann, und in welchem Sinn dies sein Einwachsen in die amerikanische Intellektualität in besonderem Maße befördert. Zu zeigen also wäre, inwieweit die Zusammenarbeit vorrangig mit Gehlen und Helmut Schelsky sich als die beinahe notwendige Verlängerung aus der Weichenstellung der *Grundzüge* ergibt, und in welchem Umfang diese Perpetuierung zu jenem Motor werden kann, der die Bewegung Günthers auf Jahre hinaus und in der vorgefundenen Richtung unterhält. Zu zeigen wäre, wie die neu gefügte Korporation in Leipzig sich für die Genese Günthers zu einem fruchtbaren Molekül mit drei Armen formiert: Anknüpfung, Verdichtung, Extrapolation. Dann erst rechtfertigt sich die Beobachtung der Leipziger Zeit, die sich

⁴⁸¹ Eine Distanz, deren Verkürzung Bloch im übrigen in die übersetzungstechnisch versierten Hände des befreundeten Günther legen möchte. Doch "[d]er einzige Übersetzer, der imstande ist, in Cambridge-Boston die Texte in einwandfreies Englisch zu übersetzen, Mr. Gotthard Günther, gab sie mir vor kurzem unübersetzt zurück. Er erklärte sich außerstande, aus Gewissenhaftigkeit." Um welche Texte es sich handelt, ist ebenso wenig ermittelt, wie die Reinheit des Gewissens, in der Günther den (unbezahlten) Auftrag ablehnt. Bloch: *Briefe*. S. 843 (15.10.1946 an Hermann Broch).

darüber hinaus nicht an personale Präsenz am Ort knüpft, sondern publikationstechnisch noch in die frühen Jahre des Exils hineinreicht; dann erst legitimiert sich dieser Teil der historisch-systematischen Retrospektive als elementares Versatzstück, dessen Nichtbeachtung das für Günther typische Oszillieren zwischen kontinentaler Tradition und deren anglo-amerikanischer Transformation kaum nachvollziehbar erscheinen läßt.

Erneut begegnen wir so dem Thema der Grenze, die wir als jene Limitationen erkennen, die Günther, Gehlen und Schelsky in Hegel finden, und wir können die Grenzbesichtigung antizipativ beginnen, wenn wir den Einstieg vom Ende her wählen. Wenn wir also einsetzen bei dem "Abschlußbericht" der noch auf deutschem Boden vollzogenen Zusammenarbeit, als deren sinnfälliges Produkt die von Günther und Schelsky gemeinsam verfaßte Schrift *Christliche Metaphysik und das Schicksal des modernen Bewußtseins* von 1937 gelten darf.^[482] Plakativ installiert prangt dort die Programmformel der Leipziger, und wir verstehen, worin dieses Programm seine Attraktion für Günther besitzt.

Erste These: Die Bewältigung der dem modernen Bewußtsein gestellten philosophischen Probleme und Aufgaben ist nur durch die im deutschen Idealismus der 19. Jahrhundertwende ausgebildete transzendente Methode möglich. [CM 5]

Zweite These: Aber der Idealismus hat selbst den vollen transzendentalen Umfang des neuen Bewußtseins noch nicht beschrieben. Es ist ihm entgangen, daß seine eigene transzendente Theorie des theoretischen Bewußtseins unmittelbar die Fortführung in eine transzendente Theorie des praktischen Bewußtseins fordert. [CM 6]

Hier also erweitert sich das in *Grundzügen* formulierte Motto: Mit Hegel über Hegel hinaus! zu der generalisierten Form: Mit dem Idealismus über den Idealismus hinaus!, und obgleich es gefährlich spekulativ ist, aus zwei dünnen Zitaten irgendeine Beweiskraft ableiten zu wollen, mag diese Stelle dennoch als Hinweis dienen, in welchem Sinn oben von Anknüpfung/Verdichtung/Extrapolation die Rede war. Daß beide Thesen unmittelbar an die Grundzüge anschließen, sollte keiner Erklärung mehr bedürfen, die vorgreifend vielmehr für die hier intendierte Verdichtung und deren projektive Ausweitung hilfreich scheint: Ein neuer, zumindest aber in dieser Klarheit erstmals deutlich formulierter Aspekt tritt neben die Frage des theoretischen Bewußtseins, neben das Formproblem der logischen Theorie: das praktische Bewußtsein. Hier verdichtet sich die Themenstellung also dahingehend, daß die einseitige Konzentration der *Grundzüge* auf den maximal möglichen formalen Beschreibungsrahmen der Reflexion nunmehr kontrapunktiert wird, von der – selbstverständlich vollkommen unpragmatisch konzipierten – Handlungsproblematik, "d. h. neben die Transzendentallehre des Denkens hat eine Transzendentallehre des Willens zu treten." (CM 8) Denken *und* Wollen konfigurieren nun als nur gewaltsam auflösbare Komplementarität die vollgültige

482

(= CM) Hierbei handelt sich nicht um eine einheitliche Monographie, sondern um zwei längere, in getrennter Autorenschaft verfaßte Aufsätze. Günther schreibt unter dem Titel *Religion, Metaphysik und transzendentaler Idealismus* eine strukturtheoretische Analyse des mit dem Christentum erreichten religiösen Bewußtseins, die somit, nunmehr allerdings methodisch reicher und sprachlich wie argumentativ von ungleicher Virtuosität, an die religionsphilosophische Thematik seiner allerersten Aufsatz-Publikationen anknüpft. Dagegen nimmt sich Schelskys Text *Schellings Philosophie des Willens und der Existenz* als solide aber durchweg biedere Fleißarbeit aus, mit der er Schelling tapfer gegen die Überväter des Idealismus, Fichte und Hegel, verteidigt, wenn er den durchaus gelungenen Nachweis leistet, daß Schelling (partiell) das Kunststück vollbringt, mit der positiven Philosophie ein Defizit des Fichte-Hegelschen Idealismus zu kompensieren; nämlich die Existenz Gottes als Totalität der Seinsbestimmungen aus der objektivierten Rolle eines philosophischen *Gegenstandes* zum anfänglichen *Prinzip* des Philosophierens zu erheben, ohne dabei – wie etwa Kierkegaard oder Nietzsche – den Boden des Idealismus zu verlassen.

Theorie des transzendentalen Bewußtseins, die – und dies wäre ihre weitergehende Extrapolation – als kybernetische Theorie der Subjektivität schließlich unter dem Titel *Cognition and Volition* (B II, 203-40) ihre Transformation und Konkretion am Beginn der Siebziger Jahre erfahren wird. Der Wille, das große Thema des alten Schelling, wird in Leipzig fest im Wortschatz Günthers installiert – nicht zuletzt mit Hilfe von Gehlens *Theorie der Willensfreiheit*, die bereits 1933 ihren tiefen Eindruck bei Günther hinterläßt (vgl. SD 13) –, auch wenn dieses Vokabular bis zu *Cognition and Volition* wieder in ein zwischenzeitliches Vergessen eingeht.

Wem ein solcher Ad-hoc-Beweis als allzu dramatische Abbrüchigkeit erscheint – dem geben wir Recht. Doch geht es hier nicht um exegetische Hochleistung, sondern um den vorgreifenden und durchaus verkürzten Hinweis auf das zu Grunde liegende Schema, das die Jahre zwischen den *Grundzüge* und der Emigration gleichsam als eine Kreisbahn erscheinen läßt, deren Durchlauf als energetischer Ladungsprozeß notwendig ist, um den Austritt aus dem kontinentalen Schwerfeld vollziehen zu können: Wir begegnen einer spezifischen Komplettierung des Güntherschen Denkens, die als Erweiterung unbedingt notwendig ist, um das Fassungsvermögen so auszudehnen, daß ein dem Idealismus gänzlich fremdes Denken wie das des Pragmatismus hier noch Eingang finden kann. Und umgekehrt erweitert sich hier die Kapazität Günthers gerade um jene Einlagerungsmöglichkeiten, die ihn zu allererst mit jener speziellen Offenheit versehen, die es den innovativen Gründerväter der Kybernetik ermöglicht, ihn überhaupt als veritablen Weggefährten zu betrachten. Hier reüssiert die Grenze deutlich in ihrer zweifachen Funktion: als repulsive Abkehr, die umschlägt in produktive Anschlußfähigkeit.

Daß dies über eine Grenze sich ereignet und nur ereignen kann, wird dabei sichtlich, wenn der Neo-Idealismus der Leipziger Schule sich insgesamt klar definiert von den stets antagonistisch und in gegenseitiger Verwerfung auftretenden Strömungen der Zeit: Neopositivismus und Neukantianistische Erkenntnistheorie stehen sich ebenso in wechselseitigem Ausschluß gegenüber wie Phänomenologie und Empiriokritizismus; Existentialphilosophie und an essentiellen Kernbeständen interessierte Ontologie reden nicht einmal über das gleiche Thema. Dem gegenüber begegnet die von Hegel her motivierte Dialektik beinahe mit einem charmante Entgegenkommen, wenn sie sich nicht als weiterer Antagonist in ebensolcher Negation versteht, sondern die Vielfalt insgesamt als jeweilige und je mögliche Emanation des zu Grunde liegenden transzendentalen Bewußtseins begreift und ihrem relativen Gehalt gemäß verortet. Partikularität versus Totalität ließe sich als wesentliches Abgrenzungskriterium pointieren, gerade dem Muster folgend, das Günther als zugrundeliegende Struktur der Aufhebung für die Formtheorie in den *Grundzügen* vorexerziert hat, womit wir einen weiteren Aspekt als bereits vorlaufende Parallele erkennen, die Günther für seine Angliederung an den Leipziger Kreis prädestiniert.

Wenn aber diese Verbindung sich so bruchlos fügt, dann hat der Blick auf die damit erwachsenen Produktionsverhältnisse immer eine zumindest doppeldeutige Ambiguität, die zu vergegenwärtigen vor Naivität schützt: Die Rekonstruktion eines Denkweges, die noch das *Verhältnis der Entstehungsgeschichte der Lehre und die äußerlich sie erklärenden Gründe* mit einbezieht, erklärt wenig, wenn sie diese Gründe in ihrer Begründungsfunktion nicht hinterfragt. Die Rekonstruktion des Güntherschen Weges in den kausalen Kategorien von Ursache und Wirkung steht dann vor der Frage, ob seine Einreihung in die Leipziger Schule der ursächliche Faktor ist, daß bestimmte Themata zu markanten Themata werden können, daß wie gesehen der Wille und das praktische Bewußtsein zu einem festen Bestand im Schreiben Günthers promovieren. Oder erscheinen umgekehrt die Sujets von Wille und praktischem Bewußtsein in dieser Explizität, weil Günther – denn Kunst geht nach Brot –

der in Leipzig herrschenden Richtlinienkompetenz Genüge trägt? Schreibt er also wie er schreibt, um die Akzeptanz des Höflings zu gewinnen, oder schreibt er dem Willen hinterher, weil das praktische Bewußtsein sich als tatsächliches Desiderat seiner Näherung an die vollgültige Theorie des Bewußtseins erweist? Daß dieses Thema seither ein Thema ist, und daß es gerade hier zum Thema wird, besagt also über das *warum* noch nicht viel. Es scheint als besäßen die äußerlich erklärenden Gründe nur einen mittelbaren Erklärungswert, dessen maximaler Wertzuwachs sich darüber hinaus noch auf ganz anderen Ebenen auszuzahlen hätte: als der philologische Nachweis von Abhängigkeiten und Beeinflussungen, als die urheberrechtliche Frage nach der Originalität des *wer-zu-erst-und-wer-von-wem*.

Am Text jedenfalls läßt sich die Antwort nicht fixieren, und da die Willensthematik als gleichberechtigter Strang neben das Thema *Kognition, Reflexion* tritt, um am Ende in der zunehmenden Auseinandersetzung mit dem Spätwerk Schellings sogar in deutliche Konkurrenz, wenn nicht Präferenz neben Hegel zu treten (vgl. EdI von 1975), neigen wir eher dazu, uns einer Wertung zu enthalten, uns mit den textuellen Tatbeständen zu begnügen. Und da weist der Befund dieses Thema ab der Leipziger Zeit als ein Thema Günthers aus, das – im Durchlauf durch die kybernetische und handlungstheoretische Schule – sich verwandelt durchhält; die genauen Kausalbeziehungen und subtilen Abhängigkeitsverhältnisse mögen dann von sekundärem Interesse sein, wenn die Frage nach dem Auslöser zur Integration dieses Themas in das Werk für das Werk keinen heuristischen Wert reklamieren kann.

Wie auch immer, Günther selbst schweigt sich in seinen Erinnerungen über die Zeit in Leipzig aus, Schelsky und Gehlen werden zwar zu lebenslangen Begleitern im Fußnotenapparat, aber die Interna bleiben ungenannt.⁴⁸³

Grundsätzlich allerdings und ganz unabhängig von diesen Überlegungen wäre es ohnehin zu kurz gegriffen, den Eintrag der Willensproblematik in das Denken Günther bloß als signifikantes Resultat seiner Begegnung mit den Leipzigern zu verbuchen. Reicher wird die Betrachtung, wenn umgekehrt die Thematik des *praktischen Bewußtseins* als Kristallisation eines langen Vorlaufes der Leipziger Schule selbst sich entschlüsselt. Dann erst, wenn dieses Thema in seiner Entwicklung als spezielles Sujet an einem wesentlich weiter gefaßten und dort virulenten Problemkreis erkannt wird, werden die Anschlußmöglichkeiten Günthers im Hinblick auf die Leipziger Schule deutlich, und zwar in beide Richtungen: Anschluß *für ihn* und Anschluß dieser Schule *vermittelt durch ihn* an den Diskurs jenseits des Atlantik.

Der Platz im Kollegium

So werden wir – neben der deutsch-amerikanischen Pragmatismus-Variation zwischen Hans Vaihinger und Charles Santiago Sanders Peirce – in Leipzig einen weiteren Brückenkopf zu

⁴⁸³ Weswegen Bammé in seiner unverblünten, streckenweise wörtlichen Nacherzählung der Selbstdarstellung dieser Zeit ebenso großzügig übergeht, wie die Nennung der *Selbstdarstellung* als seiner Quelle. (Vgl. Bammé: *Entfesselte Logik*.) Günthers Schweigen kennzeichnet die vier Jahre in Leipzig als biographische Leerstelle. Die Ränder dieser Leerstelle zeigen dennoch eine Kontur, an denen die möglichen Gründe für das Schweigen Umriß gewinnen: Der aufstrebende Gelehrte Günther verläßt das Land nicht mit seiner Frau, sondern zieht es vor, sie ziehen zu lassen, um in den vier Jahren der Trennung an der Karriere zu schmieden. 1959 bekennt Günther, daß die konstituierenden Wurzeln von *Idee und Grundriß* eben in diese Zeit reichen – und gibt der Öffentlichkeit Aufschluß, daß nicht nur Gehlen und Schelsky maßgelbliche Begleiter dieser Grundlegung waren: Die Widmung eignet das Buch der in den letzten Kriegstagen ums Leben gekommenen Amrei Leder als *lebendiges Zeichen ihrer Unvergessenheit* zu und erinnert an ihre liebevolle Anteilnahme bei der frühen Konstituierung des Werkes.

entdecken haben, dessen rückwärtige Gebiete auf deutscher Seite in der fast antinomischen Frage nach den Möglichkeiten eines idealistischen Wirklichkeitszugriffs liegen. Der Generalnenner dabei, d. h.

[d]as gemeinsame Charakteristikum der Leipziger Schule ist die Konkretisierung des Idealismus in der Kulturentwicklung, und zwar angefangen von den biophysischen und antriebsmäßigen Grundlagen bis zu den höchsten geistigen Objektivationen in Religion, Kunst, Wissenschaft und Philosophie. Dabei wird der Systemgedanke durchaus dynamisch aufgefaßt, auch wenn oft noch eine etwas schematische 'Entwicklungslogik' durchschlägt [...]. Die Kulturphilosophie ist allerdings nicht nur von der Leipziger Schule (Wilhelm Wundt, Johannes Volkelt, Theodor Litt, Hans Leisegang, Hans Freyer), sondern beispielsweise auch von Nicolai Hartmann oder Georg Simmel als ein Weg zur Erneuerung und Konkretisierung der Philosophie verstanden worden. Aber keiner dieser Ansätze hat sich stärker von einer weitgehend noch ontologisierenden und statischen Kultur- bzw. Geistlehre abgelöst als die 'Leipziger', die mit dem Vehikel der neugegründeten Wissenschaftsdisziplinen der Gestalt-, der Entwicklungs- und der Völkerpsychologie, der Kulturosoziologie wie der Staatslehre den Gang in die Geschichte wagten, ohne sich durch den 'Seinsverlust' oder die ewige Tragik der Kultur – deren der Mensch zu seiner Entwicklung bedarf, in deren Gehäuse er jedoch erstarrt – allzu sehr beeindrucken zu lassen.^[484]

Wo aber ist der Ort Günthers in diesem Verbund? Wir kennen Günther bislang als Logiker, genauer als Philosophen der Logik, und sehen ihn nun subsumiert in eine *geistige Bewegung*, deren Stoßrichtung auf den vielfältigsten Gebieten "in der Überwindung oder Realisierung des deutschen Idealismus" liegt.^[485] Sicherlich fügt dieser Anspruch sich partiell ein, wenn wir an das Logik-Verständnis Günthers erinnern, das als Theorie des Denkens schlechthin sich nicht mit ableitungstechnischer Urteilkonsistenz begnügt: Die Theorie des Denkens soll wahrhaft universal werden, soll noch den blinden Fleck der Logik – das Subjekt – erhellen, soll also den Einbezug des prozessierenden Subjekts gewährleisten, um so das – zu dieser Zeit noch nicht auf den Begriff gebrachte – Phänomen der Selbstreferenz in den Kalkül zu integrieren. Aber wir erinnern auch und noch einmal die methodologische Maxime der *Grundzüge*, "daß alle Aussagen und Begriffe Hegels, wie überhaupt des deutschen Idealismus, in *bewußter und radikaler Einseitigkeit*, [...] auf ihren rein formallogischen Gehalt hin angesehen und ausschließlich nur unter diesem Gesichtspunkt gewertet werden." (GZ 32. Hervhbg. orig.) Logik bleibt Günthers Territorium, in dem die Begegnung mit dem Phänomenalen sich in expliziter Ausblendung des Phänomenalen im Sinne der *Phänomenologie des Geistes* vollzieht. Der Bruch mit der metaphysischen Präsupposition eines Geistes, der als das Absolute, als Logos der Weltvernunft, seine Selbstbewegung aus transzendenten Höhen beobachtet, mündet in eine säkulare Umstülpung, in der der Geist als universales Strukturprinzip wiederkehrt und einkehren soll in den für Selbstbezüglichkeiten offenen Kalkül der neuen Form.

Wollten wir Günther von hier aus in den Leipziger Kontext einfügen, dann müßten wir auf eine Arbeitsteilung plädieren, die ihn als Logiker der neuen Theorie neben die Sozial- und Kulturphilosophen, die Gestalt-, Entwicklungs- und Völkerpsychologie etc. plaziert, und die ihm sein Bleiberecht allein in der spezialisierten Nische zubilligt. Maximale Transfermöglichkeiten ließen sich dann konstruieren aus der Abbildung der Selbstbewegung des Geistes auf eine nach dem Modell der konzentrischen Kreise entworfenen Reflexionslogik, die den

⁴⁸⁴ Üner: *Soziologie als 'geistige Bewegung'*, S. 35.

⁴⁸⁵ A. a. O., S. 34.

Geist inventarisiert als Strukturprinzip und in eins damit das Selbst dynamisiert, indem sie jede Statik des Subjekts mit der Inversion dieser ontologischen Fluchtborg auflöst: Das Denken ist die Grundlage des Selbstbewußtseins/Subjekts – nicht umgekehrt!, und die Theorie dieses Denkens ist die neue Logik der Subjektivität, die damit zum unabdingbaren Instrument wird für die Ausarbeitung einer Theorie der Subjektivität und also auch für die der Nicht-Subjektivität, der objektiv begegnenden Wirklichkeit. Wenn das Subjekt sich aus der Sicherheit eines absoluten und unhintergehbaren Fixpunktes in die Dynamik eines sich je und nur von Fall zu Fall zu sich selbst verhaltenden Reflexionsprozesses verflüssigt, dann könnte sich von hier aus der Weg öffnen, der die externe Welt, Gesellschaft und Geschichte zugänglich macht, als eine und eine andere Kristallisationsform des gleichen Prozesses: Realdialektik.

So ließe durchaus eine Verbindung konstruieren von den rein logischen Überlegungen Günthers an die umfassenderen Ansätze der Leipziger, doch verblieben wir mit dieser gewiß nicht künstlichen Anknüpfung noch unterhalb des Güntherschen Reflexionsniveaus. Und wir stünden darüber hinaus vor der Verlegenheit, warum – wenn wir auf Arbeitsteilung plädieren –, warum ausgerechnet das Schreiben in der logischen Reservation die initialisierende und entgrenzende Wirkung haben sollte, an deren amerikanischem Ende schließlich die vollständig neue Realitätskonzeption der Polykontextualitätstheorie stehen kann.

Wenn wir hier Verbindungen suchen, dann müssen wir tiefer gehen; tiefer in die Tradition Leipzigs, tiefer aber auch in das von der Struktur der *Grundzüge* vorgezeichnete Denkschema, das – so wird zu zeigen sein – als Grundstruktur erhalten bleibt, gerade wenn es um neue thematische Dimensionen ihrer Applikation bereichert wird. Um also die Basis der Konnexion zwischen Leipzig und Günther zu erkennen, die als wesentliche Vertiefung seines Denkens zur Maßgabe seiner systematischen Verbreiterung avanciert, tun wir gut daran, die wechselseitigen Kohäsionskräfte von der gewachsenen Leipziger Denktradition her zu vergegenwärtigen dies unter der mitlaufenden Leitfrage der ihr inhärenten Transformationsmöglichkeiten. Und gut auch tun wir daran, diesen Abschnitt unserer Beobachtung der intensiven Beobachtung Elfriede Üners zu unterstellen, die sich mit ihrer ausgezeichneten, hier zuletzt zitierten Schrift das Verdienst erwirbt, trotz der durch den *eigentlichen* Untersuchungsgegenstand verordneten Bescheidenheit – ihr Thema ist Hans Freyers System der Soziologie – dem Phänomen *Leipziger Schule* in bislang nicht erreichter Dichte nachgegangen zu sein.^[486]

Schnittpunkte und Programme

Dann nämlich sehen wir in dem neuen Umfeld Günthers einen Ort der Kristallisation, in deren Querschnitt sich das Zusammenspiel unterschiedlicher, doch konvertierender Faktoren ablesen läßt, die als einzelne Segmente gewiß von wechselnder Valenz (für Günther) sind, die aber trotz allem nicht aus einer Gemengelage wegzudenken sind, deren zentraler Impetus im *Ruf zur Tat* gegen die Endzeitstimmung eines Spengler mobil macht.^[487]

⁴⁸⁶ Wir unterstellen also ausdrücklich alles, was wir über die Genese dieser Schule aus dem Bündnis von Jugendbewegung, Expressionismus und interner Genealogie in Lehre und Forschung berichten, den Ergebnissen Üners, die sich ihrerseits ganz von Hans Freyer her dem Phänomen nähert. Daß unter dem Schwergewicht ihres Ausgangspunktes Günther dann neben Gehlen und Schelsky als weiterer *Schüler* von Freyer erscheint, tut der Qualität der Arbeit um so weniger Abbruch als Üner sich in wirklichem Nachvollzug des Güntherschen Ansatzes wohlthuend von allen absetzt, die Günther im Zuge des Vollständigkeitsbeweises ihrer Lektüreerfahrung – affirmativ oder pejorativ – allein nennen.

⁴⁸⁷ Vgl. Üner: *Soziologin als 'geistige Bewegung'*. S. 3f.

Jugendbewegung, Expressionismus, Erster Weltkrieg lassen sich als erste Eckdaten festhalten, in deren Kräftefeld sich ein Wissenschaftsideal ausbildet, das als groß angelegte Versöhnung antritt, die Gegensätze von Individuum und Gemeinschaft, Subjekt und Geschichte, Mensch und Technik, Intellektualität und Handlung, sie unterlaufend, zu vereinen. Das jugendbewegte Ideal, ^[488] das in Leipzig u.a. durch Paul Tillich, Hans Freyer, Gunther Ipsen oder Joachim Wach Eingang in den universitären Diskurs findet, setzt sich dann in einem Wissenschaftsverständnis fort, dessen Kontur wir als den innersten Gestus in Günthers Logik-Konzeption schon kennen, und der deutlicher noch – denn an diesem Ort verstärkt – in seinem späteren Begriff von Technik und Technikphilosophie zu Tage treten wird: "Nicht Werkzeug sollte sie [die Wissenschaft] sein und lediglich instrumentelles Wissen bereitstellen für die Verwirklichung politischer Ziele; sie selbst wurde zum Wegbereiter im Streben nach Verwirklichung einer neuen und humaneren Gemeinschaft."^[489]

Sich-selbst-Erfüllen und *gelebte Philosophie* werden zu Programmformeln, hinter denen sich die Suche nach dem Authentischen, Wahrhaften, Ursprünglichen als Freilegung der wahren Form unter den starren Verkrustungen eine erschöpften Massen-Zivilisation verbirgt. D.h. der zivilisationskritische Habitus eines Spengler wird nur insofern geteilt, als dessen Modell von Aufstieg und notwendigem Verfall zwar übernommen, jedoch nicht in die gleiche pessimistischen Konklusion entlassen wird, sondern von der holographischen Suche nach dem verborgenen Ganzen in der und hinter der Vereinzelung aufgefangen wird. Eine Grundhaltung also, die mit ihrer terminologischen Entdeckung von *Volk*, *Führer*, *Gefolgschaft*, *Brudertum*, *Gemeinschaft*, *Menschheit* – Üner zitiert Ernst Toller: "Masse ist verschüttet Volk", Ludwig Rubiners "Erdballmenschen", Kurt Hillers Vision vom "heiligen Bau der Gemeinschaft", Lothar Schreyers Imperativ: "Das Ich ist in Richtung auf das Wir zu durchbrechen"^[490] – sich dem postumen Leser als Vordenker im Nazi Jargon gebärdet, die aber offenbar eine andere Besetzung der Begriffe reklamiert, wenn der jugendbewegte Kreis in Leipzig schließlich von den Nazis aufgelöst werden muß. Hier spiegelt die Übernahme des erdnahen, wurzelhaften Jargons in akademischer Region vielmehr *die große Begierde nach Gemeinschaft* (Martin Buber) wider, die zum einen als Reflex auf die Erfahrung des Weltkrieges nachvollziehbar wird, die zum andern aber auch als die Adaption eines Abwehrgestus gelten darf, der an anderer Stelle, im Expressionismus, das Zeitkolorit bereits

⁴⁸⁸ In der Jugendbewegung formiert sich vor dem Ersten Weltkrieg eine bürgerliche Weltanschauungsgemeinschaft, die als (elitärer) Lebensbund eine nach damaligem Verständnis sozialistische, heute wohl linksliberal zu nennende Minderheit in nicht-institutionalisierter Form vereint, deren – Hegelsch geprägter – Heilsentwurf zukünftiger Gesellschaft in einem ganzheitlich-synthetisierenden Menschen- und Bildungsideal besteht. "Im Geist, im 'einen, allgemeinen', sollten die Widersprüche der modernen Zeit aufgehoben sein [...]. Erst auf der Ebene des Geistes, verwirklicht durch umfassende Ausbildung in Kunst, Literatur, Musik, aber auch besonders in Philosophie und Staatswissenschaften, kann die menschliche Gemeinschaft verwirklicht werden." (A. a. O., S. 2) Klangvolle jugendbewegte Namen sind etwa Siegfried Bernfeld, Paul Lazarsfeld, Gustav Radbruch, Karl Wittfogel, Paul Natorp, Rudolf Carnap, Max Adler, Hermann Nohl und nicht zuletzt Günthers Doktorvater und Hegel-Lehrer Eduard Spranger. (Vgl. a. a. O., S. 215) Ist die Jugendbewegung mit ihrem intuitiven Glauben an die "elementare Gültigkeit der Natur, des Gemüts und des Gewissens", an "die Totalität des ungeteilten Lebens" und "an die Selbstentfaltung der Volksgemeinschaft" (a. a. O., S. 4) eine diffus-emotionale Beschwörung prärationaler Heilmöglichkeit so zeichnet sie damit ihre tiefe Distanz zu einem Ultra-Rationalisten wie Günther. Der Jugendbewegung wesentlich näher steht Marie Günther, die dem *Ruf zur Tat* Folge leistet und im italienischen Exil ihre Privatschule in diesem Geist aufbaut.

⁴⁸⁹ A. a. O., S. 2.

⁴⁹⁰ A. a. O., S. 7

nachhaltig prägt: Kunst und Literatur der Gründerzeit, des französischen Naturalismus und des Impressionismus gelten als Ausdruck einer uneigentlichen, bloß deskriptiven, non-visionären und subjektivistischen Haltung, der die Hinwendung zum trans-individuellen Ganzen, zum wahren Gemeinen eines Sozialismus des Geistes als unbedingte Möglichkeit für die Transparenz des zugrundeliegenden Allgemeinen entgegenzustellen ist. Und dies nicht als Selbstzweck, sondern als Königsweg zu konstruktiven und projektiven Gestaltungsperspektiven einer Gemeinschaft. Die Überwindung des Impressionismus durch den Expressionismus ist so die große Verheißung einer "'Wesenskunst' statt 'Erscheinungskunst', 'Kunst des höheren Ichs', 'Ewigkeitskunst' und 'Sinnkunst' anstelle der impressionistischen Vergänglichkeitskunst'", genährt von dem kathartischen Glauben, "daß erst aus der Zertrümmerung von Sprache und Form heraus eine befreite, aus dem Menschen selbst kommende, d.h. 'wahre' Form" gefunden werden könne.^[491] Der Expressionismus kann somit über die rein ästhetische Theorie hinaus zum Modus einer *aisthesis*, einer Welt- und Gesellschaftsanschauung avancieren, denn

[i]st der Mensch einmal von äußeren Zwängen befreit, so ist er autonomer Träger der Erneuerung durch die 'Idee', durch den 'Geist', den er freisetzt, statt am Tau der Vergangenheit' langsam abwärts gleitend 'ins Sinnlose' zu stützen – ein Subjekt, das Geschichte und Sozietät überwunden hat, gewinnt Verfügung über die Wirklichkeit, die jedoch im Augenblick noch negativ erfahrene Gegenwart bedeutet. ^[492]

Hier besetzen gesellschaftstheoretischer und ästhetischer Diskurs die gleichen Wortfelder, und eine Philosophie, die in diesem Klima ihrerseits Antworten auf die Kontingenzerfahrung des ersten Krieges gebiert, macht sich auf je verschiedene Weise daran, zum tiefstliegenden Fundament vorzudringen: *Ad fontes!* sucht die Phänomenologie, sich ihrem unzweifelbaren Quellpunkt der Gewißheit in haarfein abgeschälten Lagen konstitutioneller Akte zu nähern; die Fundamentalontologie wird das Ontische selbst noch als Grund verwerfen; Existenzialdenker fügen sich in notgedrungener Übernahme des Unausweichlichen in ihre basale Geworfenheit, und Neopositivisten schneiden – der Sicherheit halber – Menschengedenken alte Fragestellungen zopfgleich ab.

Es ist die Zeit der großen Entwürfe, der Kompensationen jenes *Stahlgewitters*, dem wohl nur wenige Verwegene als einem Veredelungsbad ihrer Manneskraft entstiegen sind, und das nun die Hegel-Treuen vor die definitive Gewißheit stellt, daß die Geschichte nicht länger der zu sich kommende Weltgeist sein kann, daß die prätendierte Gleichung von Wirklichkeit und Vernunft an der Senfgas-Realität des Stellungskrieges gescheitert ist. Denn während sich für den Marxismus die reale Unvernunft leicht auf Kapital-Interessen reduziert, ringt der Idealismus mit einem zur Staatsidee geronnenen objektiven Geist, der seine Subjekte im

⁴⁹¹ A. a. O., S. 5. Wer nachträglich vorzeitige begriffliche Abstinenz von Volk und Führer, Geist und Boden fordert, sollte die zeitgenössischen Zusammenhänge im Blick halten, werfen sie auch ein Schlaglicht auf eine an der Sprache sich abarbeitende Heidegger-Debatte; nicht weniger auf die heutigen Ohren *völkelnd* anmutende Rede Günthers, mit der er – als hätte es die terminologische Okkupation des Nazi-Regimes nicht gegeben – bis ans Ende am Seelentum des faustischen Menschen ebenso festhält, wie an der Nietzscheanischen Forderung nach einer neuen Epoche der Menschheitsgeschichte, nach dem neuen Menschentypus. Wir spekulieren, doch halten wir die Gewißheit Günthers, schon vor den braunen Mördern und aus anderen Motiven so geschrieben zu haben, für seine Selbst-Legitimation, verstärkt noch durch die Integrität des amerikanischen Passes. Weniger spekulativ ist das Wiedererkennen des Zertümmungs-Gestus in Günthers Theorie der Negativsprachen, die am Ende (Positiv)Sprachlichkeit als Ganzes verwirft.

⁴⁹² Ebd.

Kampf um eine Handbreit bleiverseuchten Bodens opfert: Orthodoxe Hegelei – *alles Wirkliche ist vernünftig* – wird schwierig.

Wenn also schon *mit dem Idealismus*, dann notgedrungen *über den Idealismus hinaus*, und das freiwillig-unfreiwillige Motto entschlüsselt sich als Programmformel mit dreifacher Bedeutung. Zum einen ist es das grundsätzliche Festhalten am zugrundeliegenden Programm, gerade auch als die Fortsetzung der spezifischen Leipziger Tradition; ein Festhalten, das sich andererseits auf den tief wurzelnden Glauben an die noch brachliegenden, ungenutzten Ressourcen des Idealismus stützt. Und nicht zuletzt ist der Versuch einer eigenständigen Antwort im Spannungsfeld zwischen dem zwar real gesättigten, aber ideologisierenden Geschichts- und Wirklichkeitsbegriff des Marxismus einerseits und andererseits der vor Geschichte und Gesellschaft sprachlos verbleibenden Alternative einer maximal-subjektivistischen, egologischen Phänomenologie bzw. einer Existenzphilosophie, die das gesellschaftliche Sein als Verfallsform eigentlicher Existenz nur zu Überwindungszwecken kennt (etwa die Degenerationsform des *Man* bei Heidegger). Das Problem, die Wirklichkeit in ein idealistisches Systemdenken zu integrieren, ohne den von dieser Wirklichkeit desavouierten Geschichtsoptimismus samt seiner inhärenten Teleologie übernehmen zu müssen, erscheint so als die Schwierigkeit,

an die Stelle der 'theoretischen Vernunft' die 'praktische Vernunft', an die Stelle des zu sich selbst kommenden Hegelschen Logos und seines universellen 'Logismus' einen Begriff von 'sozialer Wirklichkeit' und eine nichtlogistische Gesellschafts- und Geschichtskonzeption zu setzen, die in der Konkretion dennoch nicht ihre Allgemeingültigkeit und in der Entideologisierung nicht ihre Zukunftsgewissheit verliert.^[493]

Was darin sichtbar wird, ist die transformatorische Fortsetzung des Programms, den Geist der Welt seiner indifferenten Numinosität zu entkleiden, ihn in den vielfältigen Erscheinungsformen von Kultur, Zivilisation und Geschichte zu erkennen und diese auf ein gemeinsames zugrundeliegendes Prinzip zurückzuführen. Eben darum bemühen sich die Leipziger der *ersten Generation* aus je verschiedener Perspektive: Johannes Volkelt (Philosophie), Karl Lamprecht (Geschichte), Wilhelm Wundt (Psychologie) sind bereits auf der Suche nach allgemeinen Entwicklungsschemata, die die Integration und Vermittlung von Konkretem und Allgemeinen, Jeweiligkeit und Gesetzmäßigkeit, Erscheinungsform und Einheitsgrund, von Rationalismus und Geschichte zu leisten imstande sind.

Schichtung und Stufenfolge, oder genauer die Verflechtung aller kulturellen Lebensbereiche einerseits und die Einordnung dieser Verflechtung in eine historische Gesamtentwicklung andererseits, kann als übergeordnetes Thema der Leipziger Geisteswissenschaften gelten. Historische Gegebenheiten zugleich als Abfolge von sozialpsychischen Lagen, die auseinander hervorgehen, und die daraus zu entnehmende Einordnung der tatsächlichen gegenwärtigen Strukturen in eine übergreifende Gesamtentwicklung der Gesellschaft stellten die damalige Lösung des Konfliktes zwischen zeitloser Rationalität und Geschichte dar, die sowohl Karl Lamprecht wie auch Wilhelm Wundt und Felix Krüger, jeder in seiner Weise, versuchten.^[494]

In dieser Aufgabenstellung werden ihnen Freyer, Gehlen und Schelsky folgen, um so den Grund zu legen, für "die in Deutschland einmalige Konstellation" einer sowohl Disziplinen wie auch Generationen übergreifenden Arbeit an einem Forschungsprogramm (im Sinne Imre Lakatos', das der irrationalen Verdrängung der paradigmatischen Rahmentheorie einer

⁴⁹³ A. a. O., S. 33.

⁴⁹⁴ A. a. O., S. 25.

Vorläufergeneration (Thomas Kuhn) "die bemerkenswerte Kontinuität durch die Lehrtätigkeit ihrer Schüler in Leipzig" entgegenstellt.^[495] Das Kontinuierliche, der "harte Kern" des Programms, zeigt sich dann als der Bewältigungsversuch der Hegelschen Geschichtsphilosophie, die das Historische als gesetzhafte Entfaltung des objektiven Geistes im Rahmen einer universellen Ordnung befaßt, und die nunmehr mit einer realistischen Wendung adaptionsfähig modifiziert werden soll. Eine Wendung, "in der die Spannung zwischen objektivem Sinngehalt und subjektivem Erleben aufgehoben wird durch die Begriffe des 'Handelns', der 'Entscheidung' und 'Gestaltung'".^[496]

Probleme im System

Auch hier also sucht das Dritte sich seinen Weg, wenn zwischen Natur- und Geisteswissenschaften die *Wirklichkeitswissenschaft* (Freyer) der frühen Soziologie den Hegelschen Geist *vergesellschaftet*, indem sie ihn als Strukturgesetz der gesellschaftlichen Realität säkularisiert. Eine Realität, die damit nicht nur als systemische Komplexion diachron und synchron erklärbar sein soll, die vielmehr auch und lange vor Parson-Luhmann als (von Hegel her motiviertes) System der Selbstbeobachtung und Selbstorganisation fähig ist. Soziologie selbst erklärt sich in Leipzig zum Selbstbeobachtungsorgan einer Gesellschaft, die das dialektische Spannungspotential zwischen objektiver sozialer Form/objektiviertem Geist und dem subjektiven (Er)Leben/Ausgesetzsein dieser Objektivation in der Synthese einer aus Verstehen (des Begegnenden) und Schaffen (des Gewollten) generierten gesellschaftlichen Wirklichkeit zu überwinden sucht. Der Bereich der gegenständlichen Verselbständigung wird – deutlich hören wir die lebensphilosophischen Anklänge Wilhem Diltheys – im *verstehenden Leben* in den subjektiven Nachvollzug der objektiven Ordnung überführt, d.h. gesellschaftliche Wirklichkeit entsteht als die Versöhnung der objektiven Formen der Sozietät mit den gesellschaftlich gewollten Aktualisierungen (Fortsetzungen, Transformationen) dieser Formen: Gesellschaft kommt zu sich – nicht der Geist, sei er absolut oder objektiv –, indem die Gesellschaft die historisch überkommenen Organisationsformen freiwillig und dem eigenen Willen adjustiert auf- und übernimmt und den gegenwärtigen Realbedingungen gemäß adaptiert. Entwicklung wird damit aus der teleonomen Prädetermination herausgelöst und durch die Anbindung an das historische Individuum zum geschichtlichen Prozeß der Veränderung; gesellschaftliche Form wird als ihre stets nur konkrete Aktualisierung wesentlich prozessualisiert. So bleibt die Hegelsche Gesetzmäßigkeit der Entwicklung erhalten, aber nun in der *realistischen* Variation, daß die Entfaltung vorgezeichneter Strukturen in einen konkret-historischen Kontext, also in die Abhängigkeit der zeit- und gesellschaftsbedingten Verhältnisse eingebunden ist.

Wird solcherart das Systemdenken Hegels mit dem Fleisch der Wirklichkeit gefüllt, so folgt für die Wissenschaft dieser Wirklichkeit,

daß alleine das tatsächliche Auftreten einer bestimmten sozialen Form oder Struktur rückwirkend auch erst ihre logische Möglichkeit und Folgerichtigkeit beweist. jede rein

⁴⁹⁵ A. a. O., S. 21. Im Unterschied zu Kuhn hält Lakatos an einem gegenüber Popper zwar abgeschwächten Falsifikationismus fest, mit dem die Forschungsprogramme – als die um einen gemeinsamen Bestand grundlegender Prinzipien und Modellannahmen ("harter Kern") formulierten Theoriefolgen – sich dennoch in einem rationalen Verfahren wissenschaftlicher Entwicklung generieren. Vgl. Lakatos: *Falsifikation und Methodologie wissenschaftlicher Forschungsprogramme*. S. ???

⁴⁹⁶ Üner: *Soziologie als 'geistige Bewegung'*. S. 46f.

abstrakte, modellhafte Konstruktion ohne konkrete historische Einordnung wäre letztlich wissenschaftliche Utopie oder Heilslehre.^[497]

Die Historisierung und Anthropologisierung des objektiven Geistes also überwindet die idealistische Realitätsferne, und dennoch und gleichzeitig ermöglicht die Implementierung des Hegelschen Systemdenkens in die Methodologie der Wirklichkeitswissenschaft,

daß das soziale System in seinen reinen Grundstrukturen (in der Synchronie) die Geschichte in ihrem Ablauf (als Diachronie) widerspiegelt – sei es als 'Bestätigung' oder als 'Überwindung', sei es durch 'ein Auseinanderhervorgehen' oder 'Ineinanderum-springen'.^[498]

Mit dem Idealismus über den Idealismus hinaus(!) erinnern wir, und sehen nun den gelungenen Transfer eines Philosophems zu konstitutionellen Zwecken einer sich ausdifferenzierenden Gesellschaftswissenschaft: Soziologie wird theoretische Wissenschaft der Wirklichkeit.

Aber um welchen Preis? Die Konsequenzen dieses zunächst schlüssigen Gedankenganges sind durchaus weitreichend: Wenn der Wille als synthetisierendes Vermittlungsmodul zwischen objektiver Gesellschaftsform und ihrer aktualisierten, übernommenen Konkretion übermächtig ins Zentrum rückt, dann setzt das Postulat der Soziologie, als wissenschaftliches Selbstbewußtsein einer Gesellschaft reüssieren zu können, nicht nur voraus, daß dieser Wille überhaupt existiert, zugänglich und rational beschreibbar ist, sondern mehr noch, daß die Soziologie als (selbst)beschreibende Disziplin einer Gesellschaft, über die nomothetische Beschreibung hinaus auch im Besitz der projektiven Entscheidungshoheit gesamtgesellschaftlicher Zielsetzung ist: Selbstbeschreibung der Gesellschaft durch (eine so konzipierte) Soziologie heißt Beschreibung des gesellschaftlichen Willens, heißt die Auslobung einer Propheten-Disziplin, die aus theorie-immanenten Sachzwängen heraus sich plötzlich in der Rolle dessen wiederfindet, dem zu fliehen galt: *der Soziologe wird zum Agenten des Weltgeistes!*^[499] Die Selbstreferentialität der Beschreibung wird durch den methodologischen Nexus mit dem zu beschreibenden Willen zur Wiederkehr eines *telos*, das nun zwar als historisierter und anthropologisierter *volonté générale* erscheint, das aber jene Bruchstelle zwischen Subjekt und Objekt funktional eben so zu verkitten hat, wie es der Geist Hegels noch ganz unverbrämt als Geist durfte.

Was aber wird gewollt? Die synchrone Perspektive der Wirklichkeitswissenschaft beansprucht, diesen Willen decodieren zu können – sie findet ihn als Bestätigung oder *Überwindung*, als *Auseinanderhervorgehen* oder *Ineinanderumspringen*, also als Perpetuierung oder Modulation der vorgegebenen historischen Gesellschaftsformen auf der Basis des Gegenwärtigen. Der Versuch aber, Diachronie und Synchronie am Umschlagpunkt des Willens zu vermitteln, schlägt um in bedeutungsleere Tautologie, wenn der dialektischer Feinsinn zwar alles erklären kann, aber keinen Erklärungswert mehr besitzt. Denn welche Wirklichkeit wird als durch den Willen synthetisierte erklärt, wenn die dialektische All-Erklärungsstrategie die diachronen Strukturen in der synchronen Betrachtung als *bestätigt, überwunden, auseinander hervorgegangen* oder *ineinander umgesprungen* für das somit selbstidentisch konzipierte System wiedererkennt? Was soll der Wille wollen, wenn nicht Beibehalt oder Veränderung? Gleichheit oder Verschiedenheit des Bestehenden mit dem Vorausgegangenen als

⁴⁹⁷ A. a. O., S. 45.

⁴⁹⁸ A. a. O., S. 54f.

⁴⁹⁹ Vgl. a. a. O., S. 56.

Resultat des Willens ins Spiel zu bringen, verwandelt die logische Form des allgemeinen Entwicklungsschemas in eine immer wahre Aussage, eine Erklärung solcher Art "scheint universell – und dank der vielen logischen Ersetzungs- und Umkehrungsmöglichkeiten hat sie am Ende immer recht."⁵⁰⁰

Und wenn gegen den Emanatismus Hegels die Diskrepanz zwischen subjektivem und objektivem Geist *via* Handlung, Entscheidung und Gestaltung überwunden werden soll, bleibt die Frage nach deren Raum, wenn die Wirklichkeit nunmehr zur abgleichenden Bestätigung eines aufgestülpten Erklärungsthemas degeneriert. Wohlgemerkt, es geht nicht um eine Vorwegnahme der Habermas-Luhmann-Debatte: Nicht konkrete Handlungsanweisung sollen eingefordert werden von einer Theorie, die sich als umfassende *Beschreibung* der gesellschaftlichen Wirklichkeit versteht. Aber gerade dem eigenen Selbstverständnis nach sollte doch die Theorie des praktischen Bewußtseins aus der Geisthaftigkeit Hegelscher Geschichtsspekulation herausführen, mit ihr sollte die Einseitigkeit des Systems um die Komplementarität des Willens ergänzt und zur vollgültigen Beschreibung des Realen vervollständigt werden. Dieser Teil jedoch bricht dabei völlig weg: Ein Wille, der alles Begegnende als gewollt rechtfertigt, unterminiert sich selbst und unterminiert so willensgeleitete Entscheidung, Handlung und Gestaltung; alles Kommende und Zukünftige kann dann nur Ausfluß eines diffusen Voluntarismus sein, der die Entscheidungskonstituenten, die Mechaniken der Gestaltung und die handlungstheoretische Komponente des praktischen Bewußtseins verdunkelt. Hier scheint das System, das in sich alles und jedes geschlossen und kohärent erklärt, von brillanter Logik - ob aber die Logik des System noch die der zugrundeliegenden Wirklichkeit ist, darf dahingestellt bleiben. Mehr noch: Auch der Überwindung und dem dialektischen Umsprung liegt als Modell die Identität, Kontinuität und Homogenität zugrunde. Doch kann dieses Hegelsche Erbe, das hier gerettet wird, sich vor der Wirklichkeit ausweisen, die – wir erinnern an Foucault – sich gerade auch als der diskontinuierliche Verlauf des Sprunghaften in Abbrüchen beschreiben läßt? Welchen Erklärungswert also besitzt eine Wirklichkeitswissenschaft, deren Ziel in der Ehrenrettung eines an den historischen Tatbeständen fragwürdig gewordenen Idealismus besteht?

Die Antwort hierauf können wir in einem Sprung nach vorne finden, der uns zurückführt zu der zwischenzeitlichen Leitfrage, warum Günthers Eingliederung in den Kontext der Leipziger Wissenschaftsgemeinde jene initialisierende und entgrenzende Wirkung beziehen kann, an deren amerikanischem Ende schließlich die vollständig neue Realitätskonzeption der Polykontextualitätstheorie stehen kann.

Motivgeschichte

Thematisch also bleiben wir direkt am Ort, auch wenn wir in der Chronologie weit vorgreifen; und ausdrücklich möchten wir noch einmal Elfriede Üner das Vorrecht einräumen, diesen Vorgriff in der Ausführlichkeit zu leisten, mit der sie sich dem Problem widmet. Denn

[d]aß der in der 'Wirklichkeitswissenschaft' aufgebaute Wirklichkeitsbegriff unrealistisch war [...] zeigt sich nicht nur bei Freyer, sondern auch bei seinen Schülern Arnold Gehlen, Gotthard Günther und Helmut Schelsky, die alle einmal wie Freyer mit Hegel und Fichte begonnen hatten, und die alle hart zu kämpfen hatten, um sich nach dem II.

⁵⁰⁰ A. a. O., S. 55.

Weltkrieg vom 'objektiven Idealismus' zu befreien, als es praktisch für keinen mehr einen Anschluß an diesen Wirklichkeitsbegriff gab [...].⁵⁰¹

Eine grundlegende philosophische Neuaufnahme des Wirklichkeitsproblems hat nur Gotthard Günther geleistet, der mit seinem Entwurf einer mehrwertigen Logik und Metaphysik und mit seiner Definition der 'Wirklichkeit als Poly-Kontexturalität' an einem Wirklichkeitsbegriff angelangt ist, der sich von den deutsch-idealistischen Dualismen oder Polaritäten weit entfernt hat. Mit der Aufgabe der dichotomischen Subjekt-Objekt-Spaltung und mit der Einführung eines 'zweiten' Subjekts – dem 'Du', mit dem ich interagiere und mit dessen Hilfe ich erst ein 'Objekt' (mit einem bestimmten Index) finden und bearbeiten kann – aber nähert sich Günther wieder eher der phänomenologischen Gegenposition, wie sie einmal – wenn vielleicht auch unzureichend durch die Intersubjektivitätstheorie von Husserl, Scheler und Schütz formuliert worden ist. Damit ist nun aber auch der prinzipielle Dualismus von 'Individuum' und 'Gemeinschaft' hinfällig geworden, der für den deutschen Idealismus wie für den historischen Materialismus unauflösbar bzw. nur nach einer Seite hin zu entscheiden war. Zugleich aber ist mit der Polykontexturalität auch der Begriff einer einheitlichen, aus einem Punkt zu denkenden Wirklichkeit aufgegeben, ohne nun jedoch weiterhin mit der Angst vor dem Relativismus oder dem Freyerschen Verdikt der 'Entwirklichung' belastet zu sein. Erst mit Gotthard Günther ist so der Wirklichkeitsbegriff und die Urheilsgeschichte des 'objektiven Idealismus' getilgt. Anders gewendet muß man aber auch sagen, daß ohne diese leidvolle Vorgeschichte der 'Wirklichkeitswissenschaft' – die immerhin den Vorzug hatte, daß sie, weil von Freyer formuliert worden war, auch überwunden werden konnte – eine solche Lösung nicht möglich geworden wäre.⁵⁰²

Ganz sicher also kann Günthers später Wirklichkeitsbegriff als Antwort auf die fragilen Versuche seiner frühen Kombattanten gelesen werden. Allerdings entscheiden wir uns dafür, die motivationale Linie nicht in der von Üner nahegelegten Weise zu ziehen. Zwar ist Polykontexturalität das viable Gegenmodell eines homogenen Wirklichkeitsbegriffs, aber die Formulierung des Kontextur-Schemas entwickelt sich in Günthers textueller Genese nicht aus der Primär-Frage nach den Möglichkeiten eines Beschreibungsmodells für Wirklichkeit, sondern knüpft sich an die Dialektik, in der das neue Konzept einer mehrwertigen Logik mit seinem formal-ontologischen Pendant verbunden ist: Die Günthersche Erweiterung der Logik bereichert die Logik um Eigenschaften, die sich als Kontexturiertheit beschreiben lassen, wobei der damit formal erreichte Strukturreichtum nicht den alten Fehler der Syntax wiederholt und sich als insignifikante *Struktur-für* in bloßem Formalismus erschöpft, sondern sich phänomenal in der Welt findet; in einer Welt allerdings, die als

⁵⁰¹ A. a. O., S. 64. Daß allerdings auch die Erfahrung des zweiten Krieges und seines nuklearen Endes als Beginn der Logik des (Ab)Schreckens, daß auch eine das rational Fußbare übersteigende Erfahrung des rational-industriellen Genozids nicht hinreicht, um die (zynische) Hypostase des historischen Sinnes zu beschwören, zeigt, in ungebrochener Tradition seiner Leipziger Anfänge, Th. Litt noch ein Jahr vor seinem Tod, "Die Geschichte setzt also nicht ihren eigenen Sinn aufs Spiel, wenn sie sich zum Kampfplatz der aufbauenden und der zerstörenden Gewalten anbietet. Im Gegenteil ist eben dies ihr tiefster Sinn, daß sie, indem sie sich diesen nicht weniger als jenen als Arena der Krafterprobung zur Verfügung stellt, der Freiheit in den Ausmaßen des menschheitlichen Gesamtschicksals zur Verwirklichung verhilft. Dieser Sinn würde ihr selbst dann nicht verloren gehen, wenn am Ende die zerstörenden Gewalten den Sieg davontragen sollten. Das Drama der sich geschichtlich auslebenden Menschheit wird nicht dadurch zur Farce, daß es die Gestalt der Tragödie annimmt. Was es mit dem Menschen als dem seiner Freiheit anheimgegebenen Wesen auf sich hat, das erfährt er vielleicht im Untergang noch Überzeugender, als es im Triumph des Sieges der Fall sein könnte." Litt: *Die Selbstbesonderung des Sinns*. S. 74f.

⁵⁰² Üner, *Soziologie als 'geistige Bewegung'*. S. 65f.

transformierte Wirklichkeit erscheint, und die als eine solche nur erscheinen und erklärt werden kann, weil sie als neue Wirklichkeit unter dem Raster der Polykontextualität entsteht. So wird bei Günther das überkommene Verhältnis zwischen Logik und ihrem möglichen Interpretationsrahmen seiner Unilinearität enthoben. Denn hatte die klassische Syntax sich einen reichen Formatrahmen erschlossen, der aber in vollständigem Ausblenden seiner ontologischen Einbindung als semantisch unterspezifiziert jeder Interpretation offenstand, so überführte erst die Semantik/Pragmatik diese Indifferenz in die interpretative Eindeutigkeit des Kalküls. Strukturreichtum und substantielle Fülle stehen innerhalb der traditionellen Logik in einem Verhältnis der Vor-, resp. Nachzeitigkeit, wenn der vorgängig etablierte formale Rahmen seiner semantischen Konkretion zugeführt wird. Ganz anders bei Günther, der die Logik wieder an ihre alte Bestimmung einer formalen Ontologie angliedert. Zwangsläufig zeichnet dann die Entfaltung des Kontextur-Gedankens eine dialektische Entwicklung, insofern die Theorie der transklassischen Logik einerseits auf die in dieser Logik logifizierte Welt als ihren Interpretationsrahmen zurückwirkt, andererseits aber die transklassische Mehrwertigkeit ihre kontexturalen Strukturen nur konstituieren kann, weil sie als Logik die realen kontexturalen Struktureigenschaften einer transformierten Ontologie widerspiegelt.

Wenn also die Suche nach der neuen Logik immer als die Suche nach der notwendigen neuen Form für diese Logik verstanden werden muß, dann gliedert der Kontextur-Gedanke sich einerseits als Sicherungsinstrument ein, mit Hilfe dessen die neue Logik gegen die klassisch-logischen Probleme der Selbstrückbezüglichkeit als kalkültechnische Sprengsätze immunisiert werden soll. Von hier aus scheint der Kontextur-Gedanke sich vordringlich logischen Sachzwängen zu verdanken. Andererseits aber will die neue Logik gerade vollgültige Theorie des Denkens sein und den Maximalbestand realer Strukturen in logifizierter Form zum Ausdruck bringen. Unter diesem Aspekt erscheint das Phänomen der Kontexturierung als je schon innenweltlich begegnendes, das nun in die Logik integriert werden soll. Ein Phänomen, dem allerdings bis dahin weder eine logische Ausdrucksmöglichkeit gegenüberstand noch überhaupt die Möglichkeit gegeben war, in einem rationalen Denken konsistent bewältigt zu werden, da die klassische Logik der monokontexturalen Ontologie hinterherschreibt. Formale Ontologie und Logik also gehen auf der neuen Ebene eine unlösbare Verbindung ein.

Soll Polykontextualität also als Antwort auf die Gebrechen des Leipziger Wirklichkeitsbegriffs gelten, dann kann dies wohl nur als indirekte Antwort verstanden werden, wenn darüber hinaus zwischen der Ausformulierung der Frage am Beginn der 30er Jahre und ihrer rund vier Jahrzehnte später erfolgten Beantwortung der thematische und biographische Unterbrecher der Kybernetik steht. Die mehrwertige Logik Güntherscher Prägung wird in der Nachkriegsphase zu seinem Billett für die Kreise der Kybernetik, die sich von dem europäischen Hegel-Kenner Unterstützung bei ihrem Projekt erhoffen, Kognition in ihrem strukturellen Code zu entschlüsseln. Und Günther kann dieses Engagement annehmen, weil die von ihm intendierte Logik als Erweiterung der klassischen Objekt-Logik ihrerseits an der Formalisierung der subjektiven Reflexionsprozesse arbeitet. Das Problem einer Kalkülierung der Objektivationsleistungen des Subjekts, die als reflexionslogische Selbstobjektivationen des Subjekts nicht mehr in der Subjekt-Objekt- und Form-Inhalt-Dichotomie aufgehen, ist aber ein Problem der Form, ist also anders als bei Husserl nicht Erkenntniskritik und tangiert so die Fragen nach den Bedingungen und Möglichkeiten einer adäquaten Abbildung der transzendenten Wirklichkeit (noch) nicht. Wir sagen dies gerade auch im Hinblick darauf, daß *Idee und Grundriß* sich seitenstark um die ontologischen Voraussetzungen der neuen Logik bemüht, also dem neuen Formkonzept zunächst die extensive

Meditation seiner ontologischen, metaphysischen Präliminarien vorschaltet. Hier arbeitet sich Günther gewiß am Begriff der Welt ab, Logik wird gerade hier in großartiger Manier als formale Ontologie gerechtfertigt, doch gilt es, dem damit möglichen Eindruck einer vorrangigen Konzeptualisierung des Wirklichkeitsbegriffes entgegenzuhalten, daß auch das intensive Kreisen um die Ontologie als eine notwendige Sensibilisierung ganz im Dienst des neuen Formkonzeptes steht: Die neue Form entzieht sich der klassischen Ontologie, um sie überhaupt in den Ansatz bringen zu können, ist die Dekonstruktion klassischer Ontologie die *conditio sine qua non*. Insofern ist die in der Chronologie der Ereignisse frühere Auseinandersetzung mit den ontologischen Fragen von *Idee und Grundriß* zunächst Vorbereitung, Eröffnung und nachgerade Proömium des "eentlichen" Themas – der neuen Form.

Allerdings nicht ausschließlich, zumindest nicht in der damit suggerierten Souveränität, die dem finalen Konzept planvoll die wegberaubende Bresche schlägt. Ganz praktische Sachzwänge müssen bei dieser scheinbaren Mittel-Zweck-Chronologie in der thematischen Zielsetzung stets mit im Blick bleiben, gerechtfertigt und nahegelegt durch die sowohl in den *Grundzügen* wie auch in *Idee und Grundriß* wiederholt geäußerten und ebenso stereotyp nicht eingelösten Versprechungen einer baldigsten Formalisierung des bis dahin rein narrativ Aufbereiteten. Die Ausführlichkeit also, mit der Günther sich in virtuoser Meisterschale den philosophischen Voraussetzungen seiner Logik widmet, kann auch ganz nüchtern als Verschleierung eines Placebo-Effektes verstanden werden, mit dem er die Not überbrückt, noch immer über keinen konkreten, d.h. tatsächlich operablen Begriff dieser Form zu verfügen; Günther weiß bereits um die Anforderungen und Leistungsmöglichkeiten der neuen Form und Logik – die konkrete Gestalt liegt aber zu der Zeit der großen ontologischen Revision noch nicht in Reichweite.

Von hier aus betrachtet stellt sich dann der neue Wirklichkeitsbegriff der Polykontextualität – anders als es bei Üner den Anschein nimmt – motivational nicht als die konsequente Fortsetzung der Leipziger Frage dar, sondern als Produkt einer oszillierenden Wechselbewegung: Der Wirklichkeitsbegriff ist notwendige und perspektivisch immer mitaugurierte Konsequenz und Voraussetzung des neuen Kalküls, ist jedoch kaum das von der zentralen Argumentation Freyers, Gehlens oder Schelskys her intendierte Ergebnis. Auch wenn Günther in Leipzig mit den soziologischen Wirklichkeitswissenschaftlern in eine Berührung kommt, die signifikante thematische Gravuren in seinem Werk hinterläßt, gilt es, diese Inskriptionen immer als Bereicherungen und Modulationen an *seiner* Frage zu erkennen. Deren Beantwortung mag dann rekursive Konsequenzen für die umgebenden Kontexte nach sich ziehen, ändert aber nichts an den grundlegenden Dominanzen, die vielmehr offen zu Tage treten, wenn in Amerika zunächst die in Leipzig installierte Willensproblematik ganz hinter die kognitivistische Zielsetzung der Kybernetik zurücktritt. Denn auch wenn dort Arturo Rosenblueth, Norbert Wiener und Julian Bigelow in Gegenbewegung zum Behaviorismus zweck- und zielorientiertes Verhalten aus dem Dunkel der Black-Box in die strukturelle Rekonstruktion des Rückkopplungsmechanismus überführen,⁵⁰³ spielt der Wille als Thema innerhalb der Kybernetik keine Rolle – und Günther reorganisiert sein Schreiben auf die hier beherrschende Thematik. Denn obzwar innerhalb dieser Generallinie nun auch Zwecke und Ziele non-introspektiv und strukturtheoretisch formuliert werden, bedeutet die Auseinandersetzung mit Teleonomien solcher Art eher ein Nebenprodukt der vordringlich verfolgten Überwindung des linearen Kausalitätsbegriffes, verbleibt damit insgesamt weit unter der Willensproblematik. Dementsprechend wiederentdeckt Günther die Thematik des Willens, also die frühe Forderung, "die transzendente Theorie des theoretischen Bewußt-

⁵⁰³ Vgl. Rosenblueth, Wiener, Bigelow: *Behavior, purpose and teleology*.

seins ('Große Logik') durch eine transzendente Theorie des sich in Entscheidungen verwirklichenden Bewußtseins zu ergänzen" (CM 7), erst, wenn er 1971 Denken und Wollen als komplementäre "Programme" der "Maschine" Subjekt beschreibt; also erst in einer eigenen Abgrenzungsbewegung gegen den Mitstreiter am Forschungsinstitut in Urbana, namentlich gegen Humberto Maturana, dessen systemischer Mechanizismus zuvor Leben mit Kognition gleichsetzt.⁵⁰⁴ Bis dahin allerdings fungiert die mehrwertige Logik als das wirkmächtige Instrument einer formalen Theorie der Kognition, denn auch die neue Logik ist Theorie des Denkens, wenn auch nun in dem Anspruch einer erstmals vollgültigen Theorie des Denkens schlechthin.

Es scheint als bedürfe es zunächst des Durchlaufs und der "Erledigung" der Reflexionsthematik, um die Anbindung an die alte Frage aus dem damit erreichten Stand zu gewährleisten; ein erheblicher Niveauzuwachs, von dem her das Thema *Wille* in den reflexionslogisch und formattechnisch erreichten Standards überhaupt kohärent abzuhandeln ist. Im Anschluß an diesen Durchlauf also erst wird der Wille explizit wieder Thema und dabei dann ist "nicht von einem spezifischen sittlichen Willen die Rede, sondern davon, wie überhaupt gewollt werden kann und welches Verhältnis das subjektive Bewußtsein als Wille der Objektivität gegenüber einnimmt." (B III: '*Als Wille verhält der Geist sich praktisch.*', 1979, S. 259) Wenn hier – und dies ist ebenfalls der Kern von *Cognition and Volition* – das Ziel in dem Nachweis liegt, "daß die Haltung des Bewußtseins als Denken und Wille *inverse* Funktionen hat" (B III, 259), dann kann diese Inversion eben in ihrer Tiefe erst erfaßt werden, nachdem die Struktur des Bewußtseins als Denken ausgelotet und ihrer Formalisierung zugeführt ist. Erst in dieser Rückkehrbewegung wird der Wille auf dem geforderten Niveau überhaupt theoriefähig, und in dieser Rückkehrbewegung stellt sich die Frage nach dem ontologischen und metaphysischen Status der beagenden Wirklichkeit erneut und neu.

Situierung der Wirklichkeit

Neu formiert sich die Wirklichkeit im Licht der Polykontextualität, und wir können diesen Vorgriff beschließen mit der Rückwendung an die alte idealistische Frage, die gerade im Konzept der Leipziger Wirklichkeitswissenschaft an neuer Brisanz gewinnt, und die Günther im Zusammenhang mit der Konnexion von Logik und Ontologie als virulentes Problem in sein Denken reintegriert: Realdialektik oder Realabstraktion?⁵⁰⁵ Hegel und Schelling bereits tragen den Kampf innerhalb des Idealismus aus, und die strittige Frage, ob der Dialektik der Status eines ontologischen Prinzips zukommen soll oder nicht, muß von der Leipziger Schule, die an der realistischen Wende des Idealismus arbeitet, zwangsläufig in der Nachfolge Schellings entschieden werden: Wenn das ureigenste Interesse der Sozialwissenschaft Leipziger Prägung in der Beobachtung historisch-gesellschaftlicher Formen als Manifestation – wirklicher – dialektischer Prozesse liegt, dann zwingt der Anspruch, die universale Systemik des emanativen Idealismus in einen objektiven Idealismus von wirklichkeitsrelevanter Aussagekraft zu transformieren, dazu, die beobachteten Entwicklungen als realdialektische Phänomene zu befassen. Die Frage, der nachzugehen

⁵⁰⁴ 1970 erscheint als *Report No. 9.0* des *Biological Computer Laboratory* (BCL) Maturanas Aufsatz *Biology of Cognition*. Auf der *Fall Conference of American Society of Cybernetics* 1971 kontert Günther mit der ersten (Kurz)Fassung von *Cognition and Volition*. Deutsche Fassung des Maturana-Textes unter *Biologie der Kognition*.

⁵⁰⁵ Sicherlich nicht nur eine intern idealistische Frage. Auch auf materialistischer Seite divergieren prominent der methodologische Formaldialektiker Marx und der Realdialektiker Engels, doch rekurren die Leipziger nicht auf sie, sondern auf ihre idealistischen Vorläufer.

sich an dieser Stelle aufdrängt, richtet sich dann auf das Verhältnis Günthers zu einer Dialektik als dem bloß methodischen Nachvollzug kategorialer Strukturen oder als dem logischen Nachvollzug der Realrepugnanz.

Es steht zu erwarten, daß die Antwort nicht in einem schlichten "entweder-oder" zu finden ist, denn das einfache Urbild-Abbild-Schema wird bereits von einem Denken verunmöglicht, das sich der Dualität entledigt, das die alten Dichotomien von Form und Inhalt, Subjekt und Objekt in dieser Absolutheit zu unterlaufen sucht. Wir kennen es von den *Grundzügen*, die Reflexion arbeitet in den ontologischen Kategorien der Objektivität, der Subjektivität und des neuen Intermediums einer objektivierten Subjektivität. Hier bereits wird die Dialektik in Richtung auf eine Trialektik aufgebrochen, die ihren realen Seinsgrund letztgültig seit *Idee und Grundriß* dann in den Reflexionsräumen von *Ich* (Subjekt), *Du* (objektives Subjekt) und *Es* (Objekt) findet, deren radikale wechselseitige Unzugänglichkeit ab dem Beginn der 70er Jahre dann als kontexturale Grenze beschrieben wird.^[506] So zerbricht – Üner wies bereits darauf hin – die Wirklichkeit in ihrer Homogenität, denn kein Subjekt mehr kann den unären Hoheitsraum der Subjektivität beanspruchen, von dem aus die Welt als symmetrisches Gegenreich der Objektivität das ontologisch gleichförmige All des Beobachtbaren ausmacht. Realdialektik oder nicht wird damit zu einer sekundären Frage, wenn die Realität als Ganze in der Statik einer geschlossenen Objektivität entschwindet und mit der Vervielfältigung der Subjekte im Du auch noch um den ausgezeichneten Ort ihrer Beobachtung gebracht wird. *Ich* und *Du* als gleich-gültige Reflexionszentren beziehen ihre Subjektivität aus keinem Analogieschluß, sondern situieren ihre wechselseitige Anerkennung als (objektive) Subjekte aus der Dialektik ihrer radikalen Unzugänglichkeit einerseits und der Notwendigkeit andererseits, die dem Subjekt aufgegeben ist, der logischen Möglichkeit der Selbstreflexion im Du einen ontologischen, objektiven Raum zu eröffnen. Hier aber treten die Subjekte sich nicht mehr in der gleichen, einen Welt gegenüber, der ehemals einzige metaphysische Abbruch zwischen Diesseits und Jenseits findet sich unendlich vermasst als die unüberschreitbare Grenze zwischen *Ich*, *Du* und *Es*, und eine Realdialektik als universales Entwicklungsprinzip läuft ins Leere, wenn das eine Universum sich nun durchzogen sieht von den immanenten Abbrüchen, die die vielen "Diesseits" von den nun innerweltlichen "Jenseits" unwiderruflich trennen.

Hier entkleidet sich die Wirklichkeit ihrer Einheitsform als Nicht-Ich im Sinn einer schieren Objektivität, und die Rede von der Realdialektik selbst muß erneut der Dialektisierung einer schon mehrfach dialektisch verstandenen Realität unterworfen werden. Die dialektischen Realgegensätze, die bis dahin als solche in Gegensatz treten, können dies ja nur unter der Bedingung, daß ihre Antagonisten sich in Identität begegnen. Eine Identität, die aber brüchig wird, wenn der eine Ort der Beschreibung seiner Absolutheit beraubt und in die heterogene Gleich-Gültigkeit der vielen Orte simultan disseminiert wird. Die Identitäten werden aufgebrochen, müssen immer schon und mit jedem Kontexturwechsel von der Dialektisierung des Selben als des Anderen durchzogen sein, da eine polykontextural verstandene Wirklichkeit kein Datum in seiner einen und unzerstörbaren Identität kennt. Realdialektik also wird als Frage aufgehoben, da es die Realität in der für diese Dialektik notwendigen Verfaßtheit nicht mehr gibt; Polykontexturalität entzieht der ontologisierenden Dialektik als

⁵⁰⁶ Auf den Begriff der *Kontexturalität* bringt Günther den zuvor mehrwertig-negational, d.h. als Rejektion beschriebenen Sachverhalt des totalen Abbruchs zuerst in *Natural Numbers in Trans-Classic Systems* (B II, 241-44), *Cognition and Volition* (B II, 203-40), *Theorie der 'mehrwertigen' Logik* (B II, 181-202. Alle von 1971).

bloßer Struktur des *via Negation* in Widerspruch versetzten Gleichen, als Einheit und Kampf der wirklichen Gegensätze, ihren Grund.

Dennoch bleibt die Frage nur verschoben, auch der Entzug der unären Realität als Boden einer gesetzmäßigen, spiralförmigen Entwicklungsdialektik entbindet nicht von der Frage: Real oder Abstraktion?, obgleich nun Polykontextualität auf ihren Realitätsgehalt befragt wird. Hier dann scheint Günther es uns leicht zu machen, spricht er doch unausgesetzt von der neuen Ontologie und Metaphysik, die der alten Dichotomie nun die Triade von Subjektivität, objektiver Subjektivität und Objektivität gegenüberstellt. Hier sollen die Aussagen doch eminent realen Wert besitzen, und die Welt, die in die Unzahl der Kontexturen zerfällt, zerfällt als Welt von ontologischem Gehalt. Und wenn der "späte" Günther davon spricht, daß die Welt des Nicht-Ich als distribuierte Dialektik, das Subjekt demgegenüber als nicht-distribuierte Dialektik zu verstehen ist (vgl. EdI 46f), dann hält er im ausdrücklichen Anschluß an Schelling hartnäckig an der realistischen Variante eines ontologischen Prinzips fest. Wie aber geht das zusammen mit einer lange dominierenden Reflexionslogik, die die Inkonsistenzen der transzendentalen Bildermacher Kant, Fichte, Hegel, Schelling in logische Viabilität überführen will, die doch gerade die klassische Objektlogik um die transklassische Variante einer formalisierbaren Transzendentallogik ergänzen will?

Sicher nicht als "Kehre", solches würde der Denkbewegung Günthers kaum gerecht. Vielmehr stellt sich die Vereinbarkeit dieses offensichtlichen Gegensatzes erneut als das "Sowohl-als-Auch" und "Weder-Noch" auf einer Ebene höherer Komplexität ein.

Wir beobachten also ein Spannungsfeld, innerhalb dessen auf den ersten Blick widersprechende Positionen scheinbar ganz unvermittelt zusammen stehen: Eine Reflexionslogik einerseits, die früh bereits und in der konsequenten Fortsetzung des Kantisch-Hegelschen Programms die kognitionstheoretischen Einsichten (ins Ich) der *second order cybernetics* und ihrer erkenntnistheoretischen Variation im *radikalen Konstruktivismus* vorwegnimmt. Und andererseits eine ontologisch orientierte Polykontextualitätstheorie, die sich mit ihren Realaussagen daran macht, die Welt als Welt in ihren innersten Strukturen neu zu beschreiben. Um hier den Halt und die Orientierung nicht zu verlieren, wollen wir in der Kürze, die uns ein Ausgriff bemißt, die Entwicklung dieses Spannungsfeldes skizzieren, und uns so *step by step* die tiefgründige Komplexität des Güntherschen Denkens näherungsweise aufschließen.^[507]

Daß die Frage nach der Wirklichkeit des in der Logik objektivierten Gegenstandes selbst keine logische Frage ist, hatten bereits die *Grundzüge* im Anschluß an Fichte entschieden. Klassische Logik ist formal-abstraktive Theorie des konsistenten Denkens und die logischen Gesetze liegen auch für Günther jenseits der Positivität. Verfügt die klassische Theorie hier jedoch *formaliter* über keinen distinkten Signifizierungsort, an dem die reflexionslogische Doppelung des gedachten Objekts in seiner überdeterminierten Identität als Objekt und als gedachtes Objekt unterschieden werden kann, so besteht der erste Schritt Günthers darin, für das Denken des Denkens eine eigene Form einzufordern. Ein neue Form, in der die Objektivierung und das subjektive Prozessieren dieser Objektivierung, sowie die Differenz und das

⁵⁰⁷ Näherungsweise, in ausdrücklicher Beschränkung auf den an dieser Stelle verfolgten Kontext, skizzieren wir rein schematisch und ohne inhaltlich-argumentative Ausführung das Minimum der hierfür zentralen Schritte Günthers, begehen also willentlich das "Sakrileg", weite Bereiche seiner Entwicklungsphasen zu unterschlagen. Mehrwertigkeit, Multinegationalität, Stellenwert- und Kontextlogik, dialektische Zahlentheorie, Proemialität seien daher als nicht genannte, nichtsdestotrotz notwendige Stufen zumindest nominell erwähnt, auch wenn ihr genauer Ort und die Anbindung zum Gesamt im folgenden vorenthalten wird.

Verhältnis der beiden Reflexionsformen zueinander (Vermittlung) in einer formalen Exaktheit abgebildet werden können, die in nichts hinter der formalen und formalisierten Logik zurücksteht. Bis hierhin also bereitet die Frage nach kategorialer Anschauung oder Widerspiegelung des Realphänomens keinerlei Probleme, und Günther verbleibt auch in der Phase der reflexionslogischen Intensivierung dieses Themas ganz auf der Linie der "Abstraktivisten".^[508]

Auch dort nimmt das Problem der neu zu findenden Form keine erkenntniskritische Funktion ein, im Gegenteil verfeinert sich die Perspektive auf die Frage nach der Bedingung der Möglichkeit für Form überhaupt, wenn die neue Form nunmehr keine *Form-für-Inhalt* mehr sein kann. Der selbstreferentielle Prozeß der Thematisierung des subjektiven/subjektivierten Objekts darf keine Objektivität (Thema der klassischen Logik) mehr modulieren, in den Gegenständen der neuen Form soll sich das Subjekt als bereits reflektierendes selbst gegenüberstehen, und die neue Form erscheint postulativ als *Form-für-(Form-Inhalt)*. In Analogie zur Selbstthematisierung der Reflexion also sucht Günther, die Logik um einen logischen Raum zu erweitern, der die Selbstthematisierung der Form aufnehmen könnte, ohne ihren logischen Charakter zu zerstören, nämlich *als* Form zugleich Inhalt zu sein. Wesentlich rückt damit die Frage nach Identität und Differenz ins Zentrum, nach den Möglichkeiten, das Eine (Form) als das Andere (Inhalt) zu situieren, ohne durch diesen simultanen Akt der Perspektivdopplung seine Identität zu unterminieren.

Die Konsequenz dieser Auseinandersetzung – und wir bewegen uns mittlerweile am Beginn der 60er Jahre – ist dann die vollständige Eliminierung jeglicher Substantialität aus dem Kalkül als Weg zu einer Form, in der nichts anderes mehr Statt hat als eben Form:^[509] *Morphogrammatik* wird Günthers Zugang zu jener Ebene, die im Absehen von jeder Ontik nichts Positives mehr signifiziert, sondern – in Anlehnung an Platon – als *Meontik* ein reines Formengefüge etabliert, in dem analog zur Reflexion der Reflexion nichts Seiendes mehr bezeichnet wird, in dem sich vielmehr ein Raum öffnet, der als *Form-für-Form* die (meta-sprachlich, typentheoretisch) infinite Wiederholung der Form-Inhalt-Dichotomie unterbricht. Die Suche Hegels nach der "zweiten" Form ist hier beendet, und daß die neue Form der Morphogrammatik nicht als kontingentes Pendant der alten Form gelten darf, zeigt sich, wenn das Gesamt der unter der klassischen Objekt-Logik möglichen Junktoren (Reflexionsleistungen) sich vor der neuen Form als strukturell unvollständig erweist. Die über die Abstraktion der überkommen logischen Form eingeleitete Reduktion von jeglicher Substanz (Wert, Semantik) liefert das Abstraktionsschema, in das die Struktur der klassischen Logik als ein Teilbereich eingebettet ist, das aber von ihr nicht mehr vollständig ausgeschöpft wird. Ganz wie von Beginn an prätendiert, korreliert dem Bereich der Objekt-Logik ein weiterer Bereich, der sich als die gesuchte zweite Logik der Thematik der Innerlichkeit interpretieren läßt. So bildet die Form der Morphogrammatik nicht nur die Form der Form ab, sondern auch den Prozeß der Reflexion, wenn die Junktoren der klassischen Objekt-Logik sich angesichts der via Abstraktionsprozeß erreichten Strukturform als unvollständig erweisen und nunmehr um transklassische Junktoren ergänzt werden, die die Inversion und Vermittlung der subjektiven Thematik am logischen Prozeß erfassen.

⁵⁰⁸ Vgl. Günther. Die philosophische *Idee einer nicht-aristotelischen Logik*. 1953, (B I, 23-30); *Metaphysik, Logik und die Theorie der Reflexion*. 1957, (B I, 31-74); *Die aristotelische Logik des Seins und die nicht-aristotelische Logik der Reflexion*. 1958, (B I, 141-88).

⁵⁰⁹ Vgl. Günther. *Das metaphysische Problem einer Formalisierung der transzendental-dialektischen Logik*. 1964, (B I, 189-247).

Damit unterläuft die Morphogrammatik das klassische Form-Inhalt-Schema insgesamt, um die sich diesem Schema verdankende Objektivationsmöglichkeit als eine, nicht jedoch als allumfassende Möglichkeit logischer Thematisierung zu bescheiden und ihr ebenbürtig die nicht mehr positive Signifizierung des Reflexionsprozesses selbst an die Seite zu stellen. Was aber jeder positiven Distinktion bar ist, was seine Identität also nicht länger an einen substantiellen/semantischen Inhalt binden kann, läßt sich als reine Form nur noch im Modus der Identität und Diversität erfassen, und der so konzipierte Kalkül wird ein differenzlogischer Kalkül der Unterscheidung. Als solcher aber liefert die Morphogrammatik den prä-semiotischen, also semiologischen und strukturellen Beschreibungsrahmen, in dem ausschließlich Identitäten und Differenzen als das Zusammenspiel ihrer Selbstunterscheidung non-designativ signifiziert werden, und die innerhalb dieser bloßen Formen allein noch möglichen Transformationen beziehen sich dann auf die Position und Anzahl der Gleichen und Diversen. Dabei bedeutet der mit der Morphogrammatik erschlossene Raum des non-designativen "Zeichens" keineswegs das unregelmäßige Spiel a-substantieller Leerstellen, sondern ist selbst noch einer Strukturation offen: Die Aufbauprinzipien, die Produktionsgesetze unter den ausschließlichen Modalitäten der Wiederholung des Gleichen und Verschiedenen bzw. der Unterscheidung lassen sich selbst noch fixieren und liefern ein Regelsystem der Leerformen, das Günther als *Kenogrammatik* einführt, und das – obgleich später entdeckt – sich als die komplexere Ebene erweist, in die die Morphogrammatik selbst eingebettet ist. Insofern hier das kenogrammatische Zusammenspiel der nichts mehr bezeichnenden Leerzeichen keinen ihnen äußerlichen Produktionsgesetzen mehr unterliegt, da sie sich nur im immanenten Vollzug der Selbstwiederholung und Selbstunterscheidung autolog und autonom erzeugen, begegnet in diesem Prozeß der Selbstgenerierung erstmals kalkültechnisch das Phänomen einer Selbstrückbezüglichkeit, die weder durch einen heteroreferentiellen Bezug getrübt ist noch in irgendeiner Abhängigkeit von einem externen Operator diesen ihren Prozeß, der kein Produkt ist, aus sich selbst heraus produziert – Selbstreferentialität und Prozessualität erwachsen in einem non-designativen Kalkül der Logik.^[510]

In den Falten der Welt

Mit der Theorie der Morpho- und Kenngrammatik dann sind wir am Ort der Negativsprachen^[511] angelangt und erkennen die Bewegung Günthers hin zur dieser Ebene als einen Prozeß maximaler Abstraktion des Logischen. Es geht – und das darf nicht aus dem Blick treten – um die Komplettierung der Objekt-Logik hin zu einer Logik der Reflexionsprozesse, auch und gerade als Beitrag zur Einheit der Logik. Wenn aber Abstraktion als das Absehen des Kontingenten zur Freilegung des Wesentlichen betrachtet werden darf, dann spielt in die Abstraktion Günthers das eigenartige Phänomen hinein, daß sich das Wesentliche der Logik als nur partielles Segment einer allgemeinen Theorie der Reflexionsprozesse zeigt. Reflexion in den von der klassischen Logik definierten Grenzen erweist sich als erweiterbar, zeigt sich als Teilbereich einer tiefer liegenden und umfassenderen Struktur, die als Ganze allererst die Bedingung der Möglichkeit dafür liefert, daß das Segment der klassischen Logik überhaupt formulierbar wird. Der irreduzible Kernbestand der klassischen Logik zeigt sich auf dieser Ebene der Irreduzibilität, d.h. auf der Ebene seiner nicht mehr Form-Inhalt-dichotomen Struktur, als erweiterungsbedürftig hinsichtlich des auf dieser Ebene maximal möglichen Strukturreichtums. Die *Abstraktion* also schlägt unmittelbar in

⁵¹⁰ Vgl. Günther: *Logik, Zeit, Emanation und Evolution*. 1967, (B III, 95-135); *Natural Numbers in Trans-Classic Systems*. 1972, (B II, 241-64); *Natürliche Zahl und Dialektik*. 1972, (B II, 265-82).

⁵¹¹ Vgl. IGN, 1979.

Generalisierung um, wenn das, was abstraktiv freigelegt wird, im gleichen Moment auf seine strukturelle Unvollständigkeit verweist.

Am Punkt dieses Umschlagens von Abstraktion in Generalisierung aber leitet sich die für den hier verfolgten Problemkreis entscheidenden Wende im Verhältnis von Logik und Ontologie, von Abstraktion und Realaussage ein. Denn solange die Kenogrammatik als allgemeine Theorie der Form auf dem heuristischen Weg zunehmender Abstraktion logischer Struktur den maximalen Rahmen logischer Strukturation überhaupt eröffnet, führt dies noch immer in die Maximalposition einer idealistischen Innenwelttheorie. Dies insofern, als hier nicht nur eine kohärente Theorie des Selbstbewußtseins aufbereitet wird, vielmehr auch noch die Bedingung der Möglichkeit für Form im Prozeß der Abstraktion der Logik, der Theorie des Denkens also, als gleichsaure Supra-Kategorialform in die Rechtshoheit eines idealistischen Subjekts überführt wird. Allerdings endet die Bewegung Günthers nicht an diesem Punkt. Denn die Ebene der Formation der Form zeigt, daß die morphogrammatisch allein begegnenden Identitäten und Diversitäten in der von der Kenogrammatik formulierten Strukturation sich nicht mehr in Logik erschöpfen, weil sie als Bedingung der Möglichkeit für Form und Signifizierung überhaupt die allgemeinsten Produktionsgesetze der Formation und Logifizierung notieren.^[512]

Wenn wir in Topographien denken wollen, dann dringt die Abstraktion zwar in die Tiefe, die Generalisierung aber in die hier mögliche Breite, wenn sie sowohl den maximalen Strukturreichtum als auch den Signifizierungsrahmen für eine allgemeine Strukturtheorie erbringt, die nicht mehr/noch nicht von der Differenz von Zeichen und Bezeichnetem, Form und Inhalt durchzogen ist. Die Abstraktion vollzieht sich unter den Gesetzen und den Maßgaben der Logik, von der sie abstrahieren will, bleibt also strukturell geschlossen im Bereich des Logischen – die Generalisierung aber schon kann auf diese Logik, die sie erweitert, nicht mehr rekurren, ihre Maßgaben können nur aus einem weiter gefaßten Rahmen entlehnt sein, ein Rahmen einer der klassischen Rationalität des Subjekts enthobenen Strukturation.

Diese Strukturation dann muß selbst ihr eigener Grund und also, nach dem Satz vom Grund, grundlos sein, wenn der hier betretene Strukturraum seine Konstitutionsgesetze nicht mehr aus der vom Subjekt vollzogenen Abstraktion des semantisch operierenden Logik-Kalküls bezieht, sondern umgekehrt als differenzlogischer Kalkül sich aus dem dialektischen und

⁵¹² Daß die Suche nach den Konstitutionsbedingungen der Logik zwangsläufig in die allgemeine Theorie der Formation von Rationalität überleitet, entdeckt bereits Husserl, wenn er darauf stößt, daß die ursprünglichsten urteilskonstitutiven Elemente, also die vorprädikativen Erfahrungsleistungen, "nicht auf den Bereich des Wahrnehmens, ja überhaupt der doxischen Erlebnisse beschränkt sind, sondern daß es sich dabei um Strukturen handelt, die in allen anderen Bereichen des Bewußtseins in gleicher Weise zu finden sind." Günther und Husserl legen so durchaus ein Stück ihres Weges gemeinsam zurück, doch endet Husserls Gang weit vor Günther, wenn Husserl sich nicht von der inhaltlichen Füllung trennen mag: "Form ist nichts ohne Inhalt", auch das vorprädikative Urteil urteilt semantisch, obschon "die allgemeinsten inhaltlichen Synthesen von abgehobenen Sinnesgegebenheiten" allein noch "nach Verwandtschaft (Homogenität) und Fremdheit (Heterogenität)" unterscheiden. Hier bleibt der aus der Differenz von Homogenität und Heterogenität konstituierte Inhalt doch immer substantieller, präsentischer Inhalt, während die Form in ihrer Ermöglichungsfunktion auf die Zeit zurückgeführt wird. In Anlehnung an Kant erscheint die Zeit als "die erste und Grundform, die Form aller Formen, die Voraussetzung aller sonst Einheit stiftenden Verbundenheit. 'Form' besagt hier aber von vornherein den notwendig allem anderen in der Möglichkeit einer anschaulichen Einheit vorausgehenden Charakter. Die Zeitlichkeit als Dauer, als Koexistenz, als Folge ist die notwendige Form aller einheitlich anschaulichen Gegenstände und sofern ihre Anschauungsform (Form der konkret individuellen Angeschautheiten.)" Zitate, Husserl: *Erfahrung und Urteil*. S. 73, 76, 76f, 191.

ursprungslosen Ursprung der Unterscheidung selbst generiert. Hier, wo sich allein Differenzen gegen Differenzen unterscheiden, Differenzen also, die sich keiner vorgängigen und abstraktionsfähigen Identität mehr verdanken, gründet der Kalkül nicht auf einer Abstraktions-, Reflexionsleistung des Subjekts, sondern schöpft sich selbst als das autoproduktive Verfahren der Unterscheidung und Wiederholung im Kalkül. Denn spätestens die Komplementärbewegung der Abstraktion, die Generalisierung, erbringt eine strukturtheoretische Weiterung des Logischen, die sich *per se* nicht mehr auf die abstrahierende Autorität eines dem Kalkül externen Operators zurückfahren läßt, da es innerhalb der autochthonen Logik gerade nichts gibt, von dem sich hierhin abstrahieren ließe. Die strukturelle Erweiterung auf dem Weg der Generalisierung findet in der Logik eben kein Pendant, der strukturtheoretischen Komplettierung auf kenogrammatischer Ebene korrespondiert innerhalb der Logik ein Lücke. Anders gewendet: Damit der differenzlogische Kalkül überhaupt erscheinen kann, muß das Spiel der Unterscheidung/Wiederholung sich je selbst generieren; der Kalkül wird damit nicht zur nachträglichen Fixierung einer subjektiven Reflexionsleistung (Formalisierung), sondern es gibt den Kalkül nur als Prozessierung seiner selbst, als das sich realisierende Verfahren seiner Realsierung; Konstruktion und Konstruktionsvorschrift, Produkt und Prozeß koinzidieren.

Legt hier die selbstreferentielle Bildung der Kenogramme nunmehr als ermöglichende Bedingung für Form den Grund, daß auf semiotischer Ebene Referenz als Heteroreferenz überhaupt Phänomen werden kann, dann gelten Form-Inhalt, Subjekt-Objekt nicht länger als präexistente Kategorien, von denen abstrahiert werden kann, sondern werden umgekehrt von der Strukturation der Kenogramme erst in ihrer Möglichkeit etabliert und konstituiert. Daß Subjektivität und Objektivität als strukturtheoretische Phänomene auf dieser Ebene erst gegründet und nicht bereits vorausgesetzt werden, zeigt sich darüber hinaus, wenn innerhalb dieser allgemeinen Strukturtheorie sich Phänomene beschreiben lassen, die prozessual in echter Selbstreflexivität die Objektivierung, die inverse Thematisierung dieser ersten Objektivierung sowie die Reflexion auf das Abbildungsverhältnis und die Grenze dieses Reflexionsraumes gegen nicht-reflexive Prozesse abbilden, die also rein formal Strukturen aufweisen, die reflexionslogisch als Subjektivität befaßt werden. Damit aber löst sich die so formulierte allgemeine Theorie der Subjektivität aus der Trägerschaft des klassischen Subjekts, Subjektivität ist als formal signifizierbarer Prozeß der Selbstreflexivität nicht länger an das Subjekt gebunden, sondern geht ihm als ermöglichender Grund voraus. Subjektivität wird aus der Hoheit des Subjekts herausgelöst und als verteilte und vermittelte Selbstreflexivität zu einem strukturtheoretischen Spezialfall an dem grundlegenden Prozeß der Reflexion.^[513]

Hier liquidiert sich die Basis des Idealismus, das präsupponierte Subjekt, wenn es selbst nur als eine Möglichkeit an einem wesentlich umfassenderen Strukturprozeß erfaßt wird: Reflexion. Reflexion dann allerdings nicht mehr in der substantiell-inhaltlichen Fülle einer selektiven und anleitenden Disposition im Zuge Kantischer Begriffsbildung oder als fortschreitender Prozeß des zu sich selbst kommenden Wissens im Sinne Hegels. Vielmehr als das allgemeine Prinzip der fundierenden Strukturation für Wiederholung/Unterscheidung, Designation/Non-Designation, Form/Inhalt, Subjekt/Objekt, Geist/Materie, d.h. als eine grundlegende, nicht mehr an die Spezifik des Seienden gebundene Eigenschaft der Meontik, als ein universales Strukturprinzip.^[513]

⁵¹³ Wir erinnern an die *Grundzüge*, die bereits dafür plädierten, daß nicht das Selbstbewußtsein der Grund des Denkens sei, sondern umgekehrt das Denken der Grund des Selbstbewußtseins. Vgl. GZ 130.

An diesem Punkt also – und dies ist für den hier verfolgten Zusammenhang von entscheidendem Interesse – kehrt sich das Verhältnis von Abstraktion/Generalisierung und Realaussage um, bzw. erfährt die für Günther typische Transformation des "dritten Weges": Die generelle Verwerfung, die die Alternative auf einer komplexeren Ebene in ein "Sowohl-als-Auch" überführt, das allerdings nur als sein gleichzeitiges "Weder-Noch" vollziehbar wird, wenn die überkommene Vorstellung der Dualität "abstrakt/real" selbst einer Verwandlung unterzogen werden muß. Denn solange die klassische Logik sich in Abhängigkeit einer Subjekt-Objekt-dichotomen Ontologie als deren formale Korrespondenztheorie ausformuliert, um ihr umgekehrt den formalen Rahmen ihrer Perpetuierung bereitzustellen, kann die Frage nach Abstraktion oder Realaussage, nach Denken oder Wirklichkeit, nur zugunsten der einen oder anderen Seite aufgelöst werden: Entweder erscheint die Logik als die formal-abstraktive Theorie des Denkens (der Welt), oder die Welt weist vorgängig Strukturen auf, die im Sinn der Widerspiegelung in der Logik abstrakt nachgezeichnet werden.

Wenn aber nun die allgemeine Theorie der Reflexionsprozesse einen der klassischen Logik ungleich weiteren und tieferen Raum der formalisierbaren Rationalität eröffnet, in dem die Selbstreflexivität eines logischen Systems in Abgrenzung seiner Umgebung formalisierbar ist, in dem also Subjektivität als eine Eigenschaft der strukturtheoretisch verstandenen Welt dechiffriert wird, dann dekomponieren sich die Kriterien der Ontologie, Subjektivität und Objektivität, als Graduierungen der Reflexivität, innerhalb derer das irreflexive Sein (Objektivität) als Umgebung des reflexiven Seins (Subjektivität) erscheint. Hier dann transformiert sich die ontologische Qualifizierung in die strukturelle Quantifizierung nach den Graden der reflexiven Komplexion, und die reflexionstheoretische Dekomposition qualifiziert ontologisch, allerdings nicht mehr in der Dichotomie von Denken und Sein, von Logik und Ontologie, sondern auf einer Ebene, die diese Alternativen – sie begründend – noch unterläuft.

An die Stelle der klassischen Ontologie tritt somit eine Topologie der Reflexionsformen und -räume, die Frage nach der wesenhaften Differenz wird ersetzt durch die Frage nach der strukturellen Komplexion reflexiver Prozesse. So folgt nicht die Logik einem vorgängigen Realitätsbegriff, sondern die formale Strukturtheorie liefert die Bedingungen für einen analog erweiterten Begriff der Wirklichkeit. Denn umgekehrt transformiert sich die Wirklichkeit, wenn sie nun nicht mehr als das dem Beobachter externe Realgeschehen betrachtet werden kann, sondern – in Analogie zu Heideggers Konzeption von Sein und Dasein – als der systemische Einbindungsgrund erscheine, der sich unter bestimmten Bedingungen zu sich selbst verhalten kann um so ein Bild seiner selbst und seiner Umgebung zu generieren. So werden Logik und Ontologie zu komplementären Beschreibungsmodalitäten, in denen das Sein strukturtheoretisch als reflexives (Subjektivität) und irreflexives Sein (Objektivität) erfaßt wird, eine Komplementarität, innerhalb derer das Subjekt der Beschreibung also nicht vorausgesetzt wird, sondern sich im Zuge der Beschreibung der Welt als Selbstbeschreibung erst konstituiert. Und umgekehrt begegnet hier keine prä-existent Welt, die der postumen Formalisierung zugänglich wäre, sondern die abstraktive Formalisierung der Welt kann nur vollzogen werden in Abhängig und aus dem logischen Raum des formalisierenden Systems (Subjekt) heraus als eines ihrer Teilsysteme. Die Beschreibung der Welt ist somit immer schon durchdrungen von den Spuren des beschreibenden Systems, und das beschreibende System kann nur beschreiben, insofern es sich als solches aus dem reflexiven Rekursionsgeschehen der zu beschreibenden Welt konstituiert weiß. Wenn die Welt, die Materie, das Sein solche strukturellen Komplexion annehmen kann, daß sie sich zu sich selbst verhält, dann gründet in diesem reflexiven Selbstverhältnis als Subjektivität die Möglichkeit, sich von der

Welt, der Materie, dem Sein – beschreibend, objektivierend – abzugrenzen, ohne die Bestimmung einzubüßen, doch ganz Welt, Materie, Sein als deren selbstreflexive Komplexion zu sein.

Hier entzieht Subjektivität sich einer Ontologie nach klassischem Zuschnitt, wenn sie sich als ein spezifisches Strukturphänomen ontologisch egalisiert, und ebenso entzieht sie sich obgleich formal gefaßt – einer Logik als bloßer Theorie des Denkens: Der Möglichkeit zum Einbezug der Subjektivität in den Kalkül korrespondiert unmittelbar die Dekonstruktion der Logik und Ontologie, mehr noch, die Unmöglichkeit, Logik und Ontologie als unabhängige Systeme der Beschreibung zu entfalten; der Einbezug des Subjekts in die Logik führt zwangsläufig zu einer Transformation der Ontologie, da das logisch formalisierbare Subjekt innerhalb der Logik nun über non-ontologische Differenzkriterien verfügen muß; diese Kriterien aber sind (reflexions)logischer Natur nach den Maßgaben einer trans-klassischen Logik, werden also unter den Bedingungen einer Strukturtheorie entwickelt, die als solche wiederum ontologische Qualitäten bezieht. Subjektivität, die als strukturtheoretisches Phänomen Einzug in die transklassische, resp. polykontexturale Logik hält, verwandelt diese Logik *per se* in eine gleichermaßen nicht mehr klassische Ontologie. Polykontexturalität verfügt somit über eine Überdetermination ihrer Aussagemodalitäten: Die "Doppelspitze" von polykontexturaler Logik und polykontexturaler Ontologie eröffnet eine Komplementarität ihrer Aussagen, die es erlaubt, die Welt in ihren innersten ontologischen Strukturen reflexionslogisch zu beschreiben, gerade weil das logifizierende Beschreibungsorgan immer schon inhärenter Bestandteil dieser Strukturation ist. Wenn Subjektivität in der Logik formulierbar und formalisierbar wird, muß diese Integrationsleistung zwangsläufig Konsequenzen auf Seiten der Ontologie haben, insofern Ontologie nicht länger den Alleinvertretungsanspruch über diese Kategorien reklamieren kann. Soll aber Ontologie nicht ihrer Kategorien beraubt werden, sondern sollen diese vielmehr nur von jeder Mystik und Spekulation geläutert, d.h. ihrer operablen Form zugeführt werden, dann werden die Begriffe mit eben jener neuen Bedeutung versehen werden müssen, die den strukturtheoretischen Aspekt zum Ausdruck bringt. Pointiert ließe sich somit festhalten, daß die Einbeziehung des Subjekts in die Logik als reflexionstheoretische Beschreibung der Welt *die Logik in die ontologische Selbstbeschreibung der Welt und die Ontologie in die Topologie reflexionslogischer Systeme verwandelt*. Erst in der wechselseitigen Dekonstruktion von Logik und Ontologie entwickelt sich der Beschreibungsraum, der der historischen Entscheidungsmöglichkeit zwischen einer positivistischen Realbeschreibung oder der Alternativkonzeption einer idealistischen, phänomenologischen Einverleibung der Welt als bloßer Bewußtseinsstruktur ebenso grundsätzlich enthoben ist, wie dem methodologischen Entweder-Oder-Dilemma von "real/abstrakt". Realität und Wirklichkeit liegen nicht länger der Logik als deren Abstraktionbereich zugrunde, wie ebensowenig keine Beschreibung mehr prästendieren kann, unvermittelte Beschreibung realer Welt zu sein, da die dafür notwendige Trennung von Beschreibung und Beschreibendem als qualitative Auszeichnung der einen oder anderen Seite auf der strukturtheoretischen Ebene überwunden ist.

Von hier aus dann muß die vorschnelle und unbedarfte Rede von der polykontexturalen *Wirklichkeit* retardieren, darf sie nun nicht länger zu dem Zerrbild eines naiven Realismus verleiten: Die ontologischen Aussagen der Polykontexturalität sind wohl von eminent realem Gehalt, aber nur insofern das Maximum strukturellen Reichtums sich als die wesentliche und nicht mehr klassische Erweiterung der Rationalität versteht, der notwendig ein nicht mehr klassischer Realitätsbegriff korreliert. Der hier gewonnene komplexe Realitätsbegriff ist also sowohl die Folge der Generalisierung und strukturellen Erweiterung des Logischen, wie zugleich deren notwendige Bedingung, da die logische Struktur immer auf

die ontologische Konkretion verwiesen ist. Somit *gibt* es keine polykontexturale Welt "an sich", die Realitätsfrage der polykontexturalen Wirklichkeit ist im Grunde falsch gestellt, denn eine polykontexturale Welt ist weder das Produkt einer polykontextural-logischen Abstraktion noch die je schon polykontextural strukturierte ontologische Bedingung eines analogen Abbildungsprozesses. Die Wirklichkeit der polykontexturalen Welt ergibt sich vielmehr erst als die strukturtheoretische Einsicht, daß der Beschreibungsort und die Beschreibung der Welt notwendig integraler Bestandteil der Welt zu sein haben, daß die Beschreibung somit immer partielle Selbstbeschreibung der Welt ist. Beschreibung der Welt (Ontologie) und Beschreibung der Beschreibung/des Beschreibenden (Logik) sind dabei der komplementäre Gestus der Beschreibung, und die Wirklichkeit der polykontexturalen Welt konstituiert sich erst im Vollzug der überdeterminierten Beschreibung. Ein Vollzug der damit dem bloß kontemplativen Nachzeichen enthoben ist, da er als Vollzug der Beschreibung die Realität der Beschreibung ist. Die Realität der Beschreibung aber ist die Realität der Beschreibung der Welt am Ort ihrer Beschreibung, und der Ort der Beschreibung erscheint als der Beschreibende, d.h., als der sich selbst beschreibende Teil der Welt, der so die Welt und sich und noch die Beschreibung selbst beschreibt – und realisiert: Die Beschreibung konkludiert als Beschreibung der Welt (Ontologie) und Beschreibung der Beschreibung (Logik).

So ergibt sich die Wirklichkeit der polykontexturalen Welt weder als präexistentes Produkt noch als postumer Prozeß der Abbildung, sondern allein aus der paradoxen Entstehungsgeschichte, daß das Produkt sich selbst produziert, wenn die Welt sich als wirkliche ganz in die Abhängigkeit des Subjekts begibt, das als solches die Welt konstituiert, indem es sich selbst als Welt konstituiert, um in diesem Prozeß der Selbstkonstitution die Welt zu konstituieren. Die Realität also ist nur dann und nur als solche real, wenn und insoweit das Abbild der Realität darum weiß, daß es als Abbild des Wirklichen ureigenster Teil dieses Urbildes ist; eines Urbildes jedoch, das seine Bestimmung, Urbild zu sein, im selben Moment einbüßt, weil das Abbild als ureigenster Teil des Urbildes sich selbst abbildet. An-sich und Für-sich entdichotomisieren sich, nicht jedoch in die Summenformel eines schlichten An-und-für-sich, sondern in die undialektisch und linear nicht nachvollziehbare Simultaneität, mit der das An-sich im Für-sich aufgehoben ist, obgleich das Für-sich ganz im An-sich aufgeht. Für das lineare Denken klassischer Provenienz bietet sich als Hilfskonstrukt zur Erklärung das Modell des (allerdings immer simultanen) Ab- und Aufsteigens an: Erst wenn alle Perspektivierungen in einer auf die tiefste Ebene der Strukturation gerichteten Abwärts- und Abstraktionsbewegung durchlaufen sind, kann in der mit Generalisierung einsetzenden Umkehrbewegung der von nun an nur noch strukturtheoretische Blick die Welt als solche wieder in den Blick nehmen und real beschreiben. Die Aussagen der Polykontexturalität sind als ontologische dann eminent mit Realität gesättigt, und können dies sein, weil der Abstieg auf die Ebene der Strukturation die Strukturation der Welt eben als logisch-ontologischen Komplex begegnen läßt. Der Habitus jedoch, aus dem in dieser Rückkehrbewegung die Welt ausgesagt wird, ist in nichts vergleichbar mit dem eines prä-kritischen, naiven Weltverständnisses – auch wenn auf der lexematischen Oberflächenebene beide dem gleichen Diskurs zu entspringen scheinen.⁵¹⁴ Hier dann lassen die über-

⁵¹⁴ Ohne die untergründige Simultaneität dieses Ab- und Aufstiegs liest sich die textuelle Oberfläche dann gewiß in der Indifferenz, der auch Ludwig erliegt, wenn er Günther einen naiven Realitätsbegriff unterstellt. (Vgl. Ludwig. *Pegasus als Reflexionsrest?* S. 123.) Notwendig wäre also eine defokussierte Lektüre, die die nicht genannte Ermöglichung des prä- und post-kritischen Textes als das sie unterscheidende *missing link* stets mitliest. Vor eben dieser Dringlichkeit der Differenz im Gleichen steht – stärker noch als Günther – der allein positiv-sprachlich arbeitende Derrida, wenn er sich

determinierten Aussagen der Polykontextualität die Theorie des Denkens in die Theorie der Wirklichkeit umschlagen; einer Wirklichkeit, die als solche zur Maximalkritik gleichermaßen der idealistischen und positivistischen Weltkonzeption gerät, wenn sie den von ihnen etablierten Antagonismus insgesamt unterläuft und ihn auf einer tiefer liegenden Ebene "aufhebt", um so – wir können hier an die eingangs dieser Arbeit gestellte Frage erinnern – in dieser konzeptionellen Fundierung erstmals die beschreibungstheoretischen Bedingungen der Möglichkeit einer *mathesis universalis* zu erfüllen: Die hier erzielte Universalität erschöpft sich nicht mehr in der größtmöglichen extensionalen Applikationsfähigkeit des Kalküls, sondern leuchtet auch den blinden Fleck bisheriger Mathesis-Versuche aus und überführt ihn als Subjekt der Logik in die formale Transparenz des Kalküls einer sich ontologisch gebärdenden Polykontextualitätstheorie.

Strategische Applikation

Neu zeichnet sich dieser Wirklichkeitsbegriff am Ende des Güntherschen Weges, wohin wir in weitem systematischen und chronologischem Vorgriff vorgedrungen sind, und dies mit einer Schrittzahl, die – geleitet von der Frage, inwieweit Günthers Eingliederung in den Kontext der Leipziger Wissenschaftsgemeinde eine für seine Entwicklung progredierende Wirkung besitzt – eine durchaus zentrale Wegmarke übersprungen hat. Die Frage nach der Wirklichkeitskonzeption, wie sie den Ansätzen der Leipziger Wirklichkeitswissenschaft zugrunde liegt, hat uns mit dem Wirklichkeitsbegriff Günthers deutlich über diese Zeit hinaus getragen, und wir schließen den Ausgriff mit der Rückbindung an die hier verfolgte Intention wieder an, die sich zu allererst darauf richtet, den Kontakt mit der Leipziger Schule als einen wesentlich ermöglichenden Faktor für die Genese Günthers zu dechiffrieren. Erneut also fragen wir, warum Günther hier seine Anknüpfungspunkte findet, und in welchem Sinn dies seine Integration jenseits des Atlantiks in besonderer Weise ermöglicht. Inwiefern kann die Zeit in Leipzig als die konsequente Verlängerung der in den *Grundzügen* eingeschlagenen Weichenstellung gelesen werden, und unter welchen Maßgaben entwickelt sich daraus die dreifache Dynamik von Anknüpfung, Verdichtung, Extrapolation?

Was wir bis hierhin gesehen haben zumindest ist das Zusammenspiel von Thema und Variation, wenn Günther gewiß das in Leipzig aufgeworfene Thema einer Wirklichkeitskonzeption beantwortet, seine Antwort aber nicht als lineare Reaktion auf das in Leipzig begegnende Aufwerfen der Frage gelten darf. Die Variation zeigt sich für Günther überhaupt erst als gangbare Möglichkeit im Anschluß an die ambivalente Erfahrung mit der amerikanischen Kybernetik. Ambivalent, wenn er darin einerseits eine den wissenschaftlichen Standards der Zeit gemäße und im Zuge der Maschinentheorie erstmals adäquat mögliche Fortsetzung des transzendental-idealistischen Programms einer emanativen Selbstentäußerung des reflektierenden Subjekts erkennt; enttäuschend allerdings, insofern die innerhalb der Kybernetik verfolgte Reflexionsthematik sich in eine kognitionstheoretische Einbahnstraße verabsolutiert. Hier dann wird Günther den Willen als gleichrangiges Thema des Bewußtseins entgegensetzen, um so – allerdings von einem gänzlich verwandelten Fundament aus – an die in Leipzig virulente Frage nach Willen, Entscheidung, Handlung erneut, neu und

thematisch ebenfalls am Ort der grundlos-gründenden Ermöglichung von Sinn und Präsenz bewegt, die er unter dem Namen der Urschrift einzukreisen sucht. Um hier nicht mit dem naiven Objektivismus verwechselt zu werden, plädiert Derrida für die Verzerrung des Diskurses, für die textuelle Furche als Index einer Verschiebung, denn "[o]hne diese Furche und dem bloßen Inhalt seiner Schlußfolgerungen überlassen, wird der ultra-transzendente Text dem vorkritischen zum Verwechseln ähnlich sein." Derrida: *Grammatologie*. S. 107.

gegenüber dem in der Mitte der 30er Jahre erreichten *status quo* her betrachtet, überaus variationsreich anzuknüpfen.

Sehen wir also auf die thematische Grundlegung des in den *Grundzügen* noch nicht installierten Sujets des Willens, um damit den Boden zu bereiten, auf dem die spätere Wiederholung und Variation als solche kontrastfähig wird.

Wir hatten die Frage nach Günthers Ort als Logiker unter Geschichts- und Sozialwissenschaftlern bereits gestellt und uns von Elfriede Üner über die eigentümliche Konstellation der Leipziger Wissenschaftsgemeinde aufklären lassen, die sich – heute hieße es wohl interdisziplinär – auf der Suche nach allgemeinen Entwicklungsprinzipien in Geschichte und Gesellschaft befindet; dies von der gemeinsamen Grundannahme geeint, den Idealismus in ein zeitgenössisch lebensfähiges Philosophem zu transformieren.

Hier nun reiht Günther sich konsequent als Logik-Theoretiker ein, wenn er bereits mit den *Grundzügen* das Kunststück vollbringt, den Idealismus nicht nur für die formale Logik viabel zu machen, sondern stärker noch die innerhalb der Logik *totaliter* vollzogene Ausblendung der idealistisch-transzendentalen Perspektive als das große Defizit klassischer Logik zu denunzieren. Die Logik des Seins wird als eine, aber eben nur eine Möglichkeit logischer Thematisierung gerechtfertigt und im gleichen Zuge um die Sinnlogik als die notwendige Komplementarität einer dem objektive Reflexionsgeschehen gegenläufigen Inversion ergänzt. Soweit also stellen die *Grundzüge* das Logik-kritische Instrumentarium bereit, mit Hilfe dessen der auf dem Rückzug befindliche Idealismus eine offensive Stellung beziehen kann. Denn das Problem, das wir bereits in der Heidegger-Carnap-Debatte als den Disput von Ontologie/Philosophie und Neo-Positivismus/Logik beobachtet haben, spitzt sich ebenso für den Idealismus in drängender Weise zu, wenn ihm der logisch untermauerte Positivismus das Attribut der Wissenschaftlichkeit *in toto* abspricht. *Objektivität* als Wissenschaftsideal läuft einem hermetisch auf sich selbst gerichteten Denken unmittelbar konträr, und die so in die Defensive gedrängten Idealisten sammeln sich 1936 auf der Euckenbund-Tagung in Jena zur Konsolidierung. Die zu klärende Frage zielt hier auf die nicht mehr selbstverständliche Wissenschaftsfähigkeit der Philosophie, speziell der idealistischen Philosophie, die sich angesichts des den Naturwissenschaften entlehnten Methodenideals nicht aus der Verantwortung stehlen darf. So wird erneut die Fragestellung Husserls aufgenommen, ob der Idealismus ein ausbau- und reformwürdiges Programm darstelle, der dem logischen Positivismus "eine *strengere, allgemeinere* und deshalb verbindlichere Form des denkenden Bewußtseins entgegensetzen" habe. (PL 216. Hervhbg. orig.)

Günther also geht zum Gegenangriff über und plädiert im Unterschied zu den Verfechtern eines physikalistischen Strengepostulates innerhalb der Philosophie nicht für die nachlaufende Angleichung der Methodologie, sondern beharrt umgekehrt auf der wesentlichen und nicht zu schließenden Differenz von Naturwissenschaft und Philosophie: Nicht in einer falsch verstandenen, weil egalisierenden Korrekturbewegung könne die Lösung liegen, vielmehr gelte es, den genuinen Charakter der philosophischen Fragemodalität deutlicher und eigentlich erstmals in der notwendigen Trennschärfe zu gewinnen. So sei es "höchste Zeit, daß [...] klar eingesehen wird, daß die verpflichtende Verbindlichkeit des philosophischen Bewußtseins ganz grundsätzlich und radikal von der optisch (gegenständlichen) orientierten Allgemeingültigkeit der positiven Wissenschaft abweicht." (PL 217) Eine Unterscheidung, die in den Augen Günthers als Strukturdifferenz irreduzibel ist, die aber nicht zu dem Verdikt über Philosophie führen dürfe, wonach Philosophie in dieser ihrer Eigenheit *per se* "keine exakte, im strengen Beweisverfahren mitteilbare Wissenschaft" sein könne (PL 217), sondern die umgekehrt aus der thematisch-methodischen Orientierung auf

das Nicht-Optische, Nicht-Positive, Nichtobjektive gerade in die unmittelbare Existenzberechtigung der Philosophie umschlagen müsse. Hier dann greift die Argumentation der *Grundzüge*, wenn die Logik, die den positiven Wissenschaften und den sich an ihnen orientierenden Philosophien zugrunde liegt als eine defizitäre betrachtet werden kann, denn die Rationalität als die Totalität der Bewußtseinsbestimmungen ist ungleich weiter gefaßt als es in der Logik der objektiven Reflexion zum Ausdruck kommt. So besehen mag die klassische Logik in formaler und formalisierter Form durchaus das hinreichende Instrument der objektiven Wissenschaften sein, doch ist sie gerade aufgrund der Strukturdifferenz von Naturwissenschaft und Philosophie "ein absolut unzureichendes Organon für eine Philosophie als Wissenschaft, weil es ein ganz grundlegender Irrtum ist, anzunehmen, *daß die klassische Logik den ganzen Bereich der Rationalität definiere.*" (PL 217f) Rationalität ist demgegenüber immer auch ihre Begegnung mit sich selbst, umfaßt so die Wiederholung des (objektiv) Einen als des (subjektiv) Anderen, muß also um ihrer vollgültigen formalen Abbildung willen, eine zweite Logik einfordern, die als "eine strenge, exakte, rational mitteilbare Theorie der Innerlichkeit" (PL 220) noch jenseits des Horizontes der positiven Wissenschaften steht, um von diesem Jenseits her der (idealistischen) Philosophie als Hochform thematischer Inversion die fundierende Logik zu bereiten.

Eben dieses Defizit hat Günther in den *Grundzügen* aus Logik-internen Motiven heraus kritisiert und zumindest postulativ in seinen Kompensationsmöglichkeiten entwickelt; die Argumentation also verblieb dort disziplinentechnisch in der Logik beschlossen, wenn auch Günther in den Chor derer einstimmt, die ihre Einheit zu retten suchen. Drei Jahre später nun springt die Perspektive aus dem rein logischen Rahmen hinaus, die Argumentation einer defizitären Logik selbst wird funktionalisiert und wendet sich als schlagkräftiges Instrument gegen den unbegründeten Vormacht-Anspruch der sich ausschließlich an dieser Teiltheorie der Rationalität orientierenden Wissenschaften: Philosophie als idealistische Philosophie sieht sich legitimiert, weil die objektiven, rationalen Legitimationskriterien für Wissenschaftlichkeit nicht mehr als allumfassend betrachtet werden, und "Wissenschaft endet also für den Idealismus noch nicht dort, wo das Gebiet der gegenständlichen Aussagen verlassen wird und das Denken in ein Verhältnis zu seiner eigenen *Innerlichkeit* tritt." (PL 219) Mit diesem Befreiungsschlag gegen die Ausschlußmechanismen des Wissenschaftsdiskurses also kann Günther die Logik-immanenten Einsichten der *Grundzüge* direkt an die Generaldebatte der Leipziger anbinden und sich nahtlos einreihen in deren strategische Selbstdefinition. Denn hier will man

[m]it dem deutschen Idealismus [...] nicht die Philosophie von Fichte, Schelling und Hegel im engen Sinn fortsetzen; vielmehr versteht man darunter den Rekurs auf die deutsche idealistisch-geisteswissenschaftliche Tradition im weitesten Sinn und eine Ablehnung der Beschränkung auf nur naturwissenschaftliches Denken. ⁵¹⁵

Gerade diesen Impetus erkennen wir in Günthers Kollaboration an dem so skizzierten Unterfangen, wenn er nicht das naturwissenschaftliche Denken als solches, sondern allein die illegitim verabsolutierte naturwissenschaftliche Denkform in der vorgefundenen Konstellation ablehnt, d.h. in ihrer beschränkten Orientierung auf das Thema der Positivität als dem gleichzeitigen Verbot jeglicher philosophischen (und mathematischen) Frage darüber hinaus. An den verfahrenstechnischen Prinzipien von Exaktheit, Intersubjektivität und Strenge als den unbedingt einzuhaltenden Diskursbedingungen will Günther gerade nicht rühren, sondern umgekehrt soll deren Adaptionen- und Transfermöglichkeit für die neu zu

⁵¹⁵ Üner. *Soziologie als 'geistige Bewegung'*. S. 16.

formulierenden Logik der Innerlichkeit eine – wie er es nennt – "idealistische Logik" (PL 219) als Konstitutionsbasis einer idealistischen Philosophie als strenger Wissenschaft ermöglichen.^[516]

Bilaterale Einverleibung

Was wir bis hierhin beobachten also ist die Anknüpfung Günthers an die Zielsetzung der Leipziger Schule, und wir sehen inwieweit die *Grundzüge* sich argumentativ hervorragend in die Legitimations- und Reformationsdiskussion der Neo-Idealisten integrieren lassen: Der vermeintliche Anspruch, mit dem die klassische Logik glaubt, bereits das All der rationalen Bewußtseinsmomente formal abzubilden, schlägt als Irrelevanzerklärung auf jedes Denken zurück, dessen Thema sich nicht in einem empiristisch reduzierten Gegenstandsfeld erschöpft. Weil die klassische Logik als Logik der Objektivität unzweifelbar das paßgerechte Referenzsystem der objektiven Wissenschaften ist, weil sie als solche aber kategorisch nicht das Referenzsystem der (nicht-positivistischen) Philosophie sein kann, darf von dieser Inkompatibilität der Logik gerade nicht auf die mangelnde Wissenschaftlichkeit der Philosophie geschlossen werden, solange die Kriterien des kursierenden Wissenschaftsideals sich allein der als Teiltheorie dekupierten Objekt-Logik verdanken. Fordert Günther in den *Grundzügen* die Erweiterung der Logik noch vordringlich im Zuge einer Delimitation der logisch-thematischen Reichweite auf das Maximum der möglichen Reflexionsmotive, so gerät diese Neuvermessung logischer Grenzen nunmehr zur generellen Legitimationsstrategie eines philosophischen Habitus, der sich nicht auf die *Reflexion in anderes* reduzieren lassen will. Anders gewendet wird die Logik, und nun in der vollen Ausfaltung von Seins- und Sinnthematik, zur Rahmentheorie einer wissenschaftstheoretischen Klassifikation, innerhalb derer sich Zuordnungen ausmachen lassen in Abhängigkeit von der Position der je betrachteten Disziplin auf der einen oder anderen Seite des logischen Spektrums. Eines Spektrums, dessen Extremata dann von den positiven Wissenschaften auf Seiten der Seins-thematik und der Transzendentaltheorie auf der Seite der Sinnthematik besetzt werden.

Damit aber vollzieht sich der Schritt von der bloßen Anknüpfung und Instrumentalisierung des Güntherschen Ansatzes zu seiner Verdichtung, in der dann deutlich die Spezifik des Leipziger Problems als Katalysator wirksam ist: Richtet sich das Interesse der Leipziger Schule gerade darauf, den objektiven Geist aus der Hegemonie des absoluten Geistes zu lösen, ohne die vielfältigen Konkretionen gesellschaftlicher Formation ihres gesetzmäßigen und systemischen Entwicklungsschemas berauben zu müssen, so kann der in den *Grundzügen* vorgestellte Entwurf einer allererst anstehenden Komplettierung des logischen Gesamtumfanges nicht nur wie gesehen zur generellen Verteidigung der nicht-positivistischen Phi-

⁵¹⁶ Günthers Ansatz geht somit einerseits ganz in den Zielsetzungen der Leipziger auf, er unterschreibt die Generallinie Gehlens; für beide "ist also keineswegs die Absicht des Interesses am Idealismus, etwa die Philosophie Kants oder Hegels mit Haut und Haaren für die Gegenwart verbindlich zu machen und zu kanonisieren." Eine wesentliche Divergenz jedoch läßt sich in der Einschätzung des exakten, naturwissenschaftlichen Denkens markieren, dem Gehlen undifferenziert kritisch begegnet, wenn er namentlich den Materialismus verantwortlich zeichnet für "zwei große und höchst unglückliche Resultate: fasziniert durch die Erfolge der Naturwissenschaften, rief man eben diese naturwissenschaftliche Methode [...] als die allein wissenschaftliche und gültige aus. [...]. Das heißt aber zweitens, man beging den entscheidenden [...] Fehler, die exakten Wissenschaften für die einzig legitime Basis einer Weltanschauung zu erklären." Letzteres aber wird von Günther dann in der Form bestritten, daß die Geisteswissenschaften den exakten Wissenschaften in nichts nachstehen dürfen und werden, wenn das Gebiet einer exakten Rationalität als *transformatorischer Erweiterung* der exakten Wissenschaften selbst erst vollständig ausgearbeitet ist. Zitate, Gehlen: *Der Idealismus und die Gegenwart*. S. 352, 353. Hervhbg. orig.

losophie, resp. des Idealismus funktionalisiert werden. Vielmehr konveniert Günthers Ansatz als Metatheorie im Sinn einer Systematik der Wissenschaften auch inhaltlich mit den systemischen Ansätzen der Leipziger. Denn innerhalb der von Günther verfaßten Rahmentheorie einer allgemeinen Systematik der reflexionslogischen Strukturen und thematischen Objektivationsleistungen einzelner Wissenschaftsdisziplinen könnte durchaus *die philosophische Einheit der Wissenschaften*^[517] liegen, die solcherart als "Theorie des objektiven Geistes" den Problembereich der Leipziger zentral durchdringt, ohne jedoch daß Günther dabei seine eigene, stets logisch motivierte Fragestellung zu verlassen hätte. Kein Abweichen von dem in den *Grundzügen* eingeschlagen Kurs also, sondern die Verdichtung und Konzentrierung der darin angelegten Möglichkeiten, um von hier aus das neu zu bearbeitende Thema als ein verborgen immer schon mitreflektiertes zu entdecken. Dabei zeigt sich die Latenzstruktur des Themas für die vorangegangene Arbeit Günthers, wenn das Problem der Einheit der Wissenschaften ganz unmittelbar die transzendentallogische Frage nach "der synthetischen Einheit des menschlichen Selbstbewußtseins" aufwirft. (EdW 79) Denn:

Eine Wissenschaft, deren objektivem Gehalt man keinen Ort im Identitätsbereich des Bewußtseins zuzuweisen vermöchte, ein 'Wissen' also, das prinzipiell von keinem Ich 'gewußt' werden könnte, ist schlechterdings eine Unmöglichkeit und kann nicht einmal 'in Gedanken' widerspruchsfrei vollzogen werden. Da also jeder mögliche Wissenschaftsbegriff notwendig als transzendente Bewußtseinsbestimmung auftritt, andererseits aber jedes vernünftige Bewußtsein eine identische Einheit seiner theoretischen Bestimmungsmöglichkeiten darstellt und dieselben in der Synthese des Selbstbewußtseins 'irgendwie' vereinigt, muß es unter allen Umständen möglich sein, den Gesamtbestand menschlichen Wissens in strenger systematischer Ordnung darzustellen. [EdW 80]

Der dahinterstehende Gedanke wendet sich also gegen die Idee einer Wissenschaftslehre, die die theoretische Einheit der Wissenschaft im Zuge einer Summierung bzw. diairetischen Zerlegung in der Hoffnung auf eine potentiell abschließbare Approximation an das Gesamt des aggregierbaren Wissens als Tableau der Wahrheit aufzulisten sucht. Gerade umgekehrt will Günther in der strukturellen Abbildung des Kanons der *Wissensformen* auf das theoretische Bewußtsein rekursiv zu einer transzendentalen Einteilung der einzelnen Disziplinen gelangen.^[518] Denn ebenso wie das theoretische Bewußtsein seine Reflexionsmotive auf dem zwischen seinsthematischer Orientierung und sinnthematischer Inversion aufgespannten Spektrum verteilen und einordnen kann, können die in die Modi wissenschaftlicher Reflexion eingegangenen Reflexionsstrukturen als Verteilungskriterien der Einzeldisziplinen auf einem analogen Dislokationsschema fungieren.

So findet sich als die zugrundeliegende Argumentationsfigur auch hier das mit den *Grundzügen* etablierte Motiv der Doppelthematik der Logik, das in der zuletzt zitierten Manier als

⁵¹⁷ Eben dies der Titel eines von Günther 1937 bereits aus dem italienischen Exil publizierten Aufsatzes (EdW), der sehr schön den Umschwung von der noch ganz an die *Grundzüge* anschließende Argumentation einer notwendigen Ergänzung der Logik um die Sinnthematik hin zu der Einbettung der damit doppelthematischen Logik als bloßer Theorie des Denkens in den noch umfassenderen Kontext des praktischen Bewußtseins dokumentiert.

⁵¹⁸ So versteht etwa Bolzano seine Wissenschaftslehre als das System der "Regeln, die bei der Zerlegung des gesamten Gebietes der Wahrheit in einzelne Wissenschaften und bei der Darstellung der letzteren in besondern Lehrbüchern befolgt werden müssen." (Bolzano: *Wissenschaftslehre*. I, S. 59.) Näher an Günther steht (selbstverständlich) Fichte, dessen Wissenschaftslehre als "eine Theorie des Wissens" das "Wissen des Wissens" beansprucht. Diese repräsentiert dann "das zum Wissen von sich selbst, zur Besonnenheit, Klarheit und Herrschaft über sich gekommene allgemeine Wissen. Sie ist gar nicht Objekt des Wissens, sondern nur Form des Wissens von allen möglichen Objekten." Fichte: *Darstellung der Wissenschaftslehre*. (1801), S. 7, 10. Hervhbg. orig.

Projektionsfläche für die reflexionslogische Klassifikation der Wissenschaften dient, genauer für ihre systematische Anordnung in Bezug auf den jeweiligen Anteil von seins- und sinnthematischer Ausrichtung.^[519] Dieser applikative Aspekt ist dabei nicht gänzlich neu, am Ende der *Grundzüge* bereits taucht der Gedanke kurz auf, allerdings äußerst marginal und – weil nicht weiter verfolgt – durchaus künstlich aufgesetzt: Während die seinsthematische Logik als das formale Instrument der objektiven Wissenschaften beschrieben wird, könnte die neue Logik der Reflexion, der Subjektivität, als eine Logik der Geisteswissenschaften neben die klassische Logik der Naturwissenschaften treten, um so einen formal-exakten Beschreibungsrahmen für die Diltheysche Klassifikation der Wissenschaften zu liefern. (Vgl. GZ 221) Inwieweit diese sich dem Argumentationsgang der *Grundzüge* eher als Fremdkörper anschließende Applikation ein Zugeständnis an Günthers Doktorvater, den Dilthey-Schüler Eduard Spranger ist, mag dahingestellt sein, in jedem Fall erscheint die Idee der für die struktural differenzierten Wissenschaftsdisziplinen thematisch zu separierenden Logiken bereits hier schon, auch wenn der metatheoretische Aspekt einer sich darauf stützenden Klassifikation noch nicht angesprochen wird.

Demzufolge neu dann auch ist der Gedanke der Einheit stiftenden Funktion einer als Abbild der synthetischen Einheit des transzendentalen Bewußtseins verstandenen doppelthematischen Logik für die inaugurierte "Wissenschaftslehre"; neu allerdings nur in dieser Explizität einer Ordnung der Wissensformen. Denn nun erlaubt die Polarität von Sein und Sinn als den thematischen Fluchtpunkten der Reflexionsformen jeweiliger Wissenschaft, die Physik auf der eine Seite als "seinsthematische Grenzwissenschaft im System des Selbstbewußtseins" (EdW 87) zu markieren, während ihr antipodisch die "formale Logik des philosophischen Selbstbewußtseins" gegenüber steht, bei der das "Gegenthema seine äußerste Ausbreitung erlangt hat und der reine Sinn des Reflexionsverhältnisses zum eigentlichen Gegenstand des wissenschaftlichen Bewußtseins geworden ist." (EdW 88f) Bis hierhin also läßt sich die Idee einer systematischen Reihe der Wissenschaften noch ganz auf die *Grundzüge* zurückführen, doch kommt der neue Aspekt in den Blick, wenn Günther die Abbildung des so formierten Systems auf das theoretische Bewußtsein als hinreichend allein für "eben die Reihe der theoretischen Wissenschaften, die tatsächlich mit der neuen formalen Logik schließt" (EdW 89), akzeptiert,

während [...J das universale Wissenschaftssystem mit dem System einer *materialen* Transzendentallogik als der adäquaten Abbildung der synthetischen Einheit des Selbstbewußtseins schließen müßte. [...] Zum totalen Reflexionsproblem der Transzendentallogik [...] gehört auch die neue und imponierende Möglichkeit des wissenschaftlichen Bewußtseins, nämlich: daß das Denken auf die Darstellung seiner innersten Subjektivität, die bisher in Gestalt der *formalen* Logik erschienen ist, ebenfalls reflektieren kann und dabei sein eigenes Realitätsproblem entdeckt. [EdW 89]

⁵¹⁹ Das Intervall wird also aufgespannt durch zwei "transzendente Grenzfälle [...]": entweder kann die Seinsthematik im Bewußtsein so radikal dominieren, daß der Anteil der Reflexionsthematik auf ein absolutes Minimum im konkreten Begreifen reduziert wird – Selbstvergessenheit nennt die Sprache mit unvergleichlicher philosophischer Prägnanz diese Erlebnissituation –; oder aber es tritt der Fall ein, daß die seinsthematische Komponente unter jede endliche Grenze herabgeht [...]. Reines Selbstbewußtsein nennt der Sprachgebrauch diesen subjektiven Grenzfall. Zwischen diesen beiden extremen Möglichkeiten des theoretischen Bewußtseins liegen unendlich viele Reflexionsstufen des Begriffs, gemäß den unzähligen Varianten, in denen sich das korrelative Verhältnis der beiden Fundamentalthematiken des Selbstbewußtseins verwirklichen kann. Nur müssen eben alle diese Varianten der Bedingung genügen, daß die logische Summe der beiden Komponenten stets ein geschlossenes (definitives) Reflexionsverhältnis repräsentiert." EdW 87.

Will sagen: Die doppelthematische Logik repräsentiert die vollständige Subjektivität des theoretischen Selbstbewußtseins, doch macht das Subjekt die eigentümliche Erfahrung, daß die Reflexion auf den Gesamtbereich der theoretischen Modi der Reflexion eine Objektivation erbringt, in der das Subjekt "Subjektivität gegenständlich (objektiv) denkt, ohne daß es dabei berechtigt ist, diese Subjektivität als *Sein* zu thematisieren [...]" (EdW 89). Erneut stellt sich die in den *Grundzügen* ausführlich verhandelte Frage nach der Überdetermination von Form und Inhalt, Subjekt und Objekt, doch erkennen wir den entscheidenden Schritt, mit dem Günther hier über die *Grundzüge* hinausgeht, wenn er das zuvor nach dem Bild der konzentrischen Kreise entworfene Verhältnis der Thematik der Innerlichkeit und Äußerlichkeit als Struktur der transzendentalen Einheit des Selbstbewußtseins jetzt nicht mehr ausschließlich in ihrer reflexionslogischen *Möglichkeit* betrachtet, sondern weitergehend nach der Wirklichkeit dieses Reflexionsgeschehens fragt. D.h. dieselbe Frage, wie sie bereits den *Grundzügen* als Leitmotiv vorangeht, wird hier noch einmal gestellt, jetzt allerdings aus einem deutlich erweiterten Problembewußtsein heraus, in das die Dringlichkeit der logischen Deduktion des Realitätsproblems im Selbstbewußtsein" (EdW 89) je schon eingearbeitet ist. Die Frage also lautet identisch:

Wie kann man ein *Subjekt gegenständlich vollendet denken*, ohne es als *Sein*, d.h. als Ding zu thematisieren? Antwort: Subjektivität als Wille oder Entscheidung gedacht, bedeutet Andersheit, Gegenständlichkeit gegenüber dem reflektierenden Denken, ohne daß durch diese 'thematische Inversion' dem Denkgegenstand seine eigene Subjektivität genommen worden ist. Das Realitätsproblem (die existentielle Gegenständlichkeit des Selbstbewußtseins im Du) des Subjekts wird freigelegt in der Möglichkeit, das selbstbewußte Ich als handelndes und entscheidendes zu denken. [EdW 89]

An dieser Stelle erweist sich die wesentliche Einsicht der *Grundzüge*, also das mit der Doppelthematik aufgespannte Spektrum reflexionaler Thematisierung, selbst noch als unvollständig, insofern die totale Struktur des Selbstbewußtseins nicht mit dem *Übergreifen* der Thematik der Innerlichkeit über die der Äußerlichkeit erschöpft ist, sondern dieses Übergreifen immer auch den aktuell sich zum Vollzug des Denkens entscheidenden Willen als gleichberechtigtes Motiv des Selbstbewußtseins einschließt – dem aber das Schema der *Grundzüge* noch keinen Ort bereithält. Und umgekehrt stellt erst der Wille als paritätisches Motiv des Selbstbewußtseins die Möglichkeit zur Verfügung, das denkend-gedachte Ich aus der weltfernen Rolle eines reflexionslogischen Konstruktes nunmehr (rein transzendental) als notwendiges und wirkliches Phänomen der Realität abzuleiten.

Damit fungiert für Günther das in Leipzig installierte Thema des Willens als ein durchaus essentielles Motiv der eigenen Theorieentwicklung, und die Rekonstruktion dieser Entwicklung, die auch das *Verhältnis der Entstehungsgeschichte der Lehre und die äußerlich sie erklärenden Gründe* mitbeobachtet, kann diese Gründe als solche reflektieren, ohne das monokausale Linearitätsgefüge von Grund und Begründetem übernehmen zu müssen. Dann nämlich erscheinen die in Leipzig virulenten *topics* von Handlung, Wille und Entscheidung als ein für Günther in dreifacher Hinsicht wirksamer Vermittlungskomplex, der seine Eintrittsmöglichkeit in die Leipziger Schule (Anknüpfung), die Einschreibung in die eigene Theorie (Verdichtung) und die daraus erwachsende Möglichkeit zur Integration in das amerikanische Wissenschaftsleben (Extrapolation) generiert, wobei die Mechanik der Vermittlung auch hier die eindeutige Relation von Grund und Begründetem in eine stets wechselseitige Beziehung überführt. *Ermöglichung* hatten wir daher in relativer Unspezifiziertheit genannt, was sich der einfachen Distinktion als Ursache und Wirkung entzieht. Nunmehr aber sehen wir die Ambivalenz deutlicher, unter der sich die Sujets der Leipziger auf das Werk Günthers beziehen/abbilden lassen, wenn Günther einerseits den Willen als das dring-

lich bedurfte Pendant des reinen Denkens aufgreift, um so den systemimmanenten Zwängen Rechnung tragen zu können, Subjektivität als objektivierte auf den Begriff zu bringen, ohne ihre logisch-ontologische Qualität (Subjektivität) zu zerstören: Hier werden Wille und Wirklichkeit als Themata importiert, um die Hegelsche Realitätsfunktion des Begriffs erstmals real abdecken zu können. Doch oszilliert diese "realistische Wende" der Logik Günthers zwischen *Folge* und *Ursache* seiner Eingliederung in die Leipziger Wirklichkeit, wenn das Projekt einer exakten Logik der Reflexionsprozesse bereits in den *Grundzügen* auf sein Realitätsproblem verweist: Die Kritik am Hegelschen Umschlag von spekulativer Logik in Metaphysik, also der in den Augen Günthers illegitime Schluß von der Absolutheit der spekulativen Logik auf Existenz ihrer Reflexionsmotive wird in den *Grundzügen* nicht nur schon deutlich angesprochen, sondern ist gerade das *Movens* für Günthers Emanzipation von Hegel "über diesen hinaus". Was dort allerdings fehlt, ist die positive Beantwortung der Frage, ist Günthers Gegenentwurf, der hier nun nachgeschoben wird. Ob dafür dann die Thematik von Wille und Entscheidung als das vorgängige und von außen an das Denken Günthers herandringende Motiv gelten kann, das sich paßgerecht in das hinterlassene Defizit einfügt, ob also die kausale Abhängigkeit hier klar in eine Richtung läuft, ist dann eine Frage mit irreführenden Suggestionen, verschleiert sie doch, daß das Komplement, die Füllung, das bedurfte Versatzstück sich nur dort einfügen läßt, wo die Nahtstelle bereits selektiv und vexierhaft die Kontur des einzufügenden vorzeichnet. Wir stellen diese Frage also als ganze dahin, denn entscheidend für uns ist der eben an dieser Stelle vollzogene Eintrag dieses Themas in den sichtbaren Text Günthers; ein Eintrag, der ihn in die Lage versetzt, sich deutlicher und radikaler noch von der "reinen Lehre" des Idealismus abzugrenzen, wenn er auf der Realität des Systems der Reflexionsmotive beharrt. In der Leipziger Zeit gewinnt Günthers Kontur also noch an Schärfe, denn konnte die Doppelthematik als Entgrenzung der klassischen Logik noch im Einklang mit den deutschidealistischen Vorvätern als positive Umkehrung ihres Ablehnungsbescheides an die formale Logik vollzogen werden, so setzt die Realitätsfrage eines Reflexionssystems – und zwar als *innerhalb* des Systems entscheidbare Frage – einen vollständig neuen Ansatz voraus.

Dass also ein denkendes Selbstbewußtsein faktisch *da* ist, d.h. *daß* ich denke, kann 'ursächlich' nur darin begriffen werden, daß ich denken will. [...] Es ist einer der schwersten Irrtümer der spekulativen Logik zu glauben, daß das absolut allgemeine Denken auch seine eigenen Existenzkategorien enthalten müsse. Das Problem der Existenz des Denkens, d.h. des Selbstbewußtseins, ist nur in einer transzendentalen Theorie des Willens explizierbar, nur sie allein enthält die Existenzkategorien der Bewußtseinsrealität. Die transzendente *Logik* der Philosophie muß also durch eine transzendente Ethik (Lehre von den Entscheidungen) ergänzt werden [...] (B I, 8)[⁵²⁰]

⁵²⁰ *Wahrheit, Wirklichkeit und Zeit*. Ebenfalls von 1937. Das Motiv, den Willen nicht als diffuse Triebleistung zu verstehen, sondern als steuernde Antriebskraft für das theoretische Bewußtsein, ihn also als integrativen Bestandteil des Bewußtseins zu rechtfertigen, ist durchaus ein Motiv der neovitalistisch geprägten Zeit. Mit dem vierten Buch seines Monumentalwerkes *Der Geist als Widersacher der Seele* veröffentlicht Ludwig Klages 1929 *Die Lehre vom Willen*, die sich gegen die überkommene Triblehre dezidiert für die "völlige Wesensverschiedenheit von Willenszweck und Triebziel" einsetzt (a.a.O., S. 606), insofern der Willensakt "nicht in der Erzeugung eines Bewegungsdranges, sondern in der Festlegung der Ablaufsrichtung eines Bewegungsdranges besteht". (A.a.O., S. 641) So verbirgt sich für Klages hinter der "Lehre vom Willen" nicht nur "ein wesentlicher Teil der Lehre von den Entstehungsbedingungen des Bewußtseins" (a. a. O., S. 515), sondern mehr noch kommt dem Willen aufgrund seiner synthetisierenden Vermittlungsfunktion die eigentliche Dominanz zu. Denn: "Die bloßen Denkbarken der Entstehung von Akten [...] gibt uns noch keinen Einblick in die Entstehung des Bewußtseins, solange wir Lebensvorgang und Geisttat ein jedes für sich belassen und

Von hier aus übersehen wir nun den Ort Günthers in der interdisziplinären Leipziger Arbeitsgemeinschaft und beobachten ihn als konsequenten (Reflexions)Logiker, dessen Zuarbeit an dem Programm einer allgemeinen Entwicklungssystematik des historisch sich manifestierenden Geistes allerdings nur dann einen positiven Ertrag versprechen kann, wenn die Theorie der Logik sich in die Theorie der Wirklichkeit einfügt. Also unter der Bedingung, daß das mit den *Grundzügen* bereits vollzogene Unterlaufen der Dichotomien von Form-Inhalt, Subjekt-Objekt, Denken-Sein noch dahin erweitert wird, daß die Wirklichkeit nicht nur als denkend-abgebildete, sondern auch als wollend-gestaltete sich systemintern in der transzendentalen Theorie der Reflexionsstrukturen wiederfindet. Dann erst ist der strukturelle Rahmen weit genug, um unter die Manifestationen des Geistes auch die positiven, handlungsorientierten Wissenschaften einbeziehen zu können. Denn die wissenschaftstheoretische Anbindung auf der Basis einer transzendentallogischen Theorie des Selbstbewußtseins wiese eine große Lücke auf, solange der Gesamtbereich der praktischen Wissenschaften keine Abbildungsfläche innerhalb der Einheit des Selbstbewußtseins besäße, da eine solche Projektionsfläche gerade nicht in der theoretischen Einheit des Bewußtseins gefunden werden kann. Hier ist das praktische Bewußtsein die notwendige Ergänzung für die Abbildung dieser Disziplinen, und so erwachsen Wille, Handlung und Entscheidung aus der bruchlosen Fortsetzung und Erweiterung des rein logischen Programms zu einem wissenschafts-klassifikatorischen Programm im Rahmen der Leipziger Bemühungen um das realistische System eines objektiven Idealismus. Erneut begegnet die kausale Ambivalenz: Die Suche des Logikers nach diskursiven Anschlußmöglichkeiten ist gründender Faktor der Theorieentwicklung; die mit der Leipziger Wissenschaftsgemeinde bereitstehende Anschlußstelle nicht minder evozierendes Moment.

Silberstreif eines neuen Themas

Ob Günther auf die notwendige Komplementarität von theoretischem und praktischem Bewußtsein, von Denken und Willen, auch ohne den Kontakt zu Gehlen und Schelsky gestoßen wäre, bleibt somit ebenso müßige Spekulation, wie die Frage, inwieweit die Applikation des in den *Grundzügen* entworfenen Logik-Schemas sich unmittelbar (als "Auftragsarbeit" seiner Assistenz bei Arnold Gehlen verdankt.⁵²¹) Wir konstatieren noch

nicht vielmehr sie beide zu einer neuen Gesamtheit vereinigt denken, an der sie wechselweise einander bedingende Seiten wären." Ebd.

⁵²¹ Eine Spekulation mit realem Hintergrund: In seiner Dissertation über das Problem des *setzungshaften Wissens* bei Hans Driesch setzt sich Gehlen mit der *Leistungsfähigkeit des Begriffs* auseinander, die für ihn durch die antinomische Situation eingeschränkt ist, daß der Begriff stets auf *vorbegriffliche Erfassungsweisen* des im Begriff gemeinten Gegenstandes verweist. Gehlens Interesse richtet sich dann auf die "Irrationalität, die den Begriff umfängt; was ist am Gegenstand, das er nicht begreift?" (Gehlen: *Zur Theorie der Setzung*. S. 25), und weitet sich – wenn der Begriff das *Urmittel* der Logik ist – generell auf das aus, "was sich gewußt zu werden sträubt. Eine *Leistungskritik* der logischen Erkenntnis hätte also [...] als Kehrseite eine *positive Theorie des Irrationalen*." (A. a. O., S. 29. Hervhbg. orig.) Positives Ergebnis dieser Kritik ist, in deutlicher Ablehnung der Erkenntnistheorie, ein Wirklichkeitsmonismus, der "die allgemeinsten Seinszüge in uns realisiert. [...] Die Einheit des Seins ist trotz der 'Subjekt-Objekt-Spaltung' gerettet – die selbst *nur logisch* ein Dualismus ist, *nicht* phänomenologisch, nicht kategorial und erst recht nicht metaphysisch." (A. a. O., S. 69. Hervhbg. orig.) In seiner Habilitationsschrift dann konkretisiert sich diese *Einheit des Seins* in dem Subjekt und Objekt via *Handlung* verbindenden Motiv der *Situation*. Dem "bildermachenden" Idealismus wird die Absage mit der *Situation* erteilt, in der "der Geist, von immer erneuten Weisen des Verfallenseins an das nur Imaginierte zurückkehrend, endlich der nicht mehr rationalen Bedingungen inne wird, die man erfüllt haben muß, um des Seins seiner Gedanken sicher werden zu können." (Gehlen: *Wirklicher und unwirklicher Geist*. S. 138) Methodisch sucht diese Position "einen Standpunkt jenseits von Idealismus

einmal allein, daß dies eben hier geschieht und wagen uns soweit vor, in dieser augenfälligen Koinzidenz zumindest die Fruchtbarkeit eines Arbeitskontextes zu vermuten. Grundsätzlich aber, und es sei erneut betont, richtet sich unser Augenmerk vordringlich auf die Sensibilisierung dafür, daß Günther einerseits seine Position als Logiker nicht zu verlassen braucht, um sich inhaltlich an die Leipziger Fragestellung anzuschließen, daß er aber andererseits hier jenen thematischen Impact entwickelt, der eine zentrale Leerstelle im eigenen Theorem auffüllt und damit sowohl die produktive Zuarbeit zu dem Leipziger Forschungsprogramm sicherstellt als auch im Anschluß daran das eigene Denken in die für den späteren Ausbau entscheidenden Bahnen lenkt.

Davon nämlich kündigen sich gerade in *Die philosophische Einheit der Wissenschaften* deutliche Spuren an, und dies nicht nur wegen des erstmaligen Erscheinens der Unterscheidung von *Reflexionsbreite* und *Reflexionstiefe*, die in *Metaphysik, Logik und die Theorie der Reflexion* von 1957 (B I, 31-74) zur Überwindung der unendlichen Iteration der Selbstbewußtseins konkretisiert werden wird, sondern vielmehr wenn das große Thema der 50er Jahre hier seinen ersten Vorlauf zeigt: das Du. Das *Realitätsproblem des Subjekts* wird – wir hatten es zitiert – als die *existentielle Gegenständlichkeit des Selbstbewußtseins im Du* bestimmt, als die *Möglichkeit, das selbstbewußte Ich als handelndes und entscheidendes zu denken*, und deutlich ist, wie die thematische Hierarchie noch ganz vom Komplex *Wille/Handlung* zum Du verläuft. Das Du, das mit der *philosophischen Idee einer nicht-aristotelischen Logik* (1953, B I, 24-30) und spätestens mit *Idee und Grundriß* seine Autonomie als logisch-ontologischer Ort der objektiven Subjektivität besitzt, treibt hier eher noch als heuristisches Mittel zum Zweck an die Oberfläche. Der Zweck dabei ist die objektivierende Denkmöglichkeit von Subjektivität, die ihr den Status der Subjektivität beläßt; das Mittel dann ist die als Wille und Handlung sich äußernde Subjektivität, die so ihre objektive Andersheit zu der *anderen Subjektivität* verbindet. Völlig ungeklärt, und insofern noch ganz auf dem Stand der *Grundzüge*, ist dabei allerdings die Frage, wie diese objektive Subjektivität sich logisch/ontologisch in Differenz zur Subjektivität und Objektivität halten läßt, ist doch das subjektive Subjekt-Objekt schon die bemerkenswerte Konstruktion

und Realismus" (Gehlen: *Zur Theorie der Setzung*. S. 93), der Subjekt und Objekt hier kündigt sich die spätere Hinwendung zur Anthropologie an – lebenspraktisch in nicht auflösbarer, dialektischer Verwiesenheit sieht: "ich rede nicht von Gegenständen meiner Selbstbesinnung, sondern von Situationen, in welchen immer Handlungen enthalten sind, also von der Totalität des in einem bestimmten Moment überhaupt Vorhandenen." (A. a. O. S. 173) Damit dann transformiert sich ganz generell der ehemals rein kontemplative Erkenntnisbegriff, d.h. "in der *produktiven Zurückführung solcher Situation auf die eine, meine, die absolut gegebene Grundsituation* [...] besteht zuletzt das, was man Erkenntnis nennt. So ist sie mehr eine Weise zu sein als eine Aktion des Bewußtseins, und mehr eine Form des Miteinanderseins als die Bewältigung eines Gegenstandes." (A. a. O. S. 281. Hervhbg, orig.) Hier nun fügt sich die Zuarbeit Günthers ein, und dies nicht nur, weil er in *Die philosophische Einheit der Wissenschaften* die Idee eines "Schema der Wissenschaftslehre und der Fundierung der Wissensarten" aufgreift (Gehlen: *Wirklicher und unwirklicher Geist*. S. 381), wie es Gehlen selbst bereits im Anschluß an seine Neukonzeption von Erkenntnis gibt, sondern vielmehr wenn Günther mit seiner Reformulierung der thematischen Reichweite der Logik die Kritik Gehlens an der Inkompatibilität der identitätstheoretischen Logik zur Beschreibung der Realität (vgl. Gehlen: *Zur Theorie der Setzung*. S. 85-91) nun auch logikimmanent erhärtet. Wird von Günther zusätzlich die Subjekt-Objekt-Spaltung als Erbhof allein der klassischen Logik desavouiert, und gelangt er dahin, das praktische Bewußtsein in die Theorie des Selbstbewußtseins zu integrieren, dann sieht sich der frühe Ansatz Gehlens – die lebensphilosophisch gefärbte Kritik der subjekt-objekt-dichotomen Erkenntnislogik im Zuge eines in Situation und Handlung Ich, Du und Es ganzheitlich erfassenden Denk-Handlung-Komplexes – durch die um das pragmatische Bewußtsein ergänzte Weiterung der klassischen Logik als Einheit des denkend-entscheidenden Bewußtseins nunmehr transzendentallogisch glänzend gerechtfertigt.

Fichtes, die bei ihm ohne logische und infolgedessen ohne ontologische Realität verbleibt. Und ebenso besitzt auch für Günther das als Wille und Entscheidung interpretierte Du noch keine logische Differenz, die es aus der über Analogieschluß maximal erreichbaren Rolle des *alter ego* befreien könnte. Seine Identität bleibt hier noch Postulat, liegt vor jeder Deduktion und bleibt so zunächst die dem Dialogismus Bubers verwandte Form, den Anderen als die *zweite Person anzusprechen*, mit aller Ernsthaftigkeit, ihn gerade als "kein Ding unter Dingen und nicht aus Dingen bestehend" zu sehen,^[522] ihn als Nicht-Ich, das nicht Ich und nicht Es ist, in seiner Personalität zu erfassen. In dieser Hinsicht stimmen Dialogismus und Günther als Kritik an der transzendentalen Intersubjektivitätstheorie Husserls sicher überein, doch reicht die Gemeinsamkeit nur so weit, als beide – wenn auch aus unterschiedlichen Motiven – zwischen Ich und Es ein dritte Instanz suchen. Für die Dialog-Philosophie fungiert dieses Dritte als Garant des Anderen, der nicht von dem alles dominierenden Pol des Ich allein derivativ mitkonstituiert wird, der vielmehr in der wechselseitigen Ko-Kreation von Ich und Du entsteht: "Ich werde am Du, Ich werdend spreche ich Du.", poetisiert Buber^[523] die zweifache, gegenläufige Zirkularität, deren unlösbare Simultaneität jedoch anders als bei Günther nicht auf ihre logische Möglichkeit hin problematisiert wird. Das Du der *Dialogisten* insgesamt – allerdings leistet bis hierhin auch das Du bei Günther strukturell nicht mehr – mag als ein von ethischer Redlichkeit getragener Versuch gelten, die Egozentriertheit des Denkens in Richtung auf den Anderen hin zu durchbrechen und den Anderen *als* Du aus seiner Beschränkung auf die intentionale Gegenständlichkeit zu befreien. Doch kann dies als Versuch, das Denken auch *logisch-ontologisch* auf das Du hin zu durchbrechen, letztlich nicht befriedigen. Subjekt oder Objekt – *tertium non datur*, sagt die Logik, deren Überwindung Günther mit den *Grundzügen* bereits argumentativ betreibt, und deren Begrenztheit die Dialog-Philosophie ihrerseits über den Verweis auf die in der Sprache je schon begegnende Trichotomie von Ich, Du und Es zu unterminieren sucht. Logisch, reflexionstheoretisch und ontologisch aber steht das Du in beiden Fällen noch gänzlich unflankiert, und zumindest für Günther projiziert sich an dieser Stelle die Aufgabe, in der Erweiterung der Logik auch formaltechnisch das Rüstzeug zu bereiten, mit Hilfe dessen dem nun entdeckten Du als dem objektiven Ort von subjektivem Willen und Entscheidung seine logisch-ontologische Identität generiert werden kann.^[524]

Sind somit Wille, Handlung und Entscheidung die Integrationsmotive für das objektive Subjekt innerhalb der um das praktische Bewußtsein ergänzten Theorie der Reflexion, so nimmt es den Anschein, als habe Günther mit dem Du intuitiv – oder systematischen Sachzwängen gehorchend – ein Thema berührt, ohne zu bemerken, daß es *sein* Thema werden wird. Ohne das klare Wissen also, daß nicht so sehr die Willensproblematik das entwicklungssichernde Sujet bereitstellen wird, sondern daß der über lange Jahre ausschlaggebende Impetus und eine seiner wesentlichen und genuinen Leistungen der positive Eintrag des Du in die Philosophie als deren Transformation sein wird. Allerdings, und deswegen nennen

⁵²² Buber: *Ich und Du*. S. 83.

⁵²³ A. a. O., S. 85.

⁵²⁴ Eben die subjekt-objekt-dichotome Logik und Ontologie hindert Buber daran, sein "Reich des Du" anders als das bloß negativ konzipierte Gegenbild zum "Reich des Es" zu beschreiben. So zerrinnt die positive Bestimmung des Du in die prädikative Armut der *via negationis* ("Wer Du spricht, hat kein Etwas, hat nichts." "Die Beziehung zum Du ist unmittelbar. Zwischen Ich und Du steht keine Begrifflichkeit, [...]" A. a. O., S. 80, 85) und setzt sich zwangsläufig für die *Ontologie des Zwischen* fort. ("Nur Es kann geordnet werden. [...] Du kennt kein Koordinatensystem." "Die Eswelt hat Zusammenhang im Raum und in der Zeit. Die Duwelt hat in Raum und Zeit keinen Zusammenhang." A. a. O., S. 98f, 100).

wir seinen ersten Zugang eher intuitiv, kann dieser Eintrag sich als genuiner von allen übrigen am Du arbeitenden Ansätzen erst abgrenzen im Anschluß an den entscheidenden Schritt, der die klassische Theorie der mehrwertigen Logik in die spezifische Form einer transklassischen Mehrwertigkeit überführt. Denn erst wenn der Rahmen der klassischen Logik kategorial verlassen wird, wenn die *Negation der Negation* Hegels als formale und formalisierbare Idee aufgegriffen wird, um so jenseits von Position und Negation eben den dritten logisch-ontologischen Ort zu gründen, wird die Logik im *tertium datur* dahin gelangen, die Ontologie so zu erweitern, daß an dem Ort des Dritten das Du seinen Platz beziehen wird.

Präliminarien der Vermittlung

Das jedoch liegt in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre noch weit entfernt, und so weisen die durchaus sichtbaren Vorzeichen des neuen Denkens in dieser Phase Günther selbst allererst als Propädeuten beim Ausbau am eigenen Theorem aus. In gleicher Weise wie für das Thema des Du wird diese tastende Vorläufigkeit erkennbar, wenn Günther in Leipzig ein anderes noch ausstehendes Problem der *Grundzüge* aufgreift, um erneut die einzuschlagende Richtung schon zu indizieren, jedoch auch hier, ohne mit dem anfänglich betretenen Reflexionsniveau die spätere Leistungsmöglichkeit bzw. die zur Einbettung notwendigen systematischen Rahmenbedingungen bereits im Ansatz zu haben. Gemeint ist das Thema der *Vermittlung*, das im Zuge der Vervollständigung des theoretischen Bewußtseins durch das Komplement des praktischen Bewußtseins in seiner Dringlichkeit noch potenziert wird. Denn bereits in den *Grundzügen* besetzt die Vermittlung *die* zentrale Stelle innerhalb des Systems der doppelthematischen Logik, die ohne eine strukturelle Klärung des Vermittlungsbegriffs Gefahr läuft, in zwei distinkte und heteronome Reflexionsreihen auseinander zu brechen. Das Problem wird dabei durchaus als solches thematisiert, allerdings wie oben bereits erwähnt unter dem ausdrücklichen Hinweis auf die mit dem zu der Zeit verfügbaren Formal-Instrumentarium kaum sichtbaren Chance einer befriedigenden Lösung. Auf dem Boden der *Grundzüge* "noch völlig unmöglich" (GZ 203) also ist die formale Klärung der Synthese der beiden logischen Thematiken (Innerlichkeit/Äußerlichkeit), und Günther weiß um die Dringlichkeit des Problems, weiß aber auch um die Unzulänglichkeit der bis dahin gediehenen Überlegung: Er zieht – wie er im Vorwort zur zweiten von Auflage von 1977 bereitwillig erklärt – ein 6. Kapitel, das sich den ungeklärten Fragen der Vermittlung widmet, "als völlig inadäquat und dilettantisch" vor Drucklegung zurück. (GZ IX) Statt dessen schließen die *Grundzüge* mit einem optimistischen Appell, der sich an die weitergehende Analyse der Thematik der Innerlichkeit knüpft.

Denn über die logische Struktur der Vermittlung der beiden Grundthematika des Denkens lassen sich, solange wir nichts Näheres über das subjektivistische Thema wissen, keine logisch relevanten Aussagen machen. Die Herausarbeitung dieser zweiten Thematik ist eine dringende Aufgabe der logisch-systematischen Arbeit der Zukunft. Aus ihr wird ganz von selbst die Problematik der 'Vermittlung' herauswachsen und dann mag Hegel wieder Wegweiser der Arbeit an der Logik sein. (GZ 224)

So die Hoffnung von 1933, die sich vier Jahre später allerdings mit dem Problem konfrontiert sieht, daß das *subjektivistische Thema* selbst noch in eine weiter zu fassende Struktur des Bewußtseins eingebettet ist, wenn die theoretische Orientierung des Bewußtseins um seine praktischen Reflexionsmotive ergänzt wird: Das Vermittlungsproblem wiederholt sich noch einmal zwischen theoretischem und praktischem Bewußtsein, und die als *Übergreifen* testierte Vermittlung der Thematik der Innerlichkeit über die der Äußerlichkeit kehrt zurück

in der Frage: "Wie aber verhalten sich Wollen und Denken in der transzendentalen Einheit des Selbstbewußtseins?" (EdW 90f)

Wegweisend nun ist die Richtung, in der Günther in den ersten öffentlichen Äußerungen eine Annäherung an die Vermittlung sucht: die Zeit. Dahinter steht der Gedanke, daß die Reflexionsbestimmungen von Denken und Wollen sich analog zu den beiden Thematiken des theoretischen Bewußtseins nicht aufeinander abbilden lassen, obgleich sie beide in der identischen Einheit des Selbstbewußtseins gegeben sind; d.h. sie müssen als distinkte Bestimmungen des Selbstbewußtseins ihre Identität bewahren, ohne die synthetische Identität des Selbstbewußtseins zu gefährden. Das Motiv der *Zeit* kommt dabei ins Spiel, wenn Denken und Wollen, Begriff und Entscheidung sich vor der Zeit in zweifacher Hinsicht als Bewußtseinsmodalitäten unterscheiden, bzw. wenn umgekehrt generalisiert werden kann, daß "in dem Gegensatz von Denken und Wollen [...] der metaphysische Ursprung des Zeitbegriffes" liegt. (EdW 91) Dies insofern als die erste temporal motivierbare Differenz von Denken und Wollen sie anhand der Unterscheidung von Vorzeitigkeit/Nachzeitigkeit in das Verhältnis einer irreduziblen Asymmetrie dekomponiert. "Entweder denke ich, weil ich will; dann tritt das Denken als Folge einer Entscheidung auf. Oder aber ich denke Entscheidungen (historische Daten); dann wird der Wille zum bloßen Gegenstand des Denkens." (EdW 91) Dieses durchaus statische Schema erschöpft sich also nicht mit einfachen Entgegensetzung: erst denke ich, dann will ich oder umgekehrt, sondern bindet das zeitliche Moment ihrer Differenz immer schon an die thematische Reichweite von Begriff und Entscheidung, womit die zweite, tiefer liegende und ganz dem klassischen Idealismus verhaftete Differenz von Denken und Wollen begegnet. Zugrundeliegender Gedanke ist hierbei die Bestimmung des Seins als gewesener Freiheit (Schelling), wonach

das Vergangene den Entscheidungen des Willens endgültig entzogen ist und als Vergangenes allein der leidenschaftslosen Bestimmung des theoretischen Begreifens anheimzufallen hat. Der sich entscheidende Wille aber entwirft sein Bild auf die Zukunft als die Dimension freier Möglichkeit der Bestimmung. (B 1, 2f)

Korrelieren Denken und Wollen thematisch also mit den beiden Zeitdimensionen von Vergangenheit und Zukunft, so kann für die transzendente Einheit des Selbstbewußtseins die Synthese beider nur in dem zeitindifferenten Moment der a-temporalen Gegenwart liegen. Nur wo Un-Zeit "ist", an der Schwelle des Umschlags von Zukunft in Vergangenheit liegt die synthetisierende Möglichkeit des Selbstbewußtseins,⁵²⁵ und somit "ist die synthetische Einheit des mit sich selbst identischen Selbstbewußtseins nur als *reines Formprinzip* wissenschaftlich definierbar: als zur reellen Zeit gewordene Vermittlung von theoretischer und praktischer Vernunft." (EdW 92)

Damit wäre das Problem der Vermittlung zunächst nur an die Zeit delegiert, genauer an den zeitlosen Moment des Übergangs von Zukunft in Vergangenheit, der als Ort und Schwelle sich dementsprechend der räumlichen Metaphorik entlehnt. Doch ginge an der Spiegelachse der Gegenwart nicht nur jene Asymmetrie von Denken und Wollen verloren, mit der Denken und Wollen sich aktual in Vorder- und Hintergrundthematik entfalten, vielmehr suggeriert die Symmetrie des kontinuierlichen Zeitverlaufes darüber hinaus ein einheitliches Korrelationsverhältnis von Denken und Wollen zur Zeit: Das Bewußtsein projiziert sich als Wille in die Zukunft und bezieht sich als Denken auf den in der Erinnerung rückwärtig ver-

⁵²⁵ Wo also *Zeit ist*, ist Vergangenheit und Zukunft, korrelierend mit Denken und Wollen. Daher teminiert Günther in dem Gegensatz von Denken und Wollen den metaphysischen Ursprung des Zeitbegriffes. S.o.

laufenden Zeitstrom; Vergangenheit und Zukunft entspringen *einer* absoluten und transzendenten Zeit, die in keiner Weise davon affiziert wird, ob das Bewußtsein sich handelnd-entscheidend oder denkend-erinnernd auf sie bezieht. Günther aber differenziert die jeweiligen Korrelationsverhältnisse des denkenden und handelnden Bewußtseins zur Zeit, um damit in eins die Unterscheidung von Zeit und Zeitbewußtsein zu installieren: "Das in Entscheidungen lebende Ich der praktischen Vernunft erlebt sich *in* der Zeit. [...] Entscheidungen fallen in der Zeit, weshalb sich die Zeit als von höherer metaphysischer Mächtigkeit erweist als der Wille." (B I, 3. Hervhbg. orig.) Und umgekehrt erinnert der Wille die getroffene Entscheidung als den immer schon zum fixen Datum geronnenen Willensakt, der ein für alle Mal "als bloßes Objekt der Bewegung der theoretischen Reflexion ausgeliefert ist." (B I, 4) Demgemäß spricht Günther dem Denken gegenüber der Zeit eine *höhere Mächtigkeit* zu, und bricht die bis hierhin immer noch durchgehaltene Symmetrie auf, wenn er im Anschluß an Fichte – und Gehlen – auf die höhere Mächtigkeit des Willens gegenüber dem Denken verweist. Dies gilt allerdings nicht für die oben beschriebene Synthese des Selbstbewußtseins im Augenblick der Gegenwart, die gerade keinen Primat in die eine oder andere Richtung anerkennt. Doch erfolgt diese a-temporale Synthese eben nicht in der Zeit und fällt daher – der "späte" Günther wird gegen diese Schlußfolge protestieren – in das Reich der zeitenthobenen Logik, in der das Bewußtsein notwendig zur Deckung mit sich selbst kommen muß. "Ganz anders aber liegen die Dinge, wenn wir jetzt nach der geschichtlichen *Existenz* und metaphysischen Realität des Denkens fragen!" (B I, B. Hervhbg. orig.) Dann nämlich zeigt sich nicht nur mit Fichte das Denken als Handlung, sondern das existierende, faktische Selbstbewußtsein erscheint wie alles Faktische immer auch als Ergebnis einer Entscheidung. Die Konsequenz für das Verhältnis von Vergangenheit/Zukunft und Denken/Wollen ist dann ein dreipoliges Schema, aus dem die Spuren der Symmetrie und wechselseitigen Abbildbarkeit getilgt sind. So können infolge der drei Bestimmungen

- 1) Die *Zeit* ist von höherer Mächtigkeit als der Wille.
- 2) Das *Denken* besitze höhere Mächtigkeit als die Zeit.
- 3) Der *Wille* entwickelt eine höhere Mächtigkeit als die Zeit,

niemals drei Aussagegruppen von *transitivem Charakter* gebildet werden (B I, 8. Hervhbg. orig.),

und für das Bewußtsein heißt dies, daß die Zeit ihm stets in zweifacher Bedeutung begegnet: Es ist Bewußtsein in der Zeit (Wille), das ein Bewußtsein der Zeit (Denken) besitzt, wobei beide Zeiten – Günther verweist auf die Unterschiede des Zeitbewußtseins von transzendent und subjektiver Zeit anhand des Traumes – keinem absoluten, einheitlichen Zeitmaß unterliegen.⁵²⁶ Das Vermittlungsproblem, das sich für die Logik als Theorie des theoretischen Bewußtseins am Umschlag von Zukunft in Vergangenheit mit der Abbildung der Zukunft/des Wollens auf die Vergangenheit/das Denken symmetrisch auflösen ließ, verkompliziert sich hier also noch einmal: Für das historisch existierende Bewußtsein, das sich als handelndes in der Wirklichkeit manifestiert und diesen seinen Manifestationen kontemplativ gegenübertritt, erwächst die Notwendigkeit, den damit generierten Doppelaspekt der Zeit noch einfangen zu müssen.

⁵²⁶ Hier Anmerkung zu Husserl: *Phänomenologie des inneren Zeitbewußtseins*. Vermutlich Umkehrung des Husserlschen Schmal bei Günther, wenn Husserl das Zeitbewußtsein an die (intentionale) Handlung knüpft, also intern realisierte Zeit der höheren Mächtigkeit der Handlung unterstellt. S. ???

Vermittlung der Zeit im Bewußtsein und Vermittlung des Bewußtseins in der Zeit sind die beiden thematischen Grundmotive jener letzten und abschließenden Transzendentaltheorie des Selbstbewußtseins, in der sich die Metaphysik der Geschichte zu einem totalen Reflexionszusammenhang zusammenschließt, wobei sie das Denken einen Kreis durchlaufen läßt, dessen Umfang auszumessen nur der Weltgeschichte selbst von Ewigkeit zu Ewigkeit bestimmt sein kann. (B I, 9)

Abgesehen von dem finalen Pathos schließt der Aufsatz mit dem wichtigen Hinweis, in welcher Form sich die Vermittlung zu bewegen hat: Der Kreis erscheint erneut, doch diesmal nicht in dem Bild der Konzentrik, als Umschließen des Einen um das Andere, sondern als in sich zurückkehrende Linie, die sich ganz Hegelsch als Anfang-Ende begreift. Damit aber ist implizit bereits angelegt, was bei Günther selbst erst später (vgl. B III, 167-82) zur Einsicht gelangt, und was nicht nur eine deutliche Revision der Struktur der Vermittlung evoziert, sondern tiefergehend auch die funktionale Bestimmung von Vermittlung in ein vollständig neues Bild rückt: Die Vermittlung kann sich – auch wenn dies 1937 konzeptionell allererst tacit angelegt ist – bereits nicht mehr wie in den *Grundzügen* darin erschöpfen, zwei inverse Themata allein in ihrer Gegenläufigkeit zu versöhnen, da im Rahmen dieses Inversionsverhältnisses (auch nach dem Schema der echten Teilmenge) vollkommen ungeklärt bleiben muß, wie ein triadisches, resp. asymmetrisches Schema darin Eingang finden soll. Anders gewendet reicht das Modell der zu vermittelnden inversen Themata nicht hin, um die Vermittlung als das generative Instrument neuer logischer Themata – in diesem Fall ist es die Zeit – zu beschreiben. Gerade das aber ist nicht nur ein wesentliches Leistungsmerkmal der Vermittlung, darin wird vielmehr auch die späte funktionale Bestimmung der Vermittlung bei Günther liegen, die sich in ihren dünnsten Spuren an dieser Stelle ankündigt, wenn die Inkompatibilität des von den *Grundzügen* etablierten Modells mit den in Leipzig neu angebrachten Ansprüchen an das Modell dessen strukturell begrenzte Kapazität aufdeckt. Allerdings wird der damit einsetzende Prozeß rund dreißig Jahre benötigen, bis Günther dafür plädieren kann, "daß es nicht die Aufgabe der Vermittlung ist, den einfachen Gegensatz von Positivität und Negativität überhaupt in progressiven Stufen zu versöhnen, sondern den Relationsgehalt und die Deutungskapazität der Wirklichkeit zu erweitern." (GZ XIII)

Wenn also in den ersten Annäherungen an das Vermittlungsproblem die Zeit als Instanz zwischengeschaltet wird, um die ursprüngliche Symmetrie der *Grundzüge* nun auch zwischen Denken und Wollen zu wahren, so unterminiert sich dieser konservative Versuch unmittelbar, sobald Günther die Dreiheit von Denken, Wollen und Zeit in ihren Konsequenzen reflektiert: Folgt er zunächst dem Modell der gegenläufig-inversen Reihen, so siedelt sich die Vermittlung dabei zwischen der Thematik der Äußerlichkeit und der Innerlichkeit an und wird dann erneut benötigt, um zwischen dem damit umspannten theoretischen Bewußtsein insgesamt und dem Bewußtsein als entscheidendem und wollendem die synthetische Einheit zu generieren. Dieses Modell der jeweils sukzessiv oder simultan zu vermittelnden zwei Komponenten, wird aber in seiner ganzen Statik torpediert, wenn nunmehr mit Wollen, Denken und der Zeit drei Komponenten in ihren jeweiligen und jeweils eigenen Korrelationsverhältnissen zugleich beschrieben werden sollen. D.h. das Modell der vermittelnden Symmetrieachse ist strukturell überfordert und weicht dementsprechend dem Kreis, der an jeder der drei Stellen betreten werden kann und insofern nicht bloß ein einziges Anfang-Ende kennt. Impliziert ist damit bereits eine grundlegende Transformation an der bis hierin eindeutigen Identifikation von Vermittlung und zu Vermittelndem: Wenn der Kreis als Schema die drei zu vermittelnden Komponenten vereint, und die Vermittlung dabei als der Weg von einem Kreispunkt über die anderen bis zurück zum Ausgangspunkt gilt, dann ist dieser Weg als Weg nicht gangbar ohne die den Kreis mitkonstituierenden Kreispunkte, die allererst vermittelt werden sollen. Was Vermittlung und zu Vermittelndes

ist, steht also nicht von vornherein und unwiderruflich fest, sondern entscheidet sich im jeweils vollzogenen Akt der Vermittlung selbst; Vermittlung und Vermitteltes werden ihrer eindeutigen Zuordnung enthoben, bzw. umgekehrt partizipiert das zu Vermittelnde notwendig am Vermittlungsprozeß: Vermittelndes und zu Vermittelndes konstituieren sich und simultan damit die Vermittlung; generieren also sich selbst in ihrer jeweiligen Identität erst im Akt der Vermittlung, der als Akt der Vermittlung über seine zu vermittelnden Komponenten entscheidet, die umgekehrt wieder selbst definieren, was als ihre Vermittlungsinstanz fungiert. Oder, wie Günther retrospektiv die allmählich wachsende Klärung der Vermittlungsproblematik formuliert:

Jeder der Werte konnte sowohl vermittelnder als auch vermittelter sein. Und gleichfalls konnte jeder die Position der Unmittelbarkeit einnehmen. So kam die hegelsche Kreisbewegung zustande, die den Schlüssel des ersten Verständnisses der Vermittlung im Rahmen der spekulativen Logik liefert. (GZ X)

Das heißt aber, das frühe Konzept einer zirkular organisierten Vermittlungsstruktur beinhaltet bereits eine notwendige Unterscheidung von distinkten Orten einerseits und dem relationalen Gefüge zwischen diesen Orten, wobei Ort und Relation in einem wechselseitigen Konstitutionsverhältnis stehen, insofern die Relation aktual ihre Relata definiert, um zwischen diesen als Relation sich erst etablieren zu können. Solche Gleichursprünglichkeiten lassen sich unter einer identitätstheoretischen Logik kaum konsistent denken,^[527] und Günther selbst benötigt bis in die späten sechziger Jahre, um dem Phänomen der Vermittlung die volle Dynamik dieser simultanen Aspektdopplung zu verleihen. Notwendig dazu wird die Gleichzeitigkeit mehrfacher Beschreibungen, also die äquivalente, nicht-perspektivistische Standpunktpluralität, die die Beschreibungssysteme, d.h. die Logiken, gleichwertig auf die Orte und deren Relation verteilt, um sowohl die Einbeziehung des Ortes eines zu vermittelnden Systems als auch das ihn als solchen konstituierende Verhältnis zu den anderen Systemen gewährleisten zu können: Stelle und Kontext werden unterschieden und vermittelt in der Ausformulierung der *Stellenwert-* und *Kontextwertlogik* zu einer komplexen Logiktheorie, die das Verhältnis von Vermittlung zu Vermittelndem nach dem Verhältnis von Konstante und Variable in einem poly-logen Verbund auflöst. (Vgl. B III, 13G-82)

Starthilfe

Wir beobachten also, wie die Thematik des Willens, der Handlung und Entscheidung für Günther selbst zu einem Instrument der Vermittlung wird, das die *Grundzüge* mit der in Leipzig dominierenden Themenstellung in eben der beschriebenen Form verbindet, gerade weil sich in dem damit entstehenden Theorie-Komplex von theoretischem Bewußtsein, praktischem Bewußtsein und objektivem Geistes nicht dezidiert entscheiden läßt, welche Komponenten vermitteln und welche vermittelt werden. Hier in Kreisen zu denken scheint angemessener, auch wenn dies um den Preis einer monokausalen Genealogie geschieht, die sich zum Ziel setzt, Günthers theoretische Anknüpfung und Verdichtung aus seinem Kon-

⁵²⁷ Weswegen Hegel jegliche Positivität und also Identität aus dem Modell der *reinen Vermittlung* austreicht. Sie ist "die Bewegung des Nichts durch Nichts zu sich selbst zurück, ist das Scheinen *seiner* in einem *andern*; aber weil der Gegensatz in dieser Reflexion noch keine Selbständigkeit hat, so ist weder jenes erste, das Scheinende ein Positives, noch das *andere* in dem es scheint, ein Negatives. Beyde sind Substrate, eigentlich nur der Einbildungskraft; sie sind noch nicht sich auf sich selbst Beziehende. Die reine Vermittlung ist nur *reine Beziehung* ohne Bezogene. Die bestimmende Reflexion setzt zwar solche, die identisch mit sich, aber zugleich nur *bestimmte Beziehungen* sind." Hegel: Wissenschaft der Logik. 1. Bd: *Die objektive Logik*. S. 292. Hervhbg. orig.

takt mit dem Forschungsprogramm der Leipziger Schule zu deduzieren. Entsagen wir dem Linearitätsdenken auch hier, dann können wir Günthers Leipziger Zeit insgesamt als eine Disposition begreifen, die ihn in besonderem Maße dazu befähigt, sich dem amerikanischen Denken in einer für kontinentale Denker seltenen Offenheit zuzuwenden.

Denn förderlich für diese Offenheit ist sicher der lebensphilosophische Einschlag Gehlens,^[528] mit dem er den Idealismus für die Wirklichkeit viabel macht. Konsequenter liegt für Gehlen das *Verhältnis des Geistes zur Wirklichkeit* nicht darin "zu reflektieren, sondern herzustellen und darzustellen, und diese Darstellung eben ist das Wesen der *Handlung*. Die grundsätzliche Kategorie ist also nicht mehr die der Erfüllung, sondern die der *Realisierung*."^[529] Nachdrücklich begegnet hier jene spezifische Transformation des klassischen Idealismus, die es Günther immerhin bis *Idee und Grundriß* ermöglicht, sich als Idealisten, "freilich bereits in einer modifizierten Form", zu definieren (SD 58), erkennt doch diese Modifikation das Attribut "Idealist" nun gerade demjenigen zu,

dem die Vorstellung einer *unmittelbar* daseienden, von Erkenntnis- oder Behandeltem *unabhängigen* Welt schlechtings unvollziehbar ist. Es ist unglaublich falsch, den Idealismus von der Handlung aus widerlegen zu wollen, da er ja gerade in der Voraussetzung einer inneren Einigkeit der Welt mit dem Gedanken und der begeisterten Idee dem Handelnden entspricht.^[530]

Auf dieser Basis dann stehen sich reformulierter Idealismus sowie der Günther lange Jahre begleitende angelsächsische Pragmatismus nicht vollständig disjunkt gegenüber, und von hier aus wird verständlich, warum Günther den Übertritt auf den anderen Kontinent so bruchlos vollziehen kann. Seine Eingliederung in Amerika steht unter günstigen Vorzei-

⁵²⁸ Eben so wie Dilthey zuvor beklagt, daß in den Adern der Rationalisten "nicht wirkliches Blut, sondern der verdünnte Saft der Vernunft als bloßer Denktätigkeit" rinnt (Dilthey: *Einleitung in die Geisteswissenschaften*. S. XVIII), wendet sich Gehlen nachdrücklich dagegen, "alles, was nicht reines Denken ist, der auszuschaltenden Umwelt zuzuschlagen". (*Wirklicher und unwirklicher Geist*. S. 171) Und gleichlaufend mit Dilthey (vgl. *Vorrede zur Einleitung in die Geisteswissenschaften*.) fragt Gehlen: "Warum sollte man nicht endlich versuchen, die Ganzheit des jeweiligen Moments, enthaltend die Totalität seines gesamten seelischen, leiblichen, gedanklichen Zustandes, ein stets anderes Zumutesein, beschreibbare, ganz naive Daten, – alles in untrennbarer Einheit mit bestimmten, wechselnden Erscheinungsweisen und Ansichten des Gegenstandes zusammenzufassen und als zunächst gegebene Realität ernstzunehmen? Man hat solange und sorgsam nach dem 'voraussetzungslosen' Anfang der Philosophie gesucht – gibt es einen natürlicheren?" (*Wirklicher und unwirklicher Geist* S. 171.) Im Zuge dieser Kritik am Transzendentalismus will aber der Neovitalismus nicht in schlechten Positivismus zurückfallen, sondern sucht einen dritten Weg – das Erleben als unmittelbare Gegebenheitsweise Wirklichkeit bei Dilthey erscheint bei Gehlen als die *Situation*. Für Günther erwächst daraus die glückliche Situation, daß seine frühe Insistenz auf einem logisch-ontologischen Dritten jenseits von Subjekt und Objekt sich in einen schon furchtbar bereiteten Boden einnisten kann, er also für seine Grundintention keine Überzeugungsarbeit mehr zu leisten hat, sich vielmehr in das – wenn auch aus anderen Motiven – bereits im Vollzug stehende Unterlaufen der Dichotomie einreihen kann. Weniger glücklich dabei ist, daß der so bereite Boden auch anderen als fruchtbarer Grund dient: Die Absage an das erschöpfte Vernunft-Ideal der Aufklärung, die Suche nach einem dritten Weg zwischen Rationalismus/Idealismus und Neo-Positivismus, die Entdeckung "ganzheitlicher", gefühlhafter, irrationaler Motive als Gegengewicht zu geisthafter Vereinseitigung – gute Munition für die Vernichtung bringende Diskursverschiebung, in der ab '33 Staat und Gesellschaft als organisches System und Politik dann folgerichtig als instinkthafte Lebensäußerung eines Volkskörpers national konsensfähig wird.

⁵²⁹ Gehlen: *Wirklichkeitsbegriff des Idealismus*. S. 188.

⁵³⁰ A. a. O., S. 196.

chen, wenn der "dialogisch" reformulierte *Wirklichkeitsbegriff des Idealismus*⁵³¹ den Weg bereitet, auf dem sich Günthers unbedingter Wille zur Formalisierung (der Logik Hegels) mit dem von Gehlen erhobenen Anspruch verbindet, daß die Realität nur als Komplex von Handlung/Entscheidung konstituierbar, daß "unser Erkennen ein Konstruieren ist"⁵³²: Formalisierung als operationale Form des theoretischen Bewußtseins ist non-introspektive Operation in der Welt, ist Denk-Akt *par excellence*. Für Günther also können sich Formalisierung und Handlung unmittelbar zusammenschließen, und die Wirklichkeit, die nur als über Handlung vermittelte ihre Realität gewinnt, kann so ganz unpositivistisch in dem positiven Kalkül abgebildet werden. Rationaler Idealismus und naiver Positivismus werden durch den *Primat des Praktischen* (Gehlen) auf einer dritten Stufe "aufgehoben", die die Erkenntnis der objektiven Welt als ihre subjektive (Re)Produktion deklariert. Günthers Programm der Formalisierungsarbeit, d.h. der Formalisierung als Reproduktion der Welt und – dies wäre das Thema der neu zu gründenden *idealistischen Logik* – des Reproduktionsprozesses selbst verbindet aber darüber hinaus auch das, was Gehlen noch als notwendige Stufenfolge beschreibt, wenn für ihn "an einer bestimmten Stelle des Zu-sich-kommens die Reflexion der transzendentalen Handlung zu weichen hat."⁵³³ Denn demgegenüber kann die von Günther projektierte Formalisierung der Bedingung der Möglichkeit von Formalisierung gerade im Sinn des Zu-sich-kommens der Reflexion *als* transzendente Handlung begriffen werden, da sie die produktive Aneignung und Abbildung sowohl der Welt als auch des Abbildungsprozesses bedeutet und dies als Eintrag in die Positivität. In eine Positivität, die so betrachtet immer schon vermittelte, nicht realistisch "positive" Positivität ist, und die dennoch in nichts den Forderungen des Pragmatismus nachsteht, dessen rationales Zulassungskriterium gerade in der über Handlung möglichen, d.h. in der über intersubjektiv kommunikable Signifizierung möglichen Verständigung über die Welt liegt. Und nicht zuletzt ist es der Eintrag in eine Positivität, innerhalb derer die notwendige Verständigung über spirituelle und kulturelle Aprioris hinweg unmittelbar in hinreichendes Verstehen umschlägt. Denn: "der Mensch versteht nur das absolut allgemeinverbindlich und jenseits aller historischen, eine bestimmte Spiritualität erzeugenden Grenzen, was er physisch machen kann." (B III, 268)⁵³⁴

Hier also bezieht der *Primat des Praktischen* seine für Günther spezifische Bedeutung, wenn die Formalisierung als *Praxis* der *episteme* sich aufmacht, in der letztmöglichen transzendentalen Handlung nüchtern und *clare et distincte* auch das zu objektivieren, was die deutsch-idealistische Abneigung gegen kalkülisierende Form sich weigert, aus dem theoretischen Denken zu entlassen. Das Zu-sich-kommen der Reflexion, nicht als Schrittmaß des Absoluten Geistes sondern als den formalen und formalisierbaren Prozeß strukturellen Komplexionszuwachses zu beschreiben, ist das Programm, das Günther auf dem alten Kontinent als das anstehende Projekt fokussiert; ein Projekt, das sich dabei als Neuschreibung,

⁵³¹ "Von Wirklichkeit im eigentlichen und ausgezeichneten Sinne kann nur innerhalb menschlichen Lebens die Rede sein; der allein adäquate Gegenstand des Menschen ist der *Andere* und in den Beziehungen der Menschen untereinander realisiert sich das Sein in seinen wesentlichsten Formen." Gehlen: *Wirklicher und unwirklicher Geist*. S. 159. Hervhbg. orig.

⁵³² Gehlen: *Der Idealismus und die Lehre vom menschlichen Handeln*. S. 337.

⁵³³ Gehlen: *Wirklicher und unwirklicher Geist*. S. 154.

⁵³⁴ Was hier nach der späten Rekapitulation seines langes Weges im Pragmatismus klingt (1980), darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß Gehlen in nahezu identischer Formulierung bereits 1935 eben dafür plädiert (vgl. *Der Idealismus und die Lehre vom menschlichen Handeln*. S. 337) und sich mit Belegstellen bei Kant, Jacobi, Schelling, Fichte darum bemüht, dies als *Grundgedanken des Idealismus* ins Bewußtsein zu bringen. Vgl. *Wirklichkeitsbegriff des Idealismus*. S. 191 f.

Neubeschreibung und eigentlich Übersetzung des unbedingt über die Zeit zu rettenden idealistischen Erbes versteht. Denn ebenso wie Metaphysik, Transzendentalismus, (Fundamental)Ontologie steht der von Logizismus und Neopositivismus gleichermaßen in die Defensive gedrängte Idealismus vor der Alternative:

Entweder man bewahrt die Zaubersprüche des spekulativen Idealismus für den winzigen Kreis der Eingeweihten auf und verurteilt diese größte Gedankenschöpfung seit Plato und Aristoteles damit zur Wirkungslosigkeit, oder aber man findet einen Weg, den allgemeingültigen Kern derselben in einen exakten, para-mathematischen Formalismus zu übersetzen, der sich Anerkennung erzwingt, weil er technisch wirksam ist [...]. ([B III, 64])

Günthers Entscheid kennen wir und verfügen damit schließlich über die Antwort der eingangs des Kapitels gestellten Frage, warum gerade jener Teil im Güntherschen Handgepäck, der wie kein anderer der alt-europäischen, mehr noch einer spezifischen und zeitlich klar begrenzten deutschen Tradition entstammt, zum anschlußfähigen Modul in den Staaten werden kann: Der Wille zur Konservierung ist aufgrund der Historizität und Opakheit des zu Bewahrenden je schon der Aufruf zur Erneuerung. Wenn die Überlebensfähigkeit dieses Erbes auf unbestimmte Zukunft hin gesichert werden soll, um in diesem Fortdauern allererst seine Überlebenswürdigkeit unter Beweis zu stellen, dann muß diese Neuschreibung als solche progressive Elemente entfalten, an denen zeitgenössische Fragen neue Lösungsansätze formulieren können. Erhalt/Erneuerung also ist nicht Selbstzweck, der in Theorie-Atavismen führt, sondern motiviert sich aus der Gewißheit, mit den alten *Zaubersprüchen* über hinreichend Inspiration für das drängende Problem der Gegenwart zu verfügen. Daß dabei die Problemstellung der nächsten Theorie-Avantgarde – der Kybernetik – strukturell koinzidiert wird mit der Übersetzungsaufgabe Günthers, ist dann für Günther ein eminenter biographischer Glücksfall; ein wissenschaftshistorischer für uns, die wir nun beobachten wollen, wie auf dem neuen Kontinent das Gestalt annimmt, was am Ende als "die reife Frucht einer fünfzigjährigen Beschäftigung mit dem Denken des Deutschen Idealismus, besonders mit dem Denken Hegels, und des schicksalhaften Zusammentreffens des Emigranten mit der eben entstandenen Theorie der Kybernetik in Amerika" gelten mag.^{535]}

⁵³⁵ Oehler. *Dritte Kraft zwischen Sein und Geist*. (Art.)

Fünftes Kapitel: Go West – Die Kontinentalverschiebung

Ein schmales Sprachrohr

Wir verlassen also den dritten Reichsboden, auf dem Günther bereits *Die philosophische Einheit der Wissenschaften* schon nicht mehr verfaßt, obgleich er die Heimat noch in "eigentliche" und "tatsächliche" unterscheidet: *Gotthard Günther, Leipzig, z. Zt. Monte San Vigilio*, ordnet Günther sich zwiefältig zu, und es bleibt der Deutung überlassen, darin seine Hoffnung, auf ein nur kurzes mediterranes Zwischenspiel zu sehen, oder die Akzeptanz diskurstechnischer Regularien, die wissenschaftliche Autorität an den "Ort der Rede" im Sinne des Wortes binden. In jedem Fall bleibt diese doppelte Lokalisierung die einzige, Italien rückt in der Folge an die Stelle der Eigentlichkeit, das heißt Günther meldet sich fortan aus der Emigration.

Die Lebenszeichen, mit denen er sich *ante muros* am philosophischen Geschäft beteiligt, sind dabei schwach: Rezensionen – zumeist in der *Tatwelt* – werden mehr oder minder funktionalisiert und dienen als Darstellungsmedium des eigenen Programms, das unverändert darin besteht, auch "[h]eute idealistisch philosophieren zu wollen".^[536] Den Anspruch kennen wir und erkennen die Strategeme seiner Einlösung in den Ausführungen über die zu besprechenden Bücher wieder, die so Stück für Stück einzelne Aspekte der auf mehrfachen Ebenen operierenden Argumentation Günthers zusammentragen; die Rezensionen geraten zu einem latenten Resümee des auf deutschem Boden erreichten *status quo*: Wenn idealistisches Denken den Anspruch zeitgenössischer Relevanz erhebt, dann koinzidiert dies unmittelbar mit dem Plädoyer, "alle logischen Fundamentalthesen dieses Denkens aus eigenem theoretischen Gewissen heraus neu zu rechtfertigen oder abzulehnen".^[537] D.h. allein die gründliche Kenntnis der "sich in den mathematischen Entdeckungen des 19. Jahrhunderts vollziehende[n] Dethronisierung der aristotelischen Formallogik",^[538] vermittelt allererst eine Ahnung, auf welchem formal-technischen Niveau dagegen anzuarbeiten ist, "die Tendenz zum reinen Formalismus als Abwendung des Denkens von metaphysischen Problemen zu charakterisieren".^[539] Denn – und das "sollte man den positivistischen Philosophen, die aus einer geradezu bodenlosen Unkenntnis der idealistischen Philosophie immer noch eine mythologische Hinterwelt andichten, ins Stammbuch schreiben"^[540] – die vom Positivismus gehuldigte mathematische Logik bewegt sich an einer kritischen Grenze, über die hinaus es möglich erscheint, "sich ein neues Denkniveau zu erobern, das der aristotelischen-klassischen Logik ganz unvergleichlich überlegen ist".^[541] Im Zuge dieser progressiven Erweiterung symbolischer Kalkültechnik aber erst besteht umgekehrt die Möglichkeit, gerade auch "dem Naturwissenschaftler eine starke Empfindung davon zu geben, daß heute eine neue wissenschaftliche Philosophie im Werden ist".^[542] Eine Philosophie, deren adäquate Ausdrucksmittel also auf Seiten der formalen Theorie erst zu erbringen sind, um von

⁵³⁶ Günther. *Buchbesprechung*. Walther Schönfeld: 'Der deutsche Idealismus und die Geschichte'. S. 222.

⁵³⁷ Ebd.

⁵³⁸ Günther. *Buchbesprechung*: Eberhard Zschimmer: 'Die Logik des wissenschaftlichen Bewußtseins'. S. 219.

⁵³⁹ Günther. *Buchbesprechung*. Paul Gohlke: 'Die Entstehung der aristotelischen Logik'. S. 212.

⁵⁴⁰ Günther. *Buchbesprechung*. 'Die nachgelassenen Schriften von Johann Gottlieb Fichte'. S. 223.

⁵⁴¹ Günther. *Buchbesprechung*. 'Abhandlungen der Friesschen Schule'. S. 668.

⁵⁴² A. a. O., S. 669.

hier aus rekursiv eine kohärente Bestimmung von Philosophie gewährleisten zu können, die sich ihrerseits grundsätzlich der Einsicht öffnen muß, "daß das Unternehmen einer 'logischen und methodologischen Untermauerung der Geisteswissenschaften' [...] eine vollkommen aussichtslose Sache ist, falls man sie, unter Ignorierung der Naturwissenschaften, als Spezialbegründung eines gesonderten Sektors aufzieht."⁵⁴³ Hier verbinden sich die *neue Logik* Günthers und eine durch sie von allen spekulativen Erblasten befreite idealistische Philosophie in einer wechselseitigen Dynamik, innerhalb derer zum einen "die transzendental-metaphysische Bewußtseinslehre [...] durch eine Transzendentallehre der praktischen Vernunft zu ergänzen [ist]"⁵⁴⁴ und zum anderen "die ganze Idee der Transzendentallogik sich schließlich in einem Formalismus explizieren soll, der die Leibnizlogik selbst als Ausdruck einer ungelösten Problematik zum Gegenstande hat."⁵⁴⁵

Der Ansatz gewinnt an Brisanz

Soweit das rezensierende Fazit, das die ungelöste, ja unlösbare Problematik der Leibnizlogik nicht näher thematisiert, hinter dem sich jedoch unschwer die Widerspruchsfreiheit deduktiver Systeme zu erkennen gibt, die seit Gödel grundsätzlich nicht in der Lage sind, die Wahrheit aller ihrer Sätze mit immanenten Mitteln zu entscheiden. Hier verläuft ab 1931 eine unüberschreitbare Grenze, an deren Nichthintergebarkeit auch die von Tarski inaugurierte Unterscheidung von Objekt- und Metasprache nichts ändert. Syntax und Semantik also laborieren an einem Symptom, das Günther seinerseits als starkes Argument ins Positive wendet, um für das transzendentallogische Prinzip innerhalb der symbolischen Logik zu werben: "Was aber Gegenstand einer Logik ist, kann nicht Prinzip dieser selben Logik sein." (B I, 23) lautet das Kernargument von *Logistik und Transzendentallogik* (B I, 11-23), jenem Aufsatz, in dem wir die schon in den *Grundzügen* avisierte Arbeit "über die Beziehung des deutschen Idealismus zum mathematischen Denken" vermuten (GZ 177), und die, obgleich erst 1940/41 erschienen, als letzte Arbeit auf deutschem Boden gelten darf, also vermutlich in das Jahr 1937 datiert.⁵⁴⁶ Interessant ist dieser Text in zweifacher Hinsicht. Zum einen erkennen wir darin den Index einer Abnabelung von Leipzig, wenn sich an dieser Stelle die oben erwähnte Ausblendung der Willensproblematik einleitet, die erst am Beginn

⁵⁴³ Günther. Buchbesprechung: Wilhelm Keller: 'Der Sinnbegriff als Kategorie der Geisteswissenschaften'. S. 447. Damit emanzipiert sich Günther von Dilthey, dessen Programm gerade darin besteht, "eine erkenntnistheoretische Grundlegung der Geisteswissenschaften zu entwickeln [...]" Diese allerdings "verknüpft Erkenntnistheorie und Logik miteinander" und „schränkt [...] ihr Problem auf das Gebiet der Geisteswissenschaften ein.“ Dilthey: *Einleitung in die Geisteswissenschaften*. S. 116.

⁵⁴⁴ Günther: *Buchbesprechung*. Walther Schönfeld: 'Der deutsche Idealismus und die Geschichte'. S. 223.

⁵⁴⁵ Günther: *Buchbesprechung* Wolfgang Cramer: 'Das Problem der reinen Anschauung'. S. 113.

⁵⁴⁶ Günther betitelt den Aufsatz als "Grundsätzliche Bemerkungen eines Philosophen zu Alfred Tarskis Einführung in die mathematische Logik", die im polnischen Original 1936, in der deutschen Fassung ein Jahr später erscheint. Ist es also bereits unwahrscheinlich, daß Günther mit seiner Stellungnahme bis 1940 wartet, so deutet das Argument: Was Gegenstand ist kann nicht Prinzip sein! auf eine Entstehungszeit um 1937, da dieser Gedanke im Wortlaut sowohl in der zuletzt zitierten Rezension, wie auch in CM (vgl. S. 36) auftaucht. Wenn wir dazu noch erinnern, daß Günther 1938-40 in Süd-Afrika als Dozent mit umfangreicher Vorlesungsarbeit zur Philosophiegeschichte betraut ist, 1940 in die USA einwandert und von dort aus erst 1952 wieder publiziert, dann scheint es wenig wahrscheinlich, die Niederschrift auf afrikanischem oder amerikanischem Boden zu lokalisieren. Mithin entscheiden wir uns, in diesem Text Günthers letzte Reichs-Meldung zu sehen, die Abschluß und Anschluß zugleich ist, wenn sie als Grundsatzerklärung dem gleichfalls in die Staaten emigrierenden Tarski hinterher schreibt.

der 70er Jahre zurückgenommen wird.⁵⁴⁷ Das heißt Günther nimmt die in den *Grundzügen* eingeschlagene Argumentation direkt wieder auf, Logik erscheint als Theorie des Selbstbewußtseins, ohne die Unterscheidung in theoretisches und praktisches Bewußtsein, ohne den Rekurs also auf die Komponenten von Wille und Handlung. Und zum anderen verdient *Logistik und Transzendentallogik* eine besondere Erwähnung, da sich der in den Grundzügen konzeptionierte Ansatz nunmehr durch das *Ereignis Gödel* (Stephan Körner) in eine formaltechnische Dimension gestellt sieht, die den bis dahin auf Seiten der Logik kaum nachvollziehbaren Versuch einer Einbindung der transzendentalen in die formale Logik zumindest motivational als nicht vollkommen absurde Perspektive erscheinen läßt. Denn sind die *Grundzüge* von der Wirkung des Unvollständigkeitssatzes noch unberührt, und entwickeln sie die Notwendigkeit einer Erweiterung der Logik ganz aus der Überzeugung heraus, das Hegelsche Reflexionsniveau in die formale Theorie integrieren zu müssen, so kann sich die Idee einer *zweiten Logik* seit Gödel in jedem Fall auf den technischen Notstand berufen, daß der Vollständigkeitsbeweis mit den intrinsischen Mitteln der Logik allein zum Scheitern verurteilt ist: Der Ausweg über eine Logik, die der klassischen unvollständigen Logik als ein System vorgeschaltet ist, "das die Struktureigenschaften des ersten Systems bearbeitet" (B I, 22), gewinnt an Brisanz, wenn darunter ein System verstanden wird, innerhalb dessen das Gesamt der formalen und formalisierbaren Logik nicht als weitere form-inhalt-dichotome Abstraktion im Sinne von Tarskis Metasprache oder Hilberts Formalismus eingeht, in dem vielmehr "[d]ie Logik selbst als Inbegriff der Beziehungen und Gesetze, die zwischen den Zeichen gelten," (B I, 22) abgebildet wird.

Wie in den *Grundzügen* begegnet implizit auch hier das Bild der konzentrischen Kreise, wenn die *zweite Logik* erneut als das umfassendere System angelegt ist, aus dem heraus auf das Gesamt des ersten Systems reflektiert wird. Neu allerdings und richtungsweisend ist der methodologische Begriff, unter dem dieser Abbildungsprozeß vollzogen wird: Werden in den *Grundzügen* die beiden Thematiken von Sinn und Sein stets aktual an den jeweiligen Reflexionsprozeß gebunden, so weitet sich die Perspektive nunmehr, wenn der *Inbegriff* der klassischen Logik als Gegenstand der zweiten Ebene erscheint. Diese explizite Verschiebung (die in dem generalisierenden Terminus der *Thematik* in den *Grundzügen* tendentiell mit angelegt ist) führt dann zu einem bedeutsamen terminologisch-systematischen Fortschritt, wenn Günther das altbackene Konzept *Inbegriff* übersetzt: Die *Struktureigenschaften des ersten Systems* werden im zweiten System thematisiert. Damit – dies wäre nun zu zeigen – transformiert sich nicht nur der Strukturbegriff, der in den *Grundzügen* allein als *Aufbau*

⁵⁴⁷ Möglicherweise reagiert Günther damit (allerdings sehr spät) auf die peinlichen Anbiederungen Gehlens, mit denen dieser "die idealistische und materialistische bzw. positivistische Philosophie einander gegenüberstellt, um zu zeigen, warum man zum Aufbau einer nationalsozialistischen Philosophie sich mit der idealistischen in erster Linie auseinanderzusetzen hat". (Gehlen: *Noch einmal: Der Idealismus und die Gegenwart*. S. 361. Vgl. auch Gehlens Erinnerung an Kant als eine der "ersten großen Expositionen der Rasselehre in deutscher Sprache" (*Der Idealismus und die Gegenwart*. S. 351), sowie die "Würdigung" Fichtes als Nationalsozialisten (*Deutschtum und Christentum bei Fichte*. S. 233.) Wenn umgekehrt die Nazis alles adaptieren, was unter der Sigle "Wille" ein Drittes sucht, wenn also auch der Anti-anti-Semit Nietzsche sich neben Spengler, Freyer, Gehlen, Spann, Klages als geistiger Vasall der NS-Ideologen eingereiht findet, dann birgt die Einheit von Denken und Handeln generell Gefahren, da sich trefflich parallelisieren läßt: "Sie zu vollziehen ist die Aufgabe jedes Nationalsozialisten; sie zu begreifen das Bedürfnis des nachdenkenden Verstandes, dem der Philosoph dient." (Gehlen: *Noch einmal: Der Idealismus und die Gegenwart*. S. 360) Für einen Logiker, der sich im Aufbruch zu der bereits emigrierten jüdischen Frau befindet, kann die thematische Suspension des Willens also durchaus als Vorkehrung gelesen werden, dem Regime nicht noch den vermeintlichen Rekurs auf ewiglich-unwandelbare Denkgesetze zu eröffnen, bzw. sich selbst ungewollten Einverleibungen zu entziehen.

und *Gefüge* erscheint, vielmehr gelingt damit eine Konkretion des zuvor eher dunklen Postulates, nach dem "die subjektivistische Thematik ja keinen einfachen Gegensatz zur objektivistischen Thematik bildet, sondern als *Methode* beide Thematiken als *Inhalt* umgreift" (GZ 212. Hervhbg. orig.). Das als *Umgreifen* intendierte Zusammengehen von Identität und Differenz im Verhältnis von Seins- und Sinnthematik hatte bis dahin ja mit der Schwierigkeit zu kämpfen, die darin angelegte Überdetermination der Form als Form-für-Form-Inhalt noch ohne eine substantielle Bestimmung des neuen Formbegriffs kohärent denken zu müssen, was die Eingrenzung der Sinnthematik durchaus als präventiv erscheinen ließ. Wenn überhaupt, dann gelang sie *via negationis*,^[548] und maßgeblich verantwortlich dafür zeichnet Günthers Verhaftung am *einzelnen Reflexionsakt*: Seine Perspektive in den *Grundzügen* ist partikular, richtet sich noch ganz auf den grundsätzlichen Aufweis der Doppelbesetzung im Denken, für das in Analogie zu den *drei Stellungen des Gedankens* bei Hegel von Fall zu Fall die Beweisführung angetreten wird, daß am Ende "die Einheit aller drei in der Einheit des Denkens gesetzten Verhältnisse" (GZ 204) der kohärente Gegenstand einer voll ausgebildeten formalen Logik zu sein hat. In dieser Vereinzelung aber ist die Form-Inhalt-Dichotomie gerade in ihrer angestrebten Überwindung noch zu mächtig, als daß sie einer befriedigenden Auflösung zugeführt werden könnte, denn die inaugurierte Form-der-Form steht terminologisch und also latent konzeptionell noch immer unter der alten Dichotomie. Die Idee einer neuen Form partizipiert zwangsläufig an dem dualen Gefüge klassischer Form und steht definitorisch vor der Schwierigkeit, als Form-für-Form eben das unveränderte relationale Gefüge zwischen Form und Inhalt nun auf der Ebene zweier neuer Relata zu wiederholen. Das heißt ein Ausbruch aus der autochthonen Dualität kann nur in dem Moment geleistet werden, in dem ein höherer/tieferer Standpunkt der Synthese/Verwerfung bezogen wird, der in den *Grundzügen* allerdings noch nicht sichtbar ist.

Diesen zu finden dann mag indirekt Gödel befördert haben, wenn mit einem Mal, von Russell bis Hilbert, die Perspektive aller an der Grundlagenkrise laborierenden Logiker unterschiedslos als eine internale erkennbar wird. In dem Moment, in dem Gödel darauf hinweist, daß der immanente Beweis der Widerspruchsfreiheit nicht möglich ist, daß also logische Systeme *als solche* auf einen externen Bezugspunkt verwiesen sind, wird die Grenze zwischen Immanenz und – wie Günther es trefflich formuliert – "Transzendenz der Widerspruchsfreiheit" (B I, 21) überhaupt erst etabliert; die Idee des Transfiniten (Gentzen), des Metatheoretischen (Tarski) als Ausgriff aus dem System über es hinaus kann sich als Kompensationsinstrument erst aufdrängen im Anschluß an die Unzulänglichkeit finiter Lösungen.

Für Günther in gewisser Hinsicht ein Glücksfall, kann er nun seinerseits die Notwendigkeit dieses Ausgriffes als Argument für das Transzendentalitätsprinzip innerhalb der Logistik anverwandeln. Der in den *Grundzügen* entwickelte Gedanke einer als Abbild des theoretischen Bewußtseins überforderten mathematischen Logik erfährt durch Gödel eine unerwartete und unwiderlegbare Unterstützung, wenn die Unentscheidbarkeit logischer Systeme – unter der Maßgabe der Logik als konsistenter Theorie sämtlicher Motive des theoretischen Bewußtseins – nun die Unmöglichkeit der Widerspruchsfreiheit des theoretischen Bewußt-

⁵⁴⁸ Wir erinnern: "Die Sinnlogik kennt [...] keinen Gegenstand, von dem sie zu abstrahieren hat. Sie ist sich selbst ihr eigener Gegenstand. In ihr muß der Inhalt ohne Rest in der Form aufgehen und umgekehrt die Form ohne jeden Rückstand als Inhalt begriffen werden können. Form, die durch Abstraktion gewonnen wird, ist im Bereiche der Sinnlogik keine Form." GZ 209f.

seins bedeuten würde.⁵⁴⁹ Ein nicht-pathologisches, widerspruchsfreies Bewußtsein vorausgesetzt, bleibt also nur der Umkehrschluß auf die Fragwürdigkeit des Absolutheitsanspruches der überkommenen Logik, ein Schluß, den Günther erneut zieht. Und dies mit zwei Konsequenzen: Zum einen ist Günther tief genug in der Transzendentallogik verankert, um im Gegensatz zu Gentzen und Tarski von vornherein eine Qualitätsdifferenz zwischen den beiden logischen Ebenen zu postulieren. Denn bleibt die transfinite Induktion nur eine gegen Unendlich verlängerte Wiederholung des gleichen Prinzips, also eine quantitative Iteration der kalkülimmanenten Mittel, und setzt auch das Metasprachenkonzept nur die Form-Inhalt-Relation ins Infinite fort, so stellt Günthers Einbindung der transzendentallogischen Perspektive in die formale Theorie dem die Forderung einer qualitativ vollständig differenten logischen "Anschauungsform" entgegen. Die formale Beschreibungsebene der beschreibenden Logik muß grundsätzlich verschieden sein, von der zu beschreibenden – die Erinnerung an die Kantische Unterscheidung von empirischer und transzendentaler Anschauung lebt fort.

Zum anderen aber, und im Anschluß daran konkretisiert sich diese notwendige Differenz auch inhaltlich, erwächst für Günther mit der Inblicknahme der Grenze von Innen- und Außenperspektive nicht nur die Chance, den gesamten Bereich klassischer Logik als solchen (*Inbegriff*) gegen den neuen kontrastieren zu dürfen, es erwächst allererst auch die Notwendigkeit eines kontrastfähigen Vergleichskriteriums: Desavouiert Günther in den *Grundzügen* das alte Form-für-Inhalt-Schema als zu eng für eine formalisierbare Abbildung der selbst-rückbezüglichen Struktur des Denkens, so ist die Forderung nach einer Form der Form dort kaum mehr als eine Metapher für das gänzlich Neue. Form der Form mag genügen, um Begrenzungen zu entlarven, beinhaltet aber keine positiven Bestimmungen und kann dies auch nicht, solange der Gesichtspunkt noch innerhalb der Stufenfolge der Reflexion liegt, somit dem Hegelschen, d.h. dem klassischen Formbegriff hinterherschreibt. In dem Moment jedoch, in dem die Perspektive sich von dem konkreten Verhältnis zwischen jeweiliger Reflexion und der ihr adäquaten Form emanzipiert, in dem also nicht mehr die aktuelle Form-Inhalt-Beziehung problematisiert wird, sondern auf das Gesamt des Logischen in seiner Repräsentationsfunktion für das theoretische Bewußtsein gesehen wird, erweist sich die Form-Inhalt-Beziehung für ein generelles Vergleichskriterium als wenig tauglich. Eine Kritik an den fragilen Versuchen der Logik, sich in unendlichen Iterationen aus dem Gödelschen Sumpf zu ziehen, auf dem Boden einer Form-Kritik allein würde ihr schlagkräftigstes Argument ungenutzt lassen, das gerade in der Unmöglichkeit besteht, die unentscheidbar gewordene Logik als Theorie des Denkens auf das entscheidbar sich denkende theoretische Bewußtsein abzubilden. Die Frage darf sich also nicht allein auf die mangelnde Selbstreflexivität der klassischen Form richten, sondern muß nunmehr weitergehend heißen:

Ist eine Logik möglich, deren thematischer Gehalt durch die Idee der infiniten Reihe der Systeme der Leibnizlogik gegeben wäre? Bejahen wir diese Frage, so begegnen wir direkt dem Kernpunkt der Transzendentaltheorie, d. h. dem Abbildungsverhältnis der Leibnizlogik auf die Einheit des theoretischen Bewußtseins. (B I, 22)

Erst der dem Form-Inhalt-Schema übergeordnete Gesichtspunkt also gewährleistet die Möglichkeit, die klassische Logik als das Gesamt einer sich verschleißenden Mechanik dem thematisierenden Zugriff zuzuführen, und wenn Günther diesen summarischen Begriff hier als *Idee* oder *Inbegriff* der logischen Systeme faßt, dann wissen wir bereits, was konkret der

⁵⁴⁹ Dies insofern – wie in EdW entwickelt –, als jede wissenschaftliche Erkenntnis, jegliche Wissensform sich auf einen Ort in dem mit sich identischen theoretischen oder praktischen Bewußtsein abbilden lassen können muß.

thematische Gehalt der neuen Logik zu sein hat: die Struktureigenschaften der klassischen Logik schlechthin. Die damit vollzogene Entwicklung darf nicht unterschätzt werden, denn Struktureigenschaften lassen sich als Eigenschaften befassen, die nicht mehr an das Substrat ihres Trägers gebunden sind; Eigenschaften der Struktur sind keine Eigenschaften der distinkten Form und keine eines gesonderten Inhalts, sind also Eigenschaften, deren Beschreibung einen wesentlich generelleren Phänomenbestand umfaßt: Die Struktur, die nicht mehr an den je geformten Stoff gebunden ist, ist nicht mehr hylemorph determiniert und als Struktur also von der Jeweiligkeit ihrer substantiellen Realisierung unabhängig. Anders gewendet, und das ist entscheidend, gewinnt Günther mit dem neu bedeuteten Strukturbegriff ein Instrument, um die – nichtsdestotrotz noch immer gesuchte – non-abstraktive Form weitergehend von der Form-Inhalt-Dichotomie zu emanzipieren. Denn wird die *Struktur* der *ersten Logik* nun Inhalt der neuen Logik, dann ermöglicht dies auf der zweiten Stufe eine nicht mehr form-inhalt-dichotome, weil nicht mehr inhaltlich-substantielle Thematisierung der Logik; gerade so wie in den *Grundzügen* gefordert: *Die Sinnlogik kennt [...] keinen Gegenstand, von dem sie zu abstrahieren hat. Sie ist sich selbst ihr eigener Gegenstand* und kann dies nur sein, wenn die Struktur des Logischen Gegenstand des Logischen wird. So gelingt über die Struktur die non-abstraktive Thematisierung, da das Freilegen und Thematisieren von Struktur einen logisch-ontologischen Zugriff auf etwas gewährt, was an keiner Stelle als ursprünglich Seiendes in zunehmender ont(olog)ischer "Ausdünnung" gewonnen würde. Es gibt keine positiv seiende, ontische Struktur, von der erst logisch und formal abstrahiert werden müßte, Struktur ist je schon formales Prinzip, ohne Form eines Inhaltes und Inhalt einer Form zu sein [⁵⁵⁰] Wird damit der Inbegriff, die Struktur des Logischen *per se* Thema und Gegenstand der neuen Logik, so findet sich auf der Inhaltsseite dieser Logik bereits kein positiver, ontischer Inhalt mehr, dem infolgedessen auch keine abstrahierende Form mehr korrespondieren kann. Die Form, in die Struktur als Inhalt überhaupt nur eingehen kann, muß als Form für Struktur bereits die formierende Qualität der Struktur erfassen und thematisiert somit die "Form" der Struktur und die Struktur der Form – sie wird als Form für Struktur zur *Strukturform*.

⁵⁵⁰ Mit *Logistik und Transzendentallogik* also löst Günther sich von dem indifferenten Strukturbegriff der *Grundzüge* (Ordnung an einem Gesamt) und erweitert seine Bedeutung genau im Sinn Carnaps, der im *logischen Aufbau* die inhaltliche, individuelle *Eigenschaftsbeschreibung* von der relationalen *Beziehungsbeschreibung* unterscheidet, um die *Strukturbeschreibung* als eine Sonderform der Beziehungsbeschreibung zu deklarieren. Strukturbeschreibungen liefern für Carnap dann keine individuellen Daten mehr (weder Eigenschaften noch Beziehungen), hier "wird nur die 'Struktur' der Beziehungen angegeben, d.h. ein Inbegriff aller ihrer formalen Eigenschaften." (Carnap: *Der logische Aufbau*, S. 13) Der so gefaßte Strukturbegriff fällt auch bei Carnap aus der stets individuell zuschreibbaren Form-Inhalt-Polarität, d.h. "[w]ährend die Beziehungsbeschreibung im allgemeinen [...] noch Schlüsse auf individuelle Eigenschaften der Glieder möglich macht, ist dies bei der Strukturbeschreibung nicht mehr der Fall. Sie bildet die höchste Stufe der Formalisierung und Entmaterialisierung." (A. a. O., S. 14f) Daß Günther – allerdings ohne dies zu erwähnen – zur näheren Eingrenzung seiner *idealistischen Logik*, bzw. *Logik der Geisteswissenschaften* auf die Strukturdefinition Carnaps zurückgreift, entbehrt nicht einer gewissen Ironie, wenn Carnap selbst – hier verifiziert sich Üners Einschätzung der Jugendbewegung als Lebensbund – in einer Randbemerkung den Zusammenhang zu der im Anschluß an Dilthey, Windelband und Ricken von Freyer erwogenen *Logik der Individualität* herstellt. Carnap verißt nicht, die Bemühungen seines Bundesgenossen Freyer in dessen *Theorie des objektiven Geistes* mit dem Hinweis zu erwähnen, "daß der relationstheoretische Strukturbegriff eine geeignete Basis für eine solche Methode bildet." (A. a. O., S. 15) Der Kreis schließt sich, wenn Günther einerseits das Projekt einer klassifikatorischen (Teil)Theorie des objektiven Geistes (EdW) im Umfeld Freyers aufnimmt, andererseits die Logik selbst, die dem strukturellen Konstitutionssystem Carnaps zugrunde liegt, noch einer strukturtheoretischen Analyse unterwirft, um Carnaps *neue Logik* gerade strukturell als Fortsetzung der alten, aristotelischen Logik zu bescheiden.

Gewiß ist der Gedanke der Strukturform in *Logistik und Transzendentallogik* allererst potentiell enthalten, doch zeichnet sich die grundlegende Devianz Günthers zur Formkonzeption der Logik – sei es die klassische, sei es die nicht-klassische, intensionale Logik – in der hier vertretenen Auffassung ab, daß eine post-Gödelsche Logik nicht mehr in einer stufenweisen, infiniten, in jedem Fall linearen Fortsetzung immanenter Mittel ihre Hoffnung auf die eigene Kohärenz und Abgeschlossenheit gründen kann. Um hier nicht in der qualitativen Verlängerung rettungslos verfangen zu bleiben, kann für Günther der Ausweg nur in einem kategorisch verschiedenen Weg liegen, der aus dieser Verschiedenheit heraus auf die unabgeschlossene und unabschließbare Reihe der Selbstiteration klassischer Kalküle reflektiert. Diese, wie Günther es dann nennt, transzendentallogische Perspektive kann aber ihre nicht-lineare, selbstreflexive Präsupposition nur einlösen, wenn es gelingt, den Modus der Objektivation aus dem Form-Inhalt-Schema zu lösen. Damit dann fügt sich der in den *Grundzügen* erhobene Anspruch auf eine neue Form mit der jetzt von Gödel adaptierten Forderung zusammen, das Gesamt des Logischen zum Thema des Logischen erheben zu müssen, bzw. umgekehrt weist das Postulat des transzendentalen Prinzips in der Logik notwendig auf die grundsätzliche Andersheit einer neuen Form zurück: Der Zwang, mit Gödel die Geschlossenheit des Logischen verlassen zu müssen, sie aber in der überkommenen Weise weder formtechnisch noch thematisch verlassen zu können, koinzidiert unmittelbar mit der Forderung, für den einzig möglichen Überstieg – d.h. für eine nach dem Vorbild der Transzendentallogik konzipierte Reflexion auf die Form-Inhalt-Beziehung der Objekt-Logik selbst – eine adäquate Form generieren zu müssen, da der Inhalt der neuen Logik ihr nicht mehr (objektiv) äußerlich ist, sondern nunmehr die abstraktive Logik als solches, ihren Inbegriff, ihre Struktur umfaßt. Wäre eine solche Form erbracht, und dies ist die weitest reichende Implikation, gelänge es also eine Form zu finden, innerhalb derer die Struktur des Logischen abgebildet werden könnte, dann lieferte die so vorgestellte Strukturform analog zur ihrem transzendentalen Vorbild nichts weniger als die Bedingung der Möglichkeit der Logik und der logischen Form.

Anschlußfähigkeit

Das ist nicht wenig, und wenn Günther solche Perspektiven 1937 entwirft, dann öffnet sich sein Gesichtsfeld bereits nicht nur über die reine Theorie der Logik weit hinaus in Richtung einer operablen Theorie der Reflexion, dann transformiert auch schon die Fragestellung des Logikers die diskutierte Theorie des theoretischen Bewußtseins hin zu einer radikalen Strukturtheorie des Bewußtseins. Es wird nicht mehr um eine Vergrößerung des logischen Fassungsvermögens, um interne Optimierung gehen, etwa im Sinne einer intensionalen Logik, sondern die Bedingungen der Möglichkeit von Logifizierung und Formation der Form werden als strukturelle Phänomene zu beschreiben sein, deren Strukturalität dann ihre Unabhängigkeit von einem konkreten, substantiellen Träger bedeutet: Das Hegelsche Prinzip des Geistes übersetzt sich in die absolute, weil losgelöste, materie-indifferente Struktur als dem neuen Prinzip der In-Formierung der Welt. Ein Prinzip aber, das zum definitoreschen Apparat einer Disziplin gehören wird, die es zu dieser Zeit noch gar nicht gibt, von der aber nun unschwer einzusehen ist, warum Günther nicht nur in ihr aufgehen wird, sondern mehr noch zu einem ihrer wichtigsten Theoretiker avancieren wird: Die Kybernetik, deren Methodologie keimhaft in den letzten Texten Günthers auf europäischem Boden schlummert, wird ihre anfängliche Beschränkung auf eine bloß ingenieurtechnische Regelungstechnik nicht zuletzt mit Hilfe der transzendentallogischen Einsichten des Logico-Philosophicus Günther überwinden. Und so ist es nur konsequent, wenn das über eine neue Form in die Logik implantierte Transzendentalitätsprinzip zugleich das europäische Schlußvotum Günthers wie sein allererster Denkanstoß in der amerikanischen

Öffentlichkeit ist. Es ist das gleichlautende Plädoyer, und doch ist es bereits zutiefst durchzogen von der transatlantischen Verschiebung, wenn die transzendente Frage sich 1953 nicht mehr als bloße akademische Kür an die (Vollständigkeits)Problematik der Logik wendet, sondern sich schon ganz in ihrer technogenen Variation zu erkennen gibt: *Can mechanical brains have consciousness?* fragt Günther die unverändert gleiche Frage,^[551] um so nicht allein die Logiker, sondern nunmehr auch die Automatentheoretiker mit seiner Insistenz auf dem Kantisch-Hegelschen Lösungsansatz zu befremden.^[552]

Doch liegt vor diesen ersten amerikanischen Publikationen für das amerikanische Publikum noch die Zeit der Aus- und Einwanderungen; Monte San Vigilio und Stellenbosch in Südafrika sind die Durchlaufstationen, die 1940 schließlich in die Vereinigten Staaten führen und damit den konzeptionellen Transformations- und Ablösungsprozeß auch als topographische Spur einer Standortsuche lesbar machen: Der Weg aus der Alten Welt führt nicht gradlinig in die Neue, auch hier scheint eine Vermittlung notwendig, die es dem Idealisten Günther ermöglicht, seinen unbedingten Glauben an die Formalisierungsnotwendigkeit und -möglichkeit des transzendentalen und reflexionslogischen Erbes mit dem positivistischen Gebot einer intersubjektiven Immanenzphilosophie zu synthetisieren. Auch hier, nicht anders als innerhalb der kontinentalen Hegel- und Logikgemeinde, wird Günther einen Ort beziehen, der erneut zusammen bringt, was für die allermeisten nicht zusammen gehört: Hegel *und* formale Logik prallt ab an den Grenzen deutsch-idealistischer Exegese (und tut dies bis heute) – Transzendentalismus *und* formale Theorie wiederholt gleiches jenseits des Atlantiks. Der (noch) Deutsch-Amerikaner Günther wird zeitlebens auf keiner Seite der Grenze eine geistige Heimat als je schon bereitstehendes Obdach vorfinden, sein Grenzgang wird als systematische Neuvermessung der alten Grenzen das eigene Gebäude als ständigen Prozeß seiner Bildung zwischen beiden Seiten oszillieren lassen: *work in progress* als der permanente Versuch einer beidseitigen Landnahme, die sich der bequemen statischen und eindeutigen Zuordnung jedoch in der typischen Simultaneität des Sowohl-als-auch und Weder-noch entzieht.

Günther betritt also den neuen Kontinent schon nicht mehr als orthodoxer Hegelianer, doch sind die Spuren der klassisch-modernen Geistigkeit auf diesem Boden zu dünn, als daß sich darauf ein fruchtbarer, gerade auch heterodoxer Diskurs beginnen lassen könnte. Das Wissen um Hegel ist archiviertes Wissen^[553] und nicht dazu angetan, für den deutschen

⁵⁵¹ *Can Mechanical Brains Have Consciousness* (1953) ist nach *The Logical Parallax*, ebenfalls 1953, die zweite amerikanische Veröffentlichung. Zuvor allerdings – wir kommen noch darauf zurück – unterbricht Günther die zwölfjährige Publikationspause mit dem bei Rauch in Düsseldorf erschienenen Versuch, der Science Fiction auch auf deutschem Boden zur Bekanntheit zu verhelfen, i.e. *Die Entdeckung Amerikas und die Sache der Weltraum-Literatur. (Science Fiction)*

⁵⁵² In *Can Mechanical Brains Have Consciousness* zeigt die Adaption der transzendentallogischen Perspektive Günther als seiner Zeit weit voraus, wenn er die Frage eines maschinell möglichen Bewußtseins auf der Basis der Informationsverarbeitung, d.h. der Regelung und Steuerung von Informationsflüssen als Paradigma der *first order cybernetics*, bereits für notwendig unzureichend erkennt. Liegt für ihn das Minimalkriterium eines mechanischen Bewußtseins (nicht des Selbst-Bewußtseins) in der – und zwar im/vom Feed-back-Mechanismus selbst zu vollziehenden – Dopplung von einfacher Reflexion und Reflexion-in-sich, so verfolgt sein Ansatz je schon die Einbeziehung der Beobachtung in die Beobachtung, wie es in den frühen 70er Jahren dann das Paradigma der *second order cybernetics* formuliert.

⁵⁵³ Er selbst archiviert sie für uns in der *Selbstdarstellung* (vgl. SD 18f): H. Brokmeyer gründet Mitte des 19. Jahrhunderts in Missouri ein Hegel-Zentrum, aus dem das *Journal of Speculative Philosophy* hervorgeht, das nach 26 Jahren sein Erscheinen im Jahr 1893 einstellt. Zuvor – 1848-1860 – tragen sich die Ohio-Hegelianer unter J. B. Stallo in die Annalen ein, und Günther vergißt weder die *Concord Summer*

Philosophie-Emigranten die passenden Anknüpfungspunkte zu formieren, die er braucht, um als Theoretiker der Logik reüssieren zu können. Naturwissenschaftler und Techniker tun sich hier leichter, werden schnell absorbiert von einer auf Hochdruck arbeitenden Weltmacht-Maschine, und so wird es einige Zeit benötigen, bis der industriell-militärische Komplex auch die Ressource Günther nutzt: Erst der kalte Krieg bildet eigenwillige Koalitionen, wenn ab den Sechziger Jahren die Aufsätze des Dialektikers und "Materialisten" Günther mit einer Danksagung beginnen: *Prepared under the sponsorship of the Air Force Office of Scientific Research, Directorate of Information Services.*^[554]

Am Beginn der Vierziger allerdings ist von solchem Sponsoring nur zu träumen. Günther steigt in das amerikanische Wissenschaftsgeschäft sehr bescheiden ein, beginnt mit wenigen philosophischen Vorlesungen am *Colby College/Maine*, an die sich Bibliotheks-Arbeiten in Harvard sowie einige Vorlesungen am *Cambridge Adult Education Centre* anschließen. Die ersten Jahre stehen wie bei den meisten europäischen Emigranten im Zeichen reinen Broterwerbs, von erfülltem Forscherdasein ist hier nur unter Bohemien-Aspekten zu reden.^[555] Trotz allem aber, gerade die Schwierigkeiten, die Philosophie des Kontinents in der Neuen Welt zu vermitteln, tragen dazu bei, dem Denken Günthers sein besonderes Gepräge zu verleihen. Bohemistik, die Wissenschaft von der technischen Sprache, drängt sich auf, denn es ist mehr als die bloße Übersetzungsproblematik vom Deutschen ins Amerikanische, die der Vermittlung europäischer Philosophie, konkret des deutschen Idealismus, jenseits des Atlantiks Grenzen setzt. Kant, Hegel, Schelling stellen nach zweihundert Jahren auch Muttersprachler vor Probleme, doch hier ist der geistige Boden, auf den diese Philosopheme

School of Philosophy (1877-1887), den *New England Transcendentalism*, noch den Untertitel eines Whitman-Gedichts zu erwähnen: *Roaming in Thought. – After Reading Hegel.*

⁵⁵⁴ Wenn Günther sich am Beginn der 60er Jahre als dialektischen Materialisten bezeichnet (SD 57f), dann in Ermangelung des noch nicht ausgebildeten Kontexturbegriffs, unter dem er "seit etwa 1968 seine Weltanschauung entwickelt hat." (SD 57) Auch hier steht die eigene Standortbestimmung vor dem Problem, nur in der etablierten Theorie-Alternative wählen zu können, die darüber hinaus seinen Übergang von einem je schon reformulierten Idealismus zum Materialismus mit einem politischem Bekenntnis verwechselt. Zwar sind Idealismus und Materialismus schon in *Idee und Grundriß*; vor allem aber im *Bewusstsein der Maschinen* als isomorphe Systeme entlarvt, doch fordert der Ost-West-Gegensatz die unmißverständliche Abgrenzung, "in der ich meinen politischen Standpunkt deutlich machen solle. In meinem eigenen Bereich lehne ich dieses wohlgemeinte Ansinnen grundsätzlich ab. Um aber meinen Verleger vor etwaigen Verdächtigungen zu schützen, erkläre ich folgendes: Wer aus meinem Text auch nur die geringste Parteinahme oder Sympathie für irgendein geschichtlich-politisches System herausliest, hat mich gründlich mißverstanden. Parteinahme gilt in diesem Buch nur der Kybernetik, wo immer wir sie finden. Im übrigen aber werden der Apostel Paulus und Lenin mit gleichem Ernst zitiert." BdM 12.

⁵⁵⁵ Wer Anekdoten liebt, dem sei nicht vorenthalten, daß Marie Günther und Karola Bloch mit gemeinsamen Wäschereiarbeiten zunächst die ökonomische Basis aufrechterhalten, auf der die Ehemänner ihre grundverschiedenen Philosopheme errichten können. Neben der ökonomischen gilt für die textuelle Aufbauarbeit Günthers in modifizierter Form die Einsicht Kittlers, daß "Textverarbeitung heute [...] das Geschäft von Paaren [ist], die miteinander schreiben, statt miteinander zu schlafen." (Kittler: *Grammophon – Film – Typewriter*. S. 310) Modifiziert, wenn Marie Günther mehr ist, als das spracherkennende Schreib-Programm "Rosenfinger", mit dem etwa Gottfried Benn arbeitet (vgl. Theweleit: *Buch der Könige*. S. 73-96. Die Rosenfinger gehören Herta Benn, geb. v. Wedemeier, und bringen 200 Silben/Min. zu Papier), und das unter wechselnden Namen die Dualität männlich-gleichgeschlechtlicher Textproduktion (paradigmatisch: Eckermann/Goethe) in die heterosexuelle Triade Mann-Frau-Typewriter überführt. (vgl. Kittler: a. a. O., S. 312-20, ders.: *Aufschreibesysteme*. S. 203-10, 355-77) Dr. phil. Marie Günther funktioniert besser als Korrekturprogramm und Korrektiv, das vor spekulativen Höhenflügen warnt, und den Textproduzenten "mehr als einmal" dazu bringt, "Textabschnitte, in die er verliebt war, die aber einer strengen Beurteilung nicht standhielten, wieder zu streichen." B II, XVII.

verpflanzt werden sollen, noch grundverschieden. Hatte sich die angelsächsische Philosophie bereits mit Bacon, Locke und Hume in eine sensualistisch-empiristische Richtung von der kontinentalen Schwester fortentwickelt, so findet dieser Ablösungsprozeß in Amerika seine Beschleunigung, die in der konsequenten Ausbildung dessen mündet, was als genuin amerikanisch bezeichnet werden darf, dem Pragmatismus. Günther allerdings erkennt nun in der Vermittlungsproblematik auch die Chancen – systematisch wie biographisch – und wendet in erprobter Manier die Schwierigkeiten auf sich selbst, um darin sowohl Gegenstand wie Methode zu finden, die das Vorankommen eines Grenzgängers kontinental-europäischer Philosophie gewährleisten sollen. Das Hauptmotiv des Pragmatismus ist für ihn dabei

ein abgründtiefes Mißtrauen gegen jene innere Evidenz, die in Menschen entsteht, die durch ein gemeinsames historisches Schicksal seelisch geformt worden sind und die ihre spirituelle Übereinstimmung aus einer historischen Tradition gemeinsamen Leidens und gemeinsamer geistiger Triumphe beziehen. (SD 21)

Dieses Mißtrauen, das dann in die "radikale Absage an die gesamte Tradition des Geistes in der östlichen Hemisphäre" (B III, 267) umschlägt, gründet sich dabei nicht auf kontingente Ideosynkrasien, sondern entspringt dem historisch bedingten Ausschluß aus der kontinental-europäischen Geistestradiation. Denn, so die Anfrage des Pragmatismus, wie

steht es nun um den Menschen, der diesem Traditionszug nicht angehört [...]? Es ist offensichtlich, daß ihm jener spezifische Kreis von Evidenzerlebnissen, die in der Tradition der Hochkulturen der östlichen Hemisphäre wurzeln, unzugänglich sein müssen, denn sie stammen nicht aus dem Menschsein überhaupt, sondern wurzeln in einer relativ engen historischen Form menschlicher Erlebnisfähigkeit. (B III, 267)

In der Umkehrung – und dies bereits ist das wesentliche Zugeständnis, dem Günther seine Assimilation verdankt – erwächst für die Protagonisten des kontinentalen Denkens damit die Notwendigkeit, sich einer Sprache zu befleißigen, die als vermittelnde Form jenseits von jedem kulturellen Apriori steht. Eine Sprachform also, hinter der wir den exakten Beschreibungsrahmen entdecken, den Günther je schon für die Hochleistungen des Idealismus sucht. Liegt das anfängliche Motiv für eine solche formale Beschreibungsebene zunächst in der Rettung der reflexionstheoretischen Einsichten vor den allzu schnellen Irrelevanzklärungen einer falsch verstandenen Metaphysikfeindlichkeit durch das logistische Lager, so sieht sich auf dem neuen Kontinent eben die gleiche Aufgabe in einen ungleich weiteren Kontext gestellt: Sie erweitert sich zur grundlegenden Suche nach den Möglichkeiten einer planetarischen Kommunikation. Denn der

europäische Denker, der auch heute noch über die ganze Erde hin gehört werden will, kann [...] nicht mehr an eine historisch uniforme Subjektivität, an ein gemeinsames psychisches Grundwissen, an einen durch die Tradition erarbeiteten spirituellen Rapport, in dem alle Bewußtseinszentren aufeinander abgestimmt sind, appellieren. [...] Wissenschaft ist kein mystischer Consensus von Eingeweihten, sondern öffentliche Betätigung, die auch von dem widerspenstigen Subjekt Anerkennung fordert. [B III 63f]

Die richtungsweisende Frage also wird die nach den Möglichkeiten eines Evidenzkriteriums, das sich nicht auf die Voraussetzung eines konsensuellen, historischen Aprioris aufbaut. Evidenz aber, die sich nicht mehr in introspektiver Übereinstimmung bildet, kann demgemäß nur

in dem Objektivierungsvorgang jenes Denkens gesucht werden, das sich in physische Machbarkeit umsetzt. Es liegt hier ein tiefes Mißtrauen gegen die ganze geistige Welt der östlichen Hemisphäre zugrunde, weil sie gerade dort, wo sie am profundesten ist, mit begrifflichen Konzeptionen arbeitete, die die brutale Prüfung durch die technische Objektivierung noch nicht bestanden haben – oder überhaupt nicht bestehen können.

Man kann der Idee, so wie sie von Plato konzipiert worden ist, nur so weit trauen, als ihre Säkularisierung bis zu der Forderung der prinzipiellen Machbarkeit vorangeschritten ist. Niemand soll an das glauben, was grundsätzlich jenseits jeder Vorstellung von Machbarkeit steht. (SD 22)

Was in diesen Überlegungen *ex post* begegnet, ist nicht viel weniger als die definitive Internalisierung der Grenze, die im Abgehen von der Voraussetzung einer historisch uniformen Subjektivität den Loslösungsprozeß von dem europäischen Paradigma einer kulturell-geistigen Synchronizität beschließt. Das alte Tagesgeschäft der Philosophie konnte solange gelingen, wie die Gemeinschaft der Philosophen in einer prästabilen Harmonie gleichgetaktet dachte, regional begrenzt und der einen, traditionsreichen Schule entstammend. Günther, der sich existentiell aus diesem Kontext herausgelöst findet, muß aber in der topographischen Distanz die methodologische Differenz formulieren und theoretisieren, denn er wird als Sprachloser seines Denkens auf das Ende des alten Paradigmas gestoßen – nunmehr ist "[w]eltgültig allgemein [...] nur das, was sich durch den exakten Verstand vermitteln kann." (IuG 95)

So kulminiert an dieser Stelle die in den *Grundzügen* bereits erhobene Forderung einer formalisierbaren Transzendentaltheorie gemeinsam mit der leibhaftig erfahrenen Sprachnot zu der durchaus neopositivistischen Sprachkritik "daß auch die tiefsten Gedanken kommunizierbar sein müssen und daß das Bestehen auf einem strikten Formalismus nicht mehr bedeutet als die unbedingte Forderung eines stets nachprüfbaren Systems der Kommunikation" (IuG 304). Hier also koinzidiert die seit der Dissertation projektierte Aufgabe direkt mit der Notwendigkeit, sich ein Medium bereiten zu müssen, in dem *clare et distincte* Verständigung darüber zu erzielen ist, was bis dahin allein geschulte Denker der Hermeneutik eines mehr als 250 Jahre nicht gesprochenen philosophischen Ideolekts abringen mögen. Und darin dann liegt zugleich die zweifache Unterscheidung Günthers, wenn er sich einerseits gegen die Rasiermesser-Politik der Positivisten und Logistiker abgrenzt mit dem unbedingten Festhalten an den allerdings dringend übersetzungsbedürftigen – Inhalten: Die Dunkelheit und mitunter selbst innerhalb eines kulturellen Apriori problematische Verständlichkeit, darf nicht mit dem Wertgehalt der zugrundeliegenden Propositionen verwechselt werden. Andererseits jedoch unterscheidet ihn gerade sein Eintreten für das deutsch-idealistische Erbe unter der Bedingung seiner Übersetzbarkeit von jener Katheder-Gelehrsamkeit, die die ursprüngliche Sprache der Texte als notwendiges Medium ihres Sinnes betrachtet. Opponiert Günther dagegen – weist er sich damit auch auf dieser Ebene als ein Strukturtheoretiker aus, der sich nicht mit der Unhintergebarkeit der Form-Inhalt-Klammer abfinden will –, dann steht er von hier aus betrachtet auf der Seite angelsächsischer Analytik, die eben den sinnproduzierenden und reifizierenden Charakter der Sprache entlarvt. Günther also überfordert beide Seiten gleichermaßen, wenn er den erst zu erbringenden kohärenten Sprachrahmen für das zu denkende Denken den formalen Theoretikern als Defizit anlastet, um auf der gegenüberliegenden Seite die Non-Formalisten mit der definitiven Gewißheit zu brüskieren, in der ihr Verhaftetsein an der überkommenen Sprache der Philosophie sie der Bedeutungslosigkeit an jedem zukünftigen Prozeß globaler Diskursfindung überantwortet.⁵⁵⁶

⁵⁵⁶ Und nicht zuletzt unterscheidet sich Günther von den übrigen Emigranten, obgleich und gerade weil der grundlegende Tatbestand von allen übereinstimmend bewertet wird. "Wer die traurige Parodie der englischen Übersetzung der *Phänomenologie des Geistes* kennt, dem ist in ganz unwidersprechlicher Weise vordemonstriert worden, wie unzulänglich das reine Gold dieses Textes dem von aller spirituellen Tradition der euro-asiatischen Hochkulturen entleerten pragmatischen Bewußtsein ist, in dessen Namen

Technik des Grenzübertretts

Damit also erscheint die Sprachbarriere als Grenze in doppelter Funktion: Negativ als wechselseitiger Ausschlußmechanismus jeweiliger spiritueller Zugehörigkeit und Identifikation, als Bedingung interner sozio-kultureller Ausdifferenzierung und Vermittlung. Positiv aber schlägt das wechselseitige Ausschlußkriterium um in die Aufhebung von Grenzen, wenn der Reflex auf die Grenze selbst das ganz Andere ihres Jenseits ermöglicht: Nicht die Sprachen sind zu transzendieren, sondern die Begrenzung als solche, um das Phänomen des Trennenden selbst zu überwinden. Das heißt die Überwindung interkultureller Schranken verbleibt als Übersetzung von einer Sprache in die andere grundsätzlich innerhalb der sprachimmanenten Begrenzung, denn die Übersetzung, die den Ortswechsel vollzieht, tut dies zum Preis neuer, anderer Ausschlüsse. Der hier zu beschreitende Ausweg kann also nicht darin bestehen, die Grenze mit jeder Übersetzung neu als Grenze zu bestätigen, sondern muß umgekehrt die multiplen Grenzen selbst als kategorialen Abgrund zu aller Sprache in das Medium der Verständigung integrieren. Die Idee einer Sprachlichkeit jenseits der vielfältig gesprochenen und geschriebenen Sprachen formuliert sich als die Möglichkeit von Kommunikation unter der Bedingung, das Andere zur Sprache zu sein. Formalisierung unter der Maßgabe einer noch undeutlich konturierten neuen Form ist der erste Zugang Günthers zu diesem Anderen, dem in Amerika dann die pragmatistischen Geister einhaucht werden, wenn nunmehr Technik zum maßgebenden Kriterium wird, an dem sich der Anspruch und die Relevanz von Philosophie und Logik messen lassen muß. Erst was prinzipielle technische Machbarkeit verspricht, kann Gültigkeit reklamieren, eine Gültigkeit, die so einen Absolutheitsanspruch erhebt, insofern sie, losgelöst vom kulturellen Apriori, generelle Zugänge eröffnet. Gefordert und allerst möglich wäre damit eine transkulturelle Evidenzerfahrung, die als materiale Implementierung in gleichem Maße die Dekonstruktion des klassischen, intuitiven Evidenzbegriffs mitbedeutet, es wäre das Artefakt, das als seine Konstruktionsbedingung über Grenzen hinweg die Parameter eines neuen geistigen Gleichklanges zu bestimmen und ermöglichen hätte.

Die Technik, die in Europa nur letzte Konsequenz und praktische Folge einer bestimmten metaphysischen Haltung – also ein historisch Letztes – war, ist in anderen Kontinenten als einziges Erbe der europäischen Weltgeschichte übernommen worden. Von europäischer Metaphysik weiß man draußen nichts. Andererseits kann aber nicht geleugnet werden, daß die überseeischen Kontinente beginnen, ihre eigene Geschichte zu haben. *Dies ist eine Geschichte, in der die Technik nicht das Letzte, sondern umgekehrt allererste und selbstverständliche Voraussetzung einer neuen historischen Entwicklung ist.* Die universale planetarische Geschichte des Menschen hat unzweifelhaft von den Voraussetzungen eines extrem technisch eingestellten Bewußtseins her begon-

sich heute europäischer Wissenschaftsformalismus, Technik und Industrie über die ganze Erde ausbreiten." [B III 63f] So die Klage Günthers, die ihn allerdings im Unterschied etwa zu Bloch nicht in Kulturpessimismus verfallen läßt. Während Günther auf eine vollkommen neue Sprachform zielt, wird für Bloch der Sprachverlust zur existentiellen Bedrohung: "Wir sprechen nun einmal deutsch. Diese Sprache haben wir mitgenommen, mit ihr arbeiten wir. [...] Man kann Sprache nicht zerstören, ohne in sich selber Kultur zu zerstören" Bloch hält dezidiert an der substantiellen Ökonomie des Zeichens fest, die den Sinn aus jenem verweisenden Spiel der Signifikanten produziert (Lacan), das Günther zu überwinden sucht. "In Hegels Phänomenologie merkt man recht häufig, wie ein Spracheinfall unlösbar mit der eigentlich philosophischen Invention verschlungen ist. [...] Selbstverständlich wäre dieser [...] Sinn [...] nicht benutzbar gewesen, wenn der Begriff der Sache nicht führend gewesen wäre." (Bloch; *Zerstörte Sprache Zerstörte Kultur*. S. 277, 284.) Und gleichermaßen hoffen die "Frankfurter" Herausgeber der *Zeitschrift für Sozialforschung*, nun in Amerika "der Wissenschaft dienen zu können, indem sie es den Autoren ermöglichen, in ihrer Muttersprache zu schreiben." Horkheimer. *Vorwort* [zu Heft 3 des VII. Jahrgangs der Zeitschrift für Sozialforschung]. S. 371.

nen. Das bedeutet aber, daß alle neue Geistigkeit, die sich auf jenem umfassenden geschichtlichen Boden bilden will, *zuerst als Reflex und Echo einer radikal technischen Mentalität auftreten muß*. Das Technische ist selbstverständliche Voraussetzung und eine ihm feindliche, oder zumindest von ihm abgekehrte 'Spiritualität' ist hier schlechterdings nicht lebensfähig. (B I, 363)

Hier gründet sich eine wesentlich neue, weil nicht-instrumentelle Einschätzung von Technik, die so im eigentlichen Sinn Beitrag zu einer *technologischen Aufklärung* sein will, insofern über die Technik jener Ausgang des Menschen aus der sprachverschuldeten Unmündigkeit anvisiert wird, in dem der *logos* allererst seinen von den Kontingenzen des Subjekts und der Kultur befreiten Bestandsnachweis findet.^[557] Die metaphysisch-anthropologische Dekonstruktion Hegels verlängert sich also in eine logisch-formalisierende, technogene Katharsis als die durchaus paradoxe Kristallisation des *zoon logon echon*, denn sie "markiert gewiß das Ende des Menschen, den vergangenen Menschen, aber zugleich die Erfüllung des Menschen, die Aneignung seines Wesens."^[558] So betrachtet verkommt Technik nicht zum bloßen Mittel, dient weder der *Zweckrationalität* Max Webers,^[559] noch Horkheimers *instrumenteller Vernunft*, für die "Sinn auf nur eine Weise erreicht werden [kann] – einem Zweck zu dienen", und dies in pragmatizistischer Ausblendung der Frage, "ob die Ziele als solche vernünftig sind."^[560] Und so wenig Technik Mittel zum Zweck ist, ist sie reiner Selbstzweck; sie erscheint grundsätzlich nicht mehr unter funktionalen Aspekten in die eine oder andere Richtung. Für Günther erwachsen mit Technik und technischer Sprache vielmehr die Konkretionen eines objektiven Geistes, deren Objektivität sich dann grundlegend von der noch immer kulturell determinierten Objektivität gesellschaftlicher Institutionen unterscheidet. Gesellschaftstheorie – und damit löst sich der amerikanische Günther von seinen Leipziger Mitstreitern (insbs. von Freyer) – wird damit nur bedingt Theorie des objektiven Geistes sein können, sofern sie den Objektivationen eines sich je schon von einem spezifischen Apriori her ausfaltenden Geistes hinterherschreibt. Soll gerade dieses Apriori nun "hintergangen" werden, dann werden die Zugangsweisen zu dem, was unter der Sigle *objektiver Geist* firmiert, zwangsläufig andere und voraussichtlich befremdliche sein, wenn der identifikationsstiftenden Funktion des kulturellen Einbindungsgrundes im Vorhinein die Absage erteilt wird.

⁵⁵⁷ Günther Ropohl, der das Projekt einer technologischen Aufklärung betreibt, fordert gegen die aufklärungsimmanente Tendenz zur, wie er es nennt, Sektoralisierung ihrer analytischen Rationalität eine Reintegration der Technologie in den soziokulturellen Gesamtkontext, um von hier aus die synthetische Rationalität in den Stand zu setzen, das auf halber Strecke ins Stocken geratene Projekt der Moderne als unvermeidliche technologische Aufklärung fortzusetzen. Uns scheint, daß die so verstandene technologische Aufklärung allein auf eine gesellschaftlich zu konsensualisierende Optimierung der Technik-Beherrschung zielt, und somit den – wenn auch "ganzheitlich" erweiterten – instrumentellen Charakter von Technik nicht verläßt. Gerade das aber ist das aufklärerische Interesse Günthers an Technik, die ihm analog (wenn auch in anderer Bewertung) zu Heidegger, als rekursives Kriterium der Selbstdefinition des Menschen dient. Vgl. Ropohl: *Technologische Aufklärung*. S. 11-50.

⁵⁵⁸ So Derrida: *Fines Homini*. S. 129 über Hegels A-Humanismus.

⁵⁵⁹ "Zweckrational handelt, wer sein Handeln nach Zweck, Mitteln und Nebenfolgen orientiert und dabei sowohl die Mittel gegen die Zwecke, wie die Zwecke gegen die Nebenfolgen, wie endlich auch die verschiedenen möglichen Zwecke gegeneinander rational abwägt." (Weber. *Wirtschaft und Gesellschaft*. S. 13) Wird Technik unter zweckrationalen Aspekten betrachtet, so mündet dies in den gütervergleichenden Diskurs der *Technikfolgeabschätzung*, von der sich die Gesellschaft des Machbaren Orientierung im Gebrauch ihres Zuhandenen erhofft, ohne sich daran zu erinnern, daß das Werkzeug stets seinen Gebraucher bestimmt.

⁵⁶⁰ Horkheimer: *Zur Kritik der instrumentellen Vernunft*. S. 57, 27.

Gewiß ist diese Zumutung von Entfremdung, die als globale Entfremdung jedoch in transkulturelle Aneignung umschlägt, dazu angetan, Widerstände zu wecken, da der Preis für die *neue Geistigkeit auf jenem umfassenden geschichtlichen Boden* jetzt in der Aufgabe traditionell antrainierter Denkformen und Kulturroutinen liegt.^[561] Offenkundig versucht eine solche technologische Aufklärung – und im recht verstandenen Sinne können wir Günther unter diesen Titel subsumieren – sich der (ebenfalls im amerikanischen Exil entdeckten) *Dialektik der Aufklärung* selbst noch zu entziehen, und dies nicht nur, weil diese in der Möglichkeit zu einer kulturindifferenten "Spiritualität" allein den egalisierenden und nivellierenden Aspekt technologisch vermittelter Massenkultur betrauert. Viel tiefergehend siedelt das technogen angeeignete *Wesen des Menschen* bereits jenseits der schlechten Wahlmöglichkeit, die die Dialektik der Aufklärung bereithält: "Das Wesen der Aufklärung ist die Alternative, deren Unausweichlichkeit die der Herrschaft ist. Die Menschen hatten immer zu wählen zwischen ihrer Unterwerfung unter Natur oder der Natur unter das Selbst.", bestimmen Horkheimer/Adorno die als vermeintliche Überwindung des Mythos sich gebärdende "Verwechselung der Freiheit mit dem Betrieb der Selbsterhaltung".^[562] Sie belassen dem Selbst allein das emanzipatorische Aufbegehren gegen die unterjochende Natur, die allerdings im Joch einer undurchsichtigen, unbeherrschbaren Gesellschaft als zweite Natur ihren Herrn erneut in die Knechtschaft zwingt. Das Dispositiv dieser Befreiung/Versklavung ist die Rationalität, ihre Instrumente sind die Logik und die Formel, in denen "die Wahl zwischen Überleben und Untergang" sich drastisch manifestiert, wenn eben "von zwei kontradiktorischen Sätzen nur einer wahr und einer falsch sein kann."^[563]

Nicht so sehr, weil Günther gerade zur willfährigen Preisgabe überkommener, und das heißt identitätstheoretischer, logischer Allmachtsansprüche bereit ist, und in dem hier begegnenden Kontext auch weniger, weil sein Programm einer exakten, später als *transklassisch* beschriebenen Rationalität zum unbedingten Ausbruch aus den dichotomen Klammern klassischen Denkens aufruft (gerade auch aus der für Horkheimers/Adornos maßgeblichen Dualität von Natur und Geist), vielmehr erweist sich die Günthersche Alternative als eine Möglichkeit, die die schlechte Alternative Horkheimer/Adornos selbst noch hinter sich läßt, wenn die von ihm projektierte technologische Aufklärung dem *Zwang zur Selbsterhaltung*

⁵⁶¹ Deutliches Befremden erntet etwa Bense, wenn er Günthers Forderung einer transkulturellen Geistigkeit eine semiotisch-ästhetische Dimension an die Seite stellt: In Anlehnung an die zeitgenössisch aktuelle Informationstheorie Shannons/Weavers bemüht er sich, die Grundlagen einer impersonal kommunikativen, technizistischen und rein quantitativen Informationsästhetik, also einer "neuzeitlichen Ästhetik zu entwickeln, die sowohl eine Terminologie wie auch eine Theorie liefert und in der angemessen, also rational und aktuell [...] gesprochen werden kann." (Bense: *Aesthetica*. S. 123.) Benses Applikation der Informationstheorie zielt allerdings zunächst metaphysisch darauf, mit Information als negativer Entropie für eine grundlegend duale Einteilung in physikalische (Entropie) und ästhetische (Information) Weltprozesse zu plädieren. Seine Informationsästhetik wird also "nur sehr wenig mathematisch und metrisch präzisieren [...], wenngleich die mathematische Sprache und die Reduktion auf Meßbarkeit auch in der Ästhetik in mancherlei Beziehung wünschenswert und ideal bleiben." (A. a. O., S. 124) Gerade letzterem Ideal verpflichtet sich Helmar Frank, der seine Informationsästhetik unter den Prinzipien skizziert, "1. das Kunstwerk als eine Nachricht zu verstehen [...]; 2. diese Nachricht mit mathematischen Methoden zu erfassen; 3. die so gewonnenen mathematischen Kennzeichen eines Kunstwerks in Beziehung zu setzen zu den informationspsychologisch erzielten Aussagen über die psychologischen Parameter des Kunst erzeugenden oder Kunst wahrnehmenden Menschen; 4. von hier aus wenigstens notwendige Kriterien anzustreben, welche ein Kunstwerk erfüllen muß, um bei einer gegebenen Gesellschaft als schön gelten zu können; [...]" (H. Frank: *Kybernetik und Ästhetik*. S. 40.) Einen kurzen Abriß der Informationsästhetik in Gunzenhäuser: *Informationstheorie und Ästhetik*. S. 285-96.

⁵⁶² Horkheimer/Adorno: *Dialektik der Aufklärung*. S. 55, 64.

⁵⁶³ A. a. O., S. 53.

gerade das Risiko und die Bereitschaft zum Selbstverlust entgegengesetzt. Denn wenn Technik aus dem instrumentellen Gebrauch herausgelöst wird, sie also kategorisch nicht mehr als prothetisch-prometheisches Mittel zwischen Mensch und Natur das semantische Feld von Arbeit und Vergesellschaftung besetzt, dann richtet sich ihre funktionale Möglichkeit allein auf den sie entwerfenden und handhabenden Menschen, den sie im Vollzug des Entwerfens und Handhabens allererst als solchen entwirft. Und wenn im Entwurf der Maschine sich der Entwerfer in die Vorschrift der Entwerfung entwirft, dann begegnet sich der Entwerfer partiell in seinem Entwurf und begegnet so der Frage nach dem ihm verbleibenden konstitutiven Rest, der ihn als Entwerfer vom Entwurf unterscheidet. Hier dann gründet sich die emanative Selbst- und Neubestimmung des Menschen, die ihn, viel radikaler als jedes Verfallensein in maschinal metaphorisierte Sozialzusammenhänge dies tut, als einen technisch determinierten *homo faber* charakterisiert, insofern sein fabrizierendes Entäußern den so fabrizierten, objektiv gewordenen Geist als Irreduzibilitäts-Kriterium für den subjektiv verbleibenden Geist generiert. Hier erschließt sich das Risiko zur Selbstaufgabe in der Abgabe des Selbst als die Möglichkeit, zu einem Selbst zu gelangen, das in der via Technik zu Teil werdenden De-finition die endlose Was-ist?-Diskussion traditioneller Anthropologie, Ontologie, Metaphysik mit der nüchternen Frage beendet: Was bleibt? Ganz unabhängig also davon, wie dieser Rest zu bestimmen ist, wesentlich wird das hier Bleibende sich nicht mehr im Kampf gegen Natur und Zivilisation zu behaupten haben; der Kriegsschauplatz wird sich verlagern, denn das Antagon dieses neu zu definierenden Selbst ist nicht länger eine ihm äußerliche Macht (Natur, Gesellschaft), sondern der Widerstand des eigenen Selbst, sich der Revision zu unterziehen. Hier wird der Kampf ein Ringen mit sich, an dessen Ende das eine und identische Selbst sich in der Dopplung dessen begegnet, was sich hartnäckig weigert, in den Mechanismus abzuwandern, und was nicht.

Daß dieser Kernbestand dann nicht mehr der sein kann und wird, den klassische Subjektivitätstheorien ihm bereithalten, ist evident, wie ebenso deutlich ist, daß die Redeweise über das in der Preisgabe des alten Selbst nunmehr neu gewonnene Selbst innerhalb einer am Subjekt wie an seiner postmodernen Durchstreichung orientierten Denkweise kein Referenzsystem mehr findet. Vielmehr kommt an dieser Stelle jene Strukturtheorie zu sich, der nicht nur die okzidentale Angst, im ganz Anderen das Eigene zu entdecken, fremd ist, die sich vielmehr noch dazu bereit erklärt, die erprobten Kompensationen solcher Schreckerfahrung – Metaphorisierung und Analogie als tropische Versuche die Eigentlichkeit zu bewahren – in der formalen Rede jenseits von *eigentlich* und *uneigentlich* aufzuheben: Wille, Kognition, Bewußtsein können in der Maschine begegnen, weil Wille, Kognition, Bewußtsein eben auch beim *homo sapiens sapiens* nicht anders beschrieben werden, weil die Trägerschaft nicht über das Phänomen entscheidet. Und weil die Beschreibung eben Strukturen und von keinem bevorzugten Substrat mehr abhängige Prozesse beschreibt, können diese Beschreibungen, die das Selbst beschreiben, zu Vorschriften für Konstruktionen avancieren.

Sind hier die Abgründe, die zwischen so dialektischen Geistern wie Günther und Horkheimer/Adorno verlaufen, allein schon ein Bedenken wert, so ist es uns an dieser Stelle jedoch das vordringliche Interesse, ein Gespür dafür zu wecken, daß die hohe Technik-Affinität Günthers sich nicht einseitig als die schlichte Begeisterung am technisch Machbaren entwickelt, die das Technische als große Disposition um jeden Preis zu nutzen sucht. Festzuhalten wäre hier vielmehr, daß Günthers Motiv zur positiven Adaption von Technik für das Denken auf dem glücklichen Umstand beruht, mit der progredierenden Kybernetik, Informationstechnologie und symbolischen Logik dem von allem Anfang an gesuchten Intermedium zwischen Subjekt und Objekt endlich eine konkrete Gestalt verleihen zu können. Hier kon-

figuriert der technische Bestand also nachträglich das dringlich bedurfte Desiderat, das dem theoretischen Bestand Günthers allererst die Möglichkeit seiner Objektivation bereitet.^[564]

Eine amerikanische Lektüre

Auch im Lichte der Technik geht es damit um Entgrenzung, Ab-solutionen der spezifischen Verengungen und Kontingenzen einer/jeder Traditionsgebundenheit, die sich in ihrem Selbstverständnis von je her absolut setzt und damit den Reflex auf anderes und die eigenen Konstitutionsbedingungen abschneidet. Im Zuge dieser Entgrenzung aber ist Günther nicht nivellierender Egalisator, sondern folgt erneut Hegel, wenn er in der Technik den neuen und gleichwohl alten Hegelschen Zwang zur Emanation des Geistes erblickt. Und wenn wir noch einmal an die Frage erinnern, warum gerade Hegel zum Anschlußmodul Günthers in der Neuen Welt werden kann, dann können wir dies tun, indem wir einen Blick darauf werfen, wie neben den reflexionslogischen Erwägungen, die in die Forderung einer neuen Logik und Form münden, nun auch der als Geist-Monismus sich gebärdende absolute Idealismus Hegels die Anwaltschaft für Günthers Aneignung des Pragmatismus übernehmen kann. Zu beobachten also hätten wir einerseits, was Günther als seinen Hegel aus dem noch in Europa geschnürten Gepäck hervorholt, um zu verfolgen, wie die Spezifik dieses deutsch-idealistisch spezifizierten Denkers sich aus dem ihm eigenen Apriori löst und in einer "unspezifizierten" Umgebung ausfaltet. Und andererseits zu beobachten wäre damit jener Abbildungsprozeß, der Hegel als Strukturphänomen auf das technische Residuum des Positivismus und Pragmatismus projiziert, der aber gerade im Vollzug dieser Abbildung die markante Differenz Günthers eröffnet, die ihn nicht in das Credo seiner pragmatistisch-positivistischen Umgebung einstimmen läßt: Günther affirmiert Methoden, sanktioniert aber nicht das Bekenntnis, daß das Wahre allein das Wirkliche ist, schließt dieses Credo doch "seiner ganzen methodologischen und theoretischen Struktur nach aus, daß den durch 'solche Themen wie Geist, Bewußtsein, Selbst, usw.' angedeuteten Problemen Gerechtigkeit widerfährt."^[565]

Sollen diese eminent metaphysischen Sujets nun *nicht* nur nicht dem Messer zum Opfer fallen, sondern umgekehrt sogar prominente Themata einer Strukturtheorie werden, dann indiziert dies bereits, warum Günther trotz aller Formalisierungs- und Implementierungseuphorie zeitlebens – und dezidiert auch bei seinem amerikanischen Entree – als Metaphysiker auftritt.^[566] Möglich wird dies im adaptiven Rekurs auf Hegel, in der Erinnerung also

⁵⁶⁴ Für den etablierten Bestand des Technischen gilt dies selbstverständlich nur insoweit, als damit die zu verfolgende Richtung vorgezeichnet ist. Der *status quo* von überkommener Technik und Logik stellt für Günther weder zu dieser noch zu irgendeiner Zeit das Rüstzeug bereit, um diesen Emanationsprozeß adäquat auffangen zu können. Hier auf die wesentlichen Erweiterungen zu dringen, die die formale Theorie als probable Theorie der Form dazu allererst in den Stand setzt, wird gerade die lebenslange Aufgabe Günthers sein.

⁵⁶⁵ So die Kritik Horkheimers: *Zur Kritik der instrumentellen Vernunft*. S. 94. an Positivismus und Pragmatismus, die sich von Günther her als inhaltliche Verengung einer crude reduzierten Themenstellung unbedingt teilen läßt, ohne jedoch hieraus die Illegitimität einer am naturwissenschaftlichen Inter-subjektivitäts-Ideal orientierten Methodologie ableiten zu müssen.

⁵⁶⁶ Was mitunter zu amüsantem Schlagabtausch führt, wenn das Leserecho sich über die Liberalität des Herausgebers echauffiert, "letting a metaphysician write an article. This is not only for the birds, but for butterflies. Metaphysicians are noted for confusing other people, but I think Dr. Gunther has succeeded in confusing himself." Günther retourniert zielgenau, allerdings auch riskant, wenn wir daran erinnern, daß 1954 der umtriebige Ausschuß unter Vorsitz von Joseph Raymond McCarthy noch an inneramerikanischen Ausgrenzungen arbeitet. Günthers Antwort auf diesen Leser-Brief schließt "with a sincere

an eine Philosophie, die ihrerseits als ein Philosophieren *ex post* gelten mag, das im "Er-Innern" des immer schon bei sich Gewesenen zu sich kommt.^[567] An dieser Stelle also hätten wir der spezifischen Erinnerungsarbeit Günthers gewahr zu werden, aus der heraus seine Stellung zu Hegel als die so eigene Position in der Neuen Welt erwächst. Zu verfolgen wäre dann ein dreifacher Gestus, mit dem einerseits Günthers Lesart sich von anderen Hegel-Lektüren unterscheidet, der andererseits gerade in dieser Differenz den systematischen Boden bereitet, auf dem Günther jenseits des Atlantik wurzeln kann, und der infolge dessen zum dritten schließlich das auf dieser Basis bezogene Feld wieder deutlich von der Umgebung separiert.

Adaptiert, transponiert und transformiert wird also das Zu-sich-kommen des Geistes, jener strukturelle Prozeß der Schließung, den die Hegelsche Semantik als eben den Übergang von Schein zum Sein befaßt, innerhalb dessen Erkennen und Emanation als komplementäre Verläufe zusammentreten, um schließlich in den "Darreichungsformen" des absoluten Geistes Kunst, Religion und Philosophie – zur Deckung gebracht zu werden. So verstandene Philosophie, der es obliegt, die Genese des Geistes nachzuzeichnen, ist deskriptive *und* konstituierende *Phänomenologie des Geistes*, das heißt – im Gegensatz zur sinnlich affizierten Kunst und emotional durchzogene Offenbarungsreligion – abstrahiert nur Philosophie vom empirisch Kontingenten und realisiert das reine Zu-sich-Kommen des Absoluten.^[568] So greift Philosophie über Kunst und Religion über, mit ihr koinzidiert Form und Inhalt in "die sich denkende Idee, die wissende Wahrheit" selbst,^[569] und der Weg dorthin ist Geschichte, ist Entfaltung des Geistes als das zum Begriff seiner selbst Kommen des ererkennenden Bewußtseins im Prozeß der Freiheit. Alexandre Kojève kann daher die *Phänomenologie* auf eine geschichtliche Anthropologie abbilden, und gleichgültig ob man ihm zustimmt, oder die "Phän" im Sinne einer Sensibilisierung und Instruierung des natürlichen Bewußtseins als Einleitung auf die *Große Logik* projiziert,^[570] die ihrerseits als spekulative Theorie der absoluten Form die überkommene Metaphysik in Logik transformieren will – wesentlich bleibt neben solchen Lektüre-Präferenzen, wie es schließlich die Philosophie der Geschichte explizit macht, daß *Phänomenologie*, *Logik* und Geschichtsmetaphysik gleichermaßen als Aspekte der selbstapplikativen *theoria* des Geistes die sukzessive "Verjüngung des Geistes" in seinem Fortschreiten "aus der Asche seiner früheren Gestalten" nachzeichnen.^[571] Diese Reinigung erkennend zu begleiten und im Prozeß dieser Erkenntnis zum Bewußtsein dieses Prozesses als der Genese seiner selbst zu gelangen, ist Aufgabe des Bewußtseins, indifferent ob von der Logik, der Phänomenologie oder der Geschichtsphilosophie her motiviert; Hegel ist Systematiker und als solcher bietet er an jeder Stelle den Zugang zum Gesamt, das sich methodisch als das Entfernen des "Zufälligen", das Absehen

apology [...] for being a metaphysician. There could be nothing worse. Even a communist might finally see the light, but a metaphysician, never!" Startling Stories. Vol. 32, No. 1, S. 8, 122.

⁵⁶⁷ Vgl. Hegel: *Phänomenologie des Geistes*. S. 433

⁵⁶⁸ Vgl. Hegel: *Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften*. "557, 558 (Kunst); "570, 571 (Religion).

⁵⁶⁹ A. a. O.: , 574. Hervhbg. orig.

⁵⁷⁰ Den erfahrungs- und geisteswissenschaftlichen Aspekt betont W. Marx: *Hegels Phänomenologie des Geistes*. Ihren Einleitungscharakter für die Logik sieht Pöggeler: *Hegels Idee einer Phänomenologie des Geistes*.

⁵⁷¹ Hegel: *Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte*. Bd. I. S. 35. Entsprechend kann Maurer: *Hegel und das Ende der Geschichte* die *Phänomenologie* als eine Metaphysik der Geschichte auffassen. Vgl. a. a. O., S. 42-90.

von der "Notwendigkeit, die auf Ursachen zurückgeht, die selbst nur äußerliche Umstände sind" begreift.^[572]

So hält die Struktur also zahlreiche Anschlußmöglichkeiten bereit, und gerade diese hohe Adaptivität Hegels läßt die Frage müßig erscheinen, welche substantielle Füllung sich legitim oder gewalttätig in die Fugen des Systems gießt: Die Säkularisierung der Theologie steht gleichgültig neben der philosophischen Gründung christlicher Theologie,^[573] und beide finden sich in Nachbarschaft zu der von Günther eröffneten Geschichts- und Subjektivitätsphilosophie, denn der Gang in und durch die Geschichte, den Gott, Geist, das Absolute, oder die Idee zurücklegen, läßt sich seinerseits abstrahieren, struktural abbilden und einem Bewußtsein als Projekt vorstellen, das den spekulativ-metaphysischen Jenseitsglauben längst zu den Akten gelegt hat. Ganz hegelsch also verbleibt Günther, wenn sich auch bei ihm der Geist emanieren muß, und nicht unhegelscher als bei den übrigen Adaptionen wird es, wenn dieser Geist, der nun kein Weltgeist mehr ist, sich in den Mechanismus inkarnieren soll,^[574] um dort materialisiert, zu sich zu kommen. Der Weg und das Mittel dazu wird die Maschine, insofern mit ihr das Maximum an Kontingenzreduktion erreichbar sein soll, gerade auch jener kulturell spirituellen Kontingenz, die Hegel als sein eigenes Apriori nicht hintergehen kann.

Damit wäre die maschinale Gleichmacherei als globale, ja transmundane Evidenz gerechtfertigt, sie wäre die Suche nach den Strukturen einer Geistigkeit, die den regionalen Rationalitäten selbst zugrunde liegt, und wäre als Egalisierung aufgefangen von der formalen Einebnung, mit der die angestrebte formalisierbare Transzendentallogik jeden substanzgebundenen Kalkül in seine fundierenden Struktureigenschaften überführt. Denn ohne diese, d.h. ohne die korrespondierende formtheoretische Entgrenzung, verbliebe der eröffnete Zugang zu einem neuen Evidenzkriterium vor dem selbst erhobenen und dabei nicht unerheblichen Anspruch einer Materialisierung des Geistes hilflos und leeres Postulat.

So betrachtet fallen Formtheorie und Maschinentheorie letztlich zusammen und sind ihrerseits Aspekte an der konstruktiven Emanationsidee, die die idealistische Bewegung des Geistes in den pragmatistischen Mantel der Machbarkeit zwingt – Günthers Art Hegel zu lesen erweist sich dienlich für den kontinentalen Kontextwechsel, beinhaltet aber zugleich die irreduzible Differenz gegenüber der neuen Umgebung: Es soll das Subjekt sich im Konstrukt begegnen, Subjektivität soll Eingang finden als Konstruktionsbeschreibung ihrer selbst, doch das Denken, das sich auf dem Sektor der Technik als überaus erfolgreich erweist, tut dies bis dahin um den Preis, nie Techno-Logie sein zu können. Der *Logos*, der sich im klassischen Konstrukt materialisiert, ist der der unbelebten Materie, er umfaßt allein die Positivität der Objektivität und nichts wird an dieser Reduktion auf das Sein hin etwas

⁵⁷² Hegel: *Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte*. Bd. I. S. 29.

⁵⁷³ Vgl. Theunissen: *Hegels Lehre vom absoluten Geist als theologisch politischer Traktat*; ders.: *Sein und Schein*. S. 37-60. So fragt K. Barth schließlich, warum Hegel nicht für den Protestantismus zu dem geworden ist, was Thomas v. Aquin für den Katholizismus bedeutet. Vgl. Barth: *Die protestantische Theologie im 19. Jahrhundert*. S. 343.

⁵⁷⁴ Aus Sicht der anthropologischen, theologischen u. a. Lesarten ließe sich die am Maschinalen orientierte Applikation Günthers in relativer Ferne zu Hegel situieren, da sie ein (neues) Verständnis des Maschinalen voraussetzt, das dem klassischen Technik-Begriff Hegels noch fremd ist, insofern der sich als Werkzeug rein instrumental im Kontext der Naturaneignung, also der Arbeit bestimmt. (Vgl. Schirmacher. *Dialektik der Technik*. S. 276.) Allerdings funktioniert dieses Argument der illegitimen Aufpfropfung nur zum Preis einer generellen Stillstandserklärung jeglicher begrifflichen, systematischen und geistigen Fortentwicklung seit Hegel, die angenommen werden müßte, um Hegel vor Anverwandlungen "unzeitgemäßer" Übertragungen zu bewahren.

ändern, solange die Formative dieser Technik in ihrer eleatischen Provinz verharren. Die Logik des Seins scheidet als Lösung an dieser Stelle also im Vorhinein aus, ist von ihr einzig die formale und also maschinale Perpetuierung der Subjekt-Objekt-Spaltung zu erwarten (vgl. BdM 170f), und erneut, auch vor der Maschine, stößt Günther vor die Dringlichkeit der Erweiterung des Formbegriffs, denn "[d]as durch die traditionelle Logik definierte Denken verfehlt [...] grundsätzlich den Sinn des Selbstbewußtseins" (GZ 107).

Es bedarf also auch hier der logischen Neufundierung, damit im Angesicht der Technik und zwar als *genitivus subjectivus* und *genitivus objectivus* gelesen – das Subjekt (erste Negation) sich aus seinem bisherigen Stand der Arbeit zum Bild seiner selbst (Negation der Negation) befreien kann. Ein solches Bild wäre dann die *Verjüngung* des Geistes auf eine technische Mentalität hin, womit ein Hinweis darauf gegeben ist, inwieweit Günthers Rede vom Subjekt (und dessen Kumulation als "subjektives Subjekt", "objektives Subjekt") stets Subversion und Transformation nicht nur der klassischen Dichotomie, sondern des sie gründenden Systems schlechthin bedeutet.

Die europäische Differenz

Es sind also die lang gekannten, kontinentalen Strukturen, die sich neu bedeuten, und die um an die Günther prägenden Anfänge anzuknüpfen – nunmehr als die ganz anderen, neuen Fragen und Probleme erscheinen, von denen Heim wohl nichts wußte, die aber gegen seinen Abgesang der Philosophie und dem Denken nun ein weites Feld projektiver Arbeit zusichern: Formalisierung und Implementierung der Reflexion, die nicht in Verobjektivierung zurückfällt, erschließt ein noch unbekanntes Feld würdiger Fragen; transkulturell und transklassisch reüssieren dabei als die Termini, unter denen Günther gegen den Pessimismus Spenglers das adoleszente Programm einer positiven Geschichtsperspektive wieder aufnimmt; Negationalität und Dialektik erwachsen als das instrumentelle Hegelsche Rüstzeug, mit dem sich eine Geschichte eröffnet, die dem Subjekt allererst das vollgültige Leben gibt.⁵⁷⁵ Verfahrenstechnisch also bleibt Günther seinen frühesten Lehrern durchaus treu, auch wenn er thematisch ihr Vorgehen mit neuen Inhalten füllt, um die Grenzen und Begrenzungen der Alten zu verschieben. Denn hier gründet sich eine technogene Geschichtsphilosophie, die in das Hegelsche Konzept vom Ende der Historie ein Modul einschaltet, in dem das Subjekt zu sich selbst kommt, wenn es im Rechner Rationalitätsstrukturen entdeckt, die – ganz auf der Linie der Hegelschen Geistkonzeption – von den regionalen Aprioris abstrahieren oder ihnen vorgängig sind – je nach Perspektive.

Damit allerdings tun sich auch jenseits der Atlantischen Grenze deutliche Grenzen auf, die den Hegelianer Günther in der neuen Umgebung unterscheiden; auch in den amerikanischen Kontexten bewahrt Günther sich seine Sonderstellung, denn hier sind es seine europäischen Wurzeln, die ihm das vollständige Aufgehen in den neuen Paradigmen verunmöglichen. So ist die Grenze gegenüber der Kognitionstheorie, bzw. der ihr entwachsenen Künstlichen-Intelligenz (KI) bereits vorgezeichnet, wenn deren einseitige Stoßrichtung in der Tradition Hobbes' auf das Verstehen mentaler Prozesse durch den Nachbau des zugehörig geglaubten Apparates zielt.⁵⁷⁶ Auch Günther will bauen, selbstverständlich, aber im Licht Hegels

⁵⁷⁵ Die Metapher des Lebens bricht gerade in dem Augenblick in Hegels formale Explikation des Selbstbewußtseins ein, in dem das Bewußtsein sich als identisch/diverses erstmals selbst begegnet. Vgl. Hegel: *Phänomenologie des Geistes*. S. 106.

⁵⁷⁶ Urvater des "learning by building" wäre dann nicht wie gern behauptet Giovanni Battista Vico (etwa v. Glasersfeld: *Aspekte des Konstruktivismus: Vico, Berkley, Piaget*), sondern Nikolaus v. Cues, der 1460

kann es nicht allein um die Reproduktion des Bestehenden (Menschen) gehen: Es muß dieser Schöpfungsprozeß selbst als der wesentliche Qualitätssprung fungieren, unter dem der Mensch sich aus der Verfassung seiner momentanen Prägung emanzipiert. Denn wenn am Ende der großen Anstrengungen von Kybernetik und Computerwissenschaft nur das steht, was bereits in anderer, natürlich evolutionierter Form existiert, wäre nicht viel gewonnen. Empirische Daten, die schon Hegel stets suspekt betrachtet, ließen sich gewinnen, doch das eigentliche Moment ginge dabei verloren. Und was dies ist, zeigt sich nicht in einem statischen Produkt, sondern kann nur in jenem Prozeß selbst gesucht/gefunden werden, dessen Durchlauf simultan die Neubestimmung des Subjekts bedeutet. Zwar verfügt Hegel nicht über die Perspektive einer maschinellen Reproduktion, sein Modell ist das der natürlichen Wiederholung des Individuums, mit der sich das

Lebendige als wirkliche Individualität, ein sich auf sich beziehendes Fürsichsein [setzt] [...] Dadurch hat seine Selbstbestimmung die Form objectiver Aeusserlichkeit, und da es zugleich identisch mit sich ist, ist es der absolute Widerspruch.^[577]

Doch eben dieser Widerspruch nun treibt auch das Bewußtsein, das zu sich selbst in der Maschine finden will, produktiv über den maschinell realisierbaren Begriff seiner selbst hinaus (gleichermaßen den der Maschine und den des Subjektes), verhindert jedweden Stillstand, indem er als Widerspruch in permanenter Virulenz die Unmöglichkeit seiner Aufhebung – dies wäre der feste Selbst- und Maschinenbegriff – impliziert. Günther integriert den Widerspruch vollkommen orthodox als Motor des Geschichte, auch wenn diese Geschichte ganz gegen die ursprüngliche Lehre nunmehr eine Historie sein wird, in der nichts Absoluten und kein Geist aus transzendenten Höhen niederfährt, in der vielmehr der dem Subjekt fragwürdige, weil implementierbare Begriff seiner selbst eine dekonstruktive Gründung erfährt (vgl. B III, 233).

So überbietet Günther den "Zentralgedanken der deutschen klassischen Philosophie" wenn er denn damit stimmig poientiert ist – "wonach der Mensch lediglich über die Vergegenständlichung zu einem wirklichen menschlichen Selbstbewußtsein gelangt",^[578] denn als bloße Vergegenständlichung bliebe die Emanation reines Spiegelbild, und das Abbild trüge nichts in sich, was dem Urbild nicht bereits inhärent wäre. Auf dieser Basis – also im Gegensatz zu der von Günther inaugurierten dynamischen Progression der Subjektivitätsbestimmung – ist es dann gleichgültig wie man die auf ein statisches Bild zielenden Ansätze betitelt: Epistemologie, Künstliche-Intelligenz, Automatentheorie –, gleichbleibend frustierend wird für sie im Prozeß der humanoiden Selbstemanation die Erfahrung sein, daß alles Entäußern/Implementieren nur das postume Konzedieren eines schon gewesenen *status quo* sein kann, daß das aktuell Erkannte notwendig das je Vergangene sein wird. Alle maschinengestützte Theorie von Erkenntnis, Geist und Mensch wird allein ihr Zuspätkommen quittieren können, wenn die Subjekte (und damit im gleichen Moment auch die anstehenden Objekte) der Implementierung in dem Augenblick ihrer artifiziellen Reproduktion längst neu und andere geworden sein werden (vgl. BdM 123ff). Hofft etwa die *Good Old Fashioned Artificial Intelligence* (GOFAI)^[579] in unschuldiger Verkennung der Hegelschen Dialektik, in naher oder fernster Zeit das Bild des Schöpfermenschen zu entwerfen, so wird

für die Mathematik postuliert, was von Hobbes als Konstruktionsprinzip für menschliche Gesellschaft adaptiert wird. Vgl. Baruzzi: *Mensch und Maschine*. S. 51-53.

⁵⁷⁷ Hegel: *Wissenschaft der Logik*. 2 Bd. *Die subjektive Logik*. S. 186, 187.

⁵⁷⁸ Zeleny: *Die Wissenschaftslogik bei Marx*. S. 191.

⁵⁷⁹ Vgl. Haugeland: *Künstliche Intelligenz – Programmierte Vernunft?* S. 97.

sich ihre Erfolgsgeschichte allein als das Protokoll einer kategorischen Inkommensurabilität lesen lassen. Günther aber kennt Hegel und modifiziert die Ansprüche: Es kann nicht um die letztgültige Abbildung im Maßstab Eins-zu-Eins gehen; die Dialektik, die das sich reproduzierende Bewußtsein mit jeder Stufe seiner Setzung/Wiederholung über sich hinaustreibt, verhindert – negativ bestimmt – das spiegelsymmetrische Zu-sich-kommen und beläßt – positiv bestimmt – dem reflektierenden Subjekt "das Beruhigungspulver" seines unantastbaren Sonderstatus, hinter dem das implementierte (objektive) Subjekt "immer um mindestens eine Epoche [...] zurückbleiben wird." (BdM 154) Hier also geht Hegel unmittelbar voraus, und Günther folgt seinem Lehrmeister gradlinig in die Neue Welt, wenn dieser für das Subjekt postuliert, es sei nur, insofern es "die Bewegung des sich selbst Setzens, oder die Vermittlung des sich anders Werdens mit sich selbst ist."⁵⁸⁰ Damit verbietet sich jede Statik, das Setzen kann in Kantischer Tradition nur als Prozeß,⁵⁸¹ mithin als die sich negierende Negation *in actu* gedacht werden.

Solche Prozesse aber abbilden zu können, die Matrix also für die *Bewegung des sich selbst Setzens*, entzieht sich definitiv der Linearität als Denk-, Darstellungs- und Abbildungsform, und in einer Rückkehrbewegung dann bindet sich der nun um maschinen-, technik- und geschichtsphilosophische Implantate erweiterte Reflexionsstand Günthers wieder ganz an die formtheoretischen Anfänge an. Gerade der diskursive Druck, in einer pragmatizistischen Umgebung mit dem Übervater des Idealismus zu argumentieren, führt dahin zurück, die formallogische Basis dieser Umgebung als das unverwandelte Defizit zu markieren, das auf deutschem Boden bereits als die Beschränkung der Logik auf ihre allein dem Objekt adäquate Formkonzeption erkannt war. Es ist die Wiederholung der gleichen Frage, die nun in wesentlich weiterem Zusammenhang steht und so ihre Dringlichkeit noch potenziert. Findet Günther aber im Verlauf seiner Konfrontation mit maschinen- und technik-philosophischen Fragen einen Zugang zu Hegel, der nicht mehr ausschließlich auf dessen formkonzeptionelle Defizite fixiert ist, der vielmehr die Struktur der Hegelschen Bewegung je schon mitbeobachtet hat, dann kann Hegel erneut als Mentor angerufen werden, dem Günther sein Aufbegehren gegen die Linie entlehnen darf.

Denn obzwar Hegels Abbildungsform allein der Text ist, führt er formal die "Übereinstimmung der Erkenntnis mit ihrem Gegenstand [...] und die Übereinstimmung der Darstellungsweise und dieser Erkenntnis"⁵⁸² in der Konstruktion der *Phänomenologie* durch, die sich so konsequent gegen die Linearität und Sukzession ihrer schriftlichen Fixierung aufbäumt: Form und Inhalt müssen koinzidieren, und die Darstellungsform kann als ihren Inhalt die "sich wiederherstellende Gleichheit oder die Reflexion im Anderssein in sich selbst"⁵⁸³ sei methodisch nur auf dem Kreis realisieren, "der sein Ende als seinen Zweck voraussetzt und zum Anfang hat und nur durch die Ausführung und sein Ende wirklich ist."⁵⁸⁴ – Vierhundertelf Seiten später ist der Umlauf vollzogen, der Geist ist bei sich, "ist die Bewegung, die das Erkennen ist [..., ...] ist der in sich zurückgehende Kreis, der seinen Anfang,

⁵⁸⁰ Hegel: *Phänomenologie des Geistes*. S. 18. (Vorrede)

⁵⁸¹ Vgl. Kant: *Kritik der reinen Vernunft*. B 152-159.

⁵⁸² Wiehl: *Phänomenologie und Dialektik*. S. 623.

⁵⁸³ Hegel: *Phänomenologie des Geistes*. S. 18. (Vorrede)

⁵⁸⁴ Ebd.

voraussetzt und ihn nur im Ende erreicht."^[585] Hegel also verbalisiert das Kreisen nicht nur, er konstruiert es auch in der Morphologie seiner Texte und muß dies tun, denn er kann noch nicht zur Formel greifen, die den Kreis abbilden könnte. So zwingt ihn das "Immanenzpostulat", das Dieter Henrich ebenso für die *Logik* nachweist, dazu, sich "unvergleichlich viel mehr um die Ausarbeitung als um die Beschreibung seiner Methode" zu bemühen."^[586] Gesagt wie gezeigt wird so in wechselseitiger Bedingtheit die stete Unabschließbarkeit, die dem Subjekt aufgegeben ist, sich prozessual zu erkennen und zu verwirklichen, sich zu unterscheiden und als Unterscheidendes/Unterschiedenes zu beobachten, um mit dem vollen Durchlauf des Kreises das Initial einer neuen Setzung des Anders-Werdens seiner selbst als das "zweckmäßige Thun"^[587] der Vernunft zu ergreifen. Die Darstellungsform, mit Hilfe derer die zirkulare Selbstentfaltung/beobachtung zum Ausdruck kommt, darf hinter diese Zirkularität nicht zurückfallen, und sie sollte nicht auf bloß begriffliche Selbstanwendung reduziert werden, aus der eher die semantisch-syntagmatische Verzweiflungstat spricht angesichts einer unter dem Identitätstheorem stehenden Sprache der Abbilder und Repräsentationen.^[588] Hier liegt ein Formwille zugrunde, dem sich die unumkehrbare Sukzession der Linie als zu eng erweist, der die Einheit der Nicht-Identität mit der Kreisstruktur gleichsam implementiert.

Dieser selbstreflexiven, selbstapplikativen Struktur dann, der nichts äußerliches mehr anhaftet, das eine Differenz zwischen das Gesetz der Formation und das Formierte schieben könnte, muß also Günthers Suche gelten. Es geht um eine kalkültechnische Form, die dann das bei Hegel erreichte Maximum an Zirkularität selbst noch zu überbieten hätte, denn der Kreis läßt sich immer auf die Linie zurückbiegen; Zirkularität ist nur ein notwendiges, nicht hinreichendes Kriterium für Selbstreflexivität, die darüber hinaus einer nicht-iterativen, d.h. dual gerichteten Zirkularität bedarf.^[589] Einfache Zirkularitäten also begegnen bei Hegel, erst Heidegger kennt die gegenläufige Kreisstruktur in den zumeist dunklen Verdichtungen als paradoxe Brechung und Tautologie,^[590] die ihn dem Unverständnis, mitunter dem Spott überantworten, denn das Identitätsdenken trägt keine Überdetermination, und der *Logos* des sich selbst gleichen Seins kann nicht umhin, als hierin unwandelbar Entgleisungen sehen müssen. Im Spektrum seiner Möglichkeiten ist dies allerdings nur notwendig, denn Zirkularitäten bedrohen den klassischen Kalkül, das *tertium non datur* gilt absolut. Genau dort aber liegt der Ansatzpunkt Günthers, an dieser Stelle bricht die transklassische

⁵⁸⁵ A. a. O. , S. 429. Folgerichtig, wenn Anfang und Ende sich aufheben, wird auch die Vorrede als (Konstruktions-)Vorschrift im Nachhinein geschrieben sein müssen, um den Einstiegspunkt auf den Zirkel seiner Bestimmtheit zu entheben.

⁵⁸⁶ Henrich: *Hegels Logik der Reflexion*. S. 224, 226.

⁵⁸⁷ Hegel: *Phänomenologie des Geistes*. S. 20. (Vorrede)

⁵⁸⁸ Vgl. W. Becker: *Das Problem der Selbstanwendung*.; Wiehl: *Selbstbeziehung und Selbstanwendung dialektischer Kategorien*.

⁵⁸⁹ Vgl. Castella: *Kreise, Unterschiede, Negativität*. S. 57.

⁵⁹⁰ Das Zeugnis seines "Immanenzpostulates" liefert Heidegger als eindrucksvoll beredtes Verstummen in *Unterwegs zur Sprache*, wo die Prädikation sich im *Dingen der Dinge*, im *Stillen der Stille* etc. aufs Äußerste verdichtet, um so ihr notwendiges Versagen zu indizieren, denn: "Der Mensch spricht, insofern er der Sprache entspricht. Das Entsprechen ist Hören. Es hört, insofern es dem Geheiß der Stille gehört." (*Unterwegs Zur Sprache*. S. 33) Daß ein wohlwollender Wille zum Verständnis diesen Maximierungen der Verdichtung durchaus etwas abzugewinnen vermag, daß Heideggers Tautologien also, ohne im geläufigen Sinn nichtssagend zu sein, Nichts sagen" (Schreier: *Die Sprache spricht. Heideggers Tautologien*. S. ???), zeigen u. a. Bock: *Heideggers Sprachdenken*. S. 91f, Hielscher: *Zerbrechen. Zu Heideggers Sprachgestus*, Anz: *Die Stellung der Sprache bei Heidegger*.

Logik sich ihre Bahn, wenn die notgedrungenen Verbalauswüchse Hegels und Heideggers in einen Formbegriff eingebunden werden sollen, der das bei ihnen entbehrte Instrument bereithält, um die Identität in der Diversität zu denken, zu symbolisieren und formal konsistent abzubilden.^[591] Damit aber gilt es, den Kreis Hegels, der eigentlich eine unabgeschlossene Spirale ist, in die Ebene zurückzubinden und zu operationalisieren. Formal konsistent zu manipulieren wäre das Zusammenfallen und Auseinandertreten des Selben in sich als das Andere, also die *Bewegung des sich selbst Setzens, oder die Vermittlung des sich anders Werdens mit sich selbst*, und vielleicht ist Günthers Nexus zu Hegel hier der dichteste. Zumindest bietet es sich an, in dieser Mechanik, der Günther mit seiner spezifischen Erweiterung der Logik auf der Spur ist, den Angriffspunkt der Hegelexegeten zu vermuten, die in Günthers Strukturdenken einen "Schlüssel" zu Hegel verneinen, mit Hilfe dessen das Unmögliche beansprucht werde, "eine Mechanik zu erschließen, sie dem Text [...] zu unterstellen und so zu einleuchtenden Interpretationen zu kommen."^[592] Adaption und Transformation wäre allerdings eher das Ziel, denn es fällt schwer, den Willen zur Interpretation als dominant zu erkennen, wenn die an Hegel gewonnene Einsicht, "daß der Bereich der exakten Rationalität unvergleichlich viel weiter reicht, als eine mehr als zweitausendjährige Entwicklung der abendländischen Philosophie angenommen hat", von allem Anfang an unter dem Diktum steht, daß die "[h]istorische Arbeit an der Hegelschen Philosophie [...] hier nur sehr wenig weiter [hilft]." (GZ 224)

Noch einmal also – und dies gerade auch in Hinsicht auf den neuen Lebens- und Arbeitskontext Günthers – wäre darauf drängen, daß die Güntherschen Entgrenzungen, mit denen er Hegel aus dessen Sprachzwängen zu lösen sucht, sich nicht als exegetisches *Arbeiten-über* in die Tradition der Auslegung einschreiben, sondern als produktives *Arbeiten-mit* an einem Denken weiterschreiben, in dem Günther – natürlich als Interpret – das Maximum des Reflexionsvermögens mit defizitären Mitteln vorgeführt findet. Günther schließt Hegel auf, hier ist er Interpret, und es wäre absurd, dies zu leugnen, hieße es, die Unberührbarkeit gelesener Texte zu stipulieren. Aber ebenso gilt umgekehrt, was uns seit geraumen Seiten den eigenen Weg ermöglicht: Hegel öffnet Zugänge zu Günther, die großen Entwürfe der *Logik* und *Phänomenologie* durchwandern das jüngere Konzept, spiegeln sich darin ab, und es gründet sich eine wesentliche Wechselbeziehung, die aber zwischen Interpret und seinem Interpretandum gerade nicht Statt hat. Dort verläuft die Relation streng in eine Richtung; der Kommentar, die Interpretation, die Rekonstruktion steht von vornherein unter einem hierarchischen Gefälle, und wer zwischen Günther und Hegel Hierarchien sucht, kommt mit der Urbild-Abbild-Analogie weiter, die jedoch als Zeit-Index zunächst im rein Chronologischen verbleibt.^[593]

⁵⁹¹ Die Linie von Hegel zu Heidegger als gemeinsames Gebrechen der positiven Prädikation des "ist" zu ziehen, bestätigt nicht zuletzt der Blick auf das imprädikable Absolute. "When Hegel says 'the Absolute', he means 'the identity of identity and difference' or the identity-within-difference of finitude and infinity. This is not the place to expound Hegel's logic. But it has to be said that the instability of predicative discourse [...] with respect to negation, existence, and quantification, is still present in Heidegger." Rosen: *Thinking about Nothing*. S. 134f.

⁵⁹² Henrich: *Hegels Logik der Reflexion*. S. 319. Eben hier erwähnt Henrich Günther als einen der vermeintlichen Schlüsselträger.

⁵⁹³ Eine Parallele anderer Art bietet sich an, gleichfalls der rechten Situierung von Ab- und Urbildern entwachsen, denn wenn bis zur Heraufkunft des physikalischen Weltbildes lange Zeit und zunächst die Philosophie den Mythos als "notwendige Funktion des Weltbegreifens" (Cassirer: *Philosophie der symbolischen Formen*. Bd. II. S. 5) beerbt hat, der schon seit Schellings Apologie (vgl. Schelling: *Einleitung in die Philosophie der Mythologie*. Buch, S. 222f) nicht mehr allegorisch das Abbild eines gegeb-

Visionäre Integrationsmotive

In jedem Fall also tritt Günther gerade auch im immanenzverliebten Amerika explizit als Metaphysiker und Transzendentalphilosoph auf, und Hegel umgreift Günther, wenn die Explikation des Selbst als Konstruktionsvorschrift der Maschine immer die Transformation und Unerreichbarkeit des Subjekts mitbedeutet. Günther bewahrt sich also seinen Sonderstatus in der Neuen Welt mit dem Beharren als Metaphysiker zu sprechen, unter der Maßgabe allerdings, daß mit der von ihm inaugurierten Metaphysik "eine neue metaphysische Konzeption des Verhältnisses des denkenden Subjektes und seiner Reflexionstätigkeit zur Wirklichkeit" avisiert ist. (B II, 5) Damit dann umschließt Günther Hegel, insofern dieses Verhältnis sich nicht länger spekulativ, sonder konstruktiv aufschließen lassen soll – Spekulativer Idealismus aufgehoben und umfassen, damit beschieden und situiert in einem weiteren Metaphysikbegriff, an dem die reflexionale Abbildung des Seins nur ein Teilaspekt ist; nicht ohne Pathos stößt so die Subjektivität "mit souveräner Gebärde ihre gleichgültig gewordenen, zu bloßen Mechanismen heruntergesunkenen Formen der Reflexion von sich ab" (B I, 90), öffnet sich mit der Maschine eine immanente und säkulare Metaphysik, und rettet sich in der Inkommensurabilität der Maschine ihren metaphysischen Selbststand.

Allerdings – um Mißverständnissen vorzubeugen – wird auch Günther, ganz der Euphorie der Zeit folgend, große Hoffnung in den maschinellen Nachvollzug kognitiver Leistungen setzen, denn

[w]ill der Mensch sein eigenes Bewußtsein und dessen Prozesse verstehen, so bleibt ihm nichts anderes übrig, als dasselbe als Handlung, d.h. in einem technischen Herstellungsverfahren in der Außenwelt zu wiederholen. Mit Introspektion ist hier nichts zu machen. (BdM 200)

Gebaut werden muß, daran führt nichts vorbei, und in diesen Zeilen von 1963 klingt deutlich der "Sommer von Dartmouth" durch, in dem John McCarthy, Marvin Minsky, Allen Newell und Herbert Simon sieben Jahre zuvor die KI aus der Taufe heben.⁵⁹⁴ Es besteht die ernst gemeinte Hoffnung, in wenigen Dezennien⁵⁹⁵ das Problem "Mensch" gelöst zu

nen Daseins, sondern eine typische Weise des Bildens selbst ist" (Cassirer: *Philosophie der symbolischen Formen*. Bd. II. S. 20), das sich nach festen "Strukturformen" (vgl. a. a. O., S. 15, 25) zu einem autonomen, diskursiven Netz aus- und selbstreferentiell entfaltet, dann mag diese progressive *Arbeit am Mythos* (Blumenberg) im Schreiben Günthers als dem Weiterschreiben Hegels ihren Bestand gewahrt haben. Ein Schreiben im und am Text eines anderen, das sich analog dem Mythos gerechtfertigt weiß, "denn die Mythen kommen, sind sie erst einmal da, von niemandem mehr." (Lévi-Strauss: *Wie arbeitet der menschliche Geist?* S. 114) Medientheoretisch gewendet ist es die Einsicht McLuhans, daß alte Medien nicht verschwinden, sondern in dem neuen Medium als dessen Inhalt aufgehen (vgl. McLuhan: *Probleme der Kommunikation*. S. 48f), womit Fortschritt, bzw. mit nach-moderner Wertindifferenz gesprochen: Entwicklung, nicht mehr allein dialektisch, seit Cantor auch mengentheoretisch zu denken wäre. Spekulativer Idealismus und konstruktive Reflexionstheorie könnten dann unter den Stichworten Inhalt und Form betrachtet werden, wobei die exakte Zuordnung von Teil- oder Schnittmenge, die Frage also wer in dem hier betrachteten Geflecht wen umschließt, eine müßige ist, besitzt der Mengenbegriff lange vor Cantor bereits – die paradoxe Eigenschaft der gleichen Mächtigkeit (Anzahl der Elemente) von Teil und Ganzem.

⁵⁹⁴ Vgl. Gardner: *Dem Denken auf der Spur*. S. 153-70.

⁵⁹⁵ Eine Zusammenstellung des bis in die 70er Jahre ungebrochenen Optimismus, eher morgen als übermorgen die Krone der Schöpfung selbst geschöpft haben zu werden, in: Bammé et al.: *Maschinen-Menschen, Mensch-Maschinen*. S. 35-48. Es braucht erst eine Zeit retardierender Alltagsenttäuschung, um sich bescheidener zu situieren; dann läßt sich auch der ausgebliebene Erfolg gerne mit plötzlich entdeckten "Kollegen" teilen, die, freiwillig oder nicht, in den Strudel des eigenen Versagens hineingezogen werden. Denn "[d]a die KI eine Aufgabe angeht, an der in den vergangenen 2500 Jahren

haben, sei es auf dem Weg des abstrakt-rekonstruktiven *General Problem-Solving*[⁵⁹⁶] oder dem der analogen Modellierung[⁵⁹⁷], also mit jenen zwei alternativen Ansätzen, die sich später in die Ideologien von Symbolverarbeitung und (Neo)Konnektionismus schismatisieren.[⁵⁹⁸] Mitte des Jahrhunderts allerdings wird der Rechner selbst noch auf dem Papier berechnet, ist als abstrakter Automat in erster Linie ein Objekt der Logik,[⁵⁹⁹] obzwar er als anthropogenes Surrogat sogleich spielen und musizieren lernen soll.[⁶⁰⁰] Günther allerdings ist deutlich bescheidener, denn die Reflexionsbestimmung Hegels weiß sich als die "unendliche Beziehung auf sich",[⁶⁰¹] und "ein solcher Apparat würde alle Bedingungen für das Zustandekommen von Bewußtsein erfüllen – nicht aber diejenigen für Selbstbewußtsein." (BdM 193)

Doch ist dies ohnehin Zukunftsmusik, heute und noch viel mehr, wenn Günther sich 1948 in den Vereinigten Staaten naturalisieren läßt; zu einer Zeit also, in der der Krieg sich zwar als Vater auch der Rechnertechnologie bestätigt, aber die ENIAC, die in Los Alamos erfolgreich Rechenwege verkürzt, um neue, todbringende Grenzen im Kern der Materie selbst schneller ziehen zu können, mit ihrer linearen, röhrenbasierten Elektromechanik weit davon entfernt ist, zirkuläre Reflexionsprozesse zu manipulieren. Der Schritt zur neuen Staatsbürgerschaft nun wäre kaum erwähnenswert, wenn sich darin allein der ephemere Wunsch spiegelte, juristisch vollgültiges Mitglied eines anderen Sozialkörpers zu werden. Doch ist die Naturalisation mehr als ein meldetechnischer Akt, sie markiert Günthers Neuorientierung in einer Gesellschaft, die ihm bis dahin fremd geblieben ist, wird der Ausdruck dafür, daß Günther schließlich "ein Verständnis für den Charakter der amerikanischen Geistigkeit" bekommt (SD 18), und erlangt vor allem Relevanz mit den zugrundeliegenden Motiven, in deren Folge die Einbürgerung schließlich als symbolischer Nachvollzug für seine "innere Bejahung der amerikanischen Mentalität" erscheint. (SD 18)[⁶⁰²]

zahlreiche der besten Köpfe der Wissenschaften gearbeitet haben, sollte man schon aus diesem Grunde keinen schnellen Lösungen erwarten." (Habel: *Künstliche Intelligenz*. S. 4.) Einen sehr lesenswerten zeitgenössischen Überblick über den Stand der Dinge in Zemanek: *Automaten und Denkprozesse*.

⁵⁹⁶ Newell, Shaw: *General Problem-Solving Program for a Computer*.; dies., Simon: *Elements of a Theory of Human Problem Solving*.; dies.: *Report on a General Problem-Solving-Program*.

⁵⁹⁷ Rosenblatt: *The Perceptron*.; ders.: *Design of the Perceptron*. Einen eindrucksvollen Stimmungsbericht dieser Zeit bietet: McCoduck: *Denkmaschinen*.; einführend: Lischka, Diederich: *Künstliche Intelligenz*.

⁵⁹⁸ Eine Skizze dieses Divergierens in Castella: *Konstruktion oder Modell des Geistes*.

⁵⁹⁹ Shannon, McCarthy (Eds.): *Automata Studies*. bietet die wichtigen Arbeiten von John. v. Neumann, Claude Shannon, John McCarthy, Warten Ashby, Donald McKay, Albert Uttley, u. a.

⁶⁰⁰ Vgl. Huggins: *Three-Part Music with a Computer as One Part*.; Macdonald: *Music by Automatic Computers*; Newell, Shaw, Simon: *Chess Playing Programs*; Shannon: *Programming a Computer for Playing Chess*; Turing: *Digital Computers Applied to Games*. Die "spielerische" Überlegenheit der Maschine scheint evident, wenn die Firma Ferranti die wandgroße Röhrenmaschine NIMROD baut, gegen die das engl. Streichholzspiel NIM offenbar nur zu verlieren ist. Für dieses Spiel, bei dem von 4 Häufchen je 1 bis 3 Streichhölzer wegzunehmen sind, wobei der letzte Zug gewinnt, existiert allerdings eine geschlossene mathematische Theorie. (Vgl. Stuart-Williamson: *Nimrod*) Über Versuche, Urteils-kraft, Kreativität und Humor zu mechanisieren vgl. Nemes: *Kybernetische Maschinen*. (Kap. 3. 6.: 'Modelle zur Nachbildung einzelner Lebenserscheinungen.') S. 220-81

⁶⁰¹ Hegel: *Wissenschaft der Logik. I. Bd Die objektive Logik*. S. 257.

⁶⁰² Eine Identifikation, die sich bis in die Neuschreibung des eigenen Namens hinein manifestiert, denn Günther kappt im Unterschied etwa zu Heinz von Foerster – sogar die graphematische Wurzel seiner Diphthongierung schreibt die amerikanischen Texte mithin als Gotthard Gunther.

Auch bei den Motiven dieser "Beitrittserklärung" dreht es sich um Grenzen, Günther grenzt sich ab von alten Denkformen und definiert sich neu unter einer Geistigkeit, deren Kern der legendäre Gründer der *New York Tribune*, Horace Greeley, mit seinem "Go West, young man, go West!" pointiert. Zentral dabei ist nicht so sehr die Begegnung mit der Grenze, sondern der Habitus ihrer permanenten Verschiebung, den Günther als Essenz einer Mentalität im Angesicht der Grenze, als Ausdruck des Frontier-Geistes, konstatiert.⁶⁰³ Allerdings ist der Westen längst erschöpft, die Grenze bis an den Pazifik herangetragen, und auch wenn sie 1959 ein weiteres Mal, nun bis in den Pazifik hinein verschoben wird, fungiert die damit postum legalisierte Annexion Hawais nur als retardierendes Moment, an dem auch die Eroberung des Mondes zehn Jahre später nichts wesentliches ändert. Tellurisch oder stellar, selbst wenn sich die Grenze noch weiter treiben ließe, wäre nichts neues davon zu erwarten.

Und dennoch ist es dieses Hinaustreiben der Grenze, mit dem Günther sich identifiziert, wenn er die Notwendigkeit der Verschiebung als Transformation der Grenze selbst erkennt: Das alte Schema – horizontal oder vertikal – hat ausgedient, das heißt die Schranken, die allein noch zu öffnen sind, harren nicht mehr materialiter, sondern sind "dort zu suchen, wo sich das Frontier-Erlebnis des Amerikaners aus dem Physischen ins Geistige transponierte." (SD 37) Wir erinnern: *Der Bereich der exakten Rationalität reicht unvergleichlich viel weiter als eine zweitausendjährige abendländische Philosophie annimmt* – der Schlußsatz der Monographie, die Günther als sein europäisches Frontier-Erlebnis noch vor dem eigenen Grenzgang verfaßt, und dessen thematische Fortsetzung ihm jenseits des Atlantiks nun in der zeitgenössischen Metamorphose der Frontier begegnet: im Phänomen der Science Fiction. Denn hier wird die Entgrenzung im Geistigen sinnfällig, wenn Science Fiction-Literatur in ihrem besten Sinne nicht die Form trivialisierter Wissenschaftsphantasmen meint, deren "zukunftsvisionäre" Kraft sich allein der fiktionalen Transposition alter Denkmuster verdankt, also der bloß temporal-lokalen Auslagerung ihrer Schauplätze in andere Zeiten, bzw. auf ferne Planeten. Solches verbleibt innerhalb der intendierten Grenzen, ist allein ins extraterrestrische verlängerte Projektion mundaner Sozialstruktur resp. ins

603

Damit destilliert Günther (vgl. SD 330 die Essenz Amerikas im Sinn des gewiß nicht unumstrittenen Frederice Jackson Turner, der 1893, also drei Jahre nach dem offiziellen Ende der Frontier, die Grenze zu jenem ausschließlichen Entwicklungsmotiv verabsolutiert, dem die gesamte kulturelle, ökonomische, religiöse, juridische, soziale und politische Verfassung des Landes ihre Prägung verdanke. (Vgl. Turner. *Die Bedeutung der Grenze in der Amerikanischen Geschichte*.) Daß die Frontier das dominante Entwicklungsprinzip Amerikas ist, wird auch von der amerikanischen Historiographie nicht bestritten, der das Rollen-Schema der *Manifest Destiny* mit Vietnam definitiv fragwürdig geworden ist; was allerdings bestritten wird, ist das Abhängigkeitsgefüge, das den kausalen Ursprung auf der Seite der Frontier markiert, unter der "das vielfältige europäische Leben von der Wildnis jäh hingeworfen wird in die Einfachheit primitiver Bedingungen." (A. a. O., S. 17). Demgegenüber plädiert eine strukturell-funktionale Analyse dafür, das vitale Interesse an der Grenzverschiebung gerade umgekehrt in Abhängigkeit von der Industrialisierung der Neuen Welt zu sehen und decodiert die Frontier als staatsbildenden und -tragenden Mythos, dessen (bis in die Gegenwart ungebrochene) Aktivierung seit Ende des 19. Jahrhunderts die Verdeckung jener Strukturen leistet, in denen die auf ständigen Kapital-, Ressourcen- und Arbeitskraftzufluß angewiesene Großstadt in der Neuen Welt die (amerikanisch modifizierte) Wiederholung der europäischen Kapitale vollzieht. So bestätigt sich zwar die national selbstdefinitorische Funktion der Frontier, die Günther ihr beimißt, jedoch nur als "only one of the operative myth/ideological systems that form American culture [...]". "Frontier Myth and its ideology are founded on the desire to avoid recognition of the perilous consequences of capitalist development in the New World, and they represent a displacement or deflection of social conflict into the world of myth.[...] in that myth the simple fable of the discovery of the new land and the dispossession of the Indians substitutes for the complexities of capital formation, class and interest-group competition, and the subordination of society to the imperatives of capitalist development." Slotkin: *The Fatal Environment*. S. 15, 47.

Utopische gesteigerte technologische Entwicklung, und kommt somit als konservative Verlängerung über den zeitgenössischen *status quo* nicht hinaus. Grenzen allererst zu terminieren und zu überschreiten kann demgegenüber nur einer Umkehrbewegung folgen, die den Blick nach innen auf das Denkmögliche des Menschen überhaupt richtet. Hier dann liegen die Parallelen, die Günthers hohe Affinität mit der Science Fiction nähren, in diesem Sinn wird der Habitus des Frontier das Motiv, in dem Günther sowohl das Kondensat des amerikanischen Denkens erblickt, als auch den Katalysator findet, der seine eigene Ablösung vom kontinentalen Duktus beschleunigt und kanalisiert. Hier manifestiert sich eine Geistesverwandtschaft, deren Gründe in systematische Tiefe reichen und sich nicht erschöpfen in der persönlichen Bekanntschaft mit den Hauptvertretern dieser literarischen Gattung, die sich als Ingenieure und Naturwissenschaftler aus dem naturwissenschaftlich-technologischen Feld rekrutieren und später zum Teil als NASA-Mitarbeiter in Erscheinung treten. Mag der soziale Kontakt für einen bis dahin isolierten Immigranten Balsam sein,^[604] zentral für

⁶⁰⁴ Um zu verstehen, in welchen Kreisen Günther sich hier bewegt, ist es hilfreich, von jenem "epochalen Datum von 1926" auszugehen (Aldiss: *Der Milliardenjahre Traum*. S. 33), als der aus Luxemburg stammende Ingenieur Hugo Gernsback (eig. Gernsbach) mit *Amazing Stories* das erste Science Fiction-Magazin der Welt gründet. Explosionsartig setzt damit die massenhafte Verbreitung des Genres ein (und wenn SF als Massensliteratur verstanden wird, seine eigentliche Geburtsstunde), das im ersten Jahrzehnt jedoch hauptsächlich in den Niederungen der *pulp fiction* siedelt. "So glich es dann einer Revolution, als 1937 John W. Campbell, Jr. (eine der einflussreichsten und zwielichtigsten Gestalten der SF-Geschichte, gepriesen und gehaßt) die Leitung des Magazins 'Astounding Science Fiction' übernahm und der SF mit einer unbeirrbaren, aber auch sehr ausgefallenen Vorstellung von Wissenschaft und Erzähltechnik dirigistisch auf die Sprünge zu helfen versuchte." (Barmeyer: *Science Fiction. Einleitung des Hrsg.* S. 19.) Unter Campbells Regentschaft setzt das Golden Age der SF ein (1938-50), mit den Autoren von *Astounding* formiert sich das "Pantheon" der SF-Klassiker: A. E. van Vogt; I. Asimow, J. Williamson, R. A. Heinlein, T. Sturgeson, F. Leiber, A. Bester, E. E. Smith beginnen oder krönen ihre Karriere unter *Astounding*, dessen Klima Aldiss mit viel Zeikolorit beschreibt. Es ist einerseits gekennzeichnet von Campbells rigider Ablehnung gegen jegliche reißerische Phantastik ("Ich weiß, das ist nicht die populäre Art Geschichte. [...] Sie sind eine gute Übung für den scharfen Verstand – und unsere Leser wären nicht die spekulativen, philosophischen Menschen, die sie sind, wenn sie nicht einen harten, unverwundlichen Verstand besäßen – aber unsere Stories sind ungeeignet für die Schwachen." Campbell 1954 in einem Brief, in: *The John Campbell Letter* zitiert nach Aldiss: *Der Milliarden Jahre Traum*. S. 625), aber zugleich getragen von einer unerschütterlichen Zuversicht in die propagierten/publizierten Visionen: Astounding "glaubte an das, was es predigte. [...] Ein Teil von Campbells Leserschaft zu sein hieß, sich selbst als Mitglied einer privilegierten Minderheit zu fühlen, die wußte, was die Zukunft bringen würde." (A. a. O., S. 282. Hervhbg. orig.) Hier dann reiht sich Günthers Hang zum Besonderen sicher nahtlos ein, und die Freundschaft, die ihn mit Campbell verbindet, gründet als Wesensverwandtschaft wohl tiefer, als ihre beiderseitige Verehrung für Lewis Carroll dies andeutet. Wenn Günther also "in den New Yorker SF-Kreisen ein gern gesehener Gast" ist (*Lexikon der Science Fiction*. Stw. Günther, S. 508), dann hat er zum einen Zutritt zu dem bedeutendsten Kreis eines literarischen Genres, das obgleich als Massenphänomen offensichtlich tief im (UFO-hysterisierten) Querschnitts-Diskurs der Zeit verankert – zum Ausbruch aus dem Genrehaften ansetzt. Zum anderen aber bewegt er sich in einem geistigen Milieu, dessen profunde naturwissenschaftliche Basis jederzeit und in jeder denkmöglichen Richtung zum Verlassen wissenschaftlicher Sicherheit bereit ist. "Wenn es uns heute [...] schwer fällt, die allgemeine Aufbruchstimmung, die das Goldene Zeitalter der SF kennzeichnete, gefühlsmäßig nachzuvollziehen, so liegt das gerade daran, daß einer der stimulierenden Faktoren jener schöpferische Gedankenaustausch war, der von Ausgabe zu Ausgabe und Jahr zu Jahr weiterging [...]. Jeder neue Monat versprach noch wildere und kühnere Ideen – und das Versprechen wurde stets gehalten!" (Aldiss: *Der Milliarden Jahre Traum*. S. 283.) Dieser Austausch dokumentiert sich sehr schön in den Leser-Briefen auf die Journal-Veröffentlichungen Günthers, und wenn in *Amazing* oder *Startling* zu schreiben eben nicht heißt, sich in die akademische Leere zu adressieren, dann darf das hier erhaltene *feed back* sicherlich als integrierendes Moment für den Emigranten gelesen werden. Günther gehört dazu, nicht irgendwo, sondern in einen Zirkel, der beansprucht, nicht nur auf der Höhe der Zeit, sondern ihr noch voraus zu sein. Daß Günther gerade in diesem Kreis eine neue Heimat findet, mag dar-

Günther ist, daß die mit den Namen John W. Campbell, Isaac Asimov, Jack J. St. Williamson, Stanley G. Weinbaum, Alfred E. van Vogt, Lewis Padgett assoziierte Science Fiction den totalen Ausbruch "aus dem klassisch Kosmischen überhaupt" (SD 39) wagt und mit den literalisierten Themata in Bereiche vordringt, die im Sinne des Wortes als *un-menschlich* bezeichnet werden können. Inhuman, ohne pejorative Konnotation, wenn in literarischer Form menschlich erfahrbare Rationalität klassischen Zuschnitts überstiegen wird, ohne daß die Sujets einer Supranaturalität oder Irrationalität verfallen, sondern vielmehr um Problemstellungen logischer, philosophischer, physikalischer, metaphysischer Natur kreisen, die die Sicherheit "gesicherter" Denkstrukturen provozieren und hinterfragen. Differenz- und Angriffspunkt der Science Fiction sind somit "einige sehr einfache Ideen und Glaubenssätze, welche die inneren strukturellen Elemente jeder regionalen Hochkultur sind und dieser sozusagen als unterste Fundamente dienen."⁶⁰⁵ Die Deviation von dieser fundamentalen Gesinnungsgleichheit erkennt Günther dann als das Überschreiten metaphysischer Grenzen, wenn die so spezifizierte Science Fiction sich nicht mehr selbstverständlich auf jenem Boden bewegt, der die konzeptuelle Synchronizität für die Vorstellung von Raum, Zeit, Materie, von der Identität der Person, der Unizität der Wirklichkeit oder der Differenz von Vorstellung und Wirklichkeit garantiert.⁶⁰⁶

Ich-Identität, Zeitfluß, kontrafaktische Welten – es sind bereits urphilosophische Themata, die hier begegnen, und wenn Philosophie sich immer auch als das "radikale Fragen"⁶⁰⁷ begreift, dann kann in den literarischen Versuchen, nicht nur die inhaltliche Reichweite des Denkens, sondern tiefergehend auch dessen Struktur in Richtung seiner Gründe und Beschränkungen auszuloten, Philosophie in ihrer ursprünglichsten Form gesehen werden. In jedem Fall aber wird die Grundhaltung des Philosophen evoziert, das Staunen vor dem bisher noch nicht Gedachten; und der Schauer davor, wie weit sich die Möglichkeiten des Denkens hinaustreiben lassen, denn in diesen Entwürfen werden Grenzen verschoben, Projektionen entworfen, die gerade auch weit über das hinausragen, was Günther an Fragestellung und Gesichtsperspektive von den alt-kontinentalen Pessimisten (Heim, Spengler) mitnimmt. Wenn Günther also in Anknüpfung an Hegel immer auch eine historische Per-

über hinaus die latente Wiederholung altbekannter Leipziger Strukturen befördert haben: Aldiss erinnert an Th. Mann, der die Perfidität des Nationalsozialismus in einer Mischung aus Fortschrittsbejahung und Vergangenheitstümelei als eine *technologische Romantik* beschreibt, und erkennt daß, "ein großer Teil der Science Fiction [...] sich ähnliche Vorwürfe gefallen lassen [muß], wo eine robuste Fassade von Modernität mit dem Traum von einer Vergangenheit verbunden wird, als das Leben noch einfacher war." (A. a. O., S. 220) Wir können uns des Eindrucks nicht erwehren, als hege Günther eine Vorliebe für solch ambivalente Strukturen, in denen als "funktionales Gegenstück" zu Gehlen nun der erzreaktionäre, militaristische Chauvinist Heinlein auftritt. Allerdings darf nicht vergessen werden, daß Technikaffirmation im "linken Lager" – zu dieser Zeit – nicht zu finden ist.

⁶⁰⁵ Günther. *Die Entdeckung Amerikas*. S. 17.

⁶⁰⁶ Damit radikalisiert Günther das Frontier-Motiv und sektoralisiert die allg. bereits in niedere und gehobene SF differenzierte Gattung noch einmal. Wenn, im Gegensatz dazu, die Theorie der SF das Konzept der Frontier überhaupt als ein wesentliches Element der Gattung bestimmt, dann gerade nur in Hinsicht auf "zahlreiche Parallelen zu historischen 'frontier'-Darstellungen". Auch wenn die Ambivalenz des Frontier-Begriffs gesehen wird – "Als Symbol einer dynamischen, vorwärtsgerichteten Denkweise und als romantische Parabel. [...] Eine 'frontier' kann auf allen Bereichen liegen, wo es noch Probleme gibt, die eine Lösung erwarten" –, so bleibt die Interpretation der Frontier hinter der spirituellen Fixierung Günthers zurück: "Das Neuland [...] ist planetares 'virgin land', also unberührt und noch nicht vom Menschen kultiviert", und diese Landnahme zeichnet als bloß physische [d]as utopische Bild eines Homo Futurus, der an der 'frontier' des Kosmos einen Neuanfang unternimmt [...]" Zitate, Graaf: *Homo Futurus*. S. 89, 91, 93, 99.

⁶⁰⁷ Vgl. Weischedel: *Der Gott der Philosophen*. Bd I. S. 25-37.

spektive verfolgt, und wenn etwa bei Williamson und Asimov das Subjekt sich schon erfolgreich in der Maschine gegenüber tritt, dann rückt für Günther die Science Fiction in den Rang eines Vermittlungselements, mit Hilfe dessen eine auf dem Boden klassischer Metaphysik nicht konzipierbare Vorstellung von Subjekt und Objekt in zunächst spielerischer Form Gestalt gewinnt, die an der geschichtseröffnenden Destruktion des alten Paradigmas arbeitet.

Wird Science Fiction somit als Gattung begriffen, deren signifikantes Merkmal das Verlassen des abendländisch-metaphysischen Aprioris bezeichnet, dann kann Günther in der Tat eine neue Literatur-Gattung begrüßen, die sich gegen ihre Vorläufer abgrenzt. Denn anders als Jules Verne, Jean-Marie Villiers de l'Isle-Adam, Kurd Laßwitz, Herbert G. Wells oder Hans Dominik, die noch immer auf dem Boden einer abendländischen Tradition stehen, verwandelt die hier im Begriff stehende Variation das Genre in eine genuin amerikanische Gattung, wenn sie als erste Literaturform sich endgültig "der metaphysischen Tradition der regionalen Kulturen" entledigt und als solche "eine universelle planetarische Kultur" und "eine neue nichtklassische Vorstellung von der Wirklichkeit" vorführt.^[608] So verstanden wird *amerikanisch* synonym mit *planetarisch*, denn gilt als das hervorstechende Merkmal von Hochkultur ihre regionale Begrenztheit, die unter der Leitdifferenz "Mitglied-Barbar" die eigene Systemstabilität generiert, so wird mit der Irrelevanz jener Glaubenssätze, die die Leitdifferenz allererst etablierenden, auch die Region als territoriale Manifestation der Zugehörigkeit hinfällig. Hier dann vollzieht die neue Gattung die von Günther selbst verfolgte Entgrenzung abendländischer Rationalität in einem Medium, das als Fiktion ungefährlich scheint, das in seiner Ernsthaftigkeit – jedoch nicht unterschätzt werden darf, wenn diese *fiction* als eine "Medientransposition" fungiert, mit Hilfe derer die Autoren – fast ausschließlich also "harte" Wissenschaftler – die Theoretisierung der problematischen Engführungen eines wissenschaftlichen, metaphysischen Weltbildes als Poetisierung nunmehr "anderen Standards und Materialitäten unterstellen."^[609]

⁶⁰⁸ Günther. *Die Entdeckung Amerikas*. S. 20, 24. Auch hier argumentiert der "Gattungstheoretiker" Günther strukturell, und die SF-Theorie billigt ihm durchaus zu, damit "eine akzeptable Basis für prinzipielle Diskussionen über SF" gelegt zu haben. Allerdings unter ideologiekritischen Vorbehalten: "Wenn Gotthard Günther in der SF sich eine neue mythische Literaturform anbahnen sieht, die dem von der modernen Wissenschaft [...] initiierten Betreten eines dritten metaphysischen Niveaus [...] angemessen ist, so läßt sich der in dieser Hypothese ausgedrückte Optimismus mit der vorhandenen SF kaum rechtfertigen; ihre Mythen dienen eher der Stabilisierung des längst Bestehenden, dessen Überwindung sie doch bekunden sollten." (Barmayer: *Science Fiction. Einleitung des Hrsg.* S. 15, 12) Obgleich Günthers Einschätzung der SF als einer wesentlich amerikanischen Erscheinung geteilt wird, ist sein Definitionsversuch für die SF vor allem problematisch, insofern er extrem reduzierend weite Teile des Genres als bloße *space operas*, *science fantasies*, *invention stories* ausschließt und sie ununterscheidbar wieder einreicht in die Robinsonade, den utopischen Roman, die *gothic novel*, von denen sich die SF gerade definitorisch abzugrenzen sucht. Andererseits jedoch verhindert die Rigidität seines "metaphysischen Zulassungskriteriums" den nahezu vollständigen Verlust von Abgrenzungskriterien, wenn SF etwa als "Literatur der erkenntnisbezogenen Verfremdung" in kontinuierlicher Tradition der "Linie Lukian-More-Rabelais-Cyrano-Swift-Verne-Wales" stehen soll. (Suvín: *Zur Poetik des literarischen Genres Science Fiction*. S. 86, 100). Zwischen beiden Extremen siedelt dann der Ansatz von Aldiss, der Form und Inhalt zusammenzuschließen sucht; für ihn beginnt SF dezidiert mit Shelleys *Frankenstein* als "die Suche nach einer Definition des Menschen und seiner Stellung im Universum, die vor unserem fortgeschrittenen, aber verunsicherten Stand des Wissens bestehen kann, und sie ist im allgemeinen in einer romantisch oder postromantischen Weise gehalten, wie sie durch die 'Gothic novel' geprägt wurde." Aldiss: *Der Milliarden Jahre Traum*. S. 30.

⁶⁰⁹ Kittler: *Aufschreibesysteme*. S. 271. Wie ernst es Günther um die Verbreitung dieser "Weltbilderweiterungen" ist – mit deren Publizität er sich vielleicht auch eine propädeutische Sensibilisierung für die eigene

Kostbarkeiten für 25 cent

Wie sehr Günther selbst von den Standards des Diskurses abweicht, wird ihm 1953 dokumentiert, als seine erste Veröffentlichung auf amerikanischem Boden die Zulassungskriterien der philosophischen Journale nicht erfüllt: *The Logical Parallax* geht – philosophisch für untauglich befunden – den umgekehrten Weg der Transposition, erscheint in dem von Campbell edierten Magazin *Astounding Science Fiction* (seit 1960: *Analog*),^[610] und eröffnet damit eine Reihe von Schriften, die sich geradezu als Übertragungsprotokolle seines (transzendental)logischen und reflexionslogischen Ansatzes in eine metaphysisch nicht, zumindest nicht gleichermaßen, präformierte Umgebung lesen lassen. Das auffälligste Protokoll der Medientransposition Günthers bildet dabei eine vierteilige Serie in den *Startling Stories*, die sehr schön illustriert, wie Günther sich dem postulierten transkulturellen Evidenzkriterium nähert, wenn er mit der Technik als paradigmatischem Substitut des metaphysischen Denkens zum Wechsel des Dispositivs ansetzt.^[611]

So entwickelt der erste Text eine Einführung in die transzendentallogischen und reflexionslogischen Minimalbedingungen einer Theorie des Bewußtseins für ein Publikum, das hinter diesen Frage nicht mehr die alte Frage von Kant, Fichte und Hegel zu kennen braucht, wenn diese nunmehr reformuliert erscheint als die vermeintlich neue Frage: *Can Mechanical Brains Have Consciousness?* Daß Bewußtsein auch hier notwendig das Ergebnis einer doppelten Reflexion ist, wird dann als längst bekannter Standard der Reflexionstheorie zwar erwähnt, doch nun gegen die zeitgenössische Computer-Theorie ins Feld geführt, die einen bewußtseinsanalogen "Quantensprung" bereits in der Maximierung und Optimierung der Informationsverarbeitung erwartet. Günther jedoch knüpft den positiven Entscheid der Frage an die Voraussetzung einer formalen Theorie der "zweiten Reihe" der Logik, d.h. der transzendentalen, sinnthematischen Inversion, und wir erkennen, wie das Thema der *Grundzüge* hier seine maschinale Variation findet. Eine Variation, zu deren systematischer Vertiefung Günther das Publikum dann mit einem vierteiligen Gedankenexperiment einlädt, in dem unter der Frage nach den Möglichkeiten extra-terrestrischer Kommunikation die logischen Konsequenzen eines kontrafaktischen, genauer eines kontradiktorischen Bewußtseins durchgespielt werden. Mit dem sog. *Seetee Mind* (*seetee* von "c-t" = *contraterrene*) entwirft Günther das Bild eines logischen Bewußtseins, das dem terrestrischen, d.h. dem gemäß der aristotelischen Logik organisierten Bewußtsein, vollständig invers strukturiert ist, das also als *contra-aristotelisches* Bewußtsein die semantische, syntaktische Spiegelung, mithin die Negation der aristotelischen Logik darstellt. Die Frage dann: Ist eine Kommunikation mit einem solchen Bewußtsein möglich?, wird verneint, da beide Bewußtseinsräume als totale gegenseitige Negation nicht einmal um die Existenz des jeweils anderen wissen können, sie

Arbeit erhofft – wird deutlich, wenn er selbst zum deutschen Editor der besten SF-Werke avanciert. Günther begründet bei Rauch in Düsseldorf die heute legendäre Reihe der Weltraumbücher, die als kommerzieller Mißerfolg jedoch nach vier Ausgaben eingestellt wird. 1952 erscheinen (von Günther kommentiert) Asimov: *Ich, der Robot*; Campbell: *Der unglaubliche Planet*; Williamson: *Wing 4*, sowie die Anthologie: *Überwindung von Raum und Zeit*.

⁶¹⁰ *The Logical Parallax* befaßt sich mit dem Problem einer zur überkommenen Logik inversen "Gegenlogik". Ebenfalls in *Astounding Science Fiction* folgt 1954 in drei Gaben der Aufsatz *Achilles and Tortoise*, Part I-III, der das hinter dem klassischen Paradox stehende Problem der Selbstbezüglichkeit mit Hilfe des neu gewonnen Instrumentariums einer nicht mehr klassischen Mehrwertigkeit zu lösen zu sucht.

⁶¹¹ *Can Mechanical Brains have Consciousness?* (1953) bildet somit das Propädeutikum für die zusammenhängend konzipierte Aufsatzfolge *The Seetee Mind*; *Aristotelian and Non-Aristotelian Logic* (beide 1954); *The Soul of a Robot*; *The Thought-Translator* (beide 1955).

also – in gewohnter Terminologie – vollkommen unvermittelt nebeneinander stehen. Notwendig damit ist eine Vermittlung, die die Verbindung zwischen aristotelischem und contra-aristotelischem Bewußtsein herzustellen hätte, die als *nicht-aristotelische* Logik das Inversionsschema insgesamt verläßt. *Aristotelian and Non Aristotelian Logic* widmet sich einer solchen Vermittlungslogik und skizziert sie als eine dritte Logik, die zwischen den beiden inversen, jedoch noch immer klassisch zweiwertigen Logiken vermittelt, indem sie den gleichen Mechanismus der wechselseitigen Negation nun von einem dritten Ort aus simultan zu den zwei anderen Systemen wiederholt. Etabliert ist damit ein tri-polares System von drei zweiwertigen, also klassischen Systemen (denn auch der *Seetee-Mind* ist als Contra-Aristoteliker immer noch zweiwertiger Aristoteliker), das allerdings die Kapazität des menschlichen, zweiwertigen Denkens bei weitem überschreitet. Dennoch ist diese logische Triplizität, obgleich sie dem Denken als simultaner Prozeß verschlossen bleibt, formal darstellbar, berechenbar und also konstruierbar: In der Möglichkeit der Konstruktion des vermittelten Dreier-Systems liegt dann sowohl die Chance für *The Soul of a Robot*, für eine vollkommen neue Form der "Animierung" der Materie also, wie hierin gleichermaßen – damit schließt die Serie und schließt sich an ihren Ausgangspunkt zurück – die grundlegende Möglichkeit einer Kommunikation mit dem *Seetee Alien* erwächst, stellt nun das im Mechanismus realisierte Verbund-System dreier logischer Systeme den bedurften *Thought Translator* bereit.

Neben allem Amüsement, das die mit erläuternden Anekdoten "diadaktisierten" Texte verbreiten, neben der freudigen Überraschung, mit der wir Fichtes "zweite Reihe" der Reflexion plötzlich als *Seetee-Alien-Mind* begrüßen dürfen, und über das Schmunzeln hinaus, mit dem wir die Trotzköpfigkeit Günthers registrieren, wenn er nach den ersten Leser-Attacken auf die Metaphysik nicht umhin kann, die beiden abschließenden Texte mit dem expliziten Hinweis (Werbung oder Warnung?): *by a Noted Metaphysician* zu unterschreiben – neben diesen kaleidoskopischen Aspekten tragen wir für den hier verfolgten Zweck jedoch den größten Gewinn davon, wenn wir erkennen, daß die damit durchbrochene publikationstechnische Abstinenz keinesfalls eine Zeit konzeptioneller Stagnation gewesen sein kann. Contra-Aristotelik, Non-Aristotelik, die Idee dreier, verteilter und vermittelter Logik-Systeme – Günther hat begrifflich und systematisch den entscheidenden Schritt vollzogen, der ihn aus der rein postulativen Beschreibung eines logischen Desiderats hinausführt (als die noch die gesamte europäische Produktionsphase gelten muß), und der nun als *Die philosophische Idee einer nicht-aristotelischen Logik* die ersten konkreten Formen eines positiven Lösungsansatzes annimmt. Denn zeitgleich, also 1953, stellt Günther unter eben diesem Titel (B I, 24-30) dem 11. Internationalen Kongreß für Philosophie seinen Ansatz vor, mit dem die sinnthematische, subjektive Erweiterung der klassischen Logik in Angriff genommen werden soll: Die erste Skizze seiner Interpretation der dreiwertigen Logik, die – in anderer Terminologie und Einbettung zwar, doch ganz in dem Sinn, wie es den Leser der *Startling Stories* vorgeführt wird Dreiwertigkeit als Verdreifachung der klassischen Logik entwickelt, Mehrwertigkeit generell also als eine von mehreren gleichartigen, zweiwertigen Logik-Kalkülen konstituierte Multi-Logik entfaltet.

Das neue Prinzip

Allerdings darf diese Übereinstimmung nicht dazu verleiten, in der *philosophischen Idee einer nicht-aristotelischen Logik* allein die bloß philosophische, d.h. diskursadäquate Version der in den Science Fiction Journalen vorgetragenen multi-logischen Mechanik zu sehen, denn die hier vorgestellte philosophische, ontologische, metaphysische Einbettung liefert zugleich eine nicht unerhebliche Revision dieses Einbettungsgrundes. Der entscheidende

formale Fortschritt Günthers koinzidiert mit einer philosophiehistorischen Neuerung, wenn die logik-theoretische Weiterung zugleich zurückführt auf die ursprünglichste Motivation im Denken Günthers: die Unlösbarkeit von Logik und Ontologie/Metaphysik. Der ideengeschichtliche bedeutsame Progreß lagert also nicht allein auf der formalen Seite, obzwar die Vervielfältigung der einen, aristotelischen Logik die wesentlich neue Idee Günthers ist, die ihn schließlich ermutigt haben mag, eine solche Logik das erste Mal als eine *transklassische Logik* zu deklarieren.^[612] Transklassisch insofern Günthers vollkommen neue Vorstellung von Mehrwertigkeit nun eine grundlegende formale und konzeptionelle Differenz zur traditionellen Form mehrwertiger Kalküle eröffnet, die nicht mehr mit den kalkültechnischen Mitteln klassischer Mehrwertigkeit eingeholt werden kann. Denn anders als Günther vermehrt das traditionelle Konzept der Mehrwertigkeit, das in erster Linie auf Jan Łukasiewicz und Emil Leon Post zurückgeht,^[613] allein die "Binnenwerte" innerhalb der Alternative von Position und Negation, von "wahr" und "falsch", "0" und "1", um so die zwischen diesen Grenzwerten lokalisierten Modalitäten in den Kalkül zu integrieren. Mehrwertigkeit klassischer Provinienz erscheint damit als eine immanente Segmentierung und sieht sich vor-dringlich mit zwei Problemen konfrontiert, wenn zum einen die Anzahl der Werte einer willkürliche Festlegung unterliegt, die letztlich auf die infinitesimale Wertanhäufung innerhalb des von "wahr/falsch", "0/ 1" aufgespannten Intervalls hinausläuft. Zum anderen aber, und wesentlich gravierender, bleibt eine so konzipierte Mehrwertigkeit grundsätzlich auf die dem Dritzensatz unterworfenen zweiwertigen Logik abbildbar, denn die duale Alternative – so fein ihre Unterscheidung auch sein mag ("wahr", "möglich", "unbestimmt", falsch) – ist intern noch immer dem Identitäts- und Nicht-Widerspruchsprinzip unterstellt.^[614] Ausdrücklich heißt es in bei Łukasiewicz:

Die unendlichwertige Logik ist ein echter Teil der zweiwertigen Logik; [...] Das Verhältnis der mehrwertigen Logik zur zweiwertigen erinnert an das Verhältnis der nicht-euklidischen Geometrie zur Geometrie Euklids. Wie die nicht-euklidischen Geometrien, so sind auch die mehrwertigen Logiken in sich konsequente, obwohl von der zweiwertigen Logik verschiedene Systeme.^[615]

⁶¹² Der Terminus *transklassisch* taucht bereits ein Jahr zuvor im Nachwort zu Asimows Roboter-Roman auf, den Günther als die Vision von der *Zweiten Maschine* erläutert. Im Gegensatz zu ihrem klassisch-archimedischen Vorläufern produziert sie nicht länger – als Wiederholung körperlicher Mechanik – *Arbeit*, sondern – in Analogie zum Gehirn – *Information*; so erwächst mit der Idee des *mechanical brain* die Idee der nicht mehr klassischen, der trans-klassischen Maschine. Vgl. B I, 96f.

⁶¹³ Vgl. Łukasiewicz: *O logice trojwartosciowej (Über dreiwertige Logik)*; ders: *Philosophische Bemerkungen zu mehrwertigen Systemen*; ders: *Zur vollen dreiwertigen Aussagenlogik*; Post: *Introduction to a general theory of elementary propositions*. Grundlegende Darstellung klassischer Mehrwertigkeit in Sinowjew: *Über mehrwertige Logik*. Ansätze zu einem mehrwertigen Kalkül finden sich zuvor in der "dreidimensionalen Logik" bei H. MacColl (1896; alle Aussagen sind immer und notwendig wahr, immer und notwendig falsch, wahr oder falsch, d.h. es gibt ein ausgeschlossenes Viertes.); Ch. S. Peirce spricht von einer "dreigeteilten Mathematik" im Sinn einer dreiwertigen Mathematik (1902), N. A. Vasil'ev veröffentlicht über eine "imaginäre Logik", die bereits n-wertig ist, also das ausgeschlossene (n+1) kennt (1910-13). Zu diesen und weiteren Vorläufern von Post und Łukasiewicz vgl. Rutz: *Zweiwertige und mehrwertige Logik*. S. 21-35.

⁶¹⁴ "Man kann die verschiedenen ausgezeichneten Werte ihrer Größe nach als Grade der Behauptbarkeit interpretieren, die nicht ausgezeichneten als Grade der Nicht-Behauptbarkeit. Durch die Unterscheidung in behauptbare und nicht behauptbare Ausdrücke kommt in die mehrwertige Logik wieder etwas 'zweiwertiges'". Bochenski, Menne: *Grundriß der Logistik*. S. 103.

⁶¹⁵ Łukasiewicz: *Elementy logiki matematycznej (Elemente der mathematischen Logik)*. Vorlesungs-Lithogr., Warschau, 1929, zitiert nach Bochenski: *Formale Logik*. S. 471f.

Günther geht nun den umgekehrten Weg, bei ihm wird die zweiwertige Logik zu einem echten Teil der mehrwertigen Logik, wenn er nicht das ursprüngliche Intervall unterteilt, sondern das Intervall selbst vermehrt, das so auf mehrere Orte "vermaßt, distribuiert, und verknüpft, vermittelt, d.h. disseminiert wird."⁶¹⁶ Damit bleibt die polare Dualität von Position und Negation intern vollkommen unangetastet, Mehrwertigkeit erscheint nicht als Anhäufung hier zwischen siedelnden Werten, sondern als Verteilung und Vermittlung von zweiwertigen Logiken, die als integrale Bestandteile eine mehrwertige Logik komponieren. So eröffnet sich mit der Idee des Logik-Verbundes eine neue Vorstellung von Mehrwertigkeit, eine gegenüber dem zum Standard avancierten Modell von Post/Lukasiewicz gänzlich eigenständige Variante mehrwertiger Kalküle, die aber trotz allem als die konsequente Radikalisierung der klassischen Mehrwertigkeit nachzuvollziehen ist. Denn es sind die dort unerwünschten Implikationen, die Günther produktiv aufnimmt, indem er sich nicht um deren Vermeidung bemüht, sondern sie gerade umgekehrt als neues Bildegesetz institutionalisiert: Ist die klassische Mehrwertigkeit im Zuge der Vervielfältigung ihrer Binnenwerte wieder auf die Zweiwertigkeit reduzierbar, d.h. erscheint sie letztlich als eine an jedem Binnenwert lokalisierbare Dualität, so macht Günther eben mit dieser latenten Zweiwertigkeit ernst und kehrt die nach klassischem Muster zu vermeidende Inkonsistenz gerade in ihr positives Gegenteil, wenn er seine Mehrwertigkeit nun dezidiert als die Vermehrung klassischer Logiken anlegt, die den Binarismus von Position und Negation ausdrücklich dort errichten, wo ihn die klassische Mehrwertigkeit zu vermeiden hofft.

Hier dann verläuft die formal-konzeptionelle Grenze, die den *Logiker* Günther technisch von der Tradition unterscheidet, die aber als solche allein das Interesse der Formalisten wecken könnte, wenn diese formale Grenze nicht koinzidierte mit einer neuen Grenze, die Günther in eins damit der Ontologie und Metaphysik einträgt. Eine Grenze, die sich in einem ersten Schritt ebenfalls aus den Defiziten klassischer Mehrwertigkeit ableiten läßt, kann diese einerseits schon nicht plausibel erklären, warum sie sich für die je getroffene Wertzahl entscheidet, und bleibt sie andererseits als reiner (syntaktischer) Strukturreichtum jeder signifikanten (semantischen) Bedeutung, da mit kalkülimmanenten Mitteln nicht bestimmbar ist, in welchem Sinn die akkumulierten Werte zu interpretieren sind. Das heißt, das Mehr an Werten verfügt über keine strukturelle Auszeichnung, die die Reduktion auf den Binarismus von Position und Negation verhindern könnte, oder anders: Niemand kann sagen, was Mehrwertigkeit im Zuge der immanenten Erweiterung des formal-technischen Apparates bedeutet.

An dieser Stelle dann enthüllt sich, warum Günther von der *philosophischen Idee* einer nicht-aristotelischen Logik spricht, denn seine Verlagerung des Mehrwertigkeitsprinzips motiviert sich als Aufweis einer gravierenden Begrenztheit eben jener *philosophischen Idee*, die in der aristotelischen Logik ihren formalen Ausdruck findet: Weil die klassische mehrwertige Logik sich immer auf die identitätstheoretische, zweiwertige Logik zurückführen läßt, teilt sie in dieser Rückführbarkeit die Präsuppositionen der aristotelischen Logik, die Günther in den *Grundzügen* dezidiert als eine Logik des Objekts, des Seins beschreibt. Der ontologische Definitionsbereich klassischer Logik ist das Sein, die Objektivität, an dem sich der Wahrheitsgehalt der Aussagen bemißt, die von einem dieser Logik äußerlichen Subjekt getroffen werden. Erhebt diese Logik andererseits, wie Kant es nennt, als *reine Logik* den Anspruch unbeschränkter Universalität, so definiert sie damit nicht nur die Rationalitätskriterien für Subjektivität schlechthin, sondern spannt im gleichen Moment ihr ontologisches Spektrum auf zwischen den Polaritäten der zu beschreibenden reinen Objektivität und

⁶¹⁶ Kaehr: *Materialien*. S. 9.

der beschreibenden (transzendentalen) Subjektivität *an sich*. Die *Grundzüge* setzen diesem dualen Schema der ontologischen Zweiteilung bereits die reflexionslogische Dreiteilung entgegen, und wir können nun beobachten, wie das Motiv der Drei eine folgenreiche Erweiterung erfährt, mit der Günther sein *formales* Konzept logischer Dreiwertigkeit als Konsequenz *und* Voraussetzung einer notwendigen *ontologischen* Trichotomisierung entwickelt.

Die entscheidenden Konkretionen

Zielten also die *Grundzüge* darauf, der Reflexion eine Differenz zu eröffnen, in der die Unterscheidung zwischen dem prozessierten Inhalt und dem Prozeß selbst als die Doppelsinnigkeit des gedachten Objekts *als seiendem* und des seienden Objekts *als gedachtem* signifizierbar werden kann, so transponiert Günther diese Dekomposition des *Objekts* nun auf die Seite des Subjekts. Denn wenn die klassische Logik konsistent nur innerhalb der ontologischen Spannbreite von absoluter und sich wechselseitig negierender Objektivität und Subjektivität formuliert werden kann, dann ignoriert sie eine wesentliche "ontologische Differenz", die sich für jenen Bereich markieren läßt, der weder unter die reine Objektivität subsumiert werden kann noch als gleichrangige Subjektivität neben dem Ich steht: das Du. Hier indizieren die fragilen Titulierungen als *Anderer* und *Alter Ego* gerade das Scheitern, dem Du seine genuine ontologische Qualität zu bewahren, wenn es entweder *per analogiam* als das andere Subjekt wieder in das Subjekt *an sich* zurückgenommen wird, bzw. umgekehrt als der objektiv beobachtete Andere über keine logisch-ontologische Unterscheidung verfügt, die ihm gegenüber der reinen Objektivität seine Eigenheit sichern könnte; das Du besitzt keine logische bzw. ontologische Dignität, es läßt sich wahlweise dem einen oder anderen Bereich (Subjekt, Objekt) zuschlagen, der das Gesamt des metaphysischen Spektrums abdeckt – *tertium non datur*. Auch an dieser Stelle wird eine identitätstheoretische Ontologie mit der ihr zugehörigen zweiwertigen Logik an die Grenzen geführt, denn für die Idee,

daß Subjektivität-überhaupt selbst vielleicht gar keine metaphysische Wurzel der Wirklichkeit repräsentiere sondern nur die Vordergrundkulisse für zwei autonome Realitätskomponenten neben Objektüberhaupt darstellen könnte, ist in diesem klassischen Schema nirgends Platz. (B I, 26)

So tritt die Subjekt-Objekt-Dichotomie als ontologische Engführung auf, doch stehen diese Limitationen der Ontologie in direkter Abhängigkeit von den formalen Begrenzungen der zweiwertigen Logik.

Da die klassisch-aristotelische Theorie des Denkens, sich nur einer Negation bedient, besitzt sie keine theoretischen Mittel einen Begriff aus dem subjektiven Ich-Zusammenhang (Ich selbst) in den objektiven Ich-Zusammenhang (Du selbst) zu übersetzen. Der objektive Zusammenhang ist stets der Es-Zusammenhang, in dem kein Unterschied zwischen objektiven Objekten und objektiven Subjekten logisch festgestellt werden kann. [...] Man hat bisher überhaupt noch nicht entdeckt, daß es eine Aufgabe der formalen Logik sein könnte theoretische Strukturen aus der 'Ich'-Projektion in die 'Du'-Projektion zu übersetzen. (B I, 26)

Sehr schön verdeutlicht das Bild der *Projektions-Übersetzung*, daß es Günther nicht darum zu tun ist, die logisch rationale "Verfassungsgleichheit" der Subjekte im Zuge einer Unterscheidung von Ich und Du zu bezweifeln – auch das Du denkt für sich als Ich genau so wie das originäre Ich. Was vielmehr und erstmals theoretisiert werden soll, ist der logisch relevante Unterschied, wenn der Standpunkt der Weltbeschreibung nicht länger das Subjekt an sich ist. Dann nämlich muß neben die nach klassischem Muster einzig mögliche Relation:

Subjekt-Objekt mindestens eine zweite treten, die die Differenz von Ich-Subjekt und Du-Subjekt erfaßt, ohne sie auf die erste zu reduzieren, bzw. ohne in der Selbstabbildung des sich selbst denkenden Subjekts zu versanden. Das Negationsverhältnis zwischen Subjekt und Objekt, mit Hilfe dessen das Ich sich vom Nicht-Ich unterscheidet, muß also modifiziert und multipliziert werden, wenn das Nicht-Ich nun doppeldeutig wird: Das *nicht* im Nicht-Ich grenzt das Ich gegen das reine Ding als Es ab und muß unterschieden werden vom nicht des Nicht-Ich, das das Du befaßt. Im Gegensatz zu der einen klassischen Relation zwischen Subjekt und Objekt begegnen damit drei Relationen; zwischen Ich und Es, zwischen Ich und Du sowie und dies ist entscheidend – zwischen Du und Es (vgl. B I, 27). Entscheidend ist die letzte Beziehung, weil allein sie das Du davor rettet, als Alter Ego in die Analogie des Ich zurückzufallen, denn nur wenn eine irreduzible und vom Ich aus grundsätzlich nicht einzuholende Relation des Du zur Welt anerkannt wird, kann das Du als Ort überhaupt eine logische Relevanz für sich reklamieren, da nur diese Beziehung dem Ich verbietet, sich im Alter Ego zu analogisieren, bzw. sich logisch in den Anderen zu exkorporieren.^[617]

Was damit begegnet ist nicht wenig. Die philosophische Idee einer nicht mehr klassischen dreiwertigen Logik paart sich mit dem, wenn auch zunächst skizzenhaften, Eintrag des Du in die Philosophiegeschichte, der zum ersten Mal das Du als irreduzible ontologische Größe erfaßt. Zwei Trichotomisierungen also, die sich unlösbar ineinander verschränken – und verschränken müssen, denn eben weil logische Zweiwertigkeit und ontologische Subjekt-Objekt-Dichotomie sich einander bedingen, muß auch der Ausweg notwendig als logisch-ontologische Doppelstrategie ausfallen. Für die transklassische Weiterung der Logik muß ein ontologischer Interpretationsrahmen gegeben sein, der die erneute Rückführung des neuen Konzeptes auf die zweiwertige Logik verhindert, und umgekehrt bedarf die um das Du als Medium zwischen Ich und Es bereicherte Ontologie einer Logik, die imstande ist, das dazu notwendige *tertium datur* auszusprechen.

Soll dieses *tertium* nun also nicht mehr als abgestufter Wert der Wahrscheinlichkeit innerhalb des einen Systems zwischen "wahr" und "falsch" liegen, so ruht der von Günther konzipierte Übergang von der *Zwei* zur *Drei* auf der Voraussetzung, die noch isolierten, je für sich betrachtet zweiwertigen Negationsverhältnisse von Ich-Es, Ich-Du, Du-Es zu einem transklassischen Logik-Verbund zusammenschließen zu können. Notwendig wird somit ein Operator der Vermittlung, und Günther nähert sich ihm in einem ersten Schritt, indem er die Negations-Ambivalenz des *nicht*-Ich aufgreift, um den Negationsoperator der klassischen Logik neu, d.h. zwiefältig zu interpretieren. Neben die klassische Negation, die das Umtauschverhältnis von "wahr" und "falsch", Position und Negation, Subjekt-Objekt regelt, tritt nun eine *zweite, transklassische Negation*, die als nicht mehr klassischer Operator den

⁶¹⁷ Dies ist der wesentliche Unterschied, mit dem Günther über die Dialogphilosophie hinaus geht. Denn ob zwar Buber mit der Ich-Du-Beziehung gegen die Nivelierung des Alter Ego anzuarbeiten sucht, besitzt bei ihm das Du gerade keinen eigenständigen Zugang zur Welt. Auch eine wohlwollende Lektüre, die in der simultanen Gründung des *Grundwortes Ich-Du* die Rettung des Anderen aus der Dinghaftigkeit erkennt, kann nicht übersehen, daß in dieser wechselseitigen Ko-Kreation von Ich und Du gerade die wesenhafte Du-Qualität geopfert wird. Die ontologisch-logische Differenz von Ich und Du besteht aber darin, daß die für das Ich und das Du gleichen rationalen Strukturen und gleichen Modi der Weltbemächtigung an verschiedenen Orten ihre Aktualisierung erfahren, diese Orthafteigkeit sich aber nur dann unterscheiden läßt, wenn sie in ihrem jeweiligen und jeweils eigenen Bezug zur Welt gewürdigt wird. Mehr noch, die Rede vom Ich innerhalb der Ich-Du-Unterscheidung wird überhaupt nur sinnvoll, wenn das Du seinen eigenen Zugang zur Welt besitzt, in der Ich siede und dem Du als Du begegne, d.h. die Kreation des Du ist nicht *unvermittelte* Ko-Kreation im Grundwort Ich-Du, sondern nur über die Welt *vermittelte* Ko-Kreation im Grundwort Ich-Du-Es.

logischen Unterschied von Nicht-Ich als Es und Nicht-Ich als Du einfängt, indem das ehemals einzige negationale Verhältnis von Subjekt-Objekt nunmehr auf die gleichfalls negationale Relation von Ich-Du übertragen wird.

Was aber verbirgt sich hinter einer solchen Vervielfältigung der Negation? Welcher neue Sinn zeichnet die zweite Negation aus, der gefordert werden muß, soll die neue Negation nicht allein als qualitative Wiederholung des alten Wechsels von Subjekt und Objekt erscheinen? In jedem Fall muß das Negationsverhältnis selbst neu interpretiert werden, um dem bloßen Wertwechsel zu entkommen, der gerade keinen Ansatz zeigt, die Vermittlung zwischen den Systemen zu generieren. Die neue Negation hat sich abzugrenzen von ihrem klassischen Vorbild, das den Umtausch von "wahr-falsch", Position-Negation, Subjekt-Objekt, allgemein also den Umtausch von Reflexionsbestimmungen vollzieht, und damit als Operation den Prozeß dieses Umtausches, mithin den Reflexionsprozeß signifiziert. Einen Reflexionsprozeß also, der dem Subjekt seine reflexionale Differenz und Identität gegenüber dem Objekt gebiert, denn das Subjekt produziert sich im *nicht* des Nicht-Ich als das sich von der Welt unterscheidende Subjekt, es gewinnt seinen Selbststand in der negational-reflexionalen Abgrenzung gegen das Objekt. Soll nun das Du als neue distinkte ontologische Größe gelten, so muß das ursprüngliche Subjekt die gleiche Definitionsbewegung nunmehr gegenüber dem Du wiederholen, das zwar ebenso Nicht-Ich ist, jedoch von anderer Qualität. Und analog gilt dies für das Du, das in gleicher Weise eine zweifache Abgrenzung gegen die Welt des Es und gegen das Ich zu vollziehen hat.

Wenn sich also schematisch ausgedrückt das Ich definiert in der Dopplung: Ich bin nicht Es und Ich bin nicht Du (analog für das Du), wenn also die klassische Negation die Reflexionsdifferenz zwischen Ich und Es bezeichnet, und die neue, zweite Negation die Reflexionsdifferenz zwischen Ich und Du ausdrückt, dann bekommt Negation generell eine vollkommen neue Bedeutung, denn nunmehr erschöpft Negation sich nicht darin, den Umtausch von Reflexionsbestimmungen zu generieren, sondern wird darüber hinaus zum Anzeichen dafür, *wo* sich dieser Umtausch vollzieht. Genauer: Es handelt sich nicht um eine grundsätzlich neue Eigenschaft der Negation, sondern um eine Funktion, die auch die klassische Negation bereits erfüllt, die aber im klassischen System vollständig irrelevant ist, da in der bloßen Dualität sich die Frage des Ortswechsels erübrigt; es gibt nur den Umtausch von Subjekt und Objekt. Das aber ändert sich mit der Einführung eines dritten logischen Ortes, denn existieren mehr als zwei Orte, so erwächst dem Umtausch/der Negation selbst die Funktion, zu indizieren zwischen welchen Orten sich der Umtausch ereignet. Die Möglichkeit der logisch-ontologischen Trichotomie hängt essentiell von der Voraussetzung ab, die Distinktion ihrer Orte *als* Verschiedenheit der Umtauschverhältnisse, das heißt als Verschiedenheit des Ortswechsels genießen zu können. Dies insofern, als für Günther die Negation einen Reflexionsprozeß signifiziert, womit wir den zu erwartenden Einwand vorwegnehmen können, daß es für die Negation selbst vollkommen unerheblich sei, wogegen sie sich abgrenze, daß also der Akt der Negation invariant gegenüber seinen jeweiligen Negata (Du oder Es) sei, und es daher keiner zweiten, neuen Negation bedürfe. Das heißt: Verfügte die Dreiwertigkeit als Dreiheit logisch-ontologischer Orte nur über eine identische Negation, dann wäre damit der (subjektive) Reflexionsprozeß als identischer wieder am Ort des kategorial vom Ich verschiedenen Du installiert, und das Du wäre als reine Analogie wieder auf das Ich zurückgenommen, da es keine eigenständige Negations-, Reflexionsform besäße. Das Argument gegen die zweite Negation offenbart sich als tiefstes Bekenntnis zu einer Egologie, für die es tatsächlich irrelevant ist, was als Negat erscheint, wenn vom Ich her gedacht der Negationsakt als Akt gegenüber dem Es und dem (damit allerdings nicht voll thematisierten) Du identisch ist. Soll aber mit dem Du ernst gemacht werden, soll also die

Perspektive die Simultaneität von Ich-Es, Ich-Du, Du-Es erfassen, dann müssen die Umtauschverhältnisse zwischen Ich-Es und Ich-Du, die ja immer wechselseitig sind, differenziert werden, da für das Du eine eigene, irreduzible Form der Reflexion/Negation reserviert werden muß, die sich von der Reflexion/Negation des Ich unterscheidet. (Nicht zuletzt um das Ich im Wechsel zwischen Ich und Du – vom Du aus gedacht – nicht zum bloßen Objekt zu nivellieren, was sich schwer vermeiden ließe, solange die Umtauschbeziehung zwischen Subjekt und Objekt auch die zwischen Ich und Du regiert.) Die Notwendigkeit einer zweiten Negation erwächst also nicht allein vom Ich her, das sich gegen das Du definiert, sondern ist vielmehr die grundlegende Existenzsicherung für das Du, mit der es sich davor rettet, nicht in die Ich-Subjektivität resp. Objektivität egalisiert zu werden. So zeigt sich das ehemals schon dialektische Verhältnis, in dem Logik und Ontologie verwoben sind, in der trichotomen Entgrenzung noch einmal gesteigert, wenn die Dreiheit der Orte sich allererst in Abhängigkeit von der Zweiheit der Negation erschließt, um damit der Negation die neue funktionale Bedeutung als Index des Ortes und des Ortswechsels zu verleihen; eine Funktion allerdings, die ihrerseits wieder von der Dreiheit der Orte abhängig ist.

Doch neben diesen rein formalen Überlegungen schließt sich die Dringlichkeit und die Leistungsmöglichkeit der zweiten Negation noch deutlicher auf, wenn Günther sich von reflexionslogischer Seite dem Problem nähert. Dann nämlich erschöpft sich die erste Negation funktional vollständig im Bereich des von der klassischen Logik abgedeckten Subjekt-Objekt-Spektrums, hier negiert sie das objektive Sein und leistet den Umtausch zwischen dem Objekt und der seinsthematischen Stufe des einfach reflektierenden Bewußtseins. Die zweite Negation aber operiert zwischen Subjekten, negiert das objektive und subjektive Subjekt, negiert somit bereits Reflexion bzw. reflektiertes Sein, und wir erkennen hinter der Idee der zweiten Negation nun deutlich die Patenschaft Hegels. Günther erweist sich als guter Schüler, denn er konzipiert die zweite Negation, in Anknüpfung an Hegels *Negation der Negation*, als eine Negation also, die im Gegensatz zu der ersten, klassischen Negation bei Selbstanwendung nicht in die ursprüngliche Position zurückkehrt, sondern einen Schritt tiefer in die Negativität führt, wenn sie den Übergang von der Reflexion (Negation) auf die Reflexion der Reflexion (Negation der Negation) gewährleistet. Einfach reflektiertes und doppelt reflektiertes Bewußtsein erscheinen dann als die beiden Ebenen, auf denen das *irreflexive* Sein thematisiert wird, und der Übergang von einer zur nächsten Stufe vollzieht sich in Anwendung der beiden zu unterscheidenden Negationen. Damit dann befreit sich Negation aus der Rolle, Wahres in Falsches zu überführen, sie negiert keine Werte mehr, sondern negiert logische Orte, bzw. zeigt an auf welcher Reflexionsstufe die logische Thematisierung siedelt.

Soll aber die Rede vom logischen Ort sich nicht in reiner Metaphorik erschöpfen, dann braucht der Ort eine Auszeichnung, die ihn legitimiert, wie oben erwähnt benötigen Ich, Du und Es eine eigenständige logische Funktion/Füllung, wenn sie als distinkte ontologische Größen etabliert werden sollen. Ihre logische Füllung nun beziehen die ontologischen Orte Ich, Du, Es als die je unterschiedlichen Komplexionen der Reflexion, d.h. Günther zeichnet die Orte reflexionslogisch in Anlehnung an Hegel als irreflexive (Es), reflexive (Du), doppelt reflexive (Ich) Stufen aus;⁶¹⁸ die klassische Negation dann leistet den Umtausch

⁶¹⁸ Diese Auszeichnung darf nun nicht dahin (miß)verstanden werden, als schleiche sich damit wieder ein egozentrierter Standpunkt in die Beschreibung ein, wenn das Du auf der Stufe der einfachen Reflexion eingeordnet, dem Ich aber die Reflexion der Reflexion zugebilligt wird. Vielmehr offenbart sich diese Situierung gerade umgekehrt als *Aufgabe jeder Standpunktsbezogenheit*, da die Beschreibung stets simultan von jedem der drei Standpunkte aus vollzogen wird. Wenn dabei das Du als Stufe der einfachen Reflexion erscheint, dann wird damit gewiß nicht ignoriert, daß jedes Du für sich ein

zwischen irreflexivem Sein und reflexivem Denken, zwischen reinem Objekt und objektiven Subjekt; die transklassische den zwischen reflexivem und doppelt reflexivem Denken, zwischen objektivem Subjekt und subjektivem Subjekt. Damit aber sehen wir deutlich, wie das Thema der *Grundzüge* wieder aufgenommen wird, stellen sie gerade die Frage nach den Möglichkeiten der Vermittlung zwischen seinsthematischer Reflexion (irreflexiv-reflexiv) und sinnthematischer Reflexion (reflexiv-doppelt reflexiv), und hier eben liegt der Grund, warum wir mit *Der philosophischen Idee einer nicht-aristotelischen Logik* den entscheidenden Ausgang aus der bloß negativen Beschreibung des Defizits klassischer Logik markieren. Denn mit dieser eigenständigen und neuen Idee von Dreiwertigkeit bekommt Günthers reflexionslogischer Lösungsansatz seine allerersten positiven Konturen: Wenn das dreiwertige System als verteilt-vermitteltes System die drei Stufen der Reflexion umfaßt, dann liegt darin die seit den *Grundzügen* gesuchte vollgültige Theorie des Denkens, insofern sie nun erstmals den subjektiven Prozeß der Reflexion (doppelt reflektiertes Bewußtsein) in die Logik integriert. Das Motiv der konzentrischen Kreise wird nun ersetzt durch die Idee dreier logischer Orte, an denen sich simultan die drei Reflexionsverhältnisse ereignen, und die so auf einen neuen Kreis führen, der den Ausbruch aus der Metasprachen-Hierarchie vollzieht. Das *Zugleich* der geschiedenen und verbundenen Reflexionsebenen setzt dem infinit-linearen Modell der Metaebenen die geschlossene Zirkularität entgegen, in der das eine und das selbe Datum sich an jedem Ort als das andere seiner selbst thematisiert sieht. Dies zumindest sind die hier eröffneten Perspektiven, und Günther maßt sich keinesfalls an, mit dem kurzen Aufriß bereits eine hinreichende Antwort gegeben zu haben. Allerdings: Die Richtung ist damit vorgezeichnet und der anstehende Weg zeichnet sich ab als die formale Ausarbeitung der neuen Idee einer dreiwertigen Logik.

Damit dann steht Günther einerseits als Logiker in strikter reflexionslogischer Tradition, wenn er logische Dreiwertigkeit als die drei Stufen reflexionaler Komplexion beschreibt. Andererseits aber erweitert sich (Reflexions)Logik als kohärente Theorie des Denkens im Zuge der logisch-ontologischen Trichotomisierung nun zur formalen Beschreibung ontologischer Differenzen, Orte und Qualitäten – Logik transformiert sich in formale Ontologie. Genauer gesagt erwächst eine formale Beschreibung, die sowohl Ontologie wie Reflexionslogik umfaßt, die eine Trennung beider Bereiche als Form-Inhalt-Dualismus nicht mehr akzeptiert, insofern sie einen tiefer gelegenen Bezugspunkt einnimmt: Struktur als *höchste Stufe der Formalisierung und Entmaterialisierung* (Carnap) greift über Logik und Ontologie über die sich gemeinsam dekomponieren als Partizipanten an dem für Günther zu dieser Zeit alldominanten Struktur-Prinzip – Reflexion. Das vordringliche Ziel dieser Periode besteht in der Etablierung eines Systems, das als Entmaterialisierung eine rein strukturelle Abbildung generiert, so daß ontologische Kategorien in eine strukturelle Beschreibung überführt werden, die sich ihrerseits als Beschreibung von Reflexionsstrukturen lesen läßt, um so das Schisma von Form und Inhalt, von Logik und Ontologie in einer allgemeinen Strukturtheorie zu synthetisieren.

Die Idee einer nicht-aristotelischen Logik vollzieht somit eine methodische Schwerpunktverlagerung, denn an die Stelle des in den *Grundzügen* aufgestellten "Suchbegriffs" der *neuen Form* für eine Logik des Subjekts tritt jetzt die Frage nach den systemischen Konstruktionsbedingungen, unter denen die jeweiligen logischen Thematisierungsebenen

vollgültiges Ich ist; doch ist mit dieser Einsicht eben etwas über ein (anderes) Ich ausgesagt, nichts jedoch für das Du *als* Du gewonnen. Daher nimmt die reflexionale Differenz das Duals Du überhaupt erst in Blick, eben so wie das Du *als* Du begegnet: als ein reflektierende Subjektivität, die nicht im Modus der Selbstreflexion erfahrbar ist, da dieser Modus das Du sogleich in ein Ich verwandelt.

sich zu einem Gesamt zusammenschließen lassen, oder anders: Die Idee der Mehrwertigkeit scheint von solch erfolversprechender Anziehung, daß das in den *Grundzügen* ausgesparte Problem der Vermittlung mit Hilfe der zweiten Negation in Angriff genommen werden kann. Das Thema – die Einheit der Logik als Theorie des Denkens in allen seinen Vollzügen – ist dabei unverwandelt das gleiche; die Ansatzpunkte allerdings haben sich geändert, wenn nicht mehr "von innen" her nach der Form der subjektiven Logik gefahndet wird, sondern nun "von außen", oder besser mit dem Blick auf das Gesamt, "ganzheitlich" der bis dahin nur als *Übergreifen* metaphorisierte Verbund der distinkten Reihen der Reflexion auf die Möglichkeiten seiner systematischen Konnexivität hin im Blick steht.

Sechstes Kapitel: A Science is born

Der unerhörte Ruf

So können wir in der Periode am Beginn der 50er Jahre eine funktionale und perspektivische Doppelung erkennen, wenn einerseits die Idee der nicht-aristotelischen Logik zur *Revision* der Logik und Metaphysik kontinental-europäischer Tradition ansetzt, und andererseits die Applikation dieser Idee in technogene Kontexte die *Vision* einer maschinellen Reproduktion von Bewußtsein einleitet, deren Fluchtpunkt mit der Zielvorgabe eines sich zu dieser Zeit ausformulierenden Paradigmenwechsels in der Neuen Welt – Kybernetik und Systemtheorie – zusammenstimmt. Es sind die deutlichen Vorspuren zu *Idee und Grundriß*, die Präliminarien für Günthers große Abrechnung mit der abendländischen Philosophie und Metaphysik *in toto*, die zugleich prospektiv weit nach vorne weisen, wenn sie die ersten Anzeichen tragen für Günthers eigenen Entwurf einer Philosophie, die als radikale Strukturtheorie das Medium ihrer Realisation im Intermedium von Form und Inhalt, Geist und Materie, Philosophie und Technik finden wird.

Diese perspektivische Doppelung ist nicht zufällig, denn neben der Science Fiction bewegt Günther sich längst in einem Kontext, der – weniger spielerisch als die literarische Gattung, für die Genese Günthers aber ungleich nachhaltiger – an einer zweiten Form der Delimitierung arbeitet, und in deren systematischer Auslenkung Günther ganz unmittelbar die Gerichtetheit und Motivation seines Denkens identifizieren kann. Wir sprechen von der Kybernetik,^[619] die auf ihre Weise zur Neuvermessung von Grenzen aufruft. Eine Wegmarke mag wiederum das Jahr 1948 sein, als Norbert Wiener sein epochebereitendes Buch veröffentlicht, um die neue Denkform – denn von einer universitären Disziplin kann zu dieser Zeit kaum die Rede sein –, um also "das ganze Gebiet der Regelung und Nachrichtentheorie, ob in der Maschine oder im Tier, mit dem Namen 'Kybernetik' zu benennen."^[620] Getauft damit wird ein hybrides Kind der Wissenschaft, dessen Geburt Wiener selbst in das Jahr 1943 datiert,^[621] und für dessen unmittelbares Existenzrecht Günther in der Rückschau mit Herzblut eintritt. Denn das Buch Wieners habe in seinen Augen den letztgültigen Beweis erbracht, "daß es sich hier um eine geschlossene Disziplin sui generis handelte, die zwar von anderen Wissenschaftszweigen vielerlei borgte, aber durchaus ihre eigenen und sehr neuartigen Ziele verfolgte." (SD 42)

Gerade das allerdings scheint nicht unumstritten, und wenn Günther sich zu solchen Explikationen genötigt sieht, dann können wir in diesem Plädoyer für den genuinen disziplinären Charakter der Kybernetik umgekehrt den definitorischen Druck erkennen, unter dem Kybernetik und Kybernetiker gegenüber den Einzelwissenschaften auch nach mehr als dreißig

⁶¹⁹ Günther befaßt sich mit der Kybernetik nahezu unmittelbar in ihrer Geburtsstunde: In der Selbstdarstellung datiert er seine erste Auseinandersetzung mit dem Problem der Mehrwertigkeit, also die präliminare Arbeit an *Idee und Grundriß*, um das Jahr 1945 (vgl. SD 15) und bezeichnet es im Vorwort zur 2. Aufl. von *Idee und Grundriß* als "ein Glück [...], daß er schon in den Jahren, in denen er mit der Vorbereitung des ersten Bandes [*Idee und Grundriß*] beschäftigt war, mit der seit dem Anfang der 40er Jahre langsam entstehenden amerikanischen Kybernetik in Berührung kam." IuG XXII.

⁶²⁰ Wiener. *Kybernetik*. S. 39.

⁶²¹ Vgl. a. a. O., S. 42. Gemeint ist der schon erwähnte Aufsatz von Rosenblueth/Wiener/Bigelow, in dem auch v. Glasersfeld erstmals die "Grundlagen des kybernetischen Vorgehens" ausgearbeitet findet. (v. Glasersfeld: *Zeichen – Kommunikation – Sprache*. S. 53.) Günther datiert die Geburt der Kybernetik ebenfalls in das Jahr 1943, verknüpft aber damit die Arbeit von McCulloch/Pitts: *A Logical Calculus of the Ideas Immanent in Nervous Activity*. Vgl. SD 41f.

Jahren offensichtlich unverändert stehen. Gewiß aber spiegelt sich darin die Erfahrung eines von Enttäuschungen gekennzeichneten Bemühens wider, mit dem Günther das für ihn so essentielle Moment dieser Disziplin gegen die Widerstände des institutionell-akademischen Komplexes verfolgt. Denn auch im Zusammenhang der Kybernetik bewegt er sich über Grenzen, und mit der für ihn vielleicht folgenschwersten Enttäuschung wird er spürbar in die Schranken des Wissenschaftsdiskurses gewiesen, als Helmut Schelsky und Carl Friedrich von Weizsäcker sich 1956 darum bemühen, ihn in Hamburg zu ordinieren: Günthers Vortrag vor der philosophischen Fakultät trifft auf Unverständnis, auf schlichtes Nichtverstehen, wenn er über die philosophische Bedeutung einer (wie Günther befindet) dem Auditorium größtenteils unbekannten, bestenfalls im Ruche der Science Fiction geglaubten Kybernetik referiert. Den wenigen, die zu dieser Zeit den Terminus kennen, verbindet sich damit eine Thematik, "die Ingenieure und Mathematiker angehen mochte, die aber nirgendwo Berührungspunkte mit den Geisteswissenschaften, geschweige denn mit der Philosophie haben könnte." (SD 31)^[622] Wenn Günther also bereits am Beginn der 50er Jahre mit der Kybernetik eine Wissenschaft im Begriff hat, die nicht nur legitim den Anspruch ihrer Eigenständigkeit erheben darf, die vielmehr schon im Moment ihrer Geburt aus Nachrichten- und Informationswissenschaft den Bereich einer ingenieurtechnischen Disziplin verlassen hat, dann steht zu vermuten, daß seine Vorstellung von Kybernetik nicht das befaßt, was "allerhand trivial-technischen Bedürfnissen entgegenkommt" (SD 41). Zu erwarten also ist, daß seine Vorstellung von Kybernetik, die allein demjenigen, "der nicht zu ihrer Esoterik Zugang gefunden hat, als eine grob physikalistische Theorie" erscheint (SD 46), über ungleich tiefere Reserven verfügt, als ihre technische Applikation es illustriert. Damit aber beobachten wir Günther als Vorkämpfer an zwei Fronten: Innerhalb der Kybernetik steht er als Philosoph gegenüber Technikern, Mathematikern und Ingenieuren im Verdacht des Orchideenhaften; gerade weil er keine subalterne *Philosophie der Kybernetik* verfolgt, sondern eine, wie Rudolf Kaehr und Joseph Ditterich es zurecht nennen, *kybernetische Philosophie* entwirft,^[623] liefert er den Technikern keinen reflektierenden, legitimativen geisteswissenschaftlichen Unter- oder Überbau,^[624] sondern macht sich anheischig, Philosophie als

⁶²² Die erweiterte Fassung des Vortrags erscheint 1957 als erste Auflage von *Das Bewußtsein der Maschinen* und stellt innerhalb der zweiten, überarbeiteten Ausgabe von 1963 ca. ein Viertel des nahezu neuen Textes dar (wesentlich Teil 1). Retrospektiv allerdings bezeichnet es Günther als einen Glücksfall, den Ruf nach Hamburg nicht bekommen haben, hätte eine Rückkehr nach Deutschland "die eindruckvollste wissenschaftliche Begegnung seines Lebens und seine besten und fruchtbarsten Gelehrtenjahre in Amerika" verhindert. SD 31.

⁶²³ Diese dezidierte Unterscheidung, daß Günther vordringlich nicht eine philosophische Interpretation der Kybernetik, sondern in der Tat eine "kybernetische Philosophie/philosophische Kybernetik" verfolgt (Kaehr, Ditterich: *Einübung in eine andere Lektüre*. S. 391), findet sich bei Günther explizit nur an zwei Stellen, wenn er eine *Cybernetic Ontology* entwirft (vgl. B I, 249-328) und *Cognition and Volition* untertitelt als *Contribution to a Cynernetic Theory of Subjectivity*. Wir sagen, daß Günther nicht *vordringlich* eine Philosophie der Kybernetik verfolgt, da sie im Rahmen seiner Technikphilosophie selbstverständlich auch ihr Standrecht gewinnt. Als *kybernetischer Philosoph/philosophischer Kybernetiker* überbietet Günther dann noch die Komplementarität, die Helmar Frank als Relation zwischen Kybernetik und Philosophie ausmacht: Dominiert die Philosophie über die Kybernetik (als Philosophie der Kybernetik) dann entspreche dies der Verhaltensweise des *homo contemplativus*, im umgekehrten Fall, in dem die Kybernetik in der Frage nach den informationstechnischen Möglichkeiten geistiger Prozesse die Philosophie dominiert, handele es sich um die Ausdrucksform des *homo faber*. Als komplementäre Ausdrucksformen bleiben beide aber irreduzibel, d.h. Frank hält ausdrücklich daran fest, "daß Philosophie und Kybernetik weder identisch noch miteinander unzusammenhängend sind." Vgl H. Frank: *Kybernetik und Philosophie*. S. 35-46, Zitat S. 40.

⁶²⁴ Günther also weigert sich, den bewußtseinsweiternden Adlatus des Technikers abzugeben, wie dies Simon Moser – selbst "unter Steinbuch" Philosoph an der TH Karlsruhe – als Rollenverteilung für den

wesentlich kybernetische Disziplin in den Kanon der neuen Wissenschaft integrieren zu wollen. Und von Seiten der "Nicht-Kybernetiker" trifft ihn – gleichgültig ob sein Anspruch innerhalb der Kybernetik akzeptiert wird oder nicht – der gleiche Verdacht, mit dem Kybernetik generell beobachtet wird. Noch 1967 testiert Felix von Cube ein tiefes

Mißtrauen vieler Wissenschaftler gegenüber der Existenz einer Wissenschaft 'Kybernetik' überhaupt. Tatsächlich hat sich ja in kürzester Zeit unter diesem Namen ein wissenschaftlich und technischer Sachverhalt entwickelt, der in seiner Differenzierung nur von Spezialisten bearbeitet werden kann. Es gibt somit keine 'Kybernetiker', so wenig wie es 'Techniker' oder 'Naturwissenschaftler' gibt – es gibt lediglich Spezialisten 'für kybernetische Maschinen', 'für technische Regelung', 'für kybernetische Biologie' usw.⁶²⁵

Ein Name ist zu wenig

Wir müssen diese zweifache Frontstellung Günthers stets mit im Blick halten, wenn wir danach fragen, worin denn für ihn das große Attraktionspotential der Kybernetik liegt, die über Jahre hinweg Probleme mit einer hinreichenden Definition ihrer selbst hat. Denn nicht zu unrecht zielt die Frage der Einzelwissenschaften auf die *differentia specifica* der Kybernetik; und daraus spricht nicht allein die anti-emanzipatorische Reaktion auf ungeliebte Sezessionstendenzen einer sich etablierenden Nachbarwissenschaft, sondern hier offenbart sich tiefergehend die Schwierigkeit das *genus proximum* selbst erkennen zu können: Wenn Kybernetik als eigenständige Wissenschaft betrachtet werden will, dann muß sie wie jede Wissenschaft die Relation von Objekt und Methode konstituieren, d.h. sie muß erklären können, *wovon* sie wie handelt. Gerade das jedoch bereitet Schwierigkeiten. Diese Schwierigkeiten jedoch sind nicht das Resultat einer wissenschaftstheoretischen Desorientierung der Kybernetiker, sondern die Definitions-Problematik selbst spiegelt die wesentliche Besonderheit der Kybernetik wider, die überspitzt dahingehend formuliert werden kann, daß die Objekte der Kybernetik sich dadurch auszeichnen, keine Objekte zu sein.

Was aber verbirgt sich dahinter, wenn angeblich "harte" Wissenschaftler nicht mehr über konkrete, empirische Objekte arbeiten? Gewiß keine leere Menge, sondern zunächst die Einsicht, daß die Gegenstände der Kybernetik nicht schlicht unter den Dingen der Welt begegnen, daß die Kybernetik vielmehr ihren *Inhalt* (Objekt) als je schon affiziert von der *Form* (Methode) kybernetischer Objektivierung identifiziert. Dementsprechend definieren Georg Klaus und Hans Liebscher zirkulär: "Die Kybernetik ist die Wissenschaft von den

Philosophen vorsieht. Moser plädiert für "eine Jedermannsphilosophie an der TH, was ja nicht philosophische Volkshochschule bedeutet; ein Philosophieren von und für Jedermann, sofern er als Mensch, als ein Reflektierender auf sich selbst, und als Angehöriger eines naturwissenschaftlichen oder technischen Berufes zum Hinterfragen seiner Position herausgefordert ist." Jedermannsphilosophische Kern-Fragen lauten dann: "Was bedeutet zum Beispiel das Wort 'Natur' im Terminus 'Naturwissenschaft' und das Wort 'Technik' im Terminus 'Technische Hochschule' oder im Terminus 'Technikwissenschaft' bzw. 'Technologie'?" Moser: *Philosophie an der Technischen Hochschule*. S. 37

625

Cube: *Was ist Kybernetik?* S. 9. Als prominenter Vertreter dieses Vorurteils zeigt sich John Pierce, für den das Wort Kybernetik kaum mehr als "eine magische Assoziation hervorruft." Da Pierce sich nicht bemüht, die Besonderheit der Kybernetik in ihrer Methodik zu erkennen, zerfällt ihm der über ihre thematische Extension anvisierte Begriff allerdings zwangsläufig – "Kybernetik wird damit fast zu einem anderen Wort für die schwierigsten Probleme der Welt. [...] Selbst wenn sich jemand als Kybernetiker ausgibt, würde das noch nichts Genaueres über sein Arbeitsgebiet besagen, er sei denn ein Universalgenie." Am Ende reduziert sich Kybernetik auf "ein recht nützliches Wort, denn mit ihm läßt sich einer Person, einem wissenschaftlichen Gegenstand oder einem Buch ein gewisser Glanz verleihen." Piercc: *Phänomene der Kommunikation*. S. 237, 258.

kybernetischen Systemen^[626], und Ross Ashby verdeutlicht die Besonderheit des Gegenstands der Kybernetik anhand der Unterscheidung von *Objekt* und *System* als die Differenz der Objektivation selbst.

Unser erster Impuls ist, auf das Pendel zu zeigen und zu sagen: 'Dieses Ding dort ist das System!' Aber dieses Vorgehen hat einen wichtigen Nachteil: *Jedes materielle Objekt enthält nicht weniger als eine Unendlichkeit von Variablen und somit möglichen Systemen.* Das Pendel z.B. hat nicht nur eine Länge und eine Position; es hat auch Masse, Temperatur, elektrische Leitfähigkeit, kristalline Struktur, chemische Unreinheiten, ein wenig Radioaktivität, Geschwindigkeit, Reflexionsvermögen, Zugfestigkeit, einen Feuchtigkeitsfilm an der Oberfläche, bakterielle Verunreinigung, eine Lichtabsorption, Elastizität, eine Form, spezifisches Gewicht etc, etc. Das Unterfangen, 'alle' Daten zu untersuchen, wäre unrealistisch, und tatsächlich wurde ein solcher Versuch auch nie unternommen. Nötig ist statt dessen, die Daten herauszugreifen und zu erforschen, die für ein bereits festgelegtes Forschungsziel von Bedeutung sein könnten. [...] 'System' bedeutet in diesem Zusammenhang nicht ein Ding, sondern eine Liste von Variablen. Diese Liste kann variiert werden, und die allgemeinste Aufgabe des Experimentators ist es, die Liste zu variieren [...], bis er schließlich die Gruppe von Variablen ausfindig gemacht hat, die die gewünschte Eindeutigkeit ergibt.^[627]

Vor jeder inhaltlichen Konkretion des Systembegriffs also konzidiert die Kybernetik mit der formalen Differenz von Objekt und System – und hier liegt eine erste Anknüpfung für das aus dem Geist des Idealismus erwachsene Denken Günthers – die Beobachterabhängigkeit ihrer Gegenstände, die nicht mehr als *Dinge an sich*, als positive Substrate in reiner Objektivität ihr unberührtes Dasein fristen, die statt dessen als Selektionskomplexe einer subjektiv vollzogenen Anordnung von Variablen erscheinen. Beobachter und Beobachtetes gehen eine methodologische Form der Koppelung ein, und es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, wenn das positivistisch dominierte Anglo-Amerika sich von dem dezidierten Behavioristen Ross Ashby^[628] darüber aufklären läßt,

daß es so etwas wie *das* (einheitliche) Verhalten eines sehr umfangreichen Systems nicht geben kann, *bei dem man von einem Beobachter absieht.* Denn es kann durchaus genau so viele Subsysteme wie Beobachter gegeben und daher auch ebenso viele Verhaltensweisen, die so verschieden sein können, daß sie nicht miteinander vereinbar wären, wenn sie innerhalb eines Systems aufträten. [...] Hier wird der Standpunkt vertreten, daß Wissenschaft (hier in der Form der 'Entdeckungen des Beobachters') nicht unmittelbar mit der Entdeckung dessen zu tun hat, was das System 'wirklich' ist, sondern damit, die Entdeckungen der verschiedenen Beobachter zu koordinieren, die

⁶²⁶ Klaus, Liebscher: *Systeme, Informationen, Strategien.* S. 26.

⁶²⁷ Ashby: *Einführung in die Kybernetik.* S. 68f. (Hervhbg. orig.) Damit löst sich der Begriff der Variable aus dem Hoheitsgebiet der Mathematik und erscheint als strukturelle Komponente der Modellbildung. "The worker who has had some training in mathematics can too easily fall into the habit (or trap) of thinking that a 'variable' must mean a numerical scale with an additive metric. This assumption is quite unnecessarily restrictive, sometimes fatally so. The meteorologist has long worked with his five 'types of cloud', the veterinarian with the various 'parasites of the pig', the hematologist with the four basic types of 'blood-groups'. Modern mathematics, using the method of set theory, is quite able to handle such variables, which are often unavoidable in the behavioral sciences." Ashby: *Analysis of the System to be Modeled.* S. 344. Vgl. auch ders.: *Design for a Brain.* S. 15.

⁶²⁸ Vgl. Ashby: *Einführung in die Kybernetik.* S. 15.; ders.: *General Systems Theory as a New Discipline.* S. 223-27.

jeweils nur eine Teilmenge oder eine Teilansicht der ganzen Wahrheit darstellen.^[629]

Daß Ashby die Radikalität seiner eigenen Konsequenzen scheut und sich in einen kollektiven Perspektivismus zu retten sucht, zeigt deutlich, daß wir uns noch auf der Stufe der *first order cybernetics* bewegen. Erst Heinz v. Foerster wird rund zwanzig Jahre später eine zweite methodologische Koppelung installieren und die Beobachtung der "cybernetics of the first order – [it] is a cybernetics of *observed system*" selbst in die Beobachtung miteinbeziehen "[s]o second-order cybernetics became then the 'cybernetics of observing systems'".^[630]

Dennoch, lange bevor die Relation zwischen Beobachter und beobachtetem System zum ausgezeichneten Problem der *Kybernetik zweiter Ordnung* wird, trägt die *Kybernetik erster Ordnung* als Theorie der beobachteten Systeme bereits den Keimgedanken der Durchdringung des Objekts der Beobachtung von den Spuren des beobachtenden Subjekts in sich. Die Subjektivität der Beobachtung, die letztendlich darüber befindet, was als beobachtetes System zu gelten hat,^[631] die somit die Objekte ihrer Beobachtung zumindest in Abhängigkeit vom Prozeß der Beobachtung weiß, kann sich schon nicht mehr mit einer absoluten Subjekt-Objekt-Spaltung begnügen und kollaboriert – anfänglich durchaus unbeabsichtigt – mit den Bemühungen Günthers, seinerseits eine formale Theorie zur Überwindung der Dichotomie zu gewinnen. So gründen Kybernetik und Systemtheorie eine kategoriale Schnittstelle zwischen Subjektivität und Objektivität, der Gegenstand der Beobachtung ist bereits durchzogen von den Qualitäten seines Beobachters, wie es auf anderem Weg Heisenberg erkennt, wenn ihm die Quantentheorie nahelegt, daß eine "'objektive' Physik, d.h. eine ganz scharfe Trennung der Welt in Subjekt und Objekt, nicht mehr möglich ist".^[632] Eine Trennung, deren meßtechnische Unschärfe in ihren radikalen Konsequenzen schließlich in die Aufhebung der Grenze selbst mündet, wenn die der Kybernetik entwachsenen Konstruktivisten unter dem Diktum: "Der Akt des Wahrnehmens ist der Akt der Interpretierung."^[633] die Differenz von "objektiver" Wahrnehmung und subjektiver Interpretation, mithin jeden Zugang zur Objektivität selbst negieren.^[634]

Hier bezieht Kybernetik ihr philosophisches Gewicht, und wenn Günther von allem Anfang sein transzendentaltheoretisches Augenmerk auf die objekt-konstituierende Funktion der subjektiven Beobachtung richtet, dann loziert er die philosophische Relevanz der Kybernetik ungleich tiefer als es die Kybernetiker technischer Provenienz selbst tun, wenn sie betonen "daß die Kybernetik, indem sie sich mit Informationsempfang und Verarbeitung befaßt, im Gegensatz zu allen anderen Wissenschaften, aber ebenso wie die Philosophie die Erkenntnis selber zum Gegenstand ihrer Untersuchung macht."^[635] Ganz sicher erbringt die

⁶²⁹ Ashby: *Einführung in die Kybernetik*. S. 160. Zweite Hervhbg. J. C.

⁶³⁰ v. Foerster: *On Cybernetics of Cybernetics and Social Theory*. S. 104; vgl. ders.: *Cybernetics of Cybernetics*. Hervhbg. J. C.

⁶³¹ "Letzten Endes sind wir es, die entscheiden, was wir als 'maschinenartig' anerkennen und was wir verwerfen wollen." (Ashby: *Einführung in die Kybernetik*. S. 70. Hervhbg. orig.) *Maschinenartig* insofern Ashby die beobachteten Systeme unter dem Begriff der Maschine behandelt. Vgl. a. a. O., S. 16f.

⁶³² Heisenberg: *Kausalgesetz und Quantenmechanik*. S. 182.

⁶³³ Richards, v. Glasersfeld: *Die Kontrolle von Wahrnehmung*. S. 214.

⁶³⁴ Was in letzter Konsequenz dann in einen *epistemischen Solipsismus* führt, den der Radikale Konstruktivismus zuzugeben durchaus bereits ist, um ihn allerdings klar von dem ihm oft vorgeworfenen *ontologischen Solipsismus* zu unterscheiden. Vgl. v. Glasersfeld: *Siegerer Gespräche*. S. 404.

⁶³⁵ Sachsse: *Einführung in die Kybernetik*. S. 239. Weil also Philosophie die Frage nach den Bedingungen und Möglichkeiten der adäquaten Erkenntnis der Welt stellt und weil Kybernetik ihrerseits die Frage

Objektivierung von Informationsflüssen im komplexen System "Mensch" ein Objekt neuen Zuschnitts, doch spricht sich allein der technische Sachverstand aus, hierin bereits die Objektivierung subjektiver Erkenntnis, gar die Überwindung der Subjekt-Objekt-Spaltung erkennen zu wollen.^[636] Für Günther zumindest liegen die Dinge so einfach nicht. Er widerspricht nicht nur der Auffassung, "daß es sich also in der Kybernetik darum handle, allmählich den gesamten Bestand der seelischen Daten des subjektiven und ichhaften Bewußtseins in der Konstruktion der elektronischen Gehirne aufzusaugen" (BdM 22), er grenzt sich also nicht nur deutlich von einem mechanischen Materialismus ab, wie er in der physikalistischen Sicht von Karl Steinbuch Prominenz gewinnt;^[637] Günthers reflexionslogische Perspektive verbietet ihm darüber hinaus auch, an die bloße Neubesetzung der Objektseite im Verhältnis von Gegenstand und Methode schon den wesentlichen Ausgang aus der Subjekt-Objekt-Spaltung zu knüpfen. Substitutionen der Relationsglieder allein versprechen keine Überwindung der zugrundeliegenden Relation, deren neue Situierung erst dann möglich scheint, wenn die Grenze selbst so modifiziert und verflüssigt werden könnte, daß es kein fixes Gegenüber von Subjekt und Welt gäbe, sondern daß je nach Blickrichtung das Subjekt auch auf der Objektseite und Teile der Objektseite auch auf der Subjektseite erscheinen könnten.^[638]

So begegnet Günther, für den gerade die Kybernetik zu *der* Schnittstelle zwischen Subjekt und Objekt werden wird, der neuen Disziplin nicht als reduktionistischer *homo faber*, sondern erschließt die ihr inhärenten und (selbst)verborgenen Möglichkeiten aus seiner tiefen Verwurzelung im kontemplativen Erbe der transzendentaltheoretischen Tradition. Daß alles Sein nur im Medium des Bewußtseins Statt hat, daß das Erkannte sich als Prozeßdatum notwendig an das Erkennen bindet, ist das alt-neue Wissen von Kant, Fichte, Schelling,

nach den informationstheoretischen Bedingungen und Möglichkeiten jeder kognitiven/ informationsverarbeitenden (Erkenntnis)Leistung stellt, können Philosophie und Kybernetik als konkurrierende Wissenschaften im Hinblick auf ein Rangordnungs- bzw. Abhängigkeitsgefüge betrachtet werden. Dies eben ist die Problematik, von der aus H. Frank sich wie oben gezeigt für ein komplementäre Nebenordnung beider Disziplinen entscheidet.

⁶³⁶ Vielleicht sind es solche Unbedarftheiten der "Bewohner des Vorhofs", die Heidegger dazu drängen, das Operationale und Modellhafte des vorstellend-rechnenden Denkens, an dem Philosophie sich vollendet und endet, nachdrücklich als die Kybernetik zu dechiffrieren. Vgl. Heidegger: *Das Ende der Philosophie und die Aufgabe des Denkens*. S. 64f.

⁶³⁷ Zum Beleg seiner Kernthese, "daß zum Verständnis geistiger Vorgänge keine Voraussetzungen gemacht werden müssen, die über die normale Physik hinausgehen", vertraut Steinbuch darauf, "die Denkfunktionen ebenso rational analysieren zu können wie unseren Stoffwechsel oder unser Muskelspiel", d.h. für ihn sind "[d]ie geistigen Funktionen des Menschen [...] beschreibbar als Aufnahme, Speicherung, Verarbeitung von Informationen", und "[j]edes subjektive Erlebnis entspricht einer physikalisch beschreibbaren Situation des Organismus, vor allem des Nervensystems [...]" (Steinbuch: *Automat und Mensch*. S. 344, 4, 261, 268) Damit reduziert Steinbuch die Kybernetik (un)bewußt auf die Position des Vulgärmaterialismus und setzt sie als einen naiven Naturalismus gleichermaßen der "bürgerlichen" wie der dialektisch-materialistischen Kritik aus. Merleau-Ponty exemplifiziert dies bereits an Trotzki, entsteht bei ihm ebenso evolutionistisch das Bewußtsein "aus dem Unbewußten, das Psychologische aus dem Physiologischen, das Sonnensystem aus dem Urnebel. [...] Unser Denken, einschließlich des dialektischen Denkens, ist nur eine Ausdruckform der sich bewegenden Materie. [...] Der Darwinismus, der die Evolution der Arten durch quantitative Veränderungen erklärte, war der größte Triumph der Dialektik im gesamten Bereich der organischen Materie." Trotzki: *In Defense of Marxisms*. New York 1942, S. 66f, zitiert nach. Merleau-Ponty: *Die Abenteuer der Dialektik*. S.90.

⁶³⁸ Oldemeyer: Überlegungen zum phänomenologisch philosophischen und kybernetischen Bewußtseinsbegriff. S. 88. Neben dem genannten Kriterium verteidigt Oldemeyer mit Intentionalität, Reflexivität, Offenheit zur Lebenswelt und zum Anderen die (phänomenologischen) Minimalbedingungen für Bewußtsein gegen eine vorschnelle Nivellierung durch das Informationsverarbeitungs-Paradigma.

Hegel und Husserl; daß das (Selbst)Bewußtsein sich dabei nicht zur hypostasierten Rückzugsgröße verselbständigt, daß es nicht als statische Entität eines transzendentalen *An-sich* erscheint, bringen die *Grundzüge* im Anschluß an Hegel auf die Formel: *Das Denken ist der Grund des Selbstbewußtseins*, nimmt Günther schon früh von jeder Ontologisierung des (Selbst)Bewußtseins Abschied, um es als phänomenale Aktualität am Prozeß der Reflexion zu qualifizieren. Eine Bewußtseinsphilosophie aber, die nicht mehr nach den wesenhaften Bestimmungen (der präexistent vorausgesetzten *Vermögen*) des Bewußtseins fragt, wird keine Berührungsängste haben mit einer Kybernetik, der es "nicht um Gegenstände, sondern um Verhaltensweisen" geht, die nicht mehr fragt "'Was ist dieses Ding?', sondern 'Was tut es?'"^[639] Und eine Transzendentalphilosophie, deren zentrales Interesse auf die Unlösbarkeit von Erkenntnisgegenstand und Erkenntnismedium zielt, wird sich anfreunden können mit einer "Theorie aller denkmöglichen informationsverarbeitenden Systeme",^[640] die davon ausgeht, daß "alles, was der Mensch überhaupt erkennen kann, nur deshalb erkennbar [ist], weil es Information ist."^[641] Hier versteht sich Kybernetik "nicht als Theorie der Erkenntnis bzw. des Wissens an sich, sondern als Theorie des Erkenntnis- und Wissenserwerbs",^[642] und mag die Schul-Philosophie ihre Probleme mit der neuen Disziplin haben, in umgekehrter Richtung gilt dies nicht.^[643]

Zumindest aber kann der Transzendentaltheoretiker sich wiedererkennen in jenem Habitus, mit dem nun auch die junge Wissenschaft altbekannte Letztbegründungsansprüche für sich reklamiert. Denn unter dem Leitgedanken, daß

der Mensch mit seiner Umwelt nur informationellen Kontakt hat, [...] wird die Kybernetik als Wissenschaft der informationellen Strukturen dieser Welt Metawissenschaft für jede andere Teilwissenschaft, die Gegenstände der Außenwelt behandelt.^[644]

Es ist wesentlich dieser Anspruch, der in die definitorischen Schwierigkeiten führt, mit denen die Kybernetik in der Bestimmung von Gegenstand und Methode zu kämpfen hat, wobei umgekehrt die Kybernetik diesen Anspruch allererst erheben kann, eben weil das Problem einer konzisen Selbstbestimmung als Widerspiegelung ihrer methodologischen Besonderheit existiert. Denn als Metawissenschaft diesen Zuschnitts steht sie in bedenklicher Nähe zu einer bloßen Methodologie,^[645] ähnlich wie die Logik – und "die Art und Weise der kybernetischen Abstraktion läßt nur einen Vergleich mit der Mathematik und

⁶³⁹ Ashby: *Einführung in die Kybernetik*. S. 15. Hervhbg. orig.

⁶⁴⁰ So die Definition der Kybernetik in Anschütz: *Kybernetik*. S. 12.

⁶⁴¹ A. a. O., S. 17.

⁶⁴² v. Foerster: *Kybernetik einer Erkenntnistheorie*. S. 50.

⁶⁴³ Zielt die Fragestellung der Kybernetik auf die Konstitutionsbedingungen für den Prozeß der Informationsverarbeitung, dann wird deutlich, warum im Umfeld der Kybernetik (später in der KI, der Selbstorganisation und im Konstruktivismus) gerne Kant als Kronzeuge aufgeführt wird. Für die Kybernetik vgl. Sachsse: *Einführung in die Kybernetik*, S. 239, für die KI vgl. Winograd, Flores: *Erkenntnis Maschinen Verstehen*, S. 61f; Franck: *Künstliche Intelligenz*, S. 93ff für den Konstruktivismus vgl. Peschl: *Cognitive Modelling*, S. 11; für die Selbstorganisation vgl. Krohn, Küppers, Paslack: *Selbstorganisation*, S. 443. Krohn, Küppers: *Die natürlichen Ursachen der Zwecke*, sehen in Kant schließlich den Ahnherrn der Selbstorganisation.

⁶⁴⁴ Anschütz: *Kybernetik*. S. 17.

⁶⁴⁵ Für Klaus/Liebscher ist der "methodologische Aspekt [...] vielleicht der wirkungsmächtigste der Kybernetik, weil er nicht nur dazu dient, mit Hilfe wissenschaftlicher Erkenntnis unsere technische und soziale Umwelt zu verändern und zu verbessern, sondern weil dieser Aspekt dazu beiträgt, die Methodik unserer Erkenntnis [...] selbst fortschreitend zu verbessern." Klaus, Liebscher: *Was ist – Was soll Kybernetik?* S. 63.

Logik zu"[⁶⁴⁶] – ringt auch die Kybernetik mit der Eingrenzung des ihr kohärenten Objekts: Ihr Gegenstand siedelt *als Inhalt* je schon auf der Seite der *Form*, und folgerichtig existiert eine "allgemein anerkannte Definition für Kybernetik ebenso wenig wie z. B. für Mathematik und Philosophie."[⁶⁴⁷]

Mag dies für Klassifikatoren ein Ärgernis sein, für den Logiker und Philosophen Günther stellt gerade der formal-methodologische Aspekt, mit dem die Kybernetik sich als Wissenschaft von jeder Einzelwissenschaft abhebt (ohne bereits über einen unwiderlegt einheitlichen Begriff ihrer selbst zu verfügen), einen hohen Wiedererkennungswert dar. Günthers "Fraktionswechsel" von der Logik zur Kybernetik kann sich deswegen so reibungslos vollziehen, weil die Kybernetik den methodologischen Habitus von Philosophie und Logik wiederholt, mit dem auch diese sich der fixen Zuschreibung eines eigentlichen Gegenstands verweigern. Nicht ohne Grund analogisiert sich der Kybernetiker mit dem Philosophen, "kybernetisches Denken"[⁶⁴⁸] entspricht nachgerade einer Haltung, die Kybernetik "trägt ein philosophisch-einzelwissenschaftliches Doppelgesicht",[⁶⁴⁹] sie siedelt in einer "Art Zwischenreich zwischen der Philosophie und den Einzelwissenschaften",[⁶⁵⁰] und die "außerordentliche Allgemeinheit der Begriffsbildungen und die Besonderheiten der kybernetischen Abstraktionsmethode"[⁶⁵¹] generieren eine "Sammlung von Denkmodellen",[⁶⁵²] die ihre Spezifik nicht aus dem beobachteten Objekt bezieht, sondern aus der besonderen Art und Weise, es zu beobachten. So wenig Ashby den Begriff der Variablen auf die Mathematik reduziert wissen will, lassen sich kybernetische Systeme als *Listen von Variablen* auf einzelwissenschaftliche Systeme fixieren, sondern umgekehrt werden die Objekte der Einzelwissenschaften zu kybernetischen Objekten, wenn der Kybernetiker sie seiner spezifischen Sichtweise unterzieht.[⁶⁵³]

⁶⁴⁶ Klaus: *Kybernetik und Gesellschaft*. S. 4.

⁶⁴⁷ Steinbuch: *Grundbegriffe und Fragestellungen der Kybernetik*. S. 14.

⁶⁴⁸ Klaus: *Kybernetik und Gesellschaft*. S. 325.

⁶⁴⁹ Klaus: *Kybernetik in philosophischer Sicht*. S. 35.

⁶⁵⁰ A. a. O., S. 48.

⁶⁵¹ A. a. O., S. 26.

⁶⁵² Steinbuch: *Grundbegriffe und Fragestellungen der Kybernetik*. S. 20.

⁶⁵³ Was damit als Spektrum der Kybernetik erscheint, mag die Aufzählung von Klaus/Liebscher verdeutlichen, die wir ungekürzt wiedergeben möchten: "allgemeine Systemtheorie, Theorie der Automaten, Theorie der Nervenetze, Zuverlässigkeitstheorie, Regelungs- und Steuerungstheorie, allgemeine Theorie der Informationsübertragung (Informations- bzw. Kommunikationstheorie), Signaltheorie, Nachrichtenübertragungstheorie, Zeichentheorie, Vorhersagetheorie, theoretische Untersuchungen zur Informationsspeicherung und Informationsverarbeitung, Algorithmentheorie, Programmierung von Rechenautomaten, Datenerfassung und -darstellung, automatisierte Fertigungssteuerung, maschinelle Rechen-technik und Technik der Datenverarbeitung, Datenfernübertragungstechnik, Theorie lernender Automaten und automatische Zeichenerkennung, Operationsforschung, mathematische Ökonomie, ökonomische Kybernetik, Entscheidungstheorie, Spieltheorie, Biokybernetik, Neurokybernetik, kybernetische Psychologie, Informationspsychologie, Bionik, kybernetische und mathematische Linguistik, automatische Übersetzung, programmierter Unterricht, Lehrautomaten, usw., usf." (Klaus, Liebscher: *Systeme, Informationen, Strategien*. S. 26f) Weniger sequentiell gliedert H. Frank die Kybernetik nach einem konzentrischen Kreisschema auf, in dessen Mitte die formale (allgemeine) Kybernetik sitzt. Darum lagert auf der ersten Schale die *materiale (regionale) Kybernetik*, auf der zweiten die *technische Kybernetik*, wobei die beiden äußeren Schalen jeweils segmenthaften Anteil an *kybernetischer Soziotechnik, Informationswissenschaft kybernetische Biotechnik, Biokybernetik, kybernetische Maschinenteknik, Ingenieur-Kybernetik* haben. *Die formale Kybernetik beinhaltet dann mathematische Informationstheorie,*

Mitunter führt dies dann zu dem wissenschaftstechnischen Maximalanspruch, "daß die Kybernetik die zukünftige Universalwissenschaft sein wird", da sie als "Weg zu einer neuen Einheit der Wissenschaften [...] der einzige glaubwürdige Ansatz [ist], das geborstene Gebäude unserer Wissenschaften wieder zusammenzufügen."⁶⁵⁴ Doch auch wenn die Ziele nicht in solche Höhen reichen,⁶⁵⁵ in jedem Fall scheint die Kybernetik "wie kaum eine andere Einzelwissenschaft [...] geeignet, eine synthetisierende Rolle im Bereich der Wissenschaften zu spielen",⁶⁵⁶ und wenn wir die Frage beantworten wollen, warum ein so nüchterner Nachrichtentechniker wie Steinbuch universalwissenschaftliche Heilserwartungen dieser Art hegen kann, dann müssen wir vordringlich also nicht die Inhaltseite der Kybernetik, sondern die besondere Form ihrer Thematisierung in den Blick nehmen.

Das Kind vieler Väter

Um deren Eigenheit zu erkennen, können wir wiederum von jenem markanten Jahr 1948 ausehen, in dem nicht nur Wiener der Kybernetik den Namen gibt, in dem darüber hinaus das berühmte Hixon-Symposium in Pasadena/CA zum Doppelschlag gegen Introspektion und Behaviorismus ansetzt.⁶⁵⁷ Auf dieser Konferenz, die folgerichtig Steinbuchs Liste der

Codierungstheorie, Boolesche Algebra und abstrakte Automatentheorie. Vgl. Frank: *Fragestellung und Grundbegriffe der Ingenieurkybernetik.* S. 8f.

⁶⁵⁴ Steinbuch: *Automat und Mensch.* S. 340, 319.

⁶⁵⁵ Der führende Vertreter der ostdeutschen Kybernetik, der sonst so konziliante Georg Klaus, weigert sich mit Nachdruck, dem führenden Vertreter der westdeutschen Nachrichtentechnik den Universalitätsanspruch der Kybernetik zu konzedieren. Zwar besitzt die Kybernetik auch für Klaus "einen universellen Aspekt" (Klaus: *Kybernetik in philosophischer Sicht.* S. 47), doch findet der dort seine Grenzen, wo Sozio-Kybernetik zur regelungstechnischen Rechtfertigung bestehender Herrschaftssysteme eingesetzt wird, d.h. in dem Augenblick, in dem die strukturelle Methode einer kybernetischen Modellierung der Gesellschaft "von den entscheidenden Problemen abstrahiert, vom Stand der Produktivkräfte, von der Art der Produktionsverhältnisse, von der Klassensituation, von der Art und Weise, wie sich die einzelnen Klassen ihrer Rolle im Produktionsprozeß bewußt werden, d.h. also, von der Ideologie." (Klaus: *Kybernetik – eine neue Universalphilosophie der Gesellschaft?* S. 75.) Insofern das Ideal der Ideologiefreiheit (der Wissenschaft) nur eine perfide Verbergungsstrategie der im Besitz der Produktivkraft Wissenschaft befindlichen Klasse sei, bedürfe also auch die Kybernetik als Produktivkraft der ideologischen, also semantischen Einbindung, derer sie selbst nicht fähig sei. – Allerdings läßt sich die ideologische Polemik gegen BRD-Kybernetiker auch im Sinne des geschuldeten Bekenntnisses ("Die Kybernetik bestätigt den dialektischen Materialismus, die Kybernetik hat den dialektischen Materialismus zur Grundlage, die Kybernetik benötigt den dialektischen Materialismus." Klaus: *Kybernetik in philosophischer Sicht.* S. 51.) als strategische Rückversicherung gegen orthodoxe DDR-Marxisten lesen, um so den Freiraum für eine unverdächtige Beschäftigung mit der philosophisch deutlich in Konkurrenz zum Dia-Mat stehenden Kybernetik zu schaffen. Denn an anderer Stelle weiß Klaus "die klassische marxistische Erkenntnistheorie in der durch kybernetische Begriffsbildungen bereicherten und durch sie präzierten modernen marxistischen Erkenntnistheorie zwar aufbewahrt, aber auch aufgehoben und weiterentwickelt". Klaus: *Kybernetik und Erkenntnistheorie.* S. 4.

⁶⁵⁶ Klaus: *Kybernetik und Gesellschaft.* S. 4.

⁶⁵⁷ Zumindest rekonstruiert Gardner: *Dem Denken auf der Spur* (S. 22-39) die kybernetischen Wurzeln (der Kognitionswissenschaft) als imposante Destruktion des Behaviorismus. Sicherlich kann die Automaten-Theorie John von Neumanns (*The General and Logical Theory of Automata* findet sich in der Dokumentation der Konferenz: Jeffress (Ed.): *The Hixon Symposium on Cerebral Mechanism in Behavior* S. 1-41.) als eine definitive Absage an die Introspektion gelten, doch bleibt gerade die Black Box-Methode die Methode der Kybernetik und läßt zumindest Ashby dezidiert am Behaviorismus festhalten. Wiener allerdings erkennt nicht nur früh, daß ein außerordentlich wichtiger Faktor im willensgesteuerten Handeln das ist, was die Regelungstechniker mit Rückkopplung bezeichnen" (Wiener: *Kybernetik.* S.32), sondern ergänzt auch die Black Box-Methode um die *white box* als ein System, "in das wir die Beziehung zwischen Eingangs- und Ausgangsspannung hineingebaut haben" (a. a. O., S. 14), das bei

für die *Kybernetik international bedeutungsvollen Veranstaltungen* anführt,⁶⁵⁸ bringt John von Neumann unter dem Modell der Informationsverarbeitung das Zentrale Nervensystem (ZNS) und die *central processing unit* (CPU) des Rechners auf den gemeinsamen Nenner eines logischen Automaten,⁶⁵⁹ und schließt damit einen Kreis, der sich zwölf Jahre zuvor zu runden beginnt. Denn eben 1936 tritt Allan Turing mit einem mathematischen Modell an die Öffentlichkeit, das ein durch ein endliches Regelsystem determiniertes Verfahren darstellt, nach dem in genau vorgegebener Weise (Regeln) aus bestimmten Eingabegrößen (Alphabet) neue Ausgabegrößen konstruiert werden. Die sog. Turing-Maschine also liefert die formale Beschreibung eines Algorithmus, und obgleich heute das Schlagwort: *Der Algorithmus ist die Maschine!* ein Allgemeinplatz ist, gilt es zu vergegenwärtigen, daß Turing zunächst ohne das Interesse einer technischen Realisierung an rein grundlagentheoretischen

gleichem Input/Output also Rückschlüsse über die interne Struktur der Black Box erlaubt. Damit dann nimmt die "Kybernetik den Standpunkt ein, daß eine Naturerkenntnis nicht nur durch Erforschung des Wirkungszusammenhangs zwischen Eingang und Ausgang eines zu erforschenden Systems gegeben ist, sondern auch durch eine analytische Erforschung der Struktur des Systems." (Anschütz: *Kybernetik*. S. 19) Auf der Basis der Black Box-Methode kommt es so zu einer Subgliederung in immer feinere Teilsysteme (Modelle), zu einer approximierenden Folge von Modellen, wobei die zentrale Frage, "ob eine approximierende Modellfolge endlich oder unendlich sei [...] ohne technische Bedeutung [ist]. Sie ist eine rein philosophische Frage." (A. a. O., S. 20). Mit einer solchen finiten oder infiniten Anhäufung von Schwarzen Kästen wird der Behaviorist sicher nicht überzeugt, und so erfolgt der stärkere Angriff von dialektisch-materialistischer Seite, wenn Klaus dezidiert anti-behavioristisch am Bewußtsein als einer Eigenschaft einer Bewegungsform der Materie festhält, das darüber hinaus die Eigenart besitzt, mit seinen eigenen Interaktionen (geschlossen) interagieren zu können (vgl. Klaus: *Kybernetik und Erkenntnistheorie*. S. 190f., sowie Kap. 7.1 *Grenzen der behavioristischen Bewußtseinsauffassung*. a. a. O. S. 207-55; ders.: *Kybernetik in philosophischer Sicht*. S. 254-62.), oder wenn H. Franks informationstheoretische Analyse subjektiver Sachverhalte (Überraschung/Auffälligkeit) zeigt "wie unter kritischer Verwendung introspektiv gewonnener Einsichten mathematische Ansätze über den behavioristischen Forschungsbereich hinaus auf höherer Ebene übertragbar werden." (H. Frank: *Überraschungswert und Auffälligkeit*. S. 80) Wenn wir in den frühen Tagen der Kybernetik also ein durchaus disparates Verhältnis zum Positivismus/Behaviorismus beobachten, dann können wir unter der Oberfläche dieses philosophischen Schulenstreites allerdings stets auch das noch ungeklärte Verhältnis zur eigenen Methode der Beobachtung entdecken. Nicht ohne Grund kann sich eine an der Operabilität des Systems orientierte Automatentheorie mit dem Behaviorismus anfreunden (vgl. McCarthy, Shannon: *Preface*. S. V), obgleich es auf der anderen Seite "eine interessante Konsequenz des kybernetischen Denkens [ist], daß die Teleologie, die aus der biologischen Philosophie lange Zeit verbannt war, [...] als die Lehre von der dynamischen Stabilität ihr Comeback feiert." (Walter: *Über kybernetische Verhaltens- und Lernmodelle*. S. 130.) Wenn sich also "eine völlig zweckfreie Sprache entwickeln läßt [...], die Teleologie in modernem Gewande wieder einführt" (v. Foerster: *Kybernetik*. S. 75.), dann bezeugt die Irritation hierüber, daß die Kybernetik Erster Ordnung die Beobachterabhängigkeit des beobachteten Systems noch nicht voll reflektiert hat. Beobachterabhängigkeit meint gerade mehr, als daß die Beobachtung "ihrem Inhalt nach objektiv, ihrer Form nach subjektiv sei" (Klaus: *Kybernetik und Erkenntnistheorie*. S. 213), sondern plädiert tiefergehend dafür, die Beobachtung der *System-Umgebung-Interaktion* als ausschließliche Beobachter-Kategorie zu trennen, von jenen Interaktionen, in denen das geschlossene System autonom und ausschließlich mit seinen eigenen Interaktionen interagiert. Läßt sich aber nur im ersten Fall, in dem das System von einem externen Beobachter in seiner Umgebung beobachtet wird, sinnvoll von Zwecken sprechen, dann gerät jede Teleonomie zur reinen Beobachterkategorie. (Vgl. Maturana: *Autopoietische Systeme*, S. 190ff; Riegas, Vetter: *Gespräch mit H. R. Maturana*, S. 63f) So dekomponiert sich der Streit um den Behaviorismus als die Standpunktabhängigkeit der Beobachtung, ohne dabei in die wenig hilfreiche Inversion des radikalen Konstruktivismus verfallen zu müssen, der die für das geschlossene System grundsätzlich unzugängliche Umgebung zu dessen großer Black Box deklariert Vgl. v. Glasersfeld: *Kybernetik, Erfahrung und der Begriff des Ich*. S. 151 f.

⁶⁵⁸ Vgl. Steinbuch: *Automat und Mensch*. S. 356.

⁶⁵⁹ Vgl. v. Neumann: *Allgemeine und logische Theorie der Automaten*. (dt. Fass. von: *The General and Logical Theory of Automata*.)

Fragen der Entscheidbarkeit und Berechenbarkeit innerhalb bestimmter mathematischer Zahlenbereiche arbeitet.⁶⁶⁰ Zwar ist die symbolische Logik jener Tage von ungeheuren Entwicklungsschüben gekennzeichnet, doch darf die retrospektive Klangfülle der mit diesen Fortschritten verknüpften Namen nicht vergessen machen, daß Logistik zu dieser Zeit von einem hermetischen Zirkel handverlesener Initialisierter betrieben wird. Fern ab vom ingenieurtechnischen Alltagsgeschäft sind Entscheidbarkeit und Widerspruchsfreiheit formaler Systeme grundlagentheoretische Fragen im Grenzgebiet von Mathematik, Logik und Philosophie,⁶⁶¹ und möglicherweise wären Turings formale Überlegungen im Reich mathematisch-logischer Esoterik versandet, hätte nicht Claude Elwood Shannon mit seiner Promotionsschrift am *Massachusetts Institute of Technology* (MIT) die Verbindung von Logik und Elektrotechnik hergestellt. 1938 erbringt er den Nachweis, daß der "Ja-Nein"-Binarismus, mit dem George Boole angetreten war, die logischen Denkgesetze als symbolisch repräsentierte Verknüpfungen zu algebraisieren, sich prinzipiell als "Fließen/Nichtfließen" von Strom im elektrischen Schaltkreis darstellen läßt. Boolesche Algebren verwandeln sich in Schaltalgebra.⁶⁶² Ist damit ist die Brücke zwischen Logik und Technik geschlagen, so setzen der Physiologe Warren McCulloch und der Mathematiker Walter Pitts fünf Jahre später zu einem weiteren bedeutsamen Grenzgang an, wenn sie ihrerseits das funktionale Schema des als neuronales Netzwerk verstandenen Gehirns auf die Boolesche Algebra abbilden – neuronale Aktivität verwandelt sich logischen Kalkül.⁶⁶³

So verbinden sich bis 1943 drei zunächst disparate Bereiche zu einem Netz von funktionalen Äquivalenzen, das sich zwischen algorithmischer Problemlösung/Logik, Elektrotechnik und Neurophysiologie aufspannt, und wenn v. Neumann 1948 das große Äquivalenzzeichen zwischen ZNS und logischen Automaten setzen kann, dann findet dies seinen Grund in dem gleichartigen Mechanismus, der sowohl dem natürlichen als auch dem formalen System zugrunde liegt: Als epochemachendes *tertium comparationis* wird der Binarismus erkannt,⁶⁶⁴ dessen "Alles-oder-nichts"-Charakter (Wiener) in gleicher Weise die Mechanik neuronal-synaptischer, wie elektrotechnischer Kontaktschaltung regiert. Denn mit "Feuern-oder-nicht-Feuern" zeigen die Neuronen das gleiche disjunktive Funktionsmuster wie es als "Anliegen-von-Spannung-oder-nicht" auch die "Ein-Aus"-Alternative des Schaltkreises kennzeichnet, und beide gemeinsam finden ihre Entsprechung im "Wahr-Falsch"-Binaris-

⁶⁶⁰ Vgl. Turing: *On Computable Numbers with an Application to the 'Entscheidungs-Problem'*. Es sei erinnert, daß Hilbert, Ackermann: *Grundzüge der theoretischen Logik*. S. 119ff. das Entscheidungsproblem als die Suche nach einem allgemeinen Verfahren bestimmen, das durch endlich viele Operationen die Entscheidung über die Erfüllbarkeit bzw. Allgemeingültigkeit des Ausdrucks erlaubt.

⁶⁶¹ Es bedarf also erst der synthetischen Einsicht eines so genialen Mathematikers wie v. Neumann, hinter den algorithmischen Überlegungen Turings jene Handhabe einer universalen Rechenmaschine zu erkennen, die die Logik aus dem symbolisch-mathematischen Elfenbeinturm unversehens ins Zentrum einer sich dramatisch entwickelnden Technologie katapultiert denn "[e]rstaunlicherweise scheinen [...] die Arbeiten von Babbage und Turing keine Rolle in den Laboratorien gespielt zu haben, in denen die ersten Computer geschaffen wurden." McCarthy: *Information*. S. 16.

⁶⁶² Vgl. Shannon: *A Symbolic Analysis of Relay and Switching Circuits*. (1938). Erläuternd dazu: Schmitt: *Realisierung logischer Schaltungen*. Über die Verbindung von Shannon und Turing vgl. Rupprecht: *Schaltalgebra; der äquivalente Zuordner und die Idee der Turingmaschine*.

⁶⁶³ McCulloch, Pitts: *A Logical Calculus of the Ideas Immanent in Nervous Activity*.

⁶⁶⁴ Für Bense etwa ist auch zehn Jahre nach Hiroshima "[n]icht die Erfindung der Atombombe [...] das entscheidende technische Ereignis unserer Epoche, sondern die Konstruktion der großen mathematischen Maschinen, die man, vielleicht mit einiger Übertreibung, auch Denkmaschinen genannt hat." Bense: *Vorwort*. [zu Couffignal: *Denkmaschinen*.] S.7.

mus der zweiwertigen Aussagenlogik, "[t]hus logical propositions can be represented as electrical networks or (idealized) nervous systems."^[665]

Am Ende der Vierziger Jahre also etabliert sich zwischen neuronaler Aktivität, logischem Kalkül und Schaltalgebra eine – für manche geradezu bedrohliche – Transitivität,^[666] doch wäre es verkürzt, die ermöglichende Bedingung dieser trilateralen Entsprechung in der Zweiwertigkeit des "Alles-oder-nichts"-Prinzips erkennen zu wollen, das den drei Systemen ihr signifikantes Funktionsschema verleiht. Obzwar der Binarismus unwidersprochen das entscheidende *link* ist, kann aber dennoch – und dies führt uns näher an die spezifische Denkweise der Kybernetik, mithin an die besondere Form ihrer Thematisierung heran – die Gegenfrage gestellt werden, warum gerade dieses Prinzip zu dem allseits verbindenden Glied werden kann. Denn *daß* Logik, Elektromechanismus und Nervensystem sich zu einem wechselseitigen Interpretations- und Repräsentationsgefüge zusammenschließen, gründet primär nicht in der konzidierten funktionalen Äquivalenz, sondern setzt vordringlich die Bereitschaft voraus, den disjunktiven Binarismus als überhaupt vergleichbares *tertium* akzeptieren und ansetzen zu wollen. Anders gewendet ist die Einsicht, mit der "Alles-oder-nichts"-Struktur über ein intersystemisches Kopplungselement zu verfügen, bereits die Folge einer vorgängigen Bereitschaft zu einem interdisziplinären Gespräch, dessen einmalige Besonderheit allerdings darin liegt, gerade nicht den einen, identischen Gegenstand aus verschiedenen wissenschaftlichen Perspektiven zu beobachten, sondern umgekehrt, die Methodik dieser (fachtechnisch je verschiedenen) Perspektivierung zu homogenisieren, um so mit einem gleichen Blick verschiedene Gegenstände vergleichbar zu beobachten.^[667] "Aufhebung" im Sinne Hegels kennzeichnet diese Inversion des Interdisziplinaritäts-Schemas vielleicht am besten, das die Eigenheit der beteiligten Disziplinen bewahrt und vermittelt, ohne dabei die Identität des gemeinsamen wie zugleich verschiedenen Gegenstandes zu opfern. *Transdisziplinarität* wird Kaehr daher diese besondere Form diskursiver Vermittlung nennen^[668], die hier ihre Wurzeln schlägt, und wenn Wiener sich an das gemeinsam mit v. Neumann organisierte Treffen erinnert, das im Winter 1943/44 Physiologen (McCulloch), Mathematiker (Wiener, v. Neumann, Pitts) und Ingenieure (Goldstine) in Princeton versammelt, dann kommt deutlich zum Ausdruck, daß das dort sich abzeichnende *inter* ihrer disziplinären Verwebung ein methodisch Übergeordnetes sein muß.^[669]

⁶⁶⁵ v. Neumann: *Probabilistic Logics*. S. 44.

⁶⁶⁶ Eine Bedrohung, die nach Beruhigung verlangt – und sie bekommt, denn "das Bild seiner selbst, das der Mensch in der Kybernetik entwirft, sagt nicht viel über sein Woher und Wohin aus. Die Suche nach der 'Heimat' ist in der Kybernetik nicht erfüllt und nicht erfüllbar. Die Suche nach dem Ganzen weist in die Zukunft, die immer unerfüllt ist, wenn sie von der kleinen Strecke, die der Mensch erforschen kann, verstanden wird. Wo aber Gott als der erfahren wird, der die Ganzheit der Zukunft ist, zeichnet sich die Geborgenheit ab, nach der der Mensch letztlich sucht." Ewald: *Der Mensch als Geschöpf und kybernetische Maschine*. S. 117f.

⁶⁶⁷ Dementsprechend ist für Bernhard Hassenstein die Kybernetik "als eine Plattform gedacht, auf der sich Techniker und Biologen, aber auch Mathematiker, Psychologen usw. treffen können, um miteinander in einer gemeinsamen wissenschaftlichen Sprache, über Probleme der 'control and communication', die in verschiedenem Gewand in ihren Wissenschaften auftreten, zu sprechen und sich zu verständigen." Hassenstein: *Biologische Kybernetik*. S. 133.

⁶⁶⁸ Vgl. Kaehr, v. Goldammer: *Transdisziplinarität in der Technikforschung*.

⁶⁶⁹ Am Ende des Treffens war es allen klar, daß es eine beträchtliche gemeinsame Denkbasis aller Bearbeiter der verschiedenen Gebiete gab, daß man in jeder Gruppe schon Begriffe gebrauchen konnte, die durch andere schon besser entwickelt waren, und daß ein Versuch gemacht werden sollte, ein allgemeines Vokabular zustande zu bringen." Wiener: *Kybernetik*. S. 44.

Eine tropische Verbindung

Wir können an dieser Stelle keine Archäologie (der Gründe) der hier einsetzenden Bereitschaft zu jenem Sprach- und Methodenabgleich verfolgen, festgehalten werden jedoch kann ein Wechsel im Dispositiv der Wissenschaft, der sich als Umorientierung von der Frage nach der hylemorphen Identität des Objekts hin zu seiner strukturellen Identität markieren läßt.⁶⁷⁰ Denn um die muß es sich handeln, wenn Gehirn, Rechner und Kalkül sich einer Beschreibung öffnen, die sie *nicht* ihren angestammten Domänen entreißt (Neurophysiologie, Elektrotechnik, Logik), und die dennoch gewährleistet, daß sie in einer gemeinsamen

⁶⁷⁰ Wir vermuten hierin einen Reflex auf die Grundlagenkrise der Mathematik: In dem Augenblick, in dem die euklidische Geometrie als Basis der Rationalität zerbricht, wendet sich das auf der Suche nach einer neuen, sicheren Basis befindliche Denken auf sich selbst zurück. Logizismus, Intuitionismus und Formalismus können als Kompensationsversuche gelten, die ehemals externe, nämlich in der Natur der Dinge befindliche (geometrische) Grundlage in das mathematisch-logische Denken selbst zu verlegen. Die Anforderungen dieser Selbstbegründung heißen dementsprechend Widerspruchsfreiheit, Vollständigkeit, Geschlossenheit des formalen Systems, das sogleich mit dem Problem der Selbstrückbezüglichkeit (Antinomien der Mengenlehre) konfrontiert wird, dessen Domestikation dann mit den *Principia* für einige Zeit gelungen zu sein scheint. Zwar erweist Gödel diese Sicherheit als eine vermeintliche, doch starten Church und Tarski innerhalb der von Gödel markierten Grenzen neue Anläufe, dem Problem der Zirkularität Herr zu werden. Dabei ist es gleichgültig, ob diese Lösungen als gelungen betrachtet werden können, entscheidend ist die strategisch-funktionale Verschiebung innerhalb des formalen Diskurses, der nicht mehr als Formalisierung der Denkgesetze (Boole, Frege) erscheint, sondern als Versuch, das Denken in seiner Selbstsetzung zu legitimieren. Fragen wir von hier aus, warum der in der Technik bereits 1765 (Polsunowscher Schwimmregler zur Regulation des Wasserstandes in Dampfkesseln. Vgl. Klaus, Liebscher: *Systeme, Informationen, Strategien*. S. 17), spätestens aber 1784 (Fliehkraftregler von Watt) angewandte Mechanismus der Kreiskausalität, für den Clerk Maxwell 1868 dann eine mathematische Theorie vorlegt, erst am Beginn der 20er Jahre zu einem allgemeinen Erklärungsschema in Biologie und Technik avanciert, warum also ein in der Technik längst vertrautes Prinzip erst mit solch signifikanter Verspätung seinen paradigmatischen Wert für andere Wissenschaften entwickelt, dann sehen wir einen möglichen Grund, in der typentheoretischen "Bewältigung" des zirkularen Denkens. Denn bis dahin ist Technik angewandte Physik, untersteht einer Physik, die als Mathematisierung der Welt einer linearen Mathematik folgt. Daher bleibt auch eine Technik, die zirkuläre Mechanismen baut, solange von ephemeren Wert, wie die letztinstanzliche Patronage der Mathematik sich in ihrer linearen Verfassung nicht fragil ist. In dem Moment jedoch, in dem Mathematik und Logik unter (Selbst)Begründungsdruck geraten, in dem also die Heteroreferentialität der geometrischen Begründung nicht mehr hinreicht und sie auf das Motiv der "kreiskausalen" Geschlossenheit (Grund-Begründetes) zurückverweist, emanzipiert sich der Zirkel, die Grundlage der Regelung, aus dem rein Technischen-Applikativen und gewinnt den Rang einer der Grundlagen der Rationalität dominierenden Figur. Als eine solche aber kann sie kaum auf die Technik beschränkt bleiben, sie wird nachgerade notwendig zum allgemeinen und also strukturellen Erklärungsprinzip im technischen und außertechnischen Bereich und leitet eine dramatische Verschiebung im Dispositiv ein, das in den 60/70er Jahren schließlich alles, was "systemfähig" ist, als Regelkreis denkt. – Wenn wir sagen, daß dieser Umbruch sich in den 20er Jahren ereignet, dann betonen wir damit die zumeist in Vergessenheit geratene (oder gehaltene?) europäische, resp. deutsche Wurzel der Kybernetik. Auch Günther unterliegt dieser Amnesie, für ihn ist die Kybernetik die amerikanische Erfindung schlechthin, und vielleicht mögen ebenso für Wiener und seine Mitarbeiter "die Zeit und die Kriegssituation [...] die Ursachen gewesen sein, daß ihnen die zahlreichen, damals schon vorliegenden Arbeiten auf diesem Gebiet unbekannt blieben." (Flechtner: *Grundbegriffe der Kybernetik*. S. 8) Gleichgültig ob wir uns Flechtners mildem Urteil anschließen oder ideologisches Kalkül wägen – "Die kurze Geschichte der Kybernetik ist eine Geschichte der Auseinandersetzung zwischen Idealismus und Materialismus, und zwar eine sehr scharfe Auseinandersetzung!" (Klaus: *Kybernetik in philosophischer Sicht*. S. 46) –, unbeachtet bleiben damit die Arbeiten des Biologen Richard Wagner, der die "Automatic der Bewegung durch einen [...] Servomechanismus [...] 1925 bereits klar erkannt und erschöpfend beschrieben" hat (Wagner: *Beginn und Aufstieg der Kybernetik*. S. 14), sowie das Werk des Regelungstechnikers Herrmann Schmidt, dessen Denkschrift zur Gründung eines Instituts für Regelungstechnik (1941) schließlich 1944 zu einem gleichnamigen Lehrstuhl an der TH Berlin führt.

Sprache Gegenstand einer gemeinsamen Objektivierung werden können. "Kybernetik untersucht alle Formen des Verhaltens, die in irgendeiner Weise organisiert, determiniert oder reproduzierbar sind.", definiert Ashby diese thematische Wendung der neuen Disziplin und hält ausdrücklich fest: "Die Art der Materie ist hierfür irrelevant".^[671] Damit dann öffnet gerade das Absehen von der konkreten materialen Verwirklichung des beobachteten Systems (elektronische, mechanische, chemische, biologische, physiologische, ökonomische, ökologische, soziale, etc. Systeme) den Zugang zu jener disziplinenübergreifenden Vermittlung als eine, wie Klaus es nennt, *integrierende Abstraktion*, in der es "um *Struktur* und *Funktion*, nicht um Form und Inhalt." geht.^[672] Strukturen und Funktionen aber, die sich von der Trägerschaft ihres materialen Substrates emanzipieren, erschließen einen eigenartigen und eigenständigen Raum ihrer Beobachtung, wenn sie die angestammte disziplintechnische Topographie überborden, um in eins damit den multiplen und ehemals inkommensurablen Perspektivierungen den Schnittpunkt ihrer Vergleichbarkeit zu sichern. Anders gewendet und pointierter: Die *Analogie* rückt ins Zentrum des Diskurses, ja es ist keineswegs überzogen, das kybernetische Denken als das Denken *sub specie analogiae* zu befassen. Für Louis Couffignal zumindest, Direktor des *Institut Blaise Pascale* und einer der europäischen Gründerväter der Kybernetik, "ist der Schluß zwingend, daß nicht nur ein Transistor das elektrische Bild einer Synapse ist, sondern daß eine Synapse sogar ein elektrischer Apparat der gleichen Familie wie die Transistoren ist", und seine geradezu euphorische Aufnahme des Analogie-Denkens bestärkt ihn in der Zuversicht, daß "diese Analogien vor allem [...] Mittel sind, um die Wege ausfindig zu machen, auf denen weitere Forschung im Gebiet des mechanischen Kalküls und im Gebiet der Biologie fruchtbringend betrieben werden könnten."^[673]

Selbstverständlich bleibt eine solch undifferenzierte Adaption der Analogie nicht unwidersprochen, der dialektische Materialismus reklamiert, daß einer derart simplifizierten "wechselseitigen Übertragung von Begriffen mit Hilfe von Analogien philosophisch ein extremer Pragmatismus beziehungsweise idealistischer Empirismus zugrunde liegt",^[674] doch grundsätzlich soll auch von dieser Seite "in keiner Weise der Wert der Analogie und des Analogieschlusses für die wissenschaftliche Arbeit herabgesetzt werden."^[675] Auch wenn Klaus also dahingehend differenziert, daß gegenüber dem ZNS die "Analogie zwischen Maschinen beziehungsweise Schaltsystemen, die auf dem Alles-oder-Nichts-Prinzip beruhen, [...] nur eine partielle sein [kann]",^[676] wird die Analogie – unter der einschränkenden Bedingung, daß "die beiden Gebiete gleiche 'ontologische' Wertigkeit besitzen"^[677] – nicht nur gerechtfertigt, sondern als ein Zentralbegriff der Kybernetik kodifiziert.^[678] Kodifiziert,

⁶⁷¹ Ashby: *Einführung in die Kybernetik*. S. 15f. Vgl. auch a. a. O., S. 46, 96.

⁶⁷² Klaus: *Kybernetik in philosophischer Sicht*. S. 31.

⁶⁷³ Couffignal: *Denkmaschinen*. S. 93, 111 f.

⁶⁷⁴ Klaus: *Kybernetik in philosophischer Sicht*. S. 167. "Rein formal gesehen ist die Relation der Analogie reflexiv, symmetrisch und transitiv. Beschränkt man sich auf den formalen Gesichtspunkt, so mag es als gleichgültig erscheinen, ob man von einem der beiden analogen Gebiete ausgeht und die Begriffsbildungen, mit denen man dieses erste Gebiet beschreibt, auf das zweite überträgt oder ob man umgekehrt verfährt. Das ist der Standpunkt der behavioristisch orientierten Kybernetiker orthodoxer Prägung." A. a. O., S. 164.

⁶⁷⁵ A. a. O., S. 164.

⁶⁷⁶ A. a. O., S. 272.

⁶⁷⁷ A. a. O., S. 165.

⁶⁷⁸ Vgl. *Philosophisches Wörterbuch: Stw. Analogie*. S. 63

kategorisiert und differenziert werden damit *strukturelle* und *funktionale* Analogien,^[679] um sie als wirkmächtige Instrumentarien der Kybernetik zu unterstellen, denn

[d]er kybernetisch orientierte Erfahrungswissenschaftler und Ingenieur sieht ja eine seiner Hauptaufgaben darin, die zwischen Funktionen technischer, organischer und sozialer Systeme bestehende Analogie wechselseitig fair die Neuerschließung von Systembeschaffenheiten nutzbar zu machen.^[680]

So wird die Analogie selbst zu einem Medium der Erkenntnis, das wesentlich in Analogien lavierende Denken wird buchstäblich ein *Denken und Erkennen im kybernetischen Modell*,^[681] und wenn wir nun erneut die Frage nach dem genuine Gegenstand der Kybernetik stellen, dann beantwortet sie sich methodologisch dahingehend, daß die Kybernetik "es mit Objekten zu tun hat, die Produkte der Abstraktion sind."^[682] Objekte also von geliehenem Realitätsstatus spannen ein virtuelles Reich wissenschaftlicher Objektivation auf, weswegen Ashby die Kybernetik mit der Geometrie vergleichen kann, die sich in gleicher Weise von der bloßen Abbildung des natürlichen Raumes emanzipiert hat, um längst "präzise und konsequent einen Bereich von Formen und Räumen auszuloten, der bei weitem über alles hinausgeht, was irdischer Raum hervorbringen kann."^[683] Daher dann thematisiert die Kybernetik "das Feld aller möglichen Maschinen und ist erst in zweiter Linie an der Tatsache interessiert, daß einige dieser Maschinen noch gar nicht – sei es durch den Menschen sei es von der Natur – hergestellt wurden."^[684]

Der Kernbegriff

Allerdings ist auf diese Weise nicht der Phantastik Tür und Tor geöffnet, die Kybernetik verständigt sich schnell über den besonderen Modus ihrer Methodik und unterzieht sich einem strengen Methodenideal, das die Analogie nicht nur legitimiert, das weitergehend auch zu einer Konkretion des Analogie-Begriffs führt: Kybernetik gewinnt ihre Abstraktionen "durch Abstraktion im Sinne der modernen mathematischen Logik, d.h. sie werden gewonnen, indem über einem bestimmten Feld von Elementen eine Relation definiert wird, die reflektiv, symmetrisch und transitiv ist."^[685] Relationen solcher Art aber sind Abbildungen, und die beschworene Besonderheit der kybernetischen Abstraktion gewinnt über die

⁶⁷⁹ Vgl. Klaus: *Kybernetik in philosophischer Sicht*. S. 172; sowie Stw. *Analogie* im Wörterbuch der Kybernetik. S. 32-35.

⁶⁸⁰ Stachowiak: *Allgemeine Modelltheorie*. S. 172.

⁶⁸¹ So der Titel des grundlegenden Buches von Stachowiak, das auf der Basis der kybernetischen Modellbildung eine operationale Theorie der Erkenntnis entwickelt, die ihn in die Nähe zu Couffignal stellt, für den Kybernetik die Kunst ist, "die Wirksamkeit der Aktion zu gewährleisten." (Couffignal: *Kybernetische Grundbegriffe*. S. 33.) In dieser Hinsicht also begibt sich Couffignal auf marxistisches Terrain, wenn er die Kybernetik unter pragmatischem Gesichtspunkt einkreist: "Wissenschaft strukturiert die Grundinformationen nach rationellen Kriterien, die Kybernetik nach den Kriterien der Wirksamkeit." Couffignal: *Das logische Konzept der Kybernetik*. S. 43.

⁶⁸² Klaus: *Kybernetik in philosophischer Sicht*. S. 34.

⁶⁸³ Ashby: *Einführung in die Kybernetik*. S. 16. Da die Kybernetik also Zusammenhänge thematisiert, "die bis jetzt noch nirgends realisiert sind, weder in unserer Technik noch irgendwo in der Natur", vergleicht Klaus die Kybernetik mit der Mathematik und theoretischen Physik. Klaus: *Kybernetik in philosophischer Sicht*. S. 35.

⁶⁸⁴ A. a. O., S. 17.

⁶⁸⁵ Klaus: *Kybernetik und Gesellschaft*, S. 125. Dabei besteht das Wesen der Abstraktion "nicht im Weglassen von Merkmalen, sondern im Variabelmachen von Merkmalen, im Aufstellen von Invarianzen." Klaus: *Kybernetik in philosophischer Sicht*. S. 168.

relationale Abbildung nun ihre Bestimmung, wenn die in eins damit gewonnene Konkretion des Analogie-Begriffes den Zentral-Begriff der Kybernetik generiert – das Modell. Abstraktion und Modellierung koinzidieren mancherorts geradezu, denn "ein Original wird [...] in ein abstraktes Modell, in ein Denkmodell abgebildet, in dem nur das 'Wesentliche' benutzt wird",^[686] und was als dieses Wesentliche zu gelten hat, bringt Ashbys Unterscheidung zum Vorschein, mit der er die für die kybernetische Modellbildung maßgeblichen Analogierelationen klassifiziert: *Isomorphie* und *Homomorphie*,^[687] d.h. eine *umkehrbar-eindeutige* bzw. eine *nicht-umkehrbar-eindeutige* Beziehung zwischen Original und Modell erscheinen als die grundlegenden Abbildungsrelationen, mit deren Hilfe sich die Kybernetik als Meta- oder Integrationswissenschaft eigenen Zuschnitts etabliert. Abgebildet und beobachtet wird somit das, "was von der original- bzw. modellseitigen Attributklasse 'übrigbleibt', wenn vom Was-sein (von der 'Quidditas' oder 'Quidität' in neulateinisch-scholastischer Terminologie) der Original- bzw. Modellattribute abgesehen wird",^[688] womit sich hinter dieser spezifischen Form der Modellverwendung deutlich mehr verbirgt als "ein notwendiger methodischer Trick des menschlichen Denksystems, um mit Sachverhalten fertigzuwerden, die seine Kapazität eigentlich überschreiten."^[689] Denn obwohl die damit angesprochene *Verbesserung der Denkökonomie* (Steinbuch) von zentralem pragmatischem Interesse sein mag, bleibt die *erkenntnisökonomische* Funktion des Modells innerhalb der Kybernetik auf diese Weise vollkommen unbeachtet. Es ist aber in erster Linie diese Ökonomie der Wissens- und Erkenntnisakquirierung und -modulation, die wir als die eigentümliche Form kybernetischen Denkens identifizieren, und die wir wiedererkennen als die prägende Struktur in der Güntherschen Theoriebildung.

Nicht zuletzt aus diesem Grund lohnt also ein Blick auf die Spezifik der Modellbildung, auf die Stellung des Modells in der Kybernetik, dessen Konstitution sich der besonderen Form der Abstraktion verdankt, und dessen methodologische Funktion und systematische Reichweite für den an der Grenzüberschreitung von Ontologie und Logik laborierenden Günther von ausschlaggebendem Interesse ist.

"Übrig bleiben nach solcher Abstraktion also Zahlen und Zahlenverhältnisse, Zeichenkontexte, Strukturen, eben *formale Gegebenheiten*",^[690] deren Formalität wie oben erwähnt allerdings nicht form-inhalt-dichotom verstanden werden darf. Jenseits von Form und Inhalt markieren die so befaßten Strukturen vielmehr das formalisierbare Gegenstandsfeld der Kybernetik, und "[e]ine Methode, die Kybernetik näher zu betrachten, wäre sicherlich die, sie als Ausdruck einer progressiven Mathematisierung in unserer Welt anzusehen."^[691] Eine Mathematisierung – Zemanek spricht von einem "Export der technischen Strukturen"^[692] – die ihren weithin markantesten Ausdruck wohl an jener Stelle findet, an der die Informationstheorie sich als (eine) essentielle Wurzel der Kybernetik ausformuliert. Hier nämlich vollzieht sich zu allererst der wesenhafte Übergang von der Qualität zur Quantität, wenn die an der Optimierung von Datenübertragung interessierten Nachrichtentechniker Claude Shannon und Warren Weaver den Informationsbegriff radikal aus den gewöhnlich daran

⁶⁸⁶ Steinbuch: *Realität und Modell*. S. 143.

⁶⁸⁷ Vgl. Ashby: *Einführung in die Kybernetik*. S. 143-64.

⁶⁸⁸ Stachowiak: *Allgemeine Modelltheorie*. 5. 141. Hervhbg. orig.

⁶⁸⁹ Steinbuch: *Technische Modelle biologischer Vorgänge*. S. 74.

⁶⁹⁰ Stachowiak: *Allgemeine Modelltheorie*. S. 141.

⁶⁹¹ Zemanek: *Philosophische Konsequenzen und zukünftige Möglichkeiten der Kybernetik*. S. 176.

⁶⁹² A. a. O., 5.177.

geknüpften Konnotationen *Sinn* und *Bedeutung* herauslösen: "these semantic aspects of communication are irrelevant to the engineering problem"[⁶⁹³] erklären die an der Steigerung der Kanalkapazität und an der Reinheit/Sicherheit der Übertragung arbeitenden Nachrichteningenieure, um damit Information als eine Größe zu betrachten, die quantifizierbar und berechenbar, nicht aber interpretierbar sein soll."[⁶⁹⁴]

Wie auch immer das Verhältnis von Nachrichtentechnik und Kybernetik bewertet wird,[⁶⁹⁵] unbestritten ist das quantifizierende Erbe, das die Kybernetik den Nachrichtentechnikern verdankt, um es als das entscheidende Methodenideal zum allverbindenden Modul zwischen die Einzelwissenschaften zu schalten. Vorrangig unter dem Qualität-Quantität-Wechsel nämlich offenbart sich der integrative Habitus der Kybernetik, insofern nun "die Kybernetik bei vielen Problemen der Anwendung mathematischer Methoden auf einzelwissenschaftliche Gegenstände berufen ist, als vermittelndes Glied zwischen der Mathematik und den betreffenden Einzelwissenschaften zu wirken."[⁶⁹⁶] Hier siedelt das *transdisziplinäre* Element der Kybernetik, wenn sie die über Abstraktion aufgestellten Invarianzen (Klaus) in ein formalisierbares Modell überführt, das als *Strukturmodell*[⁶⁹⁷] seine einzelwissenschaftliche Wurzeln kappt, um so nicht nur ein disziplinäres, vielmehr auch ein onto-logisches/epistemologisches Intermedium zu eröffnen. Denn Strukturen, also Produkte der Abstraktion, las-

⁶⁹³ Shannon, Weaver: *The Mathematical Theory of Communication*. S. 3.

⁶⁹⁴ Information wird als a-semantische allein diskriminiert, wird also "mit negativen Mitteln quantifiziert. Ein Ereignis oder ein Objekt, wie der Buchstabe K an einer gegebenen Stelle im Text einer Mitteilung *könnte* jeder andere aus der begrenzten Menge von sechsundzwanzig Buchstaben im englischen Alphabet gewesen sein. Der tatsächliche Buchstabe schließt fünfundzwanzig Alternativen aus [...] Verglichen mit einem englischen Buchstaben hätte ein chinesisches Schriftzeichen mehrere Tausend Alternativen ausgeschlossen. Wir sagen daher, daß ein chinesisches Schriftzeichen mehr Information enthält als der Buchstabe." (Bateson: *Kybernetische Erklärung*. S. 519. Hervhbg. orig.) Allerdings gibt es auch Ansätze, auf informationstheoretischer, also quantitativer Basis, den geopfertem semantischen Aspekt wieder einzubinden. Bar Hillel/Carnap substituieren zu diesem Zweck das gesendete Zeichen durch die gesendete Proposition. (Vgl. Bar Hillel, Carnap: *An Outline of a Theory of Semantic Information*.) Einen anderen, weithin unbeachteten Weg schlägt Wolfgang Huber ein, wenn er semantische Information an den Zuwachs bzw. die Abnahme des statischen Wissens/der Größe eines Computerprogrammes als Maßeinheit des Verstehens für ein semantisches Netz koppelt. "Man könnte jetzt einmal den qualitativen Informationsbegriff mit dem Ausmaß der Veränderung identifizieren, die eine Nachricht in unserem Programm auslöst. Wir hätten dann wieder eine quantitative Größe, die wir in Bit pro Nachricht angeben können." (Huber: *Vom quantitativen zum qualitativen Begriff der Information*. S. 13.) Über den kybernetischen Informationsbegriff vgl. die ausführliche Darstellung in der vielleicht gelungensten Einführung in die Kybernetik bei Flechtner: *Grundbegriffe der Kybernetik*. S. 52-122.

⁶⁹⁵ Wiener erklärt das Gebiet der Informationskontrolle in artifiziellen und natürlichen System *in toto* zur Kybernetik, was Bar Hillel im Hinblick auf die Informationstheorie bereits als "eine sehr bedauerliche Entwicklung" bezeichnet, "weil durch diese Terminologie die Theorie des Informationsgehaltes mit der Theorie der Informationsübermittlung in einen Topf geworfen wurde." (Bar Hillel: *Wesen und Bedeutung der Informationstheorie*. S. 220 Und für die Kybernetik insistiert Klaus darauf, Kybernetik differenzierter zu betrachten als "die Wissenschaft von den möglichen Verhaltensweisen möglicher Strukturen, und zwar nicht irgendwelcher Strukturen, sondern dynamischer Strukturen". "Erst die besondere Art und Weise des Zusammenwirkens von Regeltheorie, Informationstheorie, Systemtheorie und Spieltheorie führte zur Herausbildung der Kybernetik." Klaus: *Kybernetik in philosophischer Sicht*. S. 35, 22.

⁶⁹⁶ Klaus: *Kybernetik und Gesellschaft*. S. 176. Ausdrücklich allerdings hält Klaus an der Differenz von Kybernetik und Mathematik fest. Vgl. a. a. O., S. 21f ders.: *Kybernetik in philosophischer Sicht*. S. 28.

⁶⁹⁷ Die allgemeine Modelltheorie hebt damit an, "zwei fundamentale Angleichungsarten zu unterscheiden, die sich ähnlich zueinander verhalten wie die Form eines Gefäßes zu seinen wechselnden Inhalten. Es sind dies die *formale* (form- und gefügemäßige) oder *strukturelle Angleichung* einerseits sowie die *inhaltliche* (inhalts- und bedeutungsmäßige) oder *materiale Angleichung* andererseits." Stachowiak: *Allgemeine Modelltheorie*. S. 140f. Hervhbg. orig.

sen sich kaum im positiven Sein lozieren, obgleich sie als Invarianten der Abstraktion die Realität des Objekts widerspiegeln, und das Modell als interfakultative Schnittstelle bezieht damit einen Ort, zu dem nicht nur Positivismus und Idealismus keinen adäquaten Zugang besitzen, der sich als systematischer Ort auch der Einteilung in Natur- und Geisteswissenschaften zu entziehen scheint. Die Mathematisierung der Kybernetik, also jene Abstraktion, die im Unterschied etwa zur Physik nicht in eine Deskription der 'Quidditas' bzw. 'Quidität' mündet, gründet auch hier ein Zwischenreich, wenn das (in Natur, Technik, Gesellschaft) Beobachtete gerade nicht in seinem substantiellen Funktionieren berechnet, quantifiziert und induktiv verallgemeinert wird, sondern als berechenbares, reproduzierbares Verhalten (Ashby) eine Quantifikation erfährt, die immer schon über die naturwissenschaftlich-qualitative Beschreibung hinaus ist: Die mathematische Modellierung der Kybernetik läßt sich so als eine Quantifizierung verstehen nicht des objektiven Seins, sondern des gedachten, weil abstrahierten Seins, das aber selbst wiederum nicht in einem Reich idealistischer Autarkie siedelt, sondern seinen Rechtsgrund in einer immateriellen, a-substantiellen und dennoch ganz dem Sein aufsitzenden Basis findet – in der Struktur.

Die modellbildende Formalisierung solcher Struktur aber bedeutet dann die Formalisierung eines bereits über Abstraktion generierten "Objektes", ist also eine Formalisierung, die nicht selbst einen Abstraktionsprozeß (Form-Inhalt) vollzieht, die vielmehr auf Strukturen als je schon höchste Formen der Abstraktion und Entmaterialisierung (Carnap) angesetzt wird, womit wir ein weiteres wesentliches Motiv in den Blick bekommen, das die starke Attraktivität des kybernetischen Denkens für Günther erkennbar werden läßt. Denn erinnern wir die Suche Günthers als die Suche nach der neuen Form, dann kann sich für ihn der kybernetische Ansatz der Formalisierung/Modellierung unschwer mit dem eigenen ursprünglichsten Interesse parallelisieren, nicht eine weitere Form-für-Inhalt, sondern eine Form-für-Form zu finden, die als nicht-abstraktive Form den Form-Inhalt-Dualismus hinter sich läßt. Eben dieses Schema der Formierung scheint dem Modell-Gedanken der Kybernetik zugrunde zu liegen, wenn das von einem Beobachter/Operator/Modellierer verfertigte Modell den logisch-methodologisch Status eines subjektiven Objekts gewinnt, das seine wesentliche Charakteristik gerade nicht aus der (zwar notwendigen, nicht aber hinreichenden) Abstraktionsbewegung von einem materialen Sosein/Inhalt/Substanz bezieht, sondern tiefergehend aus der Bewegung, die diese Abstraktion des Seins in anderer Form wiederholt: Läßt sich Formalisierung als die abstrakte Beschreibung des Seins verstehen, fällt sie also in der Terminologie der *Grundzüge* unter die Thematik der Äußerlichkeit, so erweist sich die Modellierung nicht als schlichte Verlängerung dieser Formalisierung, nicht als eine weitere Abstraktion dieser ersten Abstraktion, sondern ist vielmehr *Reduktion auf Struktur* wie zugleich *Generalisierung durch Struktur*. Das *paper-and-pencil-model* des Kybernetikers, das nach den Regeln der allgemeinen Verknüpfungstheorie konstruiert wird, ermöglicht seine Interpretation in verschiedenen semantischen Realisationen – Logik, Schaltalgebra, hardware – und verbindet als eine virtuelle Realität das Höchstmaß reiner Potentialität mit dem Maximum an struktureller Identität gegenüber seinem Original. Was hier begegnet, läßt sich somit durchaus als eine andere Form der Perspektivierung und Thematisierung des ursprünglichen, identischen, formalisierten Objekts der Beobachtung erkennen, im Vollzug ist ein anderer Modus seiner Beschreibung, mithin ein thematischer Wechsel (des Objekts) der Beschreibung.

Ein Wechsel aber, der nicht nur konstitutiv durchzogen ist von dem strukturbildenden, strukturerkennenden, struktursetzenden Interesse des Modellierens an dem formalisierten, abstrahierten Objekt, der darüber hinaus auch das Modell in jenes Intermedium von Subjektivität und Objektivität führt, in dem in sinnthematischer Reflexion die "Objekte" der The-

matik der Innerlichkeit siedeln. Dabei ist es die simultane Gegenläufigkeit von struktureller Reduktion und Generalisierung, die das rein abstraktive, unilineare ("seinsthematische") Abbildungsverhältnis der abstrahierenden Formalisierung nun dahingehend transformiert, daß Modelle "sich stets auch als Originale neuer Modelle auffassen lassen und daß ein Modell als Modell seiner selbst aufgefaßt werden kann."^{698]}

Der hier vollzogene Übergang analogisiert sich mit jenem Eintritt in die Thematik der Innerlichkeit, unter dem Günther gerade den topologischen Sprung der Form der Reflexion eines zugrundeliegenden identischen Objekts befaßt. Das Ding als Gedachtes und das Denken des Dinges unterscheidet dort die logischen Orte der Reflexion als die Domänen der Äußerlichkeit bzw. Innerlichkeit und leitet jene für die abbildtheoretisch konzipierte Logik nicht manipulierbare Überdetermination des formalisierten Objekts ein, die nun ihre Entsprechung erfährt, wenn in der Modelltheorie Urbild und Abbild aus ihrer starren Fixierung treten. Auch hier entscheidet der Ort der Thematisierung über die jeweilige Funktion des Bildes, denn das Modell ist sich selbst sein Grund, gerade so wie das reflektierende Denken sich in der Verdopplung der Reflexion als Objekt seiner selbst begegnet. Gleichermaßen also erwächst im Modell wie in der subjektiven Thematisierung des Reflexionsobjektes ein (epistemo)logisch-ontologischer Zwitter, und ebenso wie – in der frühen Fassung der *Grundzüge* – die Thematik der Innerlichkeit über die der Äußerlichkeit übergreift, umschließt auch das Modell als Strukturform der Abstraktion die Formalisierung der form-inhalt-dichotomen Abstraktion. Tritt somit neben die Formalisierung eines Inhalts (Abstraktion) jetzt die Modellierung als eine andere, nämlich strukturelle Form der Thematisierung dieser Formalisierung, dann kann für Günther die Kybernetik hier ihre brennende Aktualität gewinnen, wenn die Reihe *Objekt-Formalisierung-Modell* als Widerspiegelung seiner eigenen reflexionslogischen Triade erscheint: Genährt wird die Hoffnung, daß in Ansehung der von der kybernetischen Modelltheorie vollzogenen logisch-ontologischen Grenzverschiebung möglicherweise auch die Topologie der Reflexionsformen ihren Eingang in eine quantitative Form der Beschreibung, d.h. in einen intersubjektiven, verifikablen und kommunikablen Raum finden könnte.

Denn darum geht es, und gleichgültig, ob die hier angestellten Überlegungen in irgendeiner Weise dem Denken Günthers oktroyiert sind oder am Beginn der 40er Jahre tatsächlich einem klaren Wissen, vielleicht dunklen Gespür entsprechen, in jedem Fall entbirgt sich Günthers Denken als ein kybernetisches Denken: Ein Denken im Modell, ein modellieren-des Denken, das ganz dem kybernetischen Abstraktionsbegriff entspricht, der Strukturen, Isomorphien, Abbildungen nachzeichnet, um sie einer Mathematisierung zu unterwerfen, und der in der formalen Transposition in den Kalkül neue Struktureigenschaften des urbildhaften Seins am abbildhaften Modell erkennt. Hier wie dort soll *clare et distincte* bestimmt werden, was in der narrativen Deskription ambig und uneindeutig bleibt, auch in kybernetischer Modellbildung geht es um eine "exakt-eindeutige, rational kommunikable Explikationshilfe", die eben "nur durch exakt nachvollziehbare exegierende Analyse erschließbar, d.h. mittels Mathematik und mathematischer Logik" wissenschaftlich anschlußfähig ist.^{699]} Es ist das *pünktliche Denken*, wie Heinrich Scholz dieses Methodenideal nennt, und es ist die methodologische, erkenntnisökonomische Funktion des Modells, die Günther so tiefgründend mit der Kybernetik verbindet. Denn wenn wir vorgreifend seinen Schritt von der Logik zur Morphogrammatik betrachten, dann erkennen wir darin nichts anderes als die Internalisierung dieses Denkens und Erkennens im Modell: Wird dort nämlich die Logik

⁶⁹⁸ Stachowiak: *Allgemeine Modelltheorie*. S. 143.

⁶⁹⁹ A. a. O., S. 66.

rein strukturell beobachtet, um diese Struktur als bloß partielle Realisierung des strukturell Möglichen zu erkennen, dann entspricht die von Günther zunächst ganz mechanisch vollzogene Komplettierung bestehender Strukturmuster auf ihr kombinatorisches Maximum eben dem kybernetischen Habitus der *Neuerschließung von Systembeschaffenheiten im Modell* (Stachowiak) sowie dessen applikativer Rückübertragung auf die Praxis.

Palimpseste

Dabei bezieht das Modell die ungeheure Kraft seiner Operabilität aus der Simultaneität von Reduktion und Generalisierung, die das eine und identische Datum als solches auf seine wesentlichen Struktureigenschaften zurückführt, um es als das ganz andere seiner selbst zur verallgemeinerungsfähigen Basis der Interpretation und Beobachtung zu machen. Möglich wird dieses Spiel von Selbigkeit und Andersheit dabei dadurch,

1. daß eine zwischen bestimmten Original-Individuen bestehende Relation stets übergeführt wird in eine Relation zwischen genau denjenigen Modell-Individuen, die vermöge derselben Abbildungsvorschrift den vorgenannten Original-Individuen zugeordnet sind,
2. daß diese Bedingung erfüllt bleibt, wenn Original und Modell und damit Abbildungsbereich und Abbildungsnachbereich miteinander vertauscht werden.^[700]

Möglich also wird die *identitätswahrende Veränderung* durch "die *Isomorphie* zwischen Original und Modell als eine[m] von zwei Grenzfällen der strukturellen Angleichung: als *maximale strukturelle Angleichung des Modells an sein Original*."^[701] Ist somit die Isomorphie die grundlegend ermöglichende Abbildungsrelation, unter der das Modell seinen erkenntnistheoretischen und pragmatischen Wert voll entfaltet, so gilt es allerdings auch an dieser Stelle, die offenbare Eindeutigkeit dieser Zuschreibung von Ursache und Wirkung weitergehend in ihr Konstitutionsgefüge zu dekomponieren: Ebenso wie die Leistungsfähigkeit des "Alles-oder-Nichts"-Prinzips als interdisziplinäres Kopplungselement sich der vorgängigen Disposition eines Denkens unter der Analogie verdankt, muß auch hier der Begründungszusammenhang zwischen Isomorphie und funktionaler Reichweite des Modells eine dispositionelle "Tieferlegung" erfahren. Eine Tieferlegung, die sich als Entdeckung und Aufdeckung einer elementaren Figuration erweist, von der aus das Entstehen, die Genese und der Anspruch der neuen und neuartigen Disziplin *Kybernetik* sich neu bedeutet und situiert als die Wiederbelebung eines sehr alten Formativs. Den Anspruch kennen wir bereits, er liegt in der Hoffnung,

daß uns die Kybernetik ein Mittel in die Hand gibt, in der zunehmenden Diversifikation der Welt doch wieder zu einer gewissen Einheit zu kommen, vielleicht sogar zur einheitlichen Sprache, wie seinerzeit der 'Wiener Kreis' davon geträumt hat, daß man alle Wissenschaften wieder unter einen Hut bekommt und eine Sprache schafft, die für alle geeignet ist.^[702]

Die Einheit der Wissenschaften auf dem Weg einer einheitlichen Sprache zu generieren, die Wissenschaftlichkeit der Wissenschaft nach Kantischem Vorbild daran zu orientieren, was

⁷⁰⁰ A. a. O., S. 142.

⁷⁰¹ A. a. O., S. 143. Hervhbg. orig. Der andere Grenzfall, "liegt vor, wenn keinem der originalseitigen Attribute [...] ein modellseitiges Attribut [...] zugeordnet ist. Allerdings ist nicht leicht einzusehen, inwiefern dann noch von einer Original-Modell-Beziehung gesprochen werden kann; in der Tat handelt es sich hier um einen ziemlich 'akademischen' Grenzbegriff." Ebd. Hervhbg. orig.

⁷⁰² Zemanek: *Philosophische Konsequenzen und zukünftige Möglichkeiten der Kybernetik*. S. 177.

als Mathematik ihren innersten Kern bemißt,^[703] die "Einheitlichkeit ihrer Begriffe" zu sichern, insofern "diese Begriffe sich in jedem Bereich der Wissenschaft entsprechen"^[704] – wir sind nicht weit entfernt von jener Sehnsucht, daß

all das, worin Ordnung oder Maß untersucht wird, zur Mathematik gehört, und es nicht darauf ankommt, ob ein solches Maß in Zahlen, Figuren, Sternen, Tönen oder einem anderen beliebigen Gegenstand zu suchen ist, und daß es demnach eine allgemeine Wissenschaft geben müsse, die all das entwickelt, was bezüglich Ordnung und Maß, noch ohne einem besondern Gegenstand zugesprochen zu sein, zum Problem gemacht werden kann, und daß sie mit einem gar nicht weit hergeholten, sondern schon gewohnten und in Gebrauch befindlichen Namen als *Mathesis Universalis* bezeichnet wird, weil in ihr alles enthalten ist, um dessentwillen andere Wissenschaften auch Zweige der Mathematik genannt werden.^[705]

Alt-neu erscheint der Anspruch der Kybernetik, und gleichgültig ob die universalwissenschaftliche Attitüde von ihren Protagonisten geteilt wird oder nicht (s. o.), in jedem Fall plazierte der Ansatz einer materie-indifferenten Quantifizierung sie an eben jenen Nullpunkt im Koordinatennetz des Wissens, von dem aus *Ordnung und Maß* in Absehung *eines besondern Gegenstandes zum Problem gemacht werden kann*. Daß die kybernetischen Mathematiker dabei nicht mehr an der statischen Taxonomie als Dechiffrierung eines geordneten Weltganzen interessiert sind, sondern ihre Mathematisierung dem Verhalten von Systemen zum Zweck der Regelung und Steuerung überziehen, unterscheidet sie dann deutlich: Nicht Ordnungsräume im Sinne des klassischen mathesis-Projektes sollen entworfen werden, sondern Handlungsräume werden bezogen, doch "[d]er Kalkül ist [...] derselbe, wenn auch die Deutung, das heißt der Ausschnitt der Wirklichkeit auf, auf den er hier nun bezogen wird, ganz anderer Art ist."^[706] So zumindest stellt Yehoshua Bar Hillel die Verbindung her und erinnert daran, "daß die semantische Informationstheorie die Ahnenschaft der Metaphysiker Spinoza und Leibniz nicht immer realisiert hat, und wenn, dann mehr unwillig, fast verschämt."^[707]

Ausblendungen dieser Art aber sind nicht zufällig, denn die Kybernetik rekonstruiert ihre eigene Geschichte vordringlich unter dem pragmatischen Aspekt der Handlung; die Kunst des Steuerns und Regels zeigt den *kybernêtes* (griech. *Steuermann, Lotse*)^[708] je schon

⁷⁰³ Ich behaupte aber, daß in jeder besonderen Naturlehre nur so viel eigentliche Wissenschaft angetroffen werden könne, als darin Mathematik anzutreffen ist." Kant: *Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft*. A IX (Vorrede). Wir verzichten auf einzelne Nachweise, da dieses Zitat in Kybernetikerkreisen den gleichen Bonmot-Charakter einnimmt, wie dies innerhalb der Logik für das Kant-Wort vom Entwicklungsstillstand der aristotelischen Logik gilt.

⁷⁰⁴ Ashby: *Einführung in die Kybernetik*. S. 20.

⁷⁰⁵ Descartes: *Regeln*. S. 88.

⁷⁰⁶ Bar Hillel: *Wesen und Bedeutung der Informationstheorie*. S. 18.

⁷⁰⁷ Ebd. Bar Hillel nennt Spinoza als einen Ahnherrn der Informationstheorie, da die Bestimmung des Informationsgehaltes als die Erwartungswahrscheinlichkeit eines Auftretens stets negational, nämlich als Ausschluß von Alternativen nach dem Motto *omnis determinatio est negatio* verfährt.

⁷⁰⁸ Eberhard Lang führt die Etymologie des Terminus *Kybernetik* bis an seine neolithisch-vorgriechischen Ursprünge zurück. Obwohl er damit den dankenswerten Beitrag leistet, den Begriff hinter das zumeist genannte Jahr 1843 zurückzuverfolgen, in dem der Physiker André Marie Ampère (*Essai sur la philosophie de sciences*.) den Begriff *cybernétique* als Lehre möglicher politischer Handlungsweisen prägt, verwickelt sich Lang in eine geradezu absurde Diskussion mit Helmar Frank, ob Kybernetik und *kybernêtes* in dem Berufsbild des Lotsen inhaltlich und funktional tatsächlich adäquat eingefangen werden. Vgl. Lang: *Zur Geschichte des Wortes Kybernetik*. S. 37-43.

interessiert an Umsetzungen und Realisierungen.^[709] Und wenn Wiener als Kronzeugen für die neue Disziplin Leibniz wählt,^[710] dann tut er dies folgerichtig unter Hervorhebung des Leibnizschen Projekts als der Arbeit an einer universellen Symbolik und dem Kalkül der Vernunft im Sinne der Grundlegung der Mechanisierung von Denkenprozessen. Deutlich schlägt sich hier der Pragmatismus angelsächsischer Prägung nieder, das Schlagwort der *effectiveness*^[711] überdeckt den subtilen und untergründigen Wiedereintritt in jenes alte Formativ, das der Kybernetik erneut die Mathematisierung der Sprache, der Ökonomie, des Lebens, kurz: der Welt anträgt, und das rund 300 Jahre zuvor bereits zum signifikanten Merkmal eines Zeitalters werden konnte. Denn – wir erinnern an die Einlassungen im 1. Kap. – auf eigentümliche Weise wiederholt und transformiert sich in den Jahren des Zweiten Weltkrieges jene Geschlossenheit des selbstreferentiellen Repräsentationsgefüges, wie sie der klassische Diskurs in der *strikt binären Organisation* des Zeichens als das transitive Verweisungsschema etabliert, unter dem sich die *Reduplikation der Repräsentation* formiert, um jenes unvermittelte Zusammenbestehen von Bezeichnendem und Bezeichnetem zu begründen, in dem "die Repräsentation immer senkrecht zu sich selbst steht."^[712] Zwar ist es nicht mehr schlicht das Zeichen, das als lotrechtes Quidproquo den repräsentationalen Rückkoppelungsprozeß zwischen Repräsentans und Repräsentatum etabliert, doch können wir in jenem Zeichenbeispiel der Logik von Port Royal (die Landkarte) bereits das Modell erkennen, das als isomorphes Abbild urbildhaften Charakter besitzt: Das Modell der Kybernetik tritt in seiner Repräsentationsstruktur die Nachfolge des Zeichens des klassischen Diskurses an, denn klassisches Zeichen und kybernetisches Modell "haben [...] keine anderen Gesetze als die, die ihren Inhalt beherrschen können."^[713]

Über den Gleichklang dieser Gesetze wacht die Isomorphie, sie installiert den *feed back* zwischen Urbild und Abbild nach klassischem Vorbild und instantiiert zugleich damit eine wesentliche Differenz, mit der der kybernetische Modellbegriff ganz überraschend wieder in

⁷⁰⁹ Wir erinnern an Couffignal (*Kybernetik gewährleistet die Wirksamkeit der Aktion*) und Frank (*Kybernetik entspricht der Haltung des homo faber*) und erkennen darin die Differenz der Kybernetik zu der sich zeitgleich ausformenden Systemtheorie, deren ganzheitsorientierter Ansatz sie wesentlich deskriptiver, näher am *homo contemplativus* hält. Vgl. v. Bertalanffy: *Der Organismus als physikalisches System betrachtet*, (1940); *Zu einer allgemeinen Systemlehre*, (1949); *An Outline of General Systems Theory*, (1950). Diese Ausformung darf dabei nicht im Sinn einer allmählichen Spaltung der "Ur-Theorie" verstanden werden, sondern als das von allem Anfang an polymorphe Erwachen des Systemparadigmas. Vgl. Paslack, Knost: *Zur Geschichte der Selbstorganisationsforschung*. S. 11-32.

⁷¹⁰ Vgl. Wiener: *Kybernetik*. S. 40.

⁷¹¹ Für Frank H. George insistiert die Kybernetik vorrangig "on a special condition that distinguishes it from ordinary scientific theorizing: it demands a certain standard of effectiveness", wobei *effectiveness* "shall mean the construction of a theory that can be translated into a blueprint form, from which an actual hardware model could, if necessary, be constructed." George: *The Brain as a Computer*. S. 2, 4.

⁷¹² Foucault: *Die Ordnung der Dinge*. S. 99.

⁷¹³ A. a. O., S. 101. Theoretisiert wird das Phänomen dieser umkehrbaren Eindeutigkeit dann von dem polnischen Kybernetiker Henryk Greniewski als das *Dualitätsprinzip der Kybernetik*, mit dem auch die Kybernetik sich in die Reihe der dual organisierten (mathematischen, logischen) Theorien einordnet (Aussagenlogik, Mengenlehre). Dualität gilt dabei als ein metatheoretisches Prinzip, das bei zweifacher Anwendung (der Dualisierung) wieder zu seinem identischen Ausgangsdatum zurückführt. Konjunktion und Disjunktion als *eine mögliche Interpretation* des Dualitätssatzes verhalten sich dual zueinander, da die gleichzeitige und vollständige Vertauschung (Dualisierung) (von: $p \wedge (q \vee r)$ zu: $p \vee (q \wedge r)$) bei zweifacher Dualisierung wieder zum Ausgang führt (von: $p \vee (q \wedge r)$ zu: $p \wedge (q \vee r)$). Für die Kybernetik interessant ist die Dualisierung, insofern alle untersuchten System-Eigenschaften für das dualisierte System gelten, ohne in diesem noch einmal untersucht werden zu müssen. Vgl. Greniewski: *Cybernetics without Mathematics* S. 9f ???.

die Nähe des Zeichens präklassischer Provinienz rückt. Deswegen sprachen wir von Wiederholung und Transformation, denn wenn wir das kybernetische Denken als ein Denken *sub specie analogiae* befassen, zugleich aber von Foucault wissen, daß die Analogie als Verweisungs- und Vermittlungsfunktion zwischen Zeichen und Bezeichnetem gerade die ternäre, also *vorklassische* Zeichenrelation regiert, dann beobachten wir die Kybernetik bei einer eigenartigen Wendung, mit der sie einerseits die Wechselseitigkeit von Original und Modell betont, um gleichzeitig damit die Analogie als grundlegende Relation zwischen Urbild und Abbild zu schalten. Der Gestus dieser doppelten Aneignung zweier disparater Zeichenkonzeptionen läßt sich somit als die Hineinnahme der Analogie in die binäre Organisation der Modellrelation beschreiben, ja die ehemals dem Repräsentationsgefüge äußerliche Analogie wird als Isomorphie nun zum eigentlichen Spender und Garanten dafür, daß zwischen Urbild und Abbild die lotrechte Beziehung ihrer Repräsentation besteht.

Daß dies im Unterschied zum Repräsentationsbegriff der Klassik gelingen kann, wird erklärlich, wenn nicht mehr Inhalte, Substanzen, Ideen repräsentiert werden, wenn das Modell der Kybernetik vielmehr das Form-Inhalt-Gefüge selbst, das heißt die Struktur des Urbildes repräsentiert. Denn anders als Inhalte sind Strukturen je schon Reduktionen/Generalisierungen, sind also als solche bereits Realisierungen von Analogien, und so springt "auf dem Rücken der Struktur" die Analogie in das bipolare Schema der Repräsentation. Ein Sprung, der die Repräsentation selbst verdichtet, sind Urbild und Abbild nun nicht länger durchzogen von der Differenz zwischen Zeichen und Bezeichnetem, denn mit Urbild und Abbild erwachsen allein zwei verschiedene Realisationen/Materialisationen der gleichen, identischen Struktur. Daher dann können Abbilder nicht nur zu neuen Urbildern werden, sondern mehr noch zu Urbildern ihrer selbst, weil die zu bebildende Struktur, d.h. das Analogon zwischen Original und Modell, keinem der beiden äußerlich ist, sondern umgekehrt ihren innersten Wesenskern markiert. Nicht ihrem Inhalt oder ihrer Form gemäß, sondern hinsichtlich ihrer Struktur vertreten ZNS und Computer sich wechselseitig, um gemeinsam im logischen Automaten zu erscheinen; hier begegnet weniger ein *tertium comparationis* (informationsverarbeitende Systeme) als vielmehr ein essentielles *unum* ("Alles-oder-nichts"-Prinzip), das als Struktur gerade identisch ist. So erscheinen Isomorphie und Homomorphie als Gradmesser dafür, wieweit die Analogie realisiert ist, in welchem Maß die Differenz von Bezeichnendem und Bezeichnetem, von Abbild und Urbild sich nivelliert; in der Isomorphie reanimiert sich über den symmetrisch-bipolaren Modellbegriff der Zeichenbegriff des klassischen Diskurses, um sich über die Hineinnahme der Analogie als die letztendliche Durchstreichung der extern verweisenden Repräsentation zu verdichten: Kein Eines steht mehr für ein Anderes, wenn das, was gezeigt werden soll, sich je schon im Zeigenden realisiert, das zugleich als Repräsentans wie als Repräsentatum fungieren kann. Die Struktur west in beiden gleichermaßen, ließe sich mit Heidegger sagen, das Zeichen/Modell bezeichnet nicht mehr ein zu Bezeichnendes/Original, sondern verwirklicht in gleichem Maße, isomorph, das zu Zeigende: die Struktur.⁷¹⁴

⁷¹⁴ Zu einem den wenigen, die diese Struktur des Modells erkennen, gehört Felix v. Cube, der den abbildtheoretischen Modellbegriff (im *Lexikon der Kybernetik* von Klaus) dahingehend kritisiert, daß im Modell nicht der abzubildende Gegenstand selbst abgebildet werde, "sondern nur das Beziehungsnetz zwischen den Elementen dieses Gegenstandes, d.h. also die Struktur. Es ist daher m. E. besser, von exakt darstellbaren Strukturen auszugehen und als Modelle inhaltliche Realisierungen solcher Strukturen zu definieren. Ein Modell in diesem Sinne ist damit nicht ein Abbild eines Forschungsgegenstandes, sondern eine in einem gegebenen oder konstruierten Wirklichkeitsbereich realisierte Struktur, wobei diese aus demselben oder auch einem anderen Wirklichkeitsbereich durch Abstraktion gewonnen wurde." v. Cube: *Was ist Kybernetik?* S. 158.

Vorzeichen der Vor-Zeichen

Von hier aus gesehen aber kann der universalwissenschaftliche Anspruch der Kybernetik eine wesentlich tiefere Grundierung beziehen, als über die in den eigenen Reihen vertretene methodisch-systematische Argumentation je in Ansatz kommt. Spricht sich dort die Hoffnung auf eine neue Universalwissenschaft vordringlich im Zuge einer universellen Sprache, der Kalkülisierung und der Mechanisierung des Kalküls (der Vernunft) im (logischen) Automaten aus, so dringt die damit rein extensional vollzogene Erinnerung an das alte *mathesis*-Projekt nur bis an eine thematische Wiederholung, bestenfalls die (pragmatisch orientierte) Ergänzung des überkommen Ansatzes.^[715] Wird aber die neue Chance einer *mathesis* von den Adaptionen und Transformationen im Dispositiv der Zeichen- und Repräsentationsvorstellung her in den Blick genommen, dann ergeben sich gleichsam intensionale Perspektivverschiebungen in dem, was eine *mathesis* im Diskurs der Moderne sein und

715 Beobachtet Kybernetik sich also sehr verkürzt unter dem Kriterium der Machbarkeit, dann reduziert sie die eigene Erinnerung auf die Erzählungen von Descartes und La Mettrie von Mensch und Maschine. So erscheint Kybernetik zwar auch als "eine Wiederbelebung von sehr alten Belangen, speziell aus dem 17. und 18. Jahrhundert, allerdings mit völlig neuer Blickrichtung und Bedeutung. Wir können über Maschinen mit menschenähnlichem Verhalten nicht nur sprechen, sondern wir können sie heute auch herstellen. Es geht jetzt nicht so sehr um philosophische Belange, sondern um praktische." (Cherry: *Kybernetik*. S. 11.) Wird Kybernetik dagegen von philosophischer Seite auf ihre universalen Möglichkeiten befragt, dann dringt dies mitunter näher an ihre tiefsitzenden Leistungsmöglichkeiten. Dann nämlich erweist Kybernetik sich als Chance zur Neuauflage des Programms einer universalen Wissenschaftslehre, die ihre Hoffnung nicht auf die mögliche Einheitssprache der Wissenschaften gründet, sondern auf die Möglichkeit, mit der Kybernetik eine Strukturtheorie des Bewußtseins zu besitzen. Das Bewußtsein als unhintergebares Redukt des Wissens wird dann zur selbstreferentiellen Basis "einer absolut gründenden Wissenschaftslehre", in die Differenz von Wissen und Gegenstand des Wissens getilgt ist: "das Wissen hat sich selbst zum Objekt; absoluter Grund kann nur sein, was sich selbst Objekt und Sicherung ist. So verstanden weiß das Wissen sich selbst, indem es absolutes Wissen, Wissen alles Wissens oder Wissen seiner selbst ist. In diesem Sinn steht das Selbst-Wissen als Selbst-Bewußtsein am Anfang aller echten Wissenschaftstheorie, indem jener Bereich des fundamentalen Wissens gesucht wird, der allen Wissen gründet. [...] Diesen Grund nun seinerseits selbst zu begründen, genauer, seine Selbstgegründetheit aufzuzeigen, muß in einem tieferen Verständnis der Wissenschaftslogik als Wissenschaftslehre zur eigentlichen Thematik erhoben werden." (Schneider: *Die Begründung der Wissenschaften durch Philosophie und Kybernetik*. S. 24, 23.) Im Anschluß an (einen konstituierend interpretierten) Husserl und unter vorrangiger Berufung auf Günthers Argumentation, daß die ontologische Struktur sich nicht in der Dichotomie von Subjektivität und Objektivität erschöpft, entwirft Schneider seine kybernetisch renovierte Wissenschaftslehre im Sinn einer letztbegründenden Strukturphilosophie als die oberste Metatheorie aller einzelwissenschaftlichen Objekttheorien, die zugleich ihre eigene Metatheorie ist, "indem sie sich selbst in der Reflexion auf ihre eigene metatheoretische Konstitution thematisch einholt und damit als Theorie aller Theorie versteht." (A. a. O., S. 60) Diese Günther sicher nicht unsympathische Synthese von kybernetischer Strukturtheorie und Transzendentalphilosophie, für die "der Transzendenzcharakter des Objekts in der Transzendentalstruktur des Subjekts aufgehoben" ist (a. a. O., S. 30), für die also die "Gewinnung einer vermeintlich objektiven, universalen Formalisierung [...] auf der naiven Selbstvergessenheit der diese Abstraktion leitenden und den Akt konstituierenden transzendentalen Subjektivität" beruht (a. a. O., S. 46), nimmt aber im Anschluß an Husserl und also anders als Günther ihre Basis in dem Axiom "Alles ist in der Struktur von Bewußt-Sein" (a. a. O., S. 86). Das heißt letztendlich funktionalisiert Schneider die Kybernetik dahingehend, die unhintergehbare Instanz der konstituierenden Transzendentalphilosophie, das Bewußtsein bzw. das transzendente Subjekt, systemtheoretisch zu legitimieren, während Günther im Anschluß an Hegel gerade umgekehrt Bewußtsein als ein Phänomen struktureller Komplexion dekomponiert, indem er es in den umfassenden Strukturzusammenhang der Organisationsformen der Materie, des Lebens stellt. Es ist auch hier die unterschiedliche Zielsetzung – Theorie der Erkenntnis, des evidenten Wissens bei Kant, Husserl und nun bei Schneider *versus* Theorie der Reflexion, des Denkens, Logik bei Hegel und Günther – die sich als ausschlaggebend dafür erweist, daß die ersteren ihre Rückführung nicht hinter das transzendente Subjekt als notwendigen Garant der Letztbegründung treiben können.

leisten könnte. Denn setzt der Versuch, das alte Projekt in die neue Zeit zu retten, direkt an der Idee der Zeichenhaftigkeit des Zeichens als dem vielleicht tiefsten Formativ des Denkens an, um die zirkuläre Selbstverweisungsstruktur zwischen Urbild und Abbild nun als essentielle Selbstreflexivität in die Konzeption vom Zeichen einzutragen, dann öffnet sich ein bis dahin unbetretener Raum, in dem die Realisierung von Struktur in eine strukturelle Realität umschlägt, in dem die Realität der Struktur mit der Struktur der Realität koinzidiert, in dem die Differenz von Beschreibung und Beschriebenem sich tilgt und sich gründet, weil auf dem Boden der sich selbst repräsentierenden Struktur das eine wie das andere im Zugleich seines Anwesens verschwindet. *Einschreibungen* ereignen sich hier, wo nicht mehr beschrieben wird, wenn solches Schreiben keine ihm äußerliche Referenz mehr kennt, wenn jedes Schreiben zu einem autologen Akt der Schöpfung wird, die nichts schöpft als sich selbst. Und Schöpfungen solcher Art, die als Autogenesen nichts weniger die *creatio ex nihilo* signifizierbar werden lassen, verlassen dann selbst noch das ausweglose Oszillieren von Ur- und Abbild. Der ursprungslose Ursprung, das Obstakel des kausalen Denkens in der Linie, könnte in einem solchen Strukturraum denk- und sichtbar werden, der an der Wurzel des Repräsentationsdenkens selbst seine zeichentheoretische Basis neu bestimmt. In einem Strukturraum, der sich zwangsläufig dann der geläufigen Ontologie entzieht, die hier eingeschriebenen Strukturationen verweigern das "id est" der Apophantik und sagen dennoch das Sein der Dinge in ihrer innersten Verfassung aus; in einer Sprache jedoch, die notwendig jeder referentiellen Zeichenhaftigkeit bar sein muß, denn der Inhalt, die Substanz obstruiert Verweisungsfreiheit.

Natürlich sprechen wir über Kenogrammatik und Negativsprachen, über jene Entwürfe also, mit denen der Weg Günthers enden wird, und wenn wir an dieses Ende ganz bewußt aus der Bewegung der Kybernetik herantreten, dann verbinden wir zum einen damit die Hoffnung, ein wenig spürbar zu machen, was "kybernetisches Philosophieren" im Unterschied zu einer Philosophie der Kybernetik meinen könnte. Und zum anderen reicht diese Tuchfühlung mit den genuinen systematischen Leistungen Günthers dahin zu erkennen, von welchen Orten her sich ein Denken speist, das in den Tagen seines Gedachtseins nicht weniger als heute für die wenigsten wohl nur Berührungen und Kontinuitäten mit der Geschichte der Ideen aufweist. Dabei wäre gerade an dieser Stelle zu sehen, wie eng Günther in Traditionen verwoben ist, wenn der rote Faden seiner Mühe, i.e. die Reunion von Logik und Ontologie, auch das opake Ende ganz nahe an jene klassischen Versuche heranträgt, die im Lichte einer universalen *mathesis* als letzte dem empirisch-transzendentalen Bruch der Moderne einen Formalisierungsversuch entgegenstellen, der *logos* und *ta onta* gleichermaßen in die Symbolik einer allgemeinen *characteristica* einzufangen sucht. Dort nämlich liegen die ideengeschichtlichen Wurzeln, gerade in Leibniz erblickt Günther die große Lichtgestalt; die letzte wohlgemerkt, denn anders als bei Heinrich Scholz verbindet sich für Günther kein Sonnenaufgang mit Leibniz. Dämmerung wäre wohl treffender, wenn in den Augen Günthers das seit der Antike strahlende Licht der formalen Ontologie mit Leibniz endgültig erlischt. Von hier aus betrachtet aber muß die Kybernetik sich ihm geradezu aufdrängen, wenn die versandeten ideengeschichtlichen Wurzeln in ihren Windungen und Verästelungen nun gerade dort an die Oberfläche dringen, wo die Kybernetik ihren Platz reklamiert. Und obgleich das Verbundsystem aus Mathematikern, Ingenieuren, Physiologen und Biologen, das um die Mitte dieses Jahrhunderts sich ansammelt, ein neues Methoden-Modul in das Getriebe der Wissenschaften einzubauen, die Spuren dieser Wurzeln unter den eigenen Füßen kaum zu spüren vermag, werden sie für Günther zu deutlichen Anhaltspunkten, eben hier die systematischen Möglichkeiten der jungen Disziplin in ihrer Tiefe so weit auszuloten, daß die

Anknüpfung an das verlorene Projekt auf einer verwandelten Basis neu in Angriff genommen werden kann.^[716]

Denn nicht um schlichte Fortsetzung wird es sich handeln, es wird nicht mehr um ein substantielles Tableau der Ordnungen gehen können – die Strukturalität der Kybernetik verunmöglicht dies bereits. Vor allem aber wird nicht mehr von dem einem, unzweifelbaren und sich selbst gewissen Zentrum der *mathesis* ausgegangen werden können – dem klassischen Subjekt. Hier sitzen Kant und Hegel zwischen Leibniz und Günther und geben die Richtung vor. Eine *mathesis*, die das Weltganze nach klassischem Vorbild quantitativ proportioniert, vermag das All nur soweit zu vermessen, wie die Axiomatik des zur Vermessung antretenden Mathetikers dies vorgibt; sie selbst, die Mechanik der Vermessung also, bleibt dabei außen vor, ist unwandelbares, ewiges Gesetz, die alles in ihren Kalkül zwingen kann – außer sich selbst. Doch anders als Descartes und Leibniz hat Günther nicht nur die transzendente Wende hinter sich, sondern sich darüber hinaus schon ganz in den Kreisen Hegels und Heideggers eingerichtet, die ernst machen mit dem *finis hominis* (Derrida) und vom Ende des hegemonialen Nullpunktes in den Koordinaten des Seienden künden. So muß der Nullpunkt selbst und die an diesem Ort aktivierte Logik als Produkt der Strukturation – nicht als ihr Ausgangspunkt und also der blinde Fleck der *mathesis* – miteinbezogen werden in die totale Vermessung, die dann eigentlich sich selbst vermißt. Der Geist, wie sich das non-anthropozentrische Strukturprinzip des Weltbildens und -erkennens metaphorisiert, muß das Ziel einer Mathetisierung sein, die dann erst wahrhaft universal wäre, wenn die Strukturation als solche Eingang in den Kalkül fände; eine Strukturation, der sich die Dinge wie das Denken selbst verdanken, und die als Ermöglichung der Zeige- und Repräsentations-Funktion noch die Bedingung der Anschauungsform von Raum und Zeit bedeutet.

Parlamentär zwischen den Fronten

Gewiß gewinnen wir diesen Blick vom Ende her, doch wenn wir oben von der Bruchlosigkeit des Weges Günthers sprachen, dann erkennen wir das sukzessive Auseinanderhervorgehen seiner Denkschritte eben auch an der hier beagenden Nahtstelle, wo das Novum der

⁷¹⁶ Wie sehr der Geist des klassischen Diskurses- bewußt oder unbewußt – die Theoretiker in der Mitte des 20. Jahrhunderts erneut affiziert, zeigt sich über das duale Repräsentationskonzept hinaus, wenn die Informationstheorie mit dem statistischen Wahrscheinlichkeitsbegriff paradigmatisch das Instrument des klassischen Diskurses übernimmt, mit dem dieser den Glaubensverlust an das Ordnungsprinzip der *causal finalis* auffängt. Pascal, Pierre de Fermat, Christiaan Huyghens, Jakob Bernoulli, Pierre Simon de Laplace sorgen für eine neue, zwar berechenbare, doch nur relative Zukunftsgewißheit, wenn sie die Wahrscheinlichkeit eines Ereignisses, also die Chance der möglichen Welten, dem Quotienten von günstigstem Fall zu allen möglichen Fällen ablesen. Die damit partiell restaurierte Ordnung ordnet also nach dem gleichen Prinzip, mit der Kybernetiker den Informationswert als die Erwartungswahrscheinlichkeit eines Auftretens bestimmt. Geradezu notwendig dann ist das Erscheinen einer Logik für Wahrscheinlichkeit, die Carnap eben zu dieser Zeit vorstellt: Die induktive Logik, die "einen numerischen Wert für den Grad der Bestätigung gibt" (Carnap, Stegmüller: *Induktive Logik*. S. 97) normiert als analytische Disziplin das nicht-deduktive Schließen, um auch diesen Bereich des "Alltag-Denkens" der Formalisierung und Maschinalisierung zu öffnen. Zwar unterscheidet Carnap explizit die (mathematische) statistische Wahrscheinlichkeit von der (logischen) *induktiven* Wahrscheinlichkeit, doch erblickt Ian Hacking in dem Programm Carnaps geradewegs die Fortsetzung des Projektes Leibniz', mit dem dieser die Wirklichkeit der Welt aus der Summe der Erfahrungsdaten induktiv als den wahrscheinlichsten aller Fälle zu erschließen sucht. (Vgl. Hacking: *The Emergence of Probability*. 5.134-42.) Darüber hinaus gibt es von Seiten der induktiven Logik spätere Ansätze, die explizit darauf abzielen, "daß kein grundsätzlicher Unterschied zwischen den Wahrscheinlichkeitsschlüssen der Mathematiker und den Induktionsargumenten der Philosophen besteht [...], daß vielmehr die einen mittels der anderen begründet werden können." Essler: *Induktive Logik*. S. 57.

Kybernetik die Logik methodisch oder inhaltlich abzulösen scheint: Die Struktur der klassischen Logik zu erweitern, ist Günthers Projekt, wenn er mit der Kybernetik die Bekanntheit macht. In der Kybernetik dann die Strukturtheorie zu erkennen und sie zu einer allgemeinen Strukturtheorie zu erweitern, setzt aber dieses Projekt nur konsequent fort, wenn die Erweiterung der Logik und die Suche nach den weitesten Gesetzen der Strukturbildung unmittelbar, und mit Blick auf das Hegelsche Erbe nachgerade notwendig, zusammenfallen. Denn wenn die Logik als vollgültige Theorie des Denkens um einen (in seiner Form noch nicht konzipierten) Bereich der Thematik der Innerlichkeit, der subjektiven Prozessierung der Objekt-Logik erweitert werden muß, um allererst den Prozeß des Denkens *als* Denken in einen Formalismus abbilden zu können, dann bietet es sich an, dies auf dem Rücken der Kybernetik zu tun. Sie verfolgt gerade ihrerseits das Ziel, Kognition, Reflexion, Denken als Prozeß der Informationsverarbeitung von den introspektiven Erblasten zu reinigen und als strukturelles Phänomen der Formalisierung, Modellierung, Simulation und Konstruktion zu überantworten. Mehr noch: Günthers spezieller Anspruch an die Logik, nämlich die Logik als eine Komplexion klassischer und nicht mehr klassischer Formen logischer Grade zu entschlüsseln, überlappt sich unmittelbar mit dem Interesse der Kybernetik, das darauf zielt, Systeme quantitativ als Graduierungen unterschiedlicher Komplexion (der Relation ihrer Elemente) zu identifizieren.

Und umgekehrt ordnet sich das bei Günther entwickelnde Ziel einer allgemeinen Strukturtheorie ganz in die Aufgabenstellung der Erweiterung der Logik ein. Denn wenn der Ansatz der Kybernetik dazu führt, die grundlegenden Strukturmuster zu gewinnen, die veranschlagt werden müssen, um einen nicht mehr qualitativen Zugriff auf Kognition, Reflexion und Denken zu erbringen, dann wird zum einen auch die Logik als regulatives Kondensat des Denkens hierin eingeschlossen werden. Dann erwächst darüber hinaus vor allem aber mit der Strukturtheorie die große Chance zur Rehabilitierung des Programms einer formalen Ontologie, die für Günther stets nur komplementärer Ausdruck der Logik ist.

Damit also überlagert sich Günthers Arbeit als Logiker und als Kybernetiker, es formiert sich eine kybernetische Philosophie, die ihr kybernetisches Gesicht unschwer als eine radikale Strukturtheorie zeigt, und die sich zugleich und nicht minder als Philosophie gebärdet, insoweit sie auf der neuen Basis das alte Projekt einer Phänomenologie des Geistes in eine Strukturtheorie des Geistes verwandelt: Strukturtheorie des Geistes als Säkularisation des Geistes, der nicht länger als theogenes Substitut das Gegenreich der Transzendenz behaust, wenn nunmehr rein immanent Sein und Denken als Partizipanten der Reflexion entziffert und kalkülisiert werden sollen.

Soll dies aber gelingen, dann trägt sich von vornherein eine metatheoretische Differenz ein, die wir zwischen Günther und dem oben skizzierten Selbstbild der Kybernetik testen. Auch dabei zeigt sich der Logik-Theoretiker unlösbar mit dem Kybernetiker verbunden, wenn die frühe Grundfigur Günthers, die Triade (Ding, Denken-des-Dinges, Ding-als-Gedachtes; Reflexion-in-anderes, Reflexion-in-sich, Reflexion-in-sich-und-anderes; Aristotelik, kontra-Aristotelik, non-Aristotelik), nun ihren Eingang finden muß in die konzeptionellen Möglichkeiten einer reinen Strukturtheorie: Liegt das "logische" Ziel Günthers (bis 1962) darin, diese Trinität als ganze der Signifizierung im Kalkül zuzuführen, so bedeutet der Verfolg dieses Ziels je schon eine logik-philosophische Kritik der Kybernetik, die bis dahin mit der klassischen, zweiwertigen Logik und der ihr aufsitzenden Mathematik und Ontologie arbeitet. Aus der *logischen* Perspektive Günthers wird Kybernetik jedoch prinzipiell keinen Erfolg haben können, wenn es darum geht, die subjektive Vollzugsform des Denkens in einer Form abbilden zu können, die sie vor dem Rückfall in die Verobjektivierung bewahrt. Wenn das Denken des Subjekts in seiner Prozessualität tatsäch-

lich die Chance einer strukturellen Abbildung innerhalb der kybernetischen Strukturtheorie besitzen soll, dann muß auch die Kybernetik sich einer neuen logischen Fundierung unterziehen, d.h. sie darf gerade vor dem eigenen Anspruch, den Prozeß der Informationsverarbeitung, resp. Kognition zu modellieren, nicht den Fehler der abbild- und identitätstheoretischen Logik des Objekts begehen, die konstitutiv nicht in der Lage ist, Subjektivität *als* Subjektivität positiv zu signifizieren.

Und zum anderen weist das *strukturtheoretische* Ziel der Bewußtseinsphilosophie Günthers über die von der klassischen Logik/Ontologie präjudizierten Grenzen kybernetischer Theoriebildung hinaus, wenn Günthers transzendentaltheoretische Basis das Struktur-Phänomen *Selbst-Bewußtsein* an die grundlegende Eigenschaft eines Systems knüpft, sich von seiner Umgebung abzugrenzen und simultan eine interne Repräsentation dieser Grenze und des Abgrenzungsprozesses realisieren zu können. (Vgl. B I, 209) Es ist nichts anderes als die Einsicht der *Grundzüge*, die sich mit dem logischen Instrumentarium der *Idee einer nicht-aristotelischen Logik* paart, um nun innerhalb der Kybernetik die transzendental-theoretischen Prämissen der Bewußtseinstheorie mit Hilfe der neuen (logisch-ontologischen) Interpretation des Mehrwertigkeitsprinzips in die Strukturtheorie des Bewußtseins zu transponieren. Somit wird – logisch wie strukturtheoretisch motiviert – Mehrwertigkeit in dem von Günther inaugurierten Sinn auch innerhalb der Kybernetik die notwendig zu beziehende Basis sein müssen, um die Minimalbedingungen einer strukturellen Beschreibung des Bewußtseins im Sinn der Trichotomie der Abbildungsrelationen zwischen System und Umgebung zu gewährleisten.

Damit aber, also mit der grundsätzlich triadisch angelegten Verteilung der Logiksysteme/Abbildungsrelationen, bezieht Günther gegenüber der Kybernetik von allem Anfang an eine metatheoretisch divergente Position: Unterstellt sich die Kybernetik explizit dem Satz der Dualität (Gresniewski), dann knüpfen sich aus Günthers Perspektive höchst restriktive Konsequenzen daran, daß zwischen dualisierbarem Urbild und Abbild ein (zweifach) umkehrbares Identitätsverhältnis herrscht. Hier gründet die Dualität eine letztinstanzliche Transitivität und Symmetrie, und auch wenn Stachowiak mit der Selbstiteration des Modells (als sein eigenes Urbild) die ursprungstheoretische Konzeption von Ur- und Abbild zu unterminieren sucht, steht er doch ganz unter dem Prinzip der Dualität, das als Isomorphie die bei ihm angelegte Iterativität von Ur- und Abbild in die zirkulare Offenheit der Spirale überführt. Aber auch das Konzept der Spirale bleibt auf den Kreis und mehr noch auf die Symmetrie abbildbar, die als konstitutionelle Relation der Abbildtheorie jedoch dem Abbild keinen reflexionslogischen "Mehrwert" gegenüber dem Urbild einzutragen vermag. Abbild und Urbild als strukturell isomorphe Beschreibungen repräsentieren sich wechselseitig, sind austauschbar in der Iterativität der Modellierung und bleiben in ihrer wechselseitigen Repräsentanz beschlossen innerhalb der Klammer von Sein und Bild des Seins.

Grundsätzlich also ist auf dem Boden des Dualitätsprinzips die Möglichkeit verhindert, über die Isomorphie an die strukturelle Minimalbedingung einer subjektiven Form nicht des Repräsentatums, sondern des Repräsentierens selbst zu gelangen, die sich *cum grano salis* an den Dreischritt: Bild-des-(Bild-des-Seins) knüpft. Und obstruiert auch innerhalb des Dualitätsschemas die Chance einer modelltheoretischen Annäherung an das Selbstbewußtseins, das für Günther stets der dreifältigen Bedingung unterliegt, das Urbild abzubilden und sich simultan zu der abbildhaften Repräsentation des Urbildes sowie zu dem Prozeß des Abbildens selbst ins Verhältnis setzen zu können. An dieser Stelle führen Günthers transzendentaltheoretische und reflexionslogische Grundlagen ihn auch innerhalb der Kybernetik

dahin, im Hinweis auf konzeptionelle Grenzen an ihrer Überwindung zu arbeiten:[⁷¹⁷] *Die Bewegung, die das Erkennen ist, – die Verwandlung des Ansich in das Fürsich, des Gegenstandes des Bewußtseins in den Gegenstand des Selbstbewußtseins* (Hegel) überborden die Reduktion auf Isomorphie, auf deren Boden maximal die unvermittelte *Sich-selbstgleichheit im Anderssein* (Hegel), die statische *Identität in der Differenz*, also die Wiederholung als die Differenz (Urbild/Abbild) des Identischen (Struktur) abbildbar ist. Jenseits von Urbild und Abbild also muß noch eine dritte bildfähige Instanz gegründet werden, die die Vermittlung von Ur- und Abbild zu leisten hätte, die die Symmetrie in die eine Kreisbewegung verwandelt, indem sie den Prozeß des Bilderns selbst einfängt. Grundsätzlich also erweist sich das duale Schema der Kybernetik als zu eng, die Symmetrie muß in eine Asymmetrie überführt werden, da die Ein-Eindeutigkeit der Urbild-Abbild-Relation aufgrund der herrschenden Isomorphie stets nur eine Inversion herbeiführt. Eine Inversion aber, die in ihrer Struktur allein die Gegenläufigkeit der seit den Grundzügen als invers beschriebenen "Logiken" des Objekts und des Subjekts einzufangen gestattet, wenn diese bloße Umkehrung eben die Symmetrie der Reflexionsbereiche von Seins- und Sinnthematik, von Aristotelik und kontra-Aristotelik widerspiegelt.

Der Boden ist bereitet

Von Günther aus gesehen bedarf es also modell- oder metatheoretisch auch innerhalb der kybernetischen Abstraktionstheorie einer dritten Vermittlungsinstanz, um den notwendigen Strukturrahmen zu generieren, innerhalb dessen Subjektivität, Selbstbewußtsein, überhaupt die Chance auf eine rein strukturelle Beschreibung beziehen können. Und gleichgültig wie diese Weiterung konkret auszusehen hätte, in jedem Fall können wir auf dieser Stufe festhalten, daß Günther die metatheoretische Konzeption der Kybernetik dahin erweitert, die Dualität in eine Triadik zu überführen, ja daß er sie aufgrund seines transzendentaltheoretischen Werdeganges erweitern *muß*. Klar auch ist damit noch einmal, inwiefern Günthers Ansatz je schon die Perspektive der *second order cybernetics* antizipiert. Steht diese nämlich vor dem Problem: "I have the theory of observing, I am myself an observer, so I am doing the observing, I am including myself into the loop of argumentation. And in which way can I handle it?"[⁷¹⁸] dann fördert der damit thematisierte Einbezug des Beobachters in die Beobachtung Mitte der 1970er Jahre eben jene Überdetermination des Beobachters als Subjekt und Objekt der eigenen Beobachtung zu Tage, die seit den 1770er Jahren bereits zum festen Rüstzeug kontinentaleuropäischen Denkens zählt.[⁷¹⁹]

Hier also wird die Schülerschaft Hegels ihre reflexionslogischen Spuren in die Kybernetik eintragen, und gerade weil Günther den Panlogismus seines Lehrers als die Komplementa-

⁷¹⁷ Diese Überwindung ist der Ansatz von *Cybernetic Ontology*. (B I, 249-328)

⁷¹⁸ v. Foerster: *On Cybernetics of Cybernetics and Social Theory*. S. 104.

⁷¹⁹ Zur formalen und berechenbaren Lösung des Problems geht v. Foerster jedoch nicht den Weg in die Trinität, sondern greift auf die Theorie der rekursiven Funktionen zurück, um die Iterativität der schlechten Unendlichkeit der (Selbst)Beobachtung mittels unendlicher Selbstanwendung der Operation auf ihren Operanden in den stabilen Eigenwert des Eigenalgorithmus zu überführen. Das unbefriedigende Resultat dieser Rekursion aber ist die Identität von Operator und Operand im Eigenwert der Operation, der gerade nicht mehr von der unbedingt aufrechtzuerhaltenden Differenz durchzogen ist, d. h. "[o]ntologisch gesehen können 'Eigenwerte' und 'Objekte' nicht unterschieden werden; und so ist es unmöglich, vom ontogenetischen Standpunkt zwischen stabilem Verhalten eines Subjekts und der Manifestation des 'Begreifens' eines Objekts durch dieses Subjekt zu unterscheiden. In beiden Fällen sind 'Objekte' ausschließlich in die Erfahrung der eigenen sensomotorischen Koordination eines Subjekts eingeschlossen, d.h. 'Objekte' sind durchweg subjektiv!" v. Foerster: *Gegenstände: greifbare Symbole für (Eigen-)Verhalten*. S. 109f.

rität von Logik und Strukturtheorie wiederentdeckt, kann er die Weiterung der formalen Theorie des Denkens als "die allgemeine, formale Wissenschaft von der Struktur, den Relationen und dem Verhalten dynamischer Systeme"[⁷²⁰] fortsetzen. Logik und Ontologie bedingen sich wechselseitig! – es ist das unverwandelte Credo, mit dem Günther der neuen Disziplin begegnet, die sich ihrerseits anschickt, die Demarkationslinie zwischen Natur- und Geisteswissenschaften zu perforieren. Eine Grenze, die schwerlich aufrecht erhalten werden kann, wenn das Problem des Informations-/Nachrichtenflusses in funktionalistischer Manier von den konkreten Realisationen (Verkehr, Navigation, Maschine, Gesellschaft, ZNS, CPU) abkoppelt wird. "Information ist Information, weder Materie noch Energie", [⁷²¹] bringt Wiener die neue Qualität des Gegenstandes prägnant auf die Formel, und als zentrales Thema der noch disparaten Disziplin springen Gegenstand und Methode aus der überkommenen fachtechnischen Zuordnung im Vorhinein heraus: Systeme werden beobachtet, die Information manipulieren, die in ihrer Umgebung lavieren, indem sie über ein Sensorium/Motorium den eigenen Output als Input rückkoppeln und mit einem Sollzustand abgleichen. Input und Output dann schließen den Reflexbogen des Behaviorismus zu einem Kreis zusammen, zu Rekursionsschleifen, die als sensorisch vermittelte "(Rück-)Meldungen über den Zustand der Effektoren des Systems auf die Operationen des Systems einwirken". [⁷²²] Auf diese Weise figurieren die Paradigmata Information, Rückkoppelung und System die Kybernetik der frühen Tage zu einer Theorie der beobachteten Systeme, die im Absehen von deren konkreter materialer Verwirklichung das systeminterne Gefüge ihrer Organisation, oder wie es zu Anfang heißt: ihrer Ordnung beobachtet, womit die weiteste Formulierung des zu klärenden Problems dann lautet: Wie gelangen Systeme gleichgültig welcher Materialität/Struktur dahin, ihre Ordnung/Organisation zu bilden und aufrechtzuerhalten?

Tritt Günther nun der Kybernetik auf dem Hintergrund der Reflexionslogik entgegen, dann erschließt sich das Systemparadigma – dessen mathematische Theoretisierung sich in erster Linie Ludwig von Bertalanffy verdankt – als Säkularisierung der überkommenen Rede von Geist und Seele, denn Identität und Individualität des Systems übersetzen sich als eine geschlossene Schleife, als "eine zirkuläre Anordnung von Rückkoppelungsmechanismen, die einen gegebenen Wert innerhalb gewisser Grenzen halten." [⁷²³] Solche Rede verhindert die metaphysische Auszeichnung eines Ortes, und auf eigentümliche Weise formuliert sich in einem mathematisch-physikalischen Sprachrahmen erneut die Hegelsche Gleichung von Substanz und Subjekt. [⁷²⁴] Und auch die Dekonstruktion der Aristotelischen *causa finalis* in die negative Rückkoppelung des Systems ermöglicht nicht nur die technizistische Re-Formulierung des Zweckbegriffes, sondern vollzieht weitergehend die Animierung" der unbelebten Materie, wenn hier in ehemals dem Subjekt vorbehaltenen Kategorien gesprochen wird: die Objektivierung weiter Teile des Subjektiven und die Subjektivierung beobachtbarer Objektivität erweisen sich als simultane Unterminierung klassischer Grenzziehungen der Ontologie.

⁷²⁰ So die Kybernetik-Definition bei Flechtner: *Grundbegriffe der Kybernetik*. S. 10.

⁷²¹ Wiener: *Kybernetik*. S. 192.

⁷²² v. Foerster: *Kybernetik*. S. 72.

⁷²³ v. Glasersfeld: *Kybernetik, Erfahrung und der Begriff des Ich*. S. 174.

⁷²⁴ Vgl. u. a. Hegel: *Phänomenologie des Geistes*, S. 18, 428ff; *Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften*, S. 164, 436, 439; *Wissenschaft der Logik*, I. Bd *Die objektive Logik*, S. 229, 394ff.

Hier also liegen die Gründe, daß die späten Töchter der Kybernetik die Grenze zwischen Natur und Geist vollständig nivellieren können, denn weil die Realisierung des Systems nicht in die Systemdefinition mit eingeht, kann die Grenze im Zentralbegriff der "Kognition" überwunden werden. Allerdings auf Kosten einer tiefgreifenden semantischen Beschränkung, die als Preis für die phänomenale Erweiterung zu zahlen ist: Maturana, der den Kognitionsbegriff im Rahmen seines Autopoiesekonzeptes schließlich als das "erfolgreiche Operieren des Systems in seiner Umgebung"[⁷²⁵] radikalisiert wird, läßt Kognition und Leben schlicht koinzidieren;[⁷²⁶] Kognition gerät zu einem Phänomen unterschiedlicher Komplexion und Ordnung, zergliedert sich in zirkulare Organisationsgefüge und ermöglicht mit dem so konzipierten autonomen und informationell geschlossenen System die vielleicht weitestgehendste Transformation dessen, was bis dahin als Subjektivität verhandelt wurde: den Prozeß permanenter Selbstproduktion des Systems, das, befangen in einer "kognitiven Blase", [⁷²⁷] seine Umgebung informationell im autopoietischen Prozeß der Selbsterhaltung, des Lebens, der Kognition generiert.[⁷²⁸]

Damit dann vollendet sich in biologistisch-mechanistischer Sicht die Entgrenzung der Subjektivitätskonzeption, die in den frühen Tagen der Kybernetik ihren Anfang nimmt als die graduelle Ausfaltung unterschiedlicher Komplizität und Komplexität von "Objektivität" in der Objektivität.[⁷²⁹] Daß diese quantitative Graduierung aber überhaupt einen Beschreibungsrahmen bereitstellen kann, innerhalb dessen über Subjektivität nicht unter sofortiger Begehung eines Kategorienfehlers gesprochen werden kann, findet sein Grund in dem "einen zentralen Thema, und zwar dem der Zirkularität." [⁷³⁰] Unabhängig ob das Äquilibrium des Systems als zustandsdefiniertes Verhalten, Kognition, Wirklichkeitskonstruktion oder Teleonomie interpretiert wird, gleichermaßen ist das zugrundeliegende

⁷²⁵ Maturana: *Kognition*. S. 107.

⁷²⁶ Vgl. Maturana: *Erkennen*. S. 28; ders.: *Biologie der Kognition*. S. 39.

⁷²⁷ Riegas, Vetter: *Gespräch mit H. R. Maturana*. S. 69.

⁷²⁸ Abstrahiert man von den speziellen Implikationen des Marxschen Praxis-Begriffs, dann läßt sich der hier begegnende Ansatz geradewegs als Einlösung des in der ersten These über Feuerbach thematisierten Defizits begreifen. Dort beklagt Marx den "Hauptmangel alles bisherigen Materialismus" darin, "daß der Gegenstand, die Wirklichkeit, Sinnlichkeit, nur unter der Form des Objekts oder der Anschauung gefaßt wird; nicht aber als menschliche Tätigkeit, Praxis, nicht subjektiv. Daher geschah es, daß die tätige Seite, im Gegensatz zum Materialismus, vom Idealismus entwickelt wurde – aber nur abstrakt, da der Idealismus natürlich die wirkliche, sinnliche Tätigkeit als solche nicht kennt." (Marx: *Thesen über Feuerbach*. S. 5)

⁷²⁹ Eine Vollendung, die mitunter dann in die wenig hilfreiche Umkehrung des Subjekt-Objekt-Schemas führt, wenn etwa Ranulph Glanville Systeme, die sich und andere beobachten, und die ihrerseits von anderen Systemen beobachtet werden als beobachtete Systeme schlicht zu Objekten erklärt. Vgl. Glanville: *Objekte*. S. 19-46, 61-97.

⁷³⁰ v. Foerster: *Ethik und Kybernetik zweiter Ordnung*, S. 63. *Conference of Circular Causal and Feedback Mechanisms in Biological and Social Systems*, lautet dementsprechend der ursprgl. Titel der berühmten zehn Konferenzen der Macy Foundation (1946-53), die alsbald in *Conference of Cybernetics* umgetauft werden, und deren letzte fünf von v. Foerster, M. Mead, Teubner ediert sind. Die Vereinfachung des ungestümen Titels verdankt sich im übrigen – so will es die Legende – dem schlechten Englisch des Immigranten Heinz v. Foerster: Um der neuen Sprache rascher mächtig werden zu können, gibt McCulloch, der Konferenz-Vorsitzende, dem Neu-Amerikaner v. Foerster Gelegenheit zu üben – v. Foerster soll die Sitzung protokollieren und so schnell wie möglich edieren. Weil er den ursprgl. Titel aber kaum fehlerfrei über die Lippen bekommt, schlägt v. Foerster die Verkürzung auf *Cybernetics* vor, und "[a]ls dieser Vorschlag unmittelbar und einstimmig unter Gelächter und Applaus begrüßt wurde, verließ Norbert Wiener mit feuchten Augen den Raum, um seine Ergriffenheit zu verbergen." v. Foerster: *Zirkuläre Kausalität*. S. 115.

Modell das des Kreises; der Output wird zurückgebogen, nicht substantiell-inhaltlich, sondern als strukturelle Form der Perturbanz auf das autonome System und etabliert so den Regelkreis. Hier dann liegen die Gründe, daß für Günther "die Kybernetik mit ihrem spezifischen Anspruch als Teilerbin der transzendental-dialektischen Problematik" (BdM 137) auftreten kann, denn "wird der Ausdruck 'Autonomie' synonym mit dem Ausdruck 'Regelung der Regelung'",^[731] dann läßt sich das Modell eines solchen Systems reflexionslogisch als Applikation der Reflexion-in-sich übersetzen. Die negative Rückkoppelung liest sich dann als "die Entzweigung des Einfachen, oder die entgegengesetzende Verdopplung, welche wieder die Negation dieser gleichgültigen Verschiedenheit und ihres Gegensatzes ist",^[732] oder anders: Der in sich zurückgebogene Input/Output schließt sich zum Zirkel kurz, bindet Anfang und Ende zusammen und überführt deren Eindeutigkeit und Identität in die Zeitpunktabhängigkeit des vom Beobachter vollführten Einstiegs in den Kreis; die Identität generiert sich aus der Aktualität seiner Beobachtung, denn die nächste Beobachtung zeigt das Beobachtete als ein anderes. Der Beobachter selbst wird zur Instanz der Vermittlung, somit zum Kristallisationspunkt des Widerspruchs, der die Entwicklung in Gang hält, denn der beobachtete Regelkreis hat keine Möglichkeit zur Differenzierung und Distinguierung seiner Zustände. Die hier begegnende Reflexion-in-sich ist der Selbstbeobachtung nicht fähig, dies wäre die Reflexion der Reflexion-in-sich-und-anderes, wäre das Selbstbewußtsein als Einbezug des Beobachters in die Beobachtung. Aber wir sind erst in der Anfangsphase, Kybernetik ist noch die Theorie der beobachteten Systeme, ist *first order cybernetics*.

Doch bereits auf dieser Stufe fordert die kreiskausale Geschlossenheit vom Beobachter eine adäquate Form der Beschreibung, Information soll berechenbar sein, der Signalfluß modellierbar und die Konstitution des Systems mathematisch abbildbar. Wird der Anfang zum Ende und das Ende zum Anfang, dann muß die Beschreibung der Zirkularität die Zirkularität selbst operabilisieren können, denn das Ziel liegt darin, "daß kausale Wechselbeziehungen durch den Kreislauf und zurück durch jede Position verfolgt werden können, die (willkürlich) als Ausgangspunkt der Beschreibung gewählt wurde."^[733] Innerhalb der technischen und biologischen Regelungstheorie bereitet dies keine Probleme, solange die Zirkularität als Struktur der Verzeitlichung unterworfen wird, solange also der kreiskausale Prozeß als temporale Verlaufsform entparadoxiert und dem System von Differentialgleichungen zugeführt werden kann. Problematisch jedoch wird eine solche, konstitutiv auf Zeit verwiesene Mathematisierung in dem Moment, wo Simultaneitäten, Zeit-Gleichheiten und Überdeterminationen die temporale Linearisierung der Zirkularität überfordern, wo das Ende also nicht zu einem neuen Anfang wird, sondern ernst gemacht wird damit, daß der Anfang sein eigenes Ende und das Ende sein eigener Anfang ist. Oder dichter: Der Operator ist sein eigener Operand, dadurch daß und indem er die Operation vollführt, d.h. die Operation als operierte/ operierende generiert den Operator und den Operand; die Operation als vollzogene/sich vollziehende macht den Operator zu dem Operator, der eine Operation vollzieht, die ihn zum Operanden hat und macht.

Bei aller Verwirrung wird an dieser Stelle deutlich, inwieweit die von Günther verfolgte Reflexionstheorie sich von der innerhalb der Logik/Beobachtertheorie/Autopoiese applizierten Theorie der Referenz unterscheidet, inwieweit also – um an die Debatte zwischen Carnap und Quine zu erinnern – Günther noch für eine weitergehende Differenzierung zwischen *theory of reference* und *theory of reflection* steht. Auch hier markiert sich die Diffe-

⁷³¹ v. Foerster: *Über das Konstruieren von Wirklichkeiten*. S. 47.

⁷³² Hegel: *Phänomenologie*. S. 18. (Vorrede)

⁷³³ Bateson: *Kybernetische Erklärung*. S. 521.

renz als die der europäischen und angelsächsischen Tradition, wenn die Theorie der Referenz zwar dahin vordringt, Selbstreferentialität als ein überdeterminiertes Relationsverhältnis zu bestimmen, dies jedoch nur tun kann, indem sie die Relationsglieder entweder prä-existent voraussetzt oder essentialistisch identifiziert. Demgegenüber nimmt eine nicht nur *relationsorientierte*, sondern stets auch *prozessorientierte* Reflexionstheorie über die Koinzidenz (Selbstreferenz) der Relationsglieder hinaus auch die wechselseitige Abhängigkeit zwischen den Relationsgliedern und dem die Relation konstituierenden Prozeß in den Blick, um so die letzten Reste einer Statik im Zuge der Dekomposition von Grund und Begründetem zu überwinden. Ist es Günther nun gerade darum zu tun, diese zeitgleiche Überdetermination von Operator und Operand in Abhängigkeit von der Operation zu logifizieren, dann geht daraus bereits hervor, daß ein in Zeit operierendes System von Differentialgleichungen nicht hinreichen wird, die reflexionstheoretische Komplexität einzufangen. Und gleichermaßen zeigt sich die klassische Logik überfordert, wenn schon referentielle Selbstbezüglichkeit die unter dem Identitäts- und Dritzensatz stehende Logik sprengt, ohne überhaupt erst die reflexionale Komponente in den Blick genommen zu haben, die einen zweiten Kreis zwischen den Aktanten und der Aktion etabliert.^[734]

So erscheint die klassische Logik zwar hinreichend, eine Mathematik zu fundieren, die in der Lage ist, kreiskausale Prozesse in Zeit aufzulösen, doch die tiefe dialektische Struktur des Kreises bleibt davon unberührt. Die Zeitgleichheit und Gleichordnung von Operator, Operand, Operation verbietet eine relationale Zuordnung, die an den Anfang ein Eines setzt, das eine Transformation durchläuft, um als Produkt der Transformation als ein Anderes zum Beginn einer neuen Transformation zu werden. Lineare Reduktionen solcher Art werden kaum der Reflexionsstruktur gerecht, in der sich das Selbe als das Andere begegnet. Gerade dies aber fangen die unter dem Modell der Selbstreferenz konzipierten Rekursionsfunktionen nicht ein, bei denen die Referenz zwar geschlossen, die reflexionale Differenz (Selbes/anderes) jedoch getilgt ist.

Linearitäten erweisen sich aber auch auf anderem Gebiet als zu eng: McCulloch beschreibt die Funktionsweise des neuronalen Netzes als einen Interaktionszusammenhang gleichrangiger Operatoren,^[735] deren wesentliche Eigenschaft seit der mit Pitts verfaßten Schrift in der binären logischen Schaltstruktur liegt. Zeigt sich das neuronale Netz nun als eine milliardenfache Verteilung solcher Gatter, dann kommt der neue Aspekt nicht nur über die milliardenfache Verteilung logischer Subsysteme zum Ausdruck, sondern tiefergehend dadurch, daß die Neuronen eben in der funktionalen Doppelsetzung als Operatoren *und* Operanden erscheinen. Das Netz, also die Verwebung ohne Zentrum und ranghöchste Spitze, entzieht sich der Anfang-Ende-Struktur; Serialität (i.e. das Ablaufschema des von-Neumann-Rechners) als der sukzessive Prozeß zwischen den zu jedem Zeitpunkt in ihrer Identität eindeutig definierten Operatoren/Operanden, erweist sich nicht mehr anwendbar. Demgegenüber repräsentiert das neuronale Netz eine dezentrierte Mechanik "in which each aspect of the

⁷³⁴ Wenn also Hermann Schmidt davon spricht, daß die offene Besetzungsmöglichkeit der Variablen in einem Differentialgleichungs-System dazu führt, die darin abgebildete Kreisrelation "unabhängig von jedem raumzeitlichen Zusammenhang beliebiger, kausal verknüpfter physikalischer Größen als logische Form der Relation leerer, mit beliebigen Elementen zu besetzender Stellen" zu denken, dann darf diese Rede von der *logischen Form* nicht mit der zeitindifferenten Form für Logik im Sinne Günthers verwechselt werden. Die von Schmidt intendierte Leerstellen-Form bleibt strukturell die der Linie, und die Besetzungsfreiheit der Leerstellen ist ihm allein Index für die disziplinenübergreifende Chance der Kybernetik, ermöglicht sie nun, "diese kreisrelationale Form mit Elementen aus verschiedenen außer-technischen Bereichen zu besetzen." Schmidt: *Beginn und Aufstieg der Kybernetik*. S. 22.

⁷³⁵ Vgl. McCulloch: *A Heterachy of Values Determined by the Topology of Nervous Nets* (1945).

information in the situation can act on other aspects, simultaneously influencing other aspects and being influenced by them." [⁷³⁶] Testiert McCulloch den Neuronen also die gleichwertige und zeitgleiche Nebenordnung, i.e. ihre Heterarchie, so stößt er vor das Problem einer geeigneten Abbildungsform, wenn die strukturelle Isomorphie ("Alles-oder-nichts"-Prinzip) zwischen neuronalem Netz, elektrischer Schaltung und logischem Kalkül gerettet werden soll. Anders gewendet begegnet hier die Notwendigkeit einer nicht-hierarchischen, also nicht-linearen Formalisierung, die aber unter Identitäts- und Drittersatz nicht in adäquater Form bereit stehen kann, bedeutet Heterarchie gerade die konnektive Simultaneität gegenläufiger hierarchischer Relationen.

Aber noch auf anderer Ebene stellt sich die Dringlichkeit einer alternativen Logik, denn grundsätzlich "sind nicht Ereignisse und Objekte Thema der Kybernetik, sondern die durch die Ereignisse und Objekte 'übertragene' Information", und dementsprechend gelten "die Objekte oder Ereignisse nur als aussagende Tatsachen, Aussagen, Mitteilungen"; wenn es aber "um Aussagen geht, ist zu erwarten, daß es sich bei der [kybernetischen] Erklärung um eine Simulation der Logik handelt." [⁷³⁷] Somit lenkt nicht allein die Notwendigkeit eines applikationsfähigen Kalküls für das kreiskausale Strukturschema des Rückkoppelungsmechanismus, bzw. für das heterarchische, netzwerktheoretische Verteilungsmodell das Interesse der Kybernetiker auf eine neu zu konzipierende Logik, wesentlich dazu gesellt sich eine weitere Zirkularität: Neben die Logik für die zu beschreibende Zirkularität tritt die Verdopplung des Kreises in Bezug auf die Logik der Beschreibung. Wir kennen diesen zweiten Kreis von Turings grundlegender Darstellung einer universalen Maschine, die den Maschinenbegriff des logischen Automaten als Modell-System formaler Sätze der Logik generiert; Vollständigkeit, Eindeutigkeit und Widerspruchsfreiheit des formalen Systems lassen den Algorithmus selbst zur Maschine werden und umgekehrt maschinalisiert sich das logische Denken, wenn alles, was vollständig, eindeutig und widerspruchsfrei beschreibbar ist, auch als maschinal reproduzierbar gilt. Liefert nun die Beschreibung eines zirkularen kybernetischen Systems ebenfalls ein (Modell)System formaler Sätze, dann muß die Beschreibung des Modells diese Zirkularität nicht nur antinomiefrei abbilden können, sondern präsupponiert als formales, logisches und also reproduzierbares Satzsystem tiefergehend eine Transformation der Logik seines Beobachters selbst: "The logic of the world is the logic of descriptions of the world", [⁷³⁸] oder: die Logik generell muß aufnahmefähig für zirkulare Strukturen sein.

So wird McCulloch von zwei Seiten her auf das Ungenügen der linearen, identitätstheoretischen Logik gestoßen, denn die epochale Bedeutung des *Logical Calculus of Ideas Immanent in Nervous Activity* besteht ja gerade in der doppelten Annahme, daß nicht nur das

⁷³⁶ So bestimmen David Rumelhart und James McClelland die "neue" Perspektive des Parallel Distributed Processing (PDP) gegenüber dem identitäts- und repräsentationstheoretischen Paradigma der Informations- bzw. Symbolverarbeitung, und erweisen McCulloch als originalen Vorläufer des Konnektionismus, der jedoch lange Zeit vollkommen vergessen/verdrängt hinter der Informationsverarbeitung brachliegt. Wenn also PDP bzw. Neo-Konnektionismus sich am Beginn der 80er Jahre an die frühen neuronal-architektonischen Konzepte McCullochs erinnert, und darüber hinaus Bedeutung nicht mehr atomistisch denkt, sondern als "represented by a pattern of activity distributed over many computing elements, and each computing element is involved in representing many different entities", dann besteht für Günther die (allerdings bislang nicht realisierte Chance), ihn im Zuge der Aufhebung der konnektionistischen Sippenhaft neu für Kognitionswissenschaft und KI zu entdecken. Zitate, in der grundlegenden Arbeit, Rumelhart, McClelland: *Parallel Distributed Processing*. Vol. 1, S. 10, 77.

⁷³⁷ Bateson: *Kybernetische Erklärung*. S. 517f. Hervhbg. orig.

⁷³⁸ Varela: *The Ages of Heinz von Foerster*. S. XVIII.

Gehirn "in seinen Grundelementen oder Neuronen logische Prinzipien" verkörpert, sondern "daß sich die Funktionsweise des Gehirns und die Geistestätigkeit logisch begreifen lassen".^[739] Widersetzen sich diese *Embodiments of Mind* (McCulloch), also "das elementare kybernetische System mit seinen Nachrichten in Kreisläufen" nun der linearen Abbildung, hat man es also "im Prinzip immer mit totalen Kreisläufen, vollständigen Kreisläufen zu tun",^[740] dann kommt auch die Logik der Beschreibung als Logik des Beschreibenden nicht umhin, diesem Phänomen Rechnung zu tragen.

⁷³⁹ Varela, Thompson: *Der Mittlere Weg*. S. 63.

⁷⁴⁰ Bateson: *Form, Substanz und Differenz*. S. 589.

Siebtes Kapitel: Blick zurück nach vorn

Anspruch und Wirklichkeit

Gefordert also ist ein Alternativkonzept zur linearen Verfassung der Logik, das idealiter erlaubt, Zirkularitäten und Überdeterminationen widerspruchsfrei abzubilden. Das heißt es geht gerade nicht darum, die Selbstrückbezüglichkeit im Sinne der Typentheorie zu domestizieren, zu eliminieren, vielmehr wäre eine Logik erforderlich, die den Kreis integrativ manipuliert. Nichts anders aber unternimmt Günther, der die Dialektik von Quantität und Qualität kennt und weiß, daß der qualitative Übergang von der Linie zum Kreis eben des *quantitativen* Zuwaches von der Zwei zur Drei bedarf. *Die Aristotelische Logik des Seins und die nicht-Aristotelische Logik der Reflexion* (1958, B I, 141-88) skizziert erneut Günthers Konzept einer mehrwertigen Logik,^[741] und McCulloch, der (1959) auf Vermittlung von John Ford von der George Washington University, Washington D.C., mit diesem Text Bekanntschaft macht, erkennt sehr schnell die Berührungspunkte mit der eigenen, zweifach gelagerten Problematik: Zirkularität und Nebenordnung markieren gerade den innersten Kern der logischen Revision Günthers,^[742] die er nunmehr unter dem Titel der *Stellenwerttheorie* konkretisiert.^[743]

John Ford ist es auch, der 1960 den persönlichen Kontakt zu McCulloch vermittelt, ein Kontakt, der für Günther in zweifacher Hinsicht wegberaubend wird. Zum einen erwächst hieraus für den mittlerweile Sechzigjährigen die bis dahin versagte institutionelle Reputation – Günther wird zunächst Gastprofessor, dann Associate, 1963 schließlich *Full Professor of Electrical Engineering am Biologial Computer Laboratorium* (BCL), das v. Foerster 1957 in Urbana/Illinois gründet, und dem Günther bis zu seiner Emeritierung (1972) angehören wird. ^[744]

⁷⁴¹ Während die *Idee einer nicht-aristotelischen Logik* sich in der Darstellung der neuen, zweiten Negation erschöpft, liefert Günther hier, im Anschluß an eine ausführliche philosophische Diskussion der Differenz klassischer und transklassischer Logik, in Analogie zu den Wahrheitswerttafeln der Aussagenlogik die topologisch-thematischen Vermittlungen der reflexionslogischen Funktoren in einer dreiwertigen Reflexionslogik nach.

⁷⁴² Das zumindest ist Verbindungslinie, wie sie sich anhand der Problementwicklung rekonstruieren läßt, und wie sie Günther selbst wohl vor Augen gehabt haben mag. Eine ganz anders gelagerte und auch für Günther vollkommen überraschende Motivation enthüllt aber der persönliche Kontakt zu McCulloch. Günther braucht einige Zeit "before he really understood what had attracted Warren McCulloch to this paper. It was not so much its potential application to cybernetics but a hidden relation that it revealed between number and logical context. When the author wrote it he opined that a non-Aristotelian Logic is nothing but a place value system of innumerable logical sub-systems of Aristotelian (two-valued) character. His interest was at that time wholly conceptual and he did not even dream that a hidden arithmetical issue might lead into deeper foundation layers of cybernetics. Here McCulloch was far ahead of him." (NL 318.)

⁷⁴³ Als *Stellenwertsystem* konzeptualisiert Günther die zuerst in *Idee einer nicht-aristotelischen Logik* entworfene Topologie der Reflexionsverhältnisse, "die zwischen den logischen (immer zweiwertigen) Vollzügen auf den verschiedenen Reflexionsstufen unseres subjektiven Bewußtseinsraumes auftreten. Je nach der Erlebnisebene, auf der wir unsere klassische

⁷⁴⁴ Auf Einladung McCullochs hält Günther am *Institute of Technology* in Chicago und am *Department of Electrical Engineering* der staatlichen Universität in Urbana/Illinois zwei Vorträge, denen sich jeweils Angebote auf eine Professur anschließen. (Vgl. SD 32) Günther kann also wählen und entscheidet sich mit Urbana dafür, Mitglied einer Legende zu werden. – Die vollständige Dokumentation der Legende,

Und zum anderen führt die Freundschaft zu McCulloch und die Tätigkeit am BCL zu einer systematischen Neuorientierung Günthers, die sich deutlich in einem nicht eingehaltenen Versprechen, in einer literarischen Leerstelle manifestiert: 1957, noch in Richmond, Virginia, stellt Günther seine große Monographie *Idee und Grundriß einer nicht Aristotelischen Logik* fertig, die in der ersten Auflage als "Erster Band" einer auf zwei Bände angelegten Arbeit angekündigt ist, wenn sie 1959 bei Meiner in Hamburg erscheint.^[745] Einen zweiten Band jedoch wird es nicht geben, die Einleitung und das erste Kapitel dazu erscheinen unter dem Titel *Logistischer Grundriß und Introsemantik* in den *Beiträgen*. (B II, 1-115) Die Lücke aber, das Fragment weist in seinem Nichtgeschriebensein über die Ränder des Abbruchs hinaus: Sie markiert Günthers Hinwendung zu einer reinen Strukturtheorie und wird so zum Markstein seiner endgültigen Abwendung vom Idealismus (vgl. SD 58f), als dessen Vollender er einst mit den *Grundzügen* angetreten war.

Dabei soll *Idee und Grundriß* ursprünglich den in den *Grundzügen* als Defizit Hegels negativ bestimmten Anspruch einlösen, soll die formtheoretische Beschränkung Hegels in der Triade von Aristotelik, kontra-Aristotelik und nicht-Aristotelik zu einem vollgültigen und renovierten Idealismus komplettieren. Nicht zu unrecht mag mancher daher in *Idee und Grundriß* die hypertrophe Emphase einer "alle bisherige Philosophie und Wissenschaft revolutionierenden Theorie"^[746] sehen. Denn wenn die spekulativen Idealisten "in der Tat eine weltbewegende Entdeckung" (IuG 64) gemacht haben, wenn aber ihre wesentliche Bedeutung "nicht in ihren Resultaten liegt [...], sondern in den völlig neuen Fragestellungen" (IuG 387), dann verspricht die von Günther nunmehr vorgeschlagene Beantwortung dieser Fragen Entsprechendes.

Hinter diesem Anspruch also steht noch die ungebrochene Hoffnung auf einen zweiten Revisionsschritt aus dem Innern des Idealismus selbst, auf eine immanente Vollendung eines Denkens, dessen erste thematische Weiterentwicklung Günther in der transzendental-spekulativen Transformation "des Viergestirns Kant, Fichte, Schelling, Hegel" (SD 58) am Platonisch-Aristotelischen Programm erblickt; hier nun soll der eigene Entwurf auch deren Defizite in einen modifizierten Idealismus transformieren.

Damit tritt Günther an, seiner philosophischen Kernthese: "das Denken ist von höherer metaphysischer Mächtigkeit als das Sein" (IuG 13)^[747] die innerhalb des Deutschen Idealis-

also sämtlicher (bis zu seiner Auflösung 1976) am BCL entstandenen Arbeiten auf Microfiches in: Wilson (Ed.): *The Collected Works of the Biological Computer Laboratory*.

⁷⁴⁵ Der Grundgedanke der nicht-Aristotelischen Logik wird von der *Bollingen-Foundation* als förderungswürdig akzeptiert (SD 16 datiert den Förderungsbeginn auf 1952, IuG XIX (Vorwort 1. Aufl.) auf 1953), die erste Niederschrift liegt 1957 vor, und Dank der Unterstützung und Fürsprache Gödels bewilligt die *Foundation* auch die Mittel für den nicht vollendeten zweiten Teil. Die Bollingen-Foundation – gegründet von dem Bankiersehepaar Paul und Mary Mellon – hat voranging die Erforschung und Promotion des Werks von C.G. Jung zum Ziel, und gewiß trägt die monetäre Würdigung mit dazu bei, Günther in Amerika heimisch werden zu lassen. Ganz im Gegensatz zu seinem Freund Bloch, der sich – kaum einen Spatz in der Hand – bis 1947 vergeblich um die "Bollingen-Dachtaube" bemüht und es "etwas grotesk" findet, "die Manen C.J. Jungs [sc.] für eine neue Philosophie als Fachmann berufen zu müssen." Bloch: Briefe. S. 759 (6.10.1946 an Adolph Lowe), 844 (15.10.1946 an Hermann Broch).

⁷⁴⁶ Ludwig: *Pegasus als Reflexionsrest*. S. 111.

⁷⁴⁷ Eine wohlwollende Lektüre wird diese Grundprämisse in Erinnerung an den Cantorschen Begriff der *Mächtigkeit* als die thematische Verdoppelung (der Elemente) der Reflexion lesen. Wer zu solchen Eigenleistungen jedoch nicht bereit ist, findet sich durchaus in bester Gesellschaft. Bereits Hermann Schmitz moniert in seiner scharfen, an keiner Stelle unfairen Kritik: "Da der Vf. [sc.] die Bedeutung, die er den Worten 'metaphysisch' und 'Mächtigkeit' beilegt, nicht erläutert, sehe ich mich nicht in der Lage,

mus versagte formale Modellierung an die Seite zu stellen. Doch im Licht der Kybernetik erweist sich die über die stellenwerttheoretische Mehrwertigkeit^[748] konzipierte Erweiterung klassischer Logik als zwar notwendige, allerdings nicht hinreichende "Vordergrundkulisse" (SD 51) für eine diesem Anspruch adäquate transklassische Logik. Mehrwertigkeit allein bleibt unvollständig, sie liefert auf einer Oberflächenebene zunächst nur die Andeutung einer notwendigen Mechanik, um selbstreferentielle Phänomene antinomiefrei formalisieren zu können; das Prinzip einer drei-, potentiell n -fachen Verteilung zweiwertiger Logiksysteme zeigt sich gleichsam als das Meta-Format einer Verbundlogik, die das dreigliedrige Reflexionsschema Hegels abzubilden gestattet. Geht es aber in *Idee und Grundriß* erklärtermaßen darum, das "formale und das transzendente Problem der Logik, also ihre klassische und ihre trans-klassische Form, in einem 'totalen' System der Reflexion" zu vereinen (IuG 310), dann scheint Günther demgegenüber von der innovativen Kraft seiner eigenen Interpretation der Mehrwertigkeit überwältigt, denn die in den *Grundzügen* aufgenommene Suche nach der neuen Form tritt nun ganz hinter die dezidierte Analyse und Explikation jener Möglichkeiten zurück, die dem Konstruktionsprinzip verteilter Logiken inhärent liegen. Das heißt *Idee und Grundriß* projiziert das Thema des transzendental-spekulativen Idealismus – das Denken des Denkens, ohne in die Verobjektivierungen oder A-Formalität abzugleiten, an denen das "Viergestirn" letztlich gescheitert ist –, und Günther glaubt, mit der Mehrwertigkeit den wesentlichen Durchbruch zu einer Formalisierung der Reflexion in ihrer Prozessualität geleistet zu haben. Zwar unterteilt er den ersten Band "Die Idee und ihre philosophischen Voraussetzungen", verleiht ihm von vornherein den Status der Vorläufigkeit, indem er auf die noch ausstehende Formalisierung verweist, doch *Idee und Grundriß* ist ganz von der Überzeugung getragen, mit dem Aufweis und der Deskription der transklassischen mehrwertigen Logik den wesentlichen Schritt bereits geleistet zu haben.^[749]

Allerdings: Mehrwertigkeit allein sagt noch nichts über eine neue Form, und möglicherweise ist es die institutionelle Positionierung an der vordersten Front der Kybernetik, der Günther die Rückkehr zu der formtheoretischen Ausgangsproblematik der *Grundzüge* ver-

zu verstehen, was er meint." (Schmitz: *Buchbesprechung: 'G.G.: Idee und Grundriß 1.Auflg.'*, S. 288.) Ein Blick in die *Beiträge* bietet die ebenfalls aus dem Jahr 1957 stammende Annäherung an den Terminus *Mächtigkeit*. "Diesen Tatbestand der zusätzlichen Reflexionsstiefe des Bewußtseins gegenüber dem Sein (Unmittelbarkeit des Bewußtseins) haben wir früher bereits als 'höhere Mächtigkeit' des Bewußtseins bezeichnet." (B I, 55) Die hier angesprochene Stelle zeigt 20 Jahre zuvor allerdings *Mächtigkeit* noch bar jeder mengentheoretischen Implikation allein im Sinne einer Rang-, Bedingungs-, Ermöglichungsrelation zwischen Denken, Wollen und Zeit. (Vgl. B I, 3-9) Die Explikation seines Metaphysik-Begriffs liefert Günther im *Bewußtsein der Maschinen* nach. Dort bedeutet Metaphysik "die Theorie der Bewußtseinsbedingungen, die die Voraussetzung von allem Erleben überhaupt sind, deren Wesen also jener primordialen Spaltung zwischen Bild und Abbild nicht unterliegt. Wie schon Kant hervorhebt, können die Bedingungen aller möglichen Erfahrung niemals Gegenstand der Erfahrung sein. Jene Bedingungen aber reflektieren sich in einer ihr eigenes Wesen suchenden und auf ihre eigenen Ursprünge zurückgehenden Reflexion. Die Theorie dieses sich selbst Suchens der Reflexion ist das, was hier Metaphysik genannt wird – in diesem Sinne müssen u. E. auch die Fichteschen Wissenschaftslehren und die Hegelsche Logik verstanden werden." BdM 112f.

⁷⁴⁸ Wie oben erwähnt läßt sich *Idee und Grundriß* konzeptionell, nicht explizit terminologisch, auf die Stellenwerttheorie zurückführen.

⁷⁴⁹ Die Frage also: "Ist es möglich, einen Logikkalkül zu konstruieren, der eine solche doppelte Reflexionsstruktur des menschlichen Bewußtseins adäquat beschreibt?", wird antizipativ eindeutig entschieden: "Wir können, die Ergebnisse des zweiten Bandes vorwegnehmend, diese Frage beantworten. Es ist in der Tat möglich – vorausgesetzt, daß man von der klassischen zweiwertigen Logik zu mehrwertigen Kalkülen übergeht." IuG 347, vgl. XVIII, 124; 341.

dankt. Denn in den ersten Jahren am BCL kristallisiert sich in vollem Umfang heraus – und diese Einsicht verhindert letztlich den zweiten Band –, inwiefern eine selbstreflexive Struktur, d.h. eine abbildbare, prozessuale Mechanik der Reflexion, das Konzept der Transklassik unter dem in *Idee und Grundriß* vorgestellten Wertprinzip noch überfordert. In Urbana tritt die für den zweiten Band angekündigte formale Implementierung in den Hintergrund, wenn Günther im Verlauf der weitergehenden Ausarbeitung am Begriffssystem der Mehrwertigkeit (1960-1962) auf die noch unerschlossenen Konsequenzen des eigenen Ansatzes gestoßen wird. Denn einerseits erbringt der Arbeitskontext neben "harten" Wissenschaftlern (Ashby, Pask, Löfgren, v. Foerster, Maturana) den Prüfstein und das Verständnis dafür, daß eine Formalisierung mit Hilfe der Mehrwertigkeit allein nicht hinreichend ist, um Selbstbezüglichkeit in einen operationalen Kalkül zu überführen; das konzipierte System einer drei- und potentiell n-wertigen Logik ist zwar weit genug, ein reflexionslogisches Modell des Selbstbewußtseins zu bieten, aber die angestrebte Operabilität, geschweige denn eine Implementierung ist damit noch in weiter Ferne.

Und andererseits konfrontieren die Untersuchungen am BCL ihn mit der noch immer nicht vollständig überwundenen seinsthematischen Fixierung der Stellenwerttheorie, deren Formbegriff noch ganz im Rahmen der klassischen Ontologie verbleibt. Läßt sich aber die Indifferenz der Kybernetik gegenüber der Materie übersetzen als die paradigmatische Substitution der Substanz durch die Struktur, dann präsupponiert eine adäquate Operabilisierung prozessualer Strukturen die letztmögliche kalkültechnische Eliminierung der Substanz, des Seins, aus dem Kalkül. Der benötigte Kalkül also muß diese Substitution auffangen können, muß eine Form für Struktur selbst anbieten, denn echter Selbstreflexivität darf die Dichotomie von Form und Inhalt nicht mehr eingeschrieben sein. Dafür aber liefert Mehrwertigkeit auf dem mit *Idee und Grundriß* erreichten Stand noch keine dekompositionsresistente Struktur, das Verteilungsprinzip der Logik stellt vielmehr eine exogene Konstruktionsvorschrift dar, die über die endogene Formkonzeption keine Aussagen macht.

Gefordert also wäre nicht nur eine Struktur für die Struktur der Reflexionsstufen, sondern mehr noch eine Struktur für Form, resp. eine Form für Struktur, die *qua* Form in der Lage wäre, die Struktur der Selbstreflexivität, also den Selbstbezug aktual in seinem Bezogensein zu logifizieren;^[750] der Schlüssel liegt somit nicht in der Formalisierung der Mehrwertigkeit, sondern im formtechnischen Hintergehen der Form-Inhalt-Dichotomie, oder – um es kybernetisch auszudrücken – in der strikten Materie-Indifferenz und zwar des formalisierenden Kalküls selbst.

Väter und Söhne

Dies ist die wesentliche Einsicht, die Günther in der Zeit am BCL gewinnt, sei es in direkter Auseinandersetzung mit der Kybernetik, sei als Selbstvertiefung des eigenen Denkens;^[751]

⁷⁵⁰ *Idee und Grundriß* bewegt sich konzeptionell somit auf der Basis von Varela: *A Calculus for Self-Reference*, bleibt damit Übergangsstadium auf dem Weg zu einem selbstreferentiellen Kalkül. Vgl. Kaehr: *Das Meßproblem bei Mensch-Maschine-Kommunikationsprozessen*. S. 18-30; ders.: *Kalküle für Selbstreferentialität oder selbstreferentielle Kalküle*.

⁷⁵¹ Einen wesentlichen Anteil an dieser Entwicklung trägt nach Günthers Bekenntnis McCulloch – "his mentor in cybernetics" (NL 319) –, der mit Günther das grundlegende Unbefriedigen teilt über "the lack of fundamental ontological orientation that characterized – and still characterizes – the pursuit of cybernetic theories" (NL 319) Hier offenbart sich eine Seelenverwandtschaft, deren Intensität es Günther in der Rückschau verunmöglicht, "to perform a clean separation of his own ideas from those of McCulloch. He is only sure that the thoughts he expresses on cybernetics topics are fully his own up to

ein Vertiefung jedenfalls, die die Arbeit an der Mehrwertigkeit in eine neue Richtung lenkt und das Fortschreiben von *Idee und Grundriß* in der ursprünglich konzipierten Weise verhindert.^[752] Den ersten Schritt zu dieser neuen Tiefendimension beeilt Günther sich dann im *Vorbericht über die generalisierte Stellenwerttheorie der mehrwertigen Logik* (1960) als "Reflexionsmuster" einzuführen,^[753] die als noch immer wertbesetzte Strukturen aber selbst noch der Abstraktion/Generalisierung fähig sind, und wie diese Generalisierung auszusehen hätte, stellt 1962 *Das metaphysische Problem einer Formalisierung der transzendental-dialektischen Logik* (B I, 189-247) vor: Hier dann trägt auch die Terminologie dem strukturellen, radikal a-substantiellen Aspekt Rechnung, Günther tauft um in *Morphogrammatik* (B I, 215), um damit eine Leerstellenstruktur zu bezeichnen, in der allein die Gestalt, die Struktur der Form der (Wert)Logik manipuliert wird.

In *Idee und Grundriß* jedoch arbeitet sich Günther primär noch an der idealistischen Tradition ab, auch hier ist das Motto der *Grundzüge*: Mit Hegel über Hegel hinaus! zu dominant, als daß er in der reflexionslogisch motivierten Mehrwertigkeit die formtheoretische Forderung für einen Kalkül sieht, der als Kalkül der Reflexion die klassische Widerspiegelung des Seins vollständig verläßt. Zwar soll auch hier – eben so wie in den *Grundzügen* gefordert – aus der Reflexion der Reflexion die Thematik des Seins eliminiert werden, aber die ontologische Interpretation der Mehrwertigkeit im Sinn der Nicht-Aristotelik erweist ihre Fundierung selbst noch dem klassischen Formbegriff verpflichtet.

Hegel also ist das Maß, und Hegel spricht eben nur von der *zweiten Form*, die Günther in den *Grundzügen* als Zielpunkt anvisiert. Soll dieser Zielpunkt nun im Zuge der Weiterung der Logik positiv befaßt werden, so steht *Idee und Grundriß* (anders als die *Grundzüge*) zwangsläufig in einer starken Oszillationsbewegung zwischen Retrospektive und Prospektive: Geht es darum, das allererst angedachte Denken des "Vaters" an dessen eigenen Vorgaben zu messen, seine Tiefen restlos auszuloten, sie auf den vorgezeichneten Grundlagen und entlang der konzeptionellen Struktur nach außen über die systematische Grenze hinweg zu projizieren,^[754] dann können wir darin das Zusammenspiel zentrifugaler und zentripetaler Kräfte sehen, zwischen denen jede Radikalisierung oszilliert, wenn sie die angelegten, jedoch übersehenen, vermiedenen oder verworfenen Konsequenzen eines Werkes als dessen

the publication of his 'Cybernetic Ontology and Transjunctional Operations' which came out in 1962." NL 318.

⁷⁵² Das lakonische Eingeständnis dieser Säumnis verbindet Günther in der Selbstanzeige zur zweiten Auflage von *Idee und Grundriß* mit geschickter Werbung: "Eine nichtaristotelische mehrwertige Logik ist erforderlich, damit die ontologische Perspektive der klassischen Logik erweitert wird, die den Fortschritten der Mathematik ebenso wie dem Aufkommen der Kybernetik Rechnung trägt. Allerdings, so scheint es dem Vf. jetzt, lag der 1. Aufl. noch eine Konzeption von Ontologie zugrunde, die der traditionellen Zweiweltenlehre verhaftet ist und der Modifikation bedarf. Die ist auch der Grund, warum der Vf. den Plan aufgegeben hat, einen 2. Bd. zu dem Werk zu schreiben; an seine Stelle tritt eine Aufsatzsammlung [...] im selben Verlag." Günther: *Selbstanzeige*.

⁷⁵³ Einmal vollzogen, ist der Durchbruch zu einer strukturellen Erweiterung der Logik über das Mehrwertigkeitsprinzip hinaus für Günther so augenfällig und naheliegend, daß es "aus Prioritäts- und anderen Gründen" (Günther: *Vorbericht*, S. 99) ratsam scheint, Originalitätsansprüche rechtzeitig anzumelden. So sucht der *Vorbericht in den Grundlagenstudien* das "Patent" zu sichern, doch "[e]r [Günther] hätte es mit seinen Prioritätssorgen gar nicht so eilig haben brauchen. Die neue Theorie, die nachwies, daß die alte Logik nur ein kenogrammatiches Fragment sei, ist bis heute mit eiserner Beharrlichkeit (den Osten nicht ausgenommen) ignoriert worden." SD 51.

⁷⁵⁴ Die Frage also ist erneut: "wo führt der von Hegel eingeschlagene Weg hin, wenn man versucht, ihn weiter zu gehen, und zu welchen Einsichten über das Wesen des Denkens, das der Logik des Absoluten zugrunde liegt, kommen wir dabei." GZ 139.

genuine Bestimmungspunkte in den Blick nimmt. Es mag sich aber auch schlicht die Dialektik von Differenz und Wiederholung hier widerspiegeln, deren Nexus Deleuze uns lehrt.^[755]

Im Fall Günther-Hegel zeigt sich die Wiederholung als die "die logische Basierung", die bei Hegel "zur äußersten Konsequenz gebracht [ist]: die Ontologie ist ganz und gar in die Logik hineingenommen".^[756] Eine Wiederholung, der dann die Differenz eingetragen ist, wenn bei Hegel "der dialektische Gang der Begriffsentfaltung [...] zugleich der reale Gang der Weltentfaltung [ist]."^[757] Gegen diesen Umschlag von Logik in Metaphysik opponieren bereits die *Grundzüge*, und *Idee und Grundriß* ergänzt das Wiederholungs-/Differenzschema nun um eine wesentliche Facette, wenn Günther der Hegelschen Identität von Sein und Nichts^[758] seinen Unterschied dahingehend einschreibt, "daß Denken und Sein nur partiell identisch sind." (IuG 91). Diese Differenz mündet schließlich in die "ganz unklassische These von der höheren logischen Mächtigkeit der Reflexion über das Sein" (IuG 320), wohinter sich der Gedanke eines irreduziblen *Reflexionsrestes*, eines *Reflexionsüberschusses* verbirgt, der – als reflexionslogische Reinventarisierung des Marxschen *Mehrwertes* – nicht mehr in der Dualität von Sein und Nichts aufgeht. So konvergiert/divergiert Günther, denn "es ist richtig zu sagen, das objektive (irreflexive) Sein ist subjektiv (reflexiv) das Nichts. Es ist aber falsch anzunehmen, daß dieser Satz eindeutig umkehrbar ist." (IuG 308)

An dieser Ein-Eindeutigkeit aber hält Hegel fest, weswegen Marx ihn problemlos in den Materialismus abspiegeln kann, und Günthers Hoffnung, "daß dem Idealismus die Kraft innewohnen könnte, eine dritte Geistesgestalt aus sich zu entwickeln" (SD 58) scheitert nicht zuletzt an der Einsicht in die strukturelle Identität von Idealismus und Materialismus. Eine Identität, die sich als das unbedingte Festhalten an der logisch-ontologischen Zweiwertigkeit von keiner der beiden Seiten her mit immanenten Mitteln als hintergebar zeigt; Günthers Versuch, zunächst von innen heraus an der Erweiterung des idealistischen Programms zu arbeiten, wendet sich im Sinn einer konservativen Erweiterung des Idealismus gegen sich selbst. Mehrwertigkeit unterminiert die ontologische Auszeichnung einer, gleichgültig welcher Seite (Denken/Sein) und überbordnet die metaphysische Grundlagen von Idealismus und Materialismus.

Sehen wir in Günthers Transformationsversuch allerdings die Vorbereitung einer *cybernetic ontology*,^[759] wie der zentrale Aufsatz von 1962 (B I, 249-328) betitelt wird, dann schließt

⁷⁵⁵ So betrachtet reiht Günther sich neben andere "Söhne", die sich – prominent etwa Derrida oder Lacan – selbständig einem "Vater" adoptieren. Solche Wahlverwandtschaften fokussieren dann in besonderem Maße das Wechselspiel von Attraktion und Repulsion, von Differenz und Wiederholung; hier begegnet zentral "ein und dieselbe Bewegung, in der die Wiederholung die Differenz umfaßt (nicht als eine zufällige und äußerliche Variante, sondern als ihr Heustück, als die wesentliche Variante, aus der sie zusammengesetzt ist, als die Verschiebung und die Verkleidung, durch die sie für eine selbst divergierende und verschobene Differenz gebildet wird) und in der sie ein positives Prinzip erhalten muß, aus dem die indifferente materielle Wiederholung resultiert [...]." (Deleuze: *Differenz und Wiederholung*. S. 360) Für Derrida-Saussure vgl. Harvey: *Derrida and the Economy of Différance*. S. 37-90; bzgl. Lacan-Freud vgl. Widmer: *Subversion des Begehrens*. S. 17-27.

⁷⁵⁶ Hartmann: *Die Philosophie des Deutschen Idealismus*. S. 282.

⁷⁵⁷ Ebd.

⁷⁵⁸ Vgl. Hegel: *Wissenschaft der Logik*. 1.Bd *Die objektive Logik*. S. 43-58.

⁷⁵⁹ Nahegelegt wird diese Sicht durch Günther selbst, der 1962 eben in *cybernetic ontology* den zweiten Band von *Idee und Grundriß* aus seiner ursprgl. Formalisierungspflicht entläßt und ihn erneut als ontologische Revisions- bzw. Präparationsarbeit für den im Licht der Kybernetik erreichten Stand seiner Strukturtheorie ankündigt. *Cybernetic ontology* wird deklariert als "a first attempt to outline an ontology

sich *Idee und Grundriß* bereits auf als systematischer Überstieg der Alternative von Idealismus/Materialismus insgesamt, erscheint als eine dezidierte Abgrenzung gegen das abendländische Paradigma der Egologie, Anthropozentrik und des Logozentrismus, die das methodische Rüstzeug der Polykontextualitätstheorie im Ansatz schon bereithält. Das Projekt einer kybernetischen Philosophie kündigt sich in seiner Anlage manifest an, die Dichotomie von Geist und Materie wird verworfen, indem Reflexion als universaler Strukturprozeß verstanden wird, der mit der Destruktion eines anthropogenen Reflexionskonzeptes die schmerzhafteste Dethronisierung des Menschen, die Aufgabe eines "Alleinvertretungsanspruches" bedeutet. Es konstituiert sich ein A-Humanismus, auf den das Denken stößt, wenn es methodisch in den Bahnen Hegels bleibt, ohne dessen spekulative Erblasten von Weltgeist und Absolutem zu übernehmen. Denn

[d]ie doppelte Reflexion-in-sich oder, wie Hegel umständlich sagt, die Reflexion-in-sich der Reflexion-in-sich-und-anderes aber wird mißinterpretiert, wenn man sie als eine spezifische Eigenschaft des theoretischen Bewußtseins auffaßt. Sie ist eine allgemeine metaphysische Eigenschaft von Existenz überhaupt und kommt deshalb nicht nur erlebenden Subjekten, sondern ebenso objektiven Dingen zu. Sie ist generell Prozeß. Sie äußert sich nur im Ich als Bewußtseinsprozeß. Im Ding äußert sie sich anders. (IuG 260)

Deutlich zeigt sich Günthers Prädisposition für oder die mehrjährige Bekanntschaft mit der Kybernetik, wie umgekehrt das Interesse von Seiten der Kybernetik an der hier skizzierten Thematik offensichtlich ist. Die konstruktive Kritik der Hegelschen Reflexionslogik und das Einklagen ihrer formalen Applikation erweist *Idee und Grundriß* als die philosophische Voraussetzung "daß wir über dieselbe Welt, die wir bisher als Objekt anthematisiert haben nun auch als Subjekt sprechen können, ohne den Boden einer exakten Logik zu verlassen." (IuG XXVI) Auch wenn damit Selbstreferentialität noch weit von ihrer Formalisierbarkeit entfernt ist, in der Auseinandersetzung mit der idealistischen Tradition wird nicht nur die ontologische Fundierung und Legitimation einer in der Automatentheorie semi-empirisch vollzogenen Dekomposition der Subjektivität geleistet, ebenso findet die kategoriale Neubestimmung der Reflexion/Kognition in ihrer Loslösung aus der Trägerschaft des klassischen Subjektes erstmal einen philosophisch-theoretischen Über-/Unterbau, denn Günther skizziert die notwendige Ontologie, die jenseits eines mechanistischen Materialismus in einem nicht-reduktionistischen Sinn erlaubt, von der Reflexion der Materie zu sprechen, deren Komplexionsgrad sie als Ich, Du, Es differenziert.

The paths are made by walking

Der Anspruch also liegt durchaus nicht niedrig und problematisiert sich im formalen Aufbau des Buches, denn die Textualisierung dieses Generalangriffs auf die herrschende Rationalität setzt Günther nicht anders als Hegel den spezifischen Bedingungen eines *Immanenzpostulates* (Henrich) aus: Wenn sich die Weiterung der Logik nur sinnvoll aussagen läßt unter der Voraussetzung, den Wertzuwachs als einen Zuwachs logischer Orte zu akzeptieren, dann hängt Möglichkeit zur Vervielfältigung dieser logischen Orte davon ab, ihnen eine ontologische Interpretation geben zu können, die deren Distinktheit allererst generiert und so ihre Existenz legitimiert. Diese Legitimation fällt somit unmittelbar zusammen mit der Dekomposition der dichotomen Verfassung des klassischen Denkens (Subjekt-Objekt,

for cybernetic logic. [...] The author hopes to make it up in the second volume of his *Idee und Grundriß einer nicht-Aristotelischen Logik* which is in preparation." (B I, 252) Von der 1957 noch anvisierten Formalisierung einer transklassischen Ontologie des zweiten Bandes ist hier also keine Rede mehr.

Sein-Denken), einer Dekomposition also, die sich ihrerseits nur konsistent denken läßt, wenn zuvor der klassischen zweiwertigen Logik das Recht ihrer absoluten und uneingeschränkten Gültigkeit bestritten wird – die neue Logik bedingt eine neue Ontologie, und *vice versa*.^[760] Das Neue also erschließt sich nicht in sukzessiver Deduktion, die hier begegnende wechselseitige Gründung/Begründung von Logik und Ontologie kann nur als Sprung gewonnen werden, als das simultane "Alles-zugleich", als *der Kreis, der sein Ende als seinen Zweck voraussetzt und zum Anfange hat*.

Sieht sich die textuelle Darstellung also je schon mit dem Problem konfrontiert, daß jeder Einstieg in den Kreis – sei es von der Logik her, sei es von der Ontologie her – das initiale Opfer seiner (vermeintlichen) Voraussetzungslosigkeit erbringen muß, so verkompliziert sich das ganze noch einmal, wenn die zirkulare Selbstbegründung zwischen transklassischer Logik/Ontologie selbst erst die Voraussetzung für die zu beschreibende Struktur der transklassischen Bewußtseinsverfassung ist, aus der heraus beschrieben wird. Zwar heißt dies nicht, das Zu-sich-Kommen des Geistes als das, was er je schon war zu beschreiben, doch schreibt Günther analog zu Hegel von einem Bewußtseinsniveau aus, das als solches noch nicht erkannt ist, und das dennoch den Anspruch erhebt, sich im Verlauf als das (apriorische) Maximum reflexiver Struktur zu entfalten. Diese "Darstellung der Selbstreflexivität aber definiert ein logisches 'Rückkopplungssystem' (feed-back). Ein Gedanke, der diese Situation beschreibt, bewegt sich in einem Kreis und kehrt so dauernd zu sich selbst zurück." (IuG XXI). Prätendiert die zur Transklassik erweiterte klassische Logik/Ontologie, den weitesten metaphysischen Strukturrahmen zu umfassen, indem sie dem Strukturprinzip *Reflexion* hinterherschreibt, so gerät die Dekomposition klassischer Zweiwertigkeit in Metaphysik, Ontologie, Logik und Reflexionstheorie geradewegs zur Selbstdarstellung des Strukturprinzips, an dem das beschreibende transklassische Bewußtsein selbst nur *Moment* ist.

Es ist mehr als eine heuristische Schwierigkeit,^[761] und begegnet zunächst in der Notwendigkeit, der jeder Monismus zu genügen hat, wenn er das eine Erklärungsprinzip in der Verschiedenheit der Phänomene nachzeichnet. Die Einzigkeit und Einheit der wie auch immer gewählten einen (Erklärungs)Substanz in der phänomenalen Diversität und *als* diese Vielheit zu zeigen, bedeutet die Schwierigkeit, im Nacheinander der (heterologen) Analyse deren (autologe) Inkomensurabilität sowohl darzulegen als auch zu kompensieren, insofern das Analysandum immer und zugleich das je beobachtete Konkrete wie das ihm zugrundeliegende Allgemeine ist. Letztlich geht es darum, im Rahmen der Linearität des Buches, mit ihr, in ihr und gegen sie, die Simultaneität des nur ungleichzeitig Textualisierbaren zu simulieren. Spinoza separiert daher das Eine (*natura naturans*) in dessen Attribute, verschafft sich seine Sprache mit der Paradoxie einer hierarchischen Axiomatik, die das geschlossene System der allumgreifenden Substanz (Gott), aus sich heraus, selbstursächlich und selbstbezüglich, zu deduzieren sucht. Hegel präferiert, wie gesehen, den Kreis, auf dem sich die Selbstbewegung des Absoluten rundet, und Heidegger zieht sich in verbale Implor-

⁷⁶⁰ Die Doppelspitze der logisch-ontologischen Erweiterung zeigt sich damit nicht im Sinn der Hegelschen Begriffsmetaphysik, die Sein und Begriff verschmilzt (ontologischer Gottesbeweis), sondern als das wechselseitige Abhängigkeitsverhältnis in Bezug auf logische und ontologische Strukturen.

⁷⁶¹ Ein Problem, das die Beobachtertheorie Luhmanns als nicht reflexive, sondern relationale Theorie dann in das Eingeständnis des Blinden Flecks treibt, also in die Anerkennung, daß ein Beobachter im Akt der Beobachtung alles beobachten kann außer seiner eigenen (heteroreferentiellen) Beobachtung. Vgl. Luhmann: ???

sionen zurück, deren Signal-Effekte das "Un" der grundsätzlichen Verborgtheit des Seins zu indizieren suchen.

Bei Günther ist es die Reflexion, sie soll beschrieben werden als kosmisches Prinzip, als universale Struktur, die sich mitunter und an bestimmten Stellen so figuriert, daß es dort zur Beschreibung dieser Figuration selbst kommen kann. Explicans und Explicandum sind unmittelbar miteinander verwoben, durchdringen sich gegenseitig und müssen doch geschieden sein. Parallel *Distributed Processing* wäre hier gefordert, wenn damit mitbedeutet ist, daß nicht eins ohne das andere zu denken ist, wenn die Betonung wesentlich auf der Unlöslichkeit und der planaren Verteilung des Einen/Vielen liegt. Im Raum nämlich ließe sich auflisten, was eben der Sukzession der Reihe zuwiderläuft und dieser Reihung bereits vorläufig ist: Eine transklassische Rationalität, als Basis eines Systems der totalen Reflexion, die jenseits von Subjekt-Objekt gründet; die dies tun kann, wenn der dritte Wert die Grenzen der Zweiwertigkeit disseminieren kann, weil das klassische Subjekt dekomponiert wird/ist, und so zu einem vermassten, mehrwertigen Formalismus führt, dessen fundierende, mehrwertige Logik die Basis der transklassischen Rationalität ist. Der Kreis schließt sich, und der Modus, der hier gilt, ist nicht mehr das Nach-und-Nach einer statischen Architektonik, sondern das dynamische Immer-schon-Voraus, oder besser das zeitfreie Je-schon-Mit von Einem und Anderem.

Solche Strukturen fordern ein neues Schreiben, der unausgesetzte Zwang, das Eine von wechselnden Seiten als das Andere beleuchten zu müssen, die Notwendigkeit, Vernetzungen sichtbar zu machen, die Eines und Anderes mit jedem Wechsel transformieren – ein komplexes Schreiben solcher Art überfordert eine Darstellung in der Linearität. Günther sieht sich zu Erklärungen genötigt – Methodendiskussion oder Entschuldigung? –, denn das Neue und Fremde will antrainiert werden.

In diesem Sinne ist der Zweck des ersten Bandes nicht nur, gewisse objektive Information zu vermitteln [...], sondern darüber hinaus die Reflexionsfähigkeit durch geflissentliche Wiederholung bestimmter Thesen zu stützen. Logische Evidenz, die unseren bisherigen Erlebnisraum transzendiert, fällt nicht vom Himmel. Sie muß langsam erworben werden. Der Verf. [sc.] bitte inständig, ihm zu glauben, wenn er versichert, daß ihm jegliche Anmaßung fern liegt, wenn er bestimmte Sachverhalte, die der ungeduldige Leser nun schon, 'weiß', wieder und wieder formuliert. Es ist relevant, den Unterschied zu erfahren, wenn dasselbe Wissen auf verschiedenen Reflexionsebenen auftritt. (IuG XX)[⁷⁶²]

Was Günther fehlt, zu dieser Zeit noch fehlen muß, ist das Theorem, dem er doch schon folgt, ist das Formativ, das sein Schreiben bereits antizipiert. Gesucht und hinter der Devotion vor dem Leser verborgen ist die methodische Legitimation für ein Schreiben, das an der Linie scheitert, dessen Scheitern aber vorrangig die Erschöpfung des Linearitätsprinzips selbst markiert. Das Gebrechen des Textes weist auf die Defizienz der Möglichkeit einer Vertextung hin, die sich dem schrittweisen Takt des Nach-und-Nach nicht entwöhnen will. Parallel, inversiv, zyklisch, dezentriert, dem Aufbegehren der Diagonalen und Orthogonalen folgend, so müßte der Raum der Textualisierung beschaffen sein, dem sich die Reflexion

⁷⁶² Die Notwendigkeit solcher Erklärungen bezeugen die Lektüreerlebnisse der Rezensenten; für sie entspinnt Günther ein Verwirrspiel, "moves in a sometimes confusing way to an fro [...], leaving plenty of loose ends, pursuing side issues and repeating himself all too frequently. Sometimes he develops his arguments in a rather erratic fashion." (Grieder: *Buchbesprechung: 'G.G.: Idee und Grundriß 2. Aufl.'*, S. 103) Für andere gar "ist die ganze umfangreiche Darstellung nur eine endlose Wiederholung." Klaus: *Buchbesprechung. 'G.G.: Idee und Grundriß 1. Aufl.'*. Sp. 771. Hervhbg. orig.

einschreiben will. Aber solche Modelle sind noch nicht angedacht, es bleibt der schwache Verweis auf den Kreis, auf die Mannigfaltigkeit der (gegenläufigen) Zyklen, die bestiegen und verlassen werden.

Später erst werden Deleuze und Guattari es ausformulieren, werden das Neue der (neuronalen) Maschine als Metapher unterstellen und können ein wenig vielleicht ein Bewußtsein bereiten, in dessen Inexistenz Günther noch ungeschützt hineinschreibt.^[763] Sie nennen es Rhizom, abstrakt wie der Schaltkreis der Kybernetiker, ein Strukturbegriff, der sich nicht auf ein Material fixieren läßt; Rhizome sind politische, biologische, psychische aber auch literale Systeme, und so kann, wer Klassifizierungen sucht, das Schreiben Günthers rhizomatisch nennen. Um den Preis eines kaum erreichbaren Ideals, denn die Maximalforderung eines solchen Schreibens, die Günther (natürlich) nicht erfüllt, heißt: "Jeder Punkt eines Rhizoms kann (und muß) mit jedem anderen verbunden werden. Das ist ganz anders als beim Baum oder der Wurzel, bei denen ein Punkt, eine Ordnung festgelegt ist."^[764] Es wäre das Ideal und bleibt ein solches, realiter muß die abbildhafte *methexis* zufrieden stellen.^[765]

Idee und Grundriß rhizomatisch? – mit Vorbehalt. Sicherlich aber polyzentrisch und polylinear. Mehrlinigkeit^[766] schafft den Raum, den die Dekonstruktion und Subversion der klassischen Metaphysik benötigt; nur im Abgehen von der "Wohlordnung" des Textes kann die immanente Dialektik greifen, deren wechselseitiges Verweisen von Teil und Ganzem das Eine aus dem Anderen hervorgehen läßt. Erst das Gesamt erhellt die spezifische Transformation klassischer Begriffe, wie umgekehrt diese Transformation allererst Voraussetzung

⁷⁶³ Damit könnte die Lektüre anders ausfallen und vor ungeduldiger Verurteilung Günthers bewahren, die im Gleichen das Andere nicht erkennt und vorschnell resigniert: "Auch die Einzelteile lassen nicht auf eine Ästhetik schließen, ja, schreitet man in der Lektüre voran, so überfällt den Leser das Grauen, das Grau der Langeweile. All diese Puzzlestückchen ähneln sich auf penetrante Art und Weise und erzeugen in ihrer gestanzten Gleichförmigkeit keinesfalls jenen Rausch, der den Puzzler in Erwartung eines vielgestaltigen, farbentrunkenen Motivs überfällt." So Herith: *Hinter dem Rücken der Maschinen* (S. 37) über die Aufsätze Günthers.

⁷⁶⁴ Deleuze, Guattari: *Tausend Plateaus* S. 16. "Ein Buch zum Beispiel, das aus Kapiteln besteht, hat seine Höhe- und Schlußpunkte. Was geschieht dagegen in einem Buch, das aus Plateaus besteht, die miteinander über Mikro-Fissuren kommunizieren, wie es im Gehirn geschieht? Wir bezeichnen jede Mannigfaltigkeit als 'Plateau', die mit anderen Mannigfaltigkeiten durch äußerst feine unterirdische Stränge verbunden werden kann, so daß ein Rhizom entsteht und sich ausbreiten kann." (a. a. O.: S. 37) "Anders als zentrierte (auch polyzentrische) Systeme mit hierarchischer Kommunikation und feststehenden Beziehungen, ist das Rhizom ein a-zentrisches, nicht hierarchisches und a-signifikantes System ohne General." A. a. O.: S. 36, vgl. a. a. O.: S. 12-42.

⁷⁶⁵ Als vielleicht einzige Realität eines literalen Rhizoms, kann Minskys *Mentopolis* gelten, das – allerdings von der Netzwerktheorie her motiviert – seine 308 Bausteine ("Agenten" – Seiten – Plateaus) der Autorität der Linie entbindet und so dem "Prinzip des a-signifikanten Bruchs" genügt. (1. e.: "Ein Rhizom kann an jeder Stelle unterbrochen oder zerrissen werden, es setzt sich an seinen eigenen oder an anderen Linien weiter fort." Deleuze, Guattari: *Tausend Plateaus*, S. 19.)

⁷⁶⁶ "Mit 'Mehrlinigkeit' ist eine zahlentheoretische Konzeption angesprochen, die nicht auf die zeitgenössischen Theorien der Mehrlinigkeit, wie sie etwa als rekursive Wortarithmetik aus der mathematischen Linguistik bekannt sind, zurückgeht. Denn während diese sich durch Gödelisierung auf der Linearität der natürlichen Zahlen abbilden lassen, handelt es sich bei jener um eine primäre, irreduzible Konzeption von Mehrlinigkeit. Da genügt nicht eine geometrische Figur, wie sie sich veranschaulicht in der Linie, aber auch im Kreis und der Spirale, die jeweils auch nur ein Modell der Linie sind. Denn der Kreis, der ein homogenes Feld beschreibt und die Spirale, die ab ihrem Ursprung ihr Telos entrollt, bleiben durch die Eindeutigkeit ihrer Konstruktion und Definition dem Identitätsprinzip unterworfen. Für eine in sich widersprüchliche bzw. dialektische Konzeption jedoch, bedarf es nicht nur einer Figur, sondern einer Vielfalt an Figuren. Ihr einfachstes Modell ist die Mehrlinigkeit." Meyer: *Das Phantasma der Selbstgeburt*. S. 187.

für das generierte Ganze/Neue ist. Methodisch ist dies geläufig, Heidegger erarbeitet sich solche Transformationen mit Anführungszeichen, Durchstreichungen und Bindestrichen; Günther setzt auf die Kraft der Wiederholung, die den klassisch besetzten Begriffen auf einer Oberflächenstruktur folgt, deren Tiefenstruktur sie aber im Verlauf unterminiert. Denn gefangen in der Terminologie, Semantik und Grammatik der Tradition kann deren Neuschreibung oder Vernichtung sich allein der überkommenen Mittel bedienen, ja

es ist sinnlos, auf die Begriffe der Metaphysik zu verzichten, wenn man die Metaphysik erschüttern will. Wir verfügen über keine Sprache – über keine Syntax und keine Lexik –, die nicht an dieser Geschichte beteiligt wäre. Wir können keinen einzigen dekonstruktiven Satz bilden, der nicht schon der Form, der Logik, den impliziten Erfordernissen dessen sich gefügt hätte, was er gerade in Frage stellen wollte.^[767]

Sekundär dabei bleibt, ob wir diesen Prozeß des Sagens, das gleichzeitig auch immer ein Verschweigen ist und sein muß, ob wir dieses Schreiben, das, indem es das eine sagt, das andere voraussetzt und indem es das andere voraussetzt, erst das eine sagen kann, ob ein solches Schreiben also, das sich in seiner Bedeutung konstituiert, indem es auf dem Verschwiegenen gründet, ob wir dies nun Dialektik nennen oder mit Heidegger an das Entbergen denken, das in gleichem Maße immer auch ein Verbergen ist. Primär ist, daß ein Schreiben, das sich nicht in der geschlossenen Weise präsentiert, zwischen *einem* Anfang und *einem* Ende sein System aufbauen zu wollen, das vielmehr von verschiedenen Orten her sich dezentral seinen Weg bahnt, sich um die Möglichkeit bemüht, dem Sowohl-als-auch von Sagen und Verschweigen auch formell Rechnung zu tragen. Ein solches Schreiben verpflichtet darauf, hinter und über dem aktual Gesagten je das mitzudenken, was die Physis der Schrift verweigert.^[768] Ist das Nicht-Gesagte so nicht mehr länger das in der Zukunft projektierte, sondern das aus der Vorzeitigkeit her präformierende, dann wird im selben Moment auch die wahrheitswertfunktionale Struktur der apophantischen Aussage und die Hierarchie der Begriffe hinfällig; polylineares Schreiben indiziert über die in der Vielschichtigkeit der Interdependenzen generierten Nebenordnung die Zerstörung der immer als

⁷⁶⁷ Derrida: *Die Struktur, das Zeichen und das Spiel*. S. 425.

⁷⁶⁸ Ein Text, der sich unilinear von einem Ursprung aus entfaltet, prätendiert das Spätere als Produkt und Resultat des Vorherigen; Texte solcher Art verdunkeln, daß das Abhängigkeitsverhältnis immer auch umschlägt, mithin von hinten nach vorn das Erstere aus dem Letzteren bedeutet wird. Generiert sich ein Text jedoch als ein Schreiben von unterschiedlichen Orten her, so wird damit zum einen gegen den falschen Schein der Sukzessivität angegangen, die nicht mehr als Vehikel der Evidenz auftritt. Zum anderen wird mit dem Anarbeiten gegen die Linearität als der Grundverfassung des Buches das Ungesagte nicht als das noch zu Erwartende, als das Zukünftige folgender Seiten verheißen, sondern das Verschwiegene wird ins Recht gesetzt, wenn es als das Nicht-Gesagte nicht länger im Modus des Noch-Nicht, sondern als das Schon-Nicht dem Gesagten paritätisch zur Seite steht. Heidegger erkennt in dieser Notwendigkeit des "nicht" hinsichtlich des Denkens dann auch nicht einen Mangel des je vollzogenen Denkens, sondern sieht hierin allein die aktuelle Nichtvollzogenheit dieses Denkens. "Das Ungedachte in einem Denken ist nicht ein Mangel, der dem Gedachten anhaftet. Das *Un-Gedachte* ist je nur als das *Un-gedachte*." (Heidegger: *Was heißt Denken?* S. 72. Hervhbg orig.) Absenz als Bedingung der Präsenz bleibt somit ständig gegenwärtig, und umgekehrt konturiert sich ein Schreiben, das sich der Gewalt der Präsenz zu entziehen sucht. Ein Kampf gegen die Bedingungen von Text und gleichermaßen das Eingeständnis unter der Schrift zu stehen, "[d]enn jede Schrift ist aphoristisch. Keine 'Logik', keine Vermehrung bindender Lianen kann mit ihrer wesenhaften Diskontinuität und Unwirklichkeit, mit der Genialität des darunter liegenden Schweigens zu Rande kommen. Das Andere wirkt ursprünglich am Sinn mit. Zwischen den Bedeutungen gibt es einen wesenhaften lapsus [...] Vorzugeben, ihn durch die Erzählung, den philosophischen Diskurs, die Ordnung der Vernunftgründe oder die Deduktion zu reduzieren, heißt die Sprache verkennen und, daß der Bruch selbst die Totalität ist." Derrida: *Edmond Jabès und die Frage nach dem Buch*. S. 111.

Wertalternative verstandenen metaphysischen Opposition – das Eine ist nur im Zusammenspiel mit dem Anderen legitimiert und erklärt.⁷⁶⁹ Polylineares Schreiben erweist sich als ein vernetztes Schreiben oder besser als ein Schreiben des Netzes, das von Ort zu Ort, von einem Anknüpfungspunkt zum nächsten, einer nicht sichtbaren Ordnung folgend sich webt, um sie im Schreiben selbst hervorzubringen. So webt sich das Netz um ein Zentrum – Reflexion, strukturierende Struktur in diesem Fall –, das allein dadurch Realität hat, daß es *nicht Netz ist*, ein Zentrum dessen Stelle sich gerade an, aus und in seiner Inexistenz erkennen läßt. Das Zentrum ist das nicht Vorhandene, das aus dem Nichts heraus den Gang des Diskurses, das Weben am Netz lenkt; es zeigt sich an den Teilen wie im Ganzen, und ist doch nicht urbildhafte Idee, *eidos*, da solches in die Hierarchie von Ursprung und Ableitung, von Eigentlichkeit und Uneigentlichkeit zurückfällt. Der Begriff des Zentrums muß paradoxal, ambig, gedoppelt verstanden werden, als Produkt und Entelechie des Textes gleichermaßen; Positivität und Monokausalität sind keine Attribute dieses Zentrums, wenn es innerhalb des Ganzen liegt, dem es als dessen Nicht (nicht) angehört. *Tertium datur!*

So spiegelt die Struktur von *Idee und Grundriß* bereits die höhere Mächtigkeit des Nichts gegenüber dem Sein wider, A-Präsenz als Negativität, die nicht nichts ist, strukturiert und figuriert die Positivität von Sprache und Schrift wesentlich und weist an, dem Denken ein Drittes zu öffnen, das diese Negativität jenseits der Dichotomie von Sein und Nichts erfassen kann. Reste, Überschüsse auch hier, die Günther sich aufmacht zu benennen, zu fixieren und sie in der Negativität als solcher zu signifizieren. Signifizierbare Negativität – es scheint paradox, bleibt aber nur so lange antinomisch, wie das Denken im *Entweder-Oder* von Sein und Nichts vollständig aufgeht. Das Dritte aber, das nicht dazwischen siedelt – denn die Linie wird als Modell von der Fläche, dem Raum abgelöst –, sondern als gleichwertiger Teil einer Triade erscheint, kann sein *Sowohl-als-Auch* der nicht-positiven Designation des bislang Unbestimmbaren von einem neuen Ort aus sagen.

Willkomm und Abschied

Gewiß und unbestritten spiegeln die hier angestellten Überlegungen zur Ästhetik und zum Aufbau von *Idee und Grundriß* unser ganzes Wohlwollen dem Güntherschen Text gegenüber wider. Wir verheimlichen nicht, daß der sympathisch-empathische Blick verklärt, und mit diesem Bekenntnis bereits verweisen wir auf die Alternative. Denn: Es ist auch eine ganz andere Lektüre möglich. Es gibt eine andere Lesart, nicht weniger schlüssig oder fremder als die erste, und wie diese andere Lektüre auszusehen hätte, deutet sich an, wenn wir die Günthersche Wiederholung aus ihrer Theoretisierung herauschälen und als das betrachten, was sie vollzieht: sie wiederholt, schreibt erneut und anders. Diese *renovatio* also wäre zu beobachten, und tun wir dies, dann verfolgen wir die Wiederholung nicht allein durch *Idee und Grundriß* hindurch, skizzieren das Werk also nicht wie seine Kritiker als die ermüdende Selbstiteration, sondern markieren das iterative Moment über dem bis *Idee und Grundriß* zu Tage getretenen Œuvre insgesamt. Dann nämlich, allerdings will uns scheinen

⁷⁶⁹ Die dekonstruktive Kraft der Mehrlinigkeit also ist rahmengebend, somit beschränkt. Ihr muß die *dissémination* der Begriffe selbst noch eingeschrieben werden, die Derrida ausdrücklich von Polysemie und Polythematismus abgrenzt. Polysemie "kommt als solche [...] implizit im Hinblick auf eine einheitliche Wiederherstellung des Sinns [...] zustande. [...] Die *dissémination* hingegen läßt sich, wenn sie eine nicht-endliche Anzahl von semantischen Effekten hervorbringt, weder auf eine Gegenwart einfachen Ursprungs [...] noch auf eine eschatologische Präsenz zurückführen. Sie bezeichnet eine irreduzible und generative Mannigfaltigkeit." Derrida: *Positionen*. S. 94f.

nur dann, läßt sich legitim von einer Wiederholung sprechen, die dem Bisherigen nichts Neues anzutragen vermag.^[770]

Das mag überraschen, immerhin stellt *Idee und Grundriß* doch das Hauptwerk Günthers dar, und an solche Werke bindet sich gewöhnlich die Erwartung des "großen Wurfs". Für denjenigen aber, der dem Weg Günthers seit seinen ersten Anfängen folgt, zeigt sich ein anderes Bild: Das seitenstarke Epos bettet sich ganz in den längst gekannten Vorlauf ein, *Idee und Grundriß* monumentalisiert mehr, als daß es gegenüber dem Bisherigen neue Konzepte, progredierende Ideen oder überraschende Wendungen bereithielte. Für uns, die wir Günthers Denken *ab ovo* begleiten, erweist sich *Idee und Grundriß* so als die extensive, breit angelegte und detaillierte Darstellung, als die historische Einordnung und systematische Abgrenzung/Anknüpfung dessen, was wir (mit Ausnahme der *Grundzüge*) in schlaglichtartiger Manier bereits abbreviativ und am jeweiligen Ort seines Entstehens kennengelernt haben – *nihil novi sub sole!*

Allerdings spricht dies nicht gegen Günther. Wir sind weit davon entfernt, ihn der "Aufwärmung" des langst Bekannten zu bezichtigen, denn die Wiederholung, die mit *Idee und Grundriß* begegnet, kann eben nur für den eine sein, der den weit verteilten und in sporadischer Form an die Öffentlichkeit gedruckenen Entwicklungssprüngen je schon nachgegangen ist. Nur vor diesem Rezeptionshintergrund zeigt sich das voluminöse Werk als das Kompendium eines bereits bestehenden Bestandes, zeigt sich somit als der diskurstechische Versuch, dem bis dahin keimhaft im Labor gewachsenen nun die publizitätsträchtige Schneise zu schlagen. Denn, so ernüchtert uns Descombes, "[d]as rhetorische Kriterium in der Philosophie ist, da soll man sich nichts vormachen, die große Glocke",^[771] und wenn denn ein (un)eingestandener Zusammenhang zwischen Laut- und Seitenstärke besteht, dann gewinnt eine Philosophie eben auch dadurch ihr Standrecht, daß sie den Grund ihres Standortes nach bibliothekaren Maßzahlen bemißt. Günther aber schuldet der Öffentlichkeit eine Gesamtschau seines Denkens, die vereinzelt und verstreuten Laborberichte – die rezipientenfreundliche Edition der *Beiträge* erscheint ja erst ab 1976 – spiegeln in ihrer Kürze weder die Tiefe noch die philosophiehistorische Stellung seines Ansatzes wider und tragen wissenschaftspolitisch wenig dazu bei, ihm eine adäquate Position zu etablieren, geschweige denn zu festigen. Auch daher also: Die Idee und der Grundriß einer nicht-Aristotelischen Logik auf 408 Seiten à 46 Zeilen mal 70 Anschläge verteilt, angekündigt als erster von zwei Bänden und über den renommiertesten philosophischen Verlag dem Publikum dargeboten – Titel und Umfang allein versprechen Gewaltiges, und halten dies

⁷⁷⁰ Werfen wir dennoch einen dritten, stilistischen Blick auf das Opus, dann zeigt sich gegenüber der ersten die zweite Monographie als drastischer Rückschritt. Die *Grundzüge* – nicht zuletzt unter dem Druck einer Promotionsschrift – bestechen durch ihre elegante und dichte Argumentationsführung, die den Spannungsboden an keiner Stelle auf das Niveau sinken läßt, auf dem *Idee und Grundriß* sich streckenweise bemüht. *Idee und Grundriß* wirkt nicht "aus einem Guß" und reflektiert so die schwierigen Verhältnisse seiner Entstehungsbedingungen: Günther ist Emigrant, finanziell schlecht gestellt, auf der Suche nach beruflichem Anschluß, und wenn er sich im Vorwort zur ersten Aufl. bereits präventiv zu Stilfragen äußert (nicht etwa in der zweiten Aufl., reaktiv als Antwort auf Kritik), dann spricht viel dafür, hinter diesen Einlassungen ein deutlich gespürtes Unbehagen zu vermuten. Wenn Günther also den Leser "inständig bittet, ihm zu glauben, [...] daß ihm jegliche Anmaßung fern liegt, wenn er bestimmte Sachverhalte, die der Leser nun schon 'weiß', wieder und wieder formuliert" (IuG XX), wenn er gar in Erinnerung an mantrische Strukturen die Wiederholung als notwendige Einübung auf verschiedenen Reflexionsebenen intellektualisiert, dann können wir hinter solchen rationalen Überhöhungen allerdings auch ganz nüchtern produktionsstechnische Sachzwänge vermuten, die ihn selbst wieder und wieder zum Abbruch und zur Neuaufnahme des Schreibens gezwungen haben mögen.

⁷⁷¹ Descombes: *Das Selbe und das Andere*. S. 11.

auch für diejenigen, der wie die meisten Zeitgenossen maximal an die *Grundzüge* eine dünne Erinnerung bindet.

Für uns jedoch relativiert sich die innovative Kraft des Buches, wir sind vertraut mit der grundgelegten Konzeption, die hier nun ihre weite Ausführung erhält. Dabei, und dies soll ausdrücklich unterstrichen werden, beziehen wir trotz aller Vorkenntnis den Gewinn der Versicherung und Absicherung von Anverwandtem; die Situierung des Bekannten in wechselnde Zusammenhänge verschafft Klarheit und glättet mögliche Mißverständnisse. Die Perspektive Günthers, die anders als in den Aufsätzen nicht auf je einzelne Aspekte beschränkt ist, stellt die Versatzstücke jetzt zu einem Gesamt zusammen, das so den *state of the art* von der Basis her und in der Vielfalt seiner Entwicklungsstränge vorstellt. Nicht zuletzt erbringt die Lektüre das eindrucksvolle Zeugnis, wie zeitgenössisches Philosophieren sich in den Klassikern zu bewegen hat, wenn diese nicht unter philologisch-exegetischen oder hermeneutischen Motiven gelesen werden, sondern als lebendige Dialogpartner auftreten, denen ihr Gegenüber im offenen Interesse an einer (gemeinsam?) zu denkenden Sache verbunden ist.^[772] Vielleicht sogar, aus unserer Perspektive ganz gewiß, liegt darin die eigentliche Stärke Günthers, der die Klassiker der Moderne davor bewahrt, in müßigen Immanenz-Analysen ihrer Texte zerrieben zu werden: Günther nimmt das bei Kant, Fichte, Schelling und Hegel Dargebotene als Angebot für das selbst verfolgte Problem an, das sich auf diese Weise – mit einem jederzeit spürbarem Respekt und einer wohl tief empfundenen Achtung – als das eigentliche Problem der Alten unter deren Autorität begibt. Dies natürlich in dem Bewußtsein des eigenen Erfolges, getragen also von der Überzeugung, eine dreihundertjährige Frage schlußendlich beantwortet zu haben, und wenn wir *Idee und Grundriß* zuvor als die große Generalabrechnung mit klassischer Metaphysik *in toto* bezeichnet haben, dann ordnet sich der achtsame Umgang Günthers mit den Vorvätern dennoch ganz in das Resümee ihres Scheiterns ein. Denn gerade weil ihre Fragen von aktuellem Interesse sind, lohnt das Gespräch, ja führt kein (neopositivistischer) Weg an ihnen vorbei, obgleich am Ende dieses Dialogs nicht der Konsens zu finden sein wird. Hier gelten Günthers Antworten, die Zeit setzt ihn in den Stand, Lösungen zu propagieren, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch außerhalb der formalen und metaphysischen Reichweite liegen.

Weil aber das formal-ontologische Denken auch in der Mitte des 20. Jahrhunderts noch immer den gleichen metaphysischen Präsuppositionen folgt, weil also das Programm Günthers auch in seiner Gegenwart sich erst über Nachweis einer grundlegenden und höchst restriktiven Engführung dieses Denkens als positives Gegenbild formieren kann, dominiert die systematische Abrechnung das Werk in so überdeutlichem Maße. Das Neue, die Idee in ihrem Grundriß, tritt zurück hinter die Abgrenzung gegen das Alte, es besteht eine markante Asymmetrie zwischen Rückschau und Ausblick; die Perspektive ist wesentlich retrospektiv, und muß dies wohl sein: *omnis determinatio est negatio*. So liegt das Schwergewicht von *Idee und Grundriß* eindeutig auf dem Aufweis der Begrenzungen und Inkompatibilitäten überkommener Denkmodelle, und um ein Gespür vom Tenor des Textes zu vermitteln, von seiner Verfassung, der Lagerung seiner Motive, der Stoßrichtung und so generierten Dynamik, möchten wir eine Sequenz zitieren, die uns paradigmatisch für das Gesamt erscheint: Immerhin am Ende des dritten Viertels des Buches

⁷⁷² Der unhermeneutische Habitus dieses Umgangs mit den Klassikern entspricht einem grundsätzlichen Bekenntnis zu einer adaptiven/ausbeuterischen Lektüre, in der Texte stets auf ihren aktuellen Mehrwert hin befragt werden. Relevant also "ist nicht, was die ursprünglichen Autoren sich einmal gedacht haben, sondern was heute aus diesen [...] herausgelesen werden kann – und muß." B III, 20.

aber läßt sich jetzt schon sagen: Identifiziert man theoretisches Denken überhaupt mit zweiwertigem Denken, dann ist in der Tat die philosophische Geschichte der Logik mit Hegel abgeschlossen. Gibt man aber zu, daß formelles Denken generell mehrwertig sein kann, dann geht mit der dialektischen Logik des Absoluten zwar die Geschichte des sich selbst nicht weiterreflektierenden klassischen zweiwertigen Denkens zu Ende, nicht aber die des Denkens überhaupt. Es kann nach allen bisherigen Ausführungen gar kein Zweifel daran bestehen, daß wir den zweiten Standpunkt einnehmen und der Auffassung sind, daß alles philosophische Denken sich von nun an auf eine mehrwertige (vorerst drei-wenige) Logik zu stützen haben wird.

Der Entwurf des Grundrisses einer solchen Logik wird das Objekt des zweiten Teils dieses Werkes sein. Bevor wir aber an diese Arbeit gehen, empfiehlt es sich, in den beiden abschließenden Kapiteln einen Rückblick auf das Bild der klassischen Logik, wie es die Analyse der Motive ihrer philosophischen Axiomatik entwickelt hat, zu werfen, weitere Limitationen des zweiwertigen Denkens herauszustellen und überdies unter rein systematischen Gesichtspunkten jene Grenzsituation des klassischen Denkens zu diskutieren, die verständlich macht, warum die transzendentalen Logiker, die am Ende des klassischen Denkens stehen, zwar in vagen Spekulationen die alte Aristotelische Logik durch 'kontra-Aristotelische' Motive ergänzen konnten, nicht aber imstande waren, von der 'kontra-Aristotelischen' Idee der Reflexion-in-sich zu dem Konzept einer *nicht-Aristotelischen* Logik, die in sich 'Aristotelik' und 'Kontra Aristotelik' umfaßt, fortzuschreiten. (IuG 296f)

Blick zurück nach vorn! Was hier anklingt, ist mehr eine Ahnung als das klare Wissen, wohin der über die Mehrwertigkeit eingeschlagene Weg zu führen hat, und zu dieser Zeit gewiß ist wohl nur die Einsicht, daß der damit betretene Boden jenseits einer Grenze liegt, mit deren Übertritt Günther die Tradition nicht weniger als die in deren Onto-Logik verhaftete Gegenwart hinter sich läßt. Wenn er also prophetisch ausruft: "echtes trans-klassisches Denken kann nur dort entstehen, wo auf unser bisheriges zweiwertiges Denken mit den Mitteln einer drei- oder generell n-wenigen Logik reflektiert wird" (IuG XVIIIf), dann ist im mindesten soviel – dies allerdings unumstößlich – klar, daß das Neue sich nicht als bruchlose Verlängerung aus der Problemstellung der Philosophen-Generation an der Schwelle des 19. Jahrhunderts entwickeln läßt.⁷⁷³ Die hier begegnende Sezession ist dann eine zweifache, insofern zum einen das sich allmählich entfaltende Konzept der transklassischen Rationalität den Bruch mit, oder besser die Aufhebung des klassischen und also allen bisherigen Denkens vollzieht. Und zum anderen erscheint die Sezession als Grenzziehung im eigenen Denken, als die offene und vermutlich schmerzliche Akzeptanz eines nicht länger zu verdrängenden Erschöpfungszustandes der eigenen philosophischen Prägung: Mit dem objektiven Idealismus verläßt Günther seine angestammte geistige Heimat, und wir können die Iterationen, in denen sich *Idee und Grundriß* windet, auch als Zyklen der Trauerarbeit lesen, in deren *Wieder-und-Wieder* Günther etwas aufzuschieben sucht, von dem er doch zu wissen scheint, daß es sich nicht verhindern läßt.

Deswegen markieren wir mit *Idee und Grundriß* das Ende der Vorkriegsphase, denn obgleich das Buch 1959 erscheint, ist sein Duktus der des Abschieds: Abschied von einem rein europäisch geformten philosophischen Apriori. Doch obschon dieser Abschied ganz zentral auch der von der eigenen Geschichte ist, zeigt sich die neue Perspektivierung nicht als "Kehre" oder systematischer Abbruch, sondern genau umgekehrt als die notwendige, wenn-

⁷⁷³ Erst in der Retrospektive auf *Idee und Grundriß* resümiert Günther die implizite, wenngleich anfänglich noch uneingestandene Konsequenz seines Ansatzes konsequent dahingehend, "daß der Versuch, die Subjektivität [...] jetzt selber zum Thema eines Denkprozesses zu machen, den Idealismus als Weltanschauung unweigerlich zerstört." (IuG XXV, Vorw. 2. Aufl.)

gleich opferbereite Konsequenz des anfänglich Gedachten. Günther überschreitet die Schwelle, die wir mit *Idee und Grundriß* als die von Vor- und Nachkrieg chronologisieren, im gradlinigen Verfolg seines mit den *Grundzügen* begonnen Weges; auch wenn sich das 1933 eingeschlagene Projekt der immanenten Vollendung des transzendal-spekulativen Idealismus als Sackgasse der Zweiwertigkeit erweist, zeigt sich das *mit* diesem Projekt verfolgte Ziel als das unverändert gleiche. Zwar mag der Name, das *label*, die Flagge, unter der dieses Ziel ungebrochen weiter angegangen werden soll, nun gewechselt haben, doch ist die Richtung, die das Ende von *Idee und Grundriß* vorgibt, unschwer als die zu identifizieren, die seit den *Grundzügen* den Gang bestimmt. Die "trans-klassischen Postulate" (IuG 387) explizieren und konkretisieren das, was die *Grundzüge* bereits als den doppelthematischen Sprengsatz Hegels auf philosophisch-reflexionslogischer Ebene freilegen; nun allerdings ganz von der formaltechnischen Überzeugung getragen, mit der neuen Interpretation der Mehrwertigkeit das notwendige *missing link* zu besitzen, das die philosophisch erwiesene Dreiheit auch innerhalb der Logik bewältigt. Postuliert also wird:

- a) es muß das denkende Subjekt selbst als Reflexionsinstanz in der Logik erscheinen,
- b) das Identitätssystem muß sowohl 'Aristotelisch' wie 'kontra-Aristotelisch' dargestellt werden,
- c) das 'Dritte', d.h. die doppelte Reflexion-in-sich, muß in der Theorie der Reflexion mit einem eigenen nicht-Aristotelischen Negationsoperator auftreten. (IuG 388)

Anders als in den *Grundzügen*, in denen der Hinausgang über Hegel mittels der formtheoretischen Weiterung gewählt wird, ist er nun also ein formal-logischer Schritt, und die Konkludenz von *Idee und Grundriß* soll sich in der Formalisierung erweisen, die Hegel auf dem Boden der Zeit versagt bleiben mußte. "Hegel hat einen Versuch gemacht, dafür eine strukturelle Lösung zu finden" (IuG 341), doch ist für Hegel der notwendige Lösungsweg über die Dreiwertigkeit

abgesehen von metaphysischen Gründen [...] aus technischen Gründen ganz unmöglich. Es stand keinerlei Apparatur zur Entwicklung der Theorie und Technik einer mehrwertigen Negation zur Verfügung, und eine solche kann nicht mehr 'in Gedanken' vollzogen werden. Für ihre Durchführung ist ein algorithmisches Verfahren unbedingt nötig. (IuG 389)

Für Günther dann wird sich dieses Verfahren zeigen,

wenn wir in dem folgenden zweiten Band die logistische Theorie der drei- und mehrwertigen Reflexionsstrukturen des sich auf sich selbst besinnenden Denkens unter vorwiegend algorithmischen Gesichtspunkten entwickeln werden. (IuG 389)

Informations-, Automaten- und Systemtheoretiker dieser Zeit werden es mit Interesse gelesen haben. – Der Nüchternheit der Mathematiker und Physiker am BCL jedenfalls ist es vorbehalten, die Hybris zu entlarven, die mit dem dünnen Instrumentarium einer zweiten Negation und eines dritten Wertes Selbstreflexivität bereits für operabilisierbar hält. Im Vorwort zur zweiten Auflage ironisiert dann auch Günther (1977) über Günther (1958): Dort

war ihm noch das Phänomen der Dreiwertigkeit als das Portal erschienen, durch das das Denken den klassischen Raum der Philosophie endgültig hinter sich läßt und in ganz neue, transklassische Bereiche der Ontologie vorstößt. (IuG XXV)

Zwanzig weitere Jahre Auseinandersetzung mit dem Problem der Mehrwertigkeit jedoch zeigen,

daß die Dreiwertigkeit zwar formal einen Schritt über das Klassische hinaus suggerierte, daß ihre ontologische Interpretation, auf die es in 'Idee und Grundriß' ja ausdrücklich ankam, aber noch ganz der klassischen Weltvorstellung angehörte. (IuG XXVI)

Dennoch, um im Bild zu bleiben, auch wenn sich das Portal als weniger machtvoll erweist, es ist auch nicht schmale Hintertür, vielmehr zeigt sich der damit erschlossene Raum ungleich tiefer als davor zu vermuten war. Als eben ein Portal aber, als Tür und Schwelle läßt sich *Idee und Grundriß* für die Genese Günthers im Sinn einer Wegmarke festhalten, die verbindend trennend einen Phasenübergang absteckt.^[774] Denn obschon Hegel bis zum Ende bestimmend für Günther bleibt, stellt das Werk von 1959 das große Umschlagmodul dar, das sowohl die idealistisch-transzendentallogische Vorkriegsphase zu ihrem Abschluß bringt, wie es gleichzeitig auf die strukturtheoretische Problematisierung von Form, Subjektivität und Reflexion im Sinn einer neuen Philosophie vorausweist. In der triadischen Reflexionslogik der Stellenwerttheorie überlappen beide Seiten: Transklassisches Philosophieren mit klassischen Mitteln und ganz in dem ererbten Repertoire, auf das später nicht mehr zurückgegriffen wird; Formtheorie und formale Theorie in technisch noch rudimentären Ansätzen, deren Explikation das zukünftige Thema sein soll; beides verbunden von der integrativen Idee einer neuen Mehrwertigkeit im Sinne verteilter und vermittelter zweiwertiger Logiken.

Deswegen sprechen wir von der Doppelbewegung des Blickes in dieser Phase, dessen perspektivische Orientierung nach vorne stets einer retrograden Ablenkung unterliegt: Die Projektion entfaltet ihre Kraft erst im Anschluß an den Durchlauf einer Rejektion des historischen Sediments, die Beschleunigung nach vorne baut sich auf in einer Kreisbahn mit rückwärtiger Rotation. Geht es dabei um die philosophische Begründung einer neuen Logik, so ist ein solches Oszillationsverfahren nicht nur sinnvoll, sondern zu näheren Bestimmung des eigenen Standpunktes wohl auch notwendig, wenn das Neue sich wesentlich vor der Kulisse der Tradition de-finiert; die Auseinandersetzung mit der mehrtausendjährig gewachsenen Logik/Ontologie fordert von der Sezession das Sezieren der Hergebrachten.

N. N.

Anders jedoch liegen die Dinge, wenn es um die Thematisierung eines gänzlich Neuen geht, anders also kann die Definition ausfallen, wenn der Blick sich nach vorne richtet auf eine wissenschaftliche Disziplin, sie zu beschreiben. Nach Günthers eigener Auffassung stellt die Kybernetik eine solche Disziplin *sui generis* neuen Zuschnitts dar, der aufgrund ihrer Neuartigkeit jedes Vergleichskriterium und die Einordnung in überkommene wissenschaftstechnische Klassifikationsschemata fehlt. Dementsprechend – und Ashby exerziert dies muster-gültig vor – bedarf es zur Darstellung des Neuen dieser Disziplin kaum eines rückwärtigen Blickes. "Was ist neu?" fragt Ashby, um sich in der Kürze dreier Seiten gegen Naturwissenschaften, vorrangig gegen die Physik, abzugrenzen, und im Anschluß an diese auf das Äußerste reduzierte Definition *via negationis* die Darstellung ganz und gar den systematischen Möglichkeiten und der substantiellen Reichweite zu widmen, die sich aus den methodologischen Vorgaben der kaum geborenen Disziplin ergeben.

Wie anders dagegen Günther, dessen dezidierte Auseinandersetzung mit der Kybernetik im *Bewußtsein der Maschinen* ihren breitesten Raum gewinnt. Auch hier dominiert der Blick

⁷⁷⁴ Günther selbst zieht hier die Grenze, "weil alle Arbeiten, die der Autor [Günther] nach 'Idee und Grundriß' geschrieben hat, ganz von diesem seinem Amerikaverständnis gelenkt und motiviert worden sind." (SD 20).

nach hinten, die Perspektive zeigt sich deckungsgleich zu *Idee und Grundriß* mit deutlich rückwärtigem Schwergewicht.

Doch gilt es, daran zu erinnern, daß Günther eben keine ingenieurtechnische Kybernetik entwirft, seine Begegnung mit der Kybernetik ist weit entfernt, sich dem Klassifikationschema der *angewandten* Kybernetik zuschlagen zu lassen: Ihm geht es – nach dieser Unterscheidung von Georg Klaus – um die *reine Kybernetik*, mehr noch, das Buch untertitelt sich als eine *Metaphysik der Kybernetik*. Eine Metaphysik der Kybernetik, das heißt eine philosophische Orientierung *für* die neue Disziplin und aus dieser neuen Disziplin heraus; Metaphysik der Kybernetik als *genitivus obiectivus* und *genitivus subjectivus*, als die Suche also nach den Bedingungen der Möglichkeit der Reflexion, die jenseits der Dichotomie von Bild und Abbild liegt und sie erst gründet, für eine Disziplin, die sich wesentlich als ein Denken und Reflektieren im Abbild, sprich im Modell begreift. Und andererseits die Suche nach der sich selbst begründenden Reflexion aus den methodologischen, ontologischen und logischen Bedingungen dieser neuen Disziplin heraus, was nicht anderes heißt, als die alte transzendente Frage nach den Bedingungen der Möglichkeit der Reflexion nun von den neuen theoretischen Möglichkeiten einer radikalen Strukturtheorie her zu stellen. Die philosophische Begründung dieser Strukturtheorie aber sowie die Ausschöpfung ihre maximalen Leistungsmöglichkeit – und nichts anderes verbirgt sich hinter einer Metaphysik der Kybernetik im Sinne Günthers – steht als Strukturtheorie, d.h. als höchste Form der Abstraktion und Entmaterialisierung einer formalen Beschreibung der Welt, wieder ganz im Licht, und also auch unter dem Legitimations- und Abgrenzungsdruck gegenüber der klassischen Ontologie. Daher also auch hier der perspektivische Rückblick, um in diesem Rückgang das Neue adäquat ab- und eingrenzen zu können.

Wenn wir oben von den Definitionsproblemen der Kybernetik sprachen, die Schwierigkeit also ihr *genus proximum* in der *differentia specifica* der Disziplinen zu bestimmen, und wenn Günther sich der Kybernetik nicht als Ingenieur-, Natur- Nachrichten- und Regelungswissenschaftler, sondern als Philosoph nähert, dann muß seine philosophische Analyse des innovativen Elements der Kybernetik zwangsläufig wieder eine nagationale Abgrenzung gegen bisherige Philosophie mitbedeuten. Die Frage Günthers richtet sich gerade nicht auf die neuen technisch-applikativen Möglichkeiten des Regelkreissystems, seine Frage lautet vielmehr:

Was verändert sich für die, Logik, Ontologie, also generell für Philosophie, wenn

Somit füllt sich mit Inhalt, was wir oben als den großen biographischen und wissenschaftshistorischen Glücksfall Günthers bezeichnet haben, nämlich das historische Datum des Entstehens der Kybernetik.

Günstig erweist sich Günthers strukturelle Perspektive, die hinter disparater Terminologie funktionale Äquivalenzen freilegt und so in Hegels Theorie des objektiven Geistes "die philosophische Parallele zu der kybernetischen Theorie der sich und ihre Umgebung reflektierenden und organisierenden Systeme" entdecken kann. BdM 162.

Dieses Spannungsverhältnis des Noch-Immer und Nicht-Schon, das *Idee und Grundriß* durchzieht, ist signifikant für jene Zeit und kommt folgerichtig auch an andere Stelle zum Ausdruck, wenn die erste Fassung von *Das Bewußtsein der Maschinen* (1955-57) noch ganz der vorsichtige Versuch ist, ein Verstehen dafür zu wecken, daß in der Kybernetik sich die Abspiegelung philosophischer Thematiken unter einem veränderten Paradigma vollzieht. Das in der ersten Auflage umrissene Verhältnis von Urbild (Philosophie) und Abbild (Kybernetik) wandelt sich in der zweiten Fassung grundlegend, der Hoheitsanspruch kontinentaler, metaphysischer Introspektion wird, als nicht mehr haltbares Übergangsphänomen

demaskiert, zu den Akten gelegt, und glaubt Günther in der ersten Version sich noch für das Auftreten der auf ein Minimum reduzierten Formeln rechtfertigen zu müssen, kann bei der Neuauflage davon keine Rede mehr sein (BdM 11); allzumal es sich dabei um semi-formale, eher didaktisch angelegte Tafeln und Tabellen handelt, die die reflexionslogische Verschiebung und Trichotomisierung der Subjekt-Objekt-Dualität visualisieren. Solche Schautafeln erläutern die in Amerika verfaßten Texte bis 1958, sie sind in erster Linie als tabellare Hilfestellungen, denn als Formalismen zu bewerten, und es ist kein verwegenes Konstruieren notwendig, ihr Verschwinden ab 1963 in direkter Verbindung mit Günthers Eintritt in das BCL zu sehen.

Dabei ist hierin nicht allein das mathematisch-formale Korrektiv v. Foerstes u.a. zu erkennen, vielmehr reflektiert dies die systematische Intensivierung, die Günther jenem Teil von *Idee und Grundriß* zukommen läßt, der dort als Projekt noch von der Hegelschen Dominanz marginalisiert wird. So ist das Thema nicht neu, aber die Emanzipation von Hegel kann sich erst im Anschluß an das detaillierte Abarbeiten des Übervaters einstellen.

Im *Bewußtsein der Maschinen* (1963) ist die Fixierung abgelegt, hier stellt Günther den Idealismus und Materialismus insgesamt der Kybernetik gegenüber, subsumiert beide als gleichermaßen dogmatische Systeme, die unter je umgekehrten Vorzeichen an der "Apotheose" des einen Substrates (Geist/Materie) festhalten, und kontrastiert sie mit der Kybernetik, die von einer solchen Gründung vollständig absieht. Ebenso tritt das Du in den Hintergrund, der in *Idee und Grundriß* als objektives Subjekt interpretierte Reflexionsprozeß erscheint 1963 in der ontologischen Interpretation als Maschine. Schematisch ändert dies nichts, aber die Richtung ist eine andere, kann das Ziel nun nur noch Implementierung heißen.

// Hier ist noch eine Baustelle – Stand : Juni 2007 //



HIER DIE DUANALYSE AUS IuG!!!!

Zum Bewußtsein der Maschine:

"Man wird dabei auf zahlreiche grundsätzliche Aufgaben aufmerksam, zum Beispiel auf die Algebraisierung des Funktionsbegriffs, auf die Frage, ob Kybernetik notwendig zu einer mehrwertigen, mindestens dreiwertigen Logik führt, ob zwischen Subjekt und Objekt ein eigengesetzlicher dritter Bereich anzuerkennen ist, ob unser ganzes Denken kalkülisierbar und mechanisierbar ist oder ob seine Kalkülisierbarkeit Grenzen hat." Hermann Schmitt: *Beginn und Aufstieg der Kybernetik*. S. 24.

"Man ist heute geneigt, die 'Information' als eine neue dritte Grundgröße neben Materie und Energie anzusehen." Hans-Joachim Flechtner: *Einführung in die Kybernetik*. S. 77. Vgl. auch S. 17.

"Die Suche nach den metaphysischen Hintergründen der 'Information' scheint wenig fruchtbar. Wir können weder über die Hintergründe dessen, was wir als Materie bezeichnen, noch über die Hintergründe dessen, was wir als Energie bezeichnen, etwas Brauchbares aussagen. Dasselbe gilt für Information." Karl Steinbuch: *Grundbegriffe und Fragestellungen der Kybernetik*. S. 21. (in: Steinbuch/Moser: *Philosophie & Kybernetik*.)

"Eine schärfere Auseinandersetzung deutet sich schon an, wenn man an die großen philosophischen Schulen des Materialismus und Idealismus in ihren Stellungnahmen zur Kybernetik denkt; ich erinnere an Georg Klaus' Buch 'Kybernetik in philosophischer Sicht', das sich scharf gegen einen naiven Materialismus absetzt, und für den Idealismus erinnere ich an Gotthard Günthers 'Bewußtsein der Maschinen' mit einer seltsamen Dreier-Metaphysik von Geist, Materie und Information." Simon Moser: *Philosophie an der Technischen Hochschule*. S. 36. (in: Steinbuch/Moser: *Philosophie & Kybernetik*.)

Wo nun sind diese Orte, wie lassen sich Konkretionen für das *tertium datur* finden, wenn dies mehr sein will, als reine Metapher? Die Entgrenzung der Zwei auf die Drei hin bedeutet zunächst die Vermehrung der Grenze selbst, die Dichotomie zu überwinden, heißt nicht, sie zu negieren, sondern sie in der Vervielfältigung ihrer Absolutheit zu berauben. Das ist der dekonstruktive Gestus Günthers, der die Ökonomie der alten Begriffe unter Beibehaltung ihrer begrenzten Gültigkeit dahingehend verändert, daß sie, der neuen Ökonomie folgend, sich gegen sich selbst wenden. Entsprechend muß die alte Grenze gesucht, in ihrer Funktion als absoluter Abbruch distribuiert werden, um so ihre Subversion und Transformation einzuleiten.

Klassisch existiert nur eine Grenze, Subjekt und Objekt, Ich und Nicht-Ich, Denken und Sein werden geschieden von einem kategorialen Abbruch, der die Konsistenz des innerweltlich begegnenden für das Denken gewährleistet. Der Vorteil ist die widerspruchsfreie Abbildbarkeit des Seins für das unäre Subjekt im Denken, Identität und TND bringen Urbild und Abbild nahezu vollständig zur Deckung. Nahezu, denn der Nachteil zeigt sich bereits in der Schwierigkeit, diese Abbildung intersubjektiv zu garantieren. Das andere Subjekt bereitet Probleme, es erscheint als Nicht-Ich, das doch kein Objekt ist, und muß im Analogieschluß als eine abkünftige Subjektivität postuliert werden. Möglich wird diese Analogie über das universale, bzw. transzendente Subjekts, das als hypostasierte Vermittlungsinstanz zwischen den individuellen Subjekten deren Subjektstatus hervorbringt, und nötig ist das transzendente Subjekt für das einzelne, absolut gesehene Subjekt, um, wie bei Kant, das gesamte System der Erkenntnis zu garantieren. Ohne dieses Rückzugsterrain unterminiert das denkende Subjekt sich selbst, es wird bedroht von der Selbst-Objektivierung, d.h. das transzendentalidealistische Denken entdeckt, "daß der sich auf sich selbst wendende Reflexionsprozeß das empirische Ich auflöst". (IuG 72) Hier übernimmt das transzendente Subjekt die doppelte Funktion, inter- wie intra-subjektiv die Widerspruchsfreiheit des Subjekts zu gewährleisten, denkendes und gedachtes Ich als Selbst und Anderer trotz der eindeutigen Heteroreferenz vor dem Objekt zu retten. Restituiert wird mit dieser Hypostasierung Subjektivität an sich, nivelliert wird die Grenze zwischen Ich und Du, da für Subjektivität an sich keinerlei logische Kriterien mehr bestehen (dürfen), zwischen beiden zu unterscheiden. Hier existiert kein Du, das als Du einen kategorialen Unterschied zum Ich aufwiese, der Preis, den das *tertium non datur* fordert, um das Du vor dem Objekt zu retten, läßt es allein in der analogisierten Form als Ich begegnen, *qua* transzendentalen Subjekt ist das andere Subjekt seiner Andersartigkeit benommen, es ist im transzendentalen Subjekt mit dem denkenden Ich identisch.

Die Konsequenz der einen Grenze ist so die über das transzendente Subjekt geleistete Analogisierung des Du als Ich, die indifferente Subsummierung beider unter das Subjekt-überhaupt, wie umgekehrt und in gleichem Maße die Unmöglichkeit für das Subjekt (Ich), in der Reflexion das Du vom unbelebten Ding zu unterscheiden. Der Andere und das Ding besitzen reflexionslogisch keine Differenzkriterien, innerhalb einer solchen Konzeption bleibt nur Raum für ein einziges Subjekt, dem sämtliche Daten der Welt als gleichrangige Objekte erscheinen, denn der notwendigen Möglichkeit einer differenzierenden Sichtweise, welche andere Subjekte als solche in den Blick nimmt und zugleich von tatsächlichen Objekten unterscheidet, ist auf dem Boden der zweiwertigen Logik die Grundlage entzogen. Hier kann das Gesamt des Seienden nur von einem Punkt aus konsistent gedacht werden, der zwangsläufig alle anderen Orte der Reflexion in die Homogenität der Objekte egalisiert – Ich oder Nicht-Ich, *tertium non datur*.

Fehlt aber das universale Subjekt als Garant allgemeiner Subjektivität, dann sind wir nicht mehr berechtigt, von dem Ich-Charakter des denkenden Subjekts auf den

Ich-Charakter des gedachten Subjekts zu schließen. D.h., für jedes jeweilig denkende Ich ist jedes andere Ich nicht als Ich, sondern ausschließlich als Du [...] gegeben. (IuG 96)

Hier bereits ist der Boden der Zweiwertigkeit verlassen, mit dem Du als einem solitären Ort der Reflexion, der sich nicht mehr im Analogieschluß als derivater Ich-Modus selbst unterminiert und damit thematisch erübrigt, wird die Symmetrie zwischen Denken und Sein, Subjekt und Objekt in die Asymmetrie von Ich und Du einerseits und Es andererseits aufgebrochen. Neben Ich und Nicht-Ich erscheint ein Drittes, das in der dualen Logik nicht zugleich mit der Dichotomie ausgesagt werden kann. Notwendig dafür ist die logisch-ontologische Trennung von Ich und Du, ist die Bestimmung einer zweiten Grenze, an der entlang sich die ehemals universale Symmetrie von Subjekt (überhaupt) und Objekt wiederholt. Sie erwächst unmittelbar aus dem Absehen vom transzendentalen Subjekt, wenn

die logische Stufe, die zwischen demselben [transzendentes Subjekt] und den empirischen Ichern bestand, jetzt auf einen Unterschied der empirischen Formen der Subjektivität selbst übertragen werden muß. Der einzige analoge Unterschied, der hier besteht, aber ist der zwischen Ich und Du. (IuG 96)

Um logisch vom Du sprechen zu können, muß ernst gemacht werden mit seiner radikalen Beschlossenheit gegenüber dem Ich, denn "[z]wei beliebige Iche sind einander niemals logisch äquivalent, da im logischen System das eine immer das denkende, das andere immer das gedachte sein muß." (IuG 96) Hier verläuft die Grenze absolut, der Abbruch zwischen Ich und Du ist nicht zu überwinden, und doch erwächst gerade aus der Unbedingtheit dieser Grenze die ontologische Gleichursprünglichkeit beider, die sich als Symmetrie über diese Grenze definiert. Nur wenn das Du in der Doppelung als das vom Ich gedachte, für sich jedoch denkende Ich erfaßt werden kann, besteht die Möglichkeit, es als Du, das nicht Objekt ist, zu erhalten. Gefordert ist die Gleichzeitigkeit der Beschreibung, die das Verhältnis beider simultan unter den Paradigmen von Gleichheit und Verschiedenheit aufgreift, gefordert ist die Parität zweier gegenläufiger Beschreibung, gefordert ist die Heterarchie zweier Beschreibungen, die die jeweilige Hierarchie der Beschreibung an verschiedenen Orten nebeneinander bestehen läßt. So bedeutet Gleichheit und Verschiedenheit nicht Analogisierung, die Prämisse dafür – "'Ich' sei nur der Name für die generelle Kategorie der Subjektivität, die in jeder anderen Person in gleicher Weise auftrete" (IuG 701) – wird mit der Destruktion des transzendentalen Subjektes bestritten. Ich und Du stehen sich einerseits in einem wechselseitigen Umtauschverhältnis (Heterarchie) gegenüber, das sich andererseits nur konstituiert, wenn die logische Differenz von denkendem Ich und gedachtem Du als das Ordnungsgefüge (Hierarchie) zwischen ihnen aufrechterhalten wird. Hier zeigt sich die kreiskausale Geschlossenheit, resp. die Polyzentrik und -linearität Günthers, wenn zum einen das Sowohl-als-Auch von Ordnung und Umtausch nur unter einem nicht-linearen, planaren Modell gedacht werden kann, das sich andererseits in seiner Flächigkeit erst konstituiert, insofern die Linie, die Hierarchie im vorgängigen Absehen von der identitätstheoretischen Monozentrik methodologisch überwunden werden kann. *Circular Causal and Feedback Mechanisms* auch hier, denn Heterarchie und Hierarchie sind die grundlegenden Relationen zwischen Ich und Du, die und darin liegt das Problem der klassischen Logik – zugleich und an beiden Stellen aktual verwirklicht sind. Das Ich findet sich in einem Umtauschverhältnis zum Du, ein Umtausch, der nicht mehr in der überkommenen Dichotomie aufgeht, wenn er beide wechselseitig und spiegelsymmetrisch als subjektive Reflexionsräume generiert, die zugleich Ich und nichtobjekthaftes Nicht-Ich sind. Daher kann von der Zweiwertigkeit ein in diesem Sinn unentscheidbares Zwitterwesen wie das Du überhaupt

nicht den Anschlag genommen werden:^[775] Das Du besetzt vom Ich her gesehen den logischen Ort eines exterritorialen Bewußtseins, installiert so eine Asymmetrie in der ursprünglichen Kongruenz Subjekt und Objekt, und fordert zum anderen die Simultaneität der Beschreibung, die in einem zweiwertigen System nicht zu leisten ist. Klassisch bliebe hier nicht einmal ein Meta-Standpunkt, von dem aus das Wechselspiel von Ich und Du beobachtet werden kann, würde diese Position die beobachteten Subjekte nicht nur auf die gleiche Stufe stellen (entweder als "Iche" oder als Objekte), sondern das Problem auch (infini) um eine Ebene in Richtung auf den Meta-Beobachter verschieben. Die Vervielfältigung der einen Grenze jedoch ermöglicht die Erkenntnis zweier logischer Reflexionszentren und generiert umgekehrt die Grenze, die die Identität der Zentren in ihrer Diversität bedingt.

Das existierend *gedachte* Subjekt kann nur als Du interpretiert werden. Denn Existenz-haben und Objekt-sein sind logisch äquivalente Begriffe. [...] Umgekehrt kann das *denkende* Subjekt immer nur als Ich interpretiert werden. [...] Ich und Du stellen ein reines Umtauschverhältnis dar. Sie können nicht ineinander übergehen und sich miteinander vermischen. Es besteht zwischen ihnen die ewige Fremdheit, die das Objekt vom Subjekt scheidet. Logisch gesprochen: zwischen Ich und Du existiert ein Reflexionsgefälle, das immer vom jeweiligen Ich zum Du geht. (IuG 328f. Hervhbg. J. C.)^[776]

Das Du definiert sich als Subjekt, da es dem Ich in der Welt als die Reflexivität begegnet, die dieses selbst nicht ist, weswegen es sich zugleich als Nicht-Ich, als Pseudo-Objekt definiert. Günther unterscheidet entsprechend subjektives Subjekt (Ich) und objektives Subjekt (Du) (vgl. IuG 93-107), die Dichotomie von Ich und Nicht-Ich wird repetiert in der Dualität von Ich und Du, ohne dem Du seinen Status als Subjekt zu bestreiten. Das Du stellt so die zweiwertig nicht beschreibbare Überdetermination von Subjektivität und Objektivität dar, und bezieht neben dem subjektiven Subjekt gleichursprünglich den Ort, von dem aus die Welt der Objekte reflektiert wird.

Solche Sätze verleiten, einen Perspektivismus sehen zu wollen, doch wäre dies der Rückfall in die Zweiwertigkeit, denn nur wenn das TND absolute Gültigkeit hat, erwächst der Zwang zum Perspektivensprung. Die Transformation der Hierarchie des einen Ursprungs der Weltbeschreibung in die simultane Gleich-gültigkeit des anderen, letztlich der Vielen, d.h. die heterarchische Gleichursprünglichkeit von nunmehr subjektivem Subjekt (Ich) und objektivem Subjekt (Du) *et vice versa*, ist auf dem Boden der Zweiwertigkeit nicht möglich. Das

⁷⁷⁵ Wenn im spekulativen Idealismus, "in dessen gesamtem Schriftenkomplex das Wort 'Du' als logischer Terminus überhaupt nicht vorkommt" (IuG 101), vom Du die Rede ist, dann nur, um ihm sogleich seine Existenz zu bestreiten, es als bloßes Nicht-Ich zur Bestätigung des Ich zu funktionalisieren. "Die Ichheit [...] wird ursprünglich dem Es, der blossen Objectivität, entgegengesetzt; und das Setzen dieser Begriffe ist absolut durch kein anderes Setzen bedingt, thetisch, nicht synthetisch. Auf etwas, das in diesem ersten Setzen als ein Es, als blosses Object, als etwas ausser uns gesetzt worden, wird der in uns selbst gewordene Begriff der Ichheit übertragen, und damit synthetisch vereinigt; und durch diese bedingte Synthesis erst entsteht uns ein Du. Der Begriff des Du entsteht aus der Vereinigung des Es und des Ich. [...] Das in dem beschriebenen Acte sich selbst, nicht überhaupt Setzende, sondern als Ich Setzende, bin ich; und das in demselben Acte durch mich, und nicht durch sich selbst, als Ich gesetzte, bist Du. Von diesem Producte einer darzulegenden Synthesis lässt sich nun ohne Zweifel abstrahiren; denn was man selbst synthetisirt hat, sollte man wohl auch wieder analysiren können; und das, was nach dieser Abstraction übrig bleibt, ist das Ich überhaupt". Fichte: *Zweite Einleitung*. S. 502.

⁷⁷⁶ Die Gleichung "Existenz haben und Objekt sein ist dasselbe" spiegelt die spezifische Verdoppelung des Du bei Günther wider, während im Gegensatz dazu in der Konstitution des Ich bei Husserl die Unterscheidung von sein und haben noch zur Differenzierung innerhalb der Selbstreflexion dient, insofern dort das Ich das *alter ego* "hat", in der Reflexion sich selbst jedoch gegenüber "ist". Vgl. Husserl: *Ideen II*. S. 318; *Erfahrung und Urteil*. S. 261-64.

tertium non datur definiert, "daß für den Logiker, der jenes gegenläufige Gefälle ' $S^S—S^O$ ' und ' $S^O—S^S$ ' beschreibt, beide Situationen nicht gleichzeitig existieren können." (IuG 101) Das hier zu erreichende Maximum bestünde in der Einmaligkeit eines Grundentscheides, der darüber befindet, von wo aus sich das Reflexionszentrum der Welt entgegengestellt und bliebe ein einmaliger, für sich je absoluter Entscheid, der dies allein sukzessiv für sämtliche Stellen des Universums nacheinander durchspielen kann. Solche Sukzession wäre der Perspektivismus, der um ein Bild zu gebrauchen – selbst wenn er in "Echtzeit" hin und her spränge, an der grundsätzlichen Absolutheit der Hierarchie nichts zu ändern vermöchte, da auch eine infinitesimale Quantelung sich allein als unendliche Wiederholung des einen Ursprungs dechiffrieren läßt. Simultaneität wird damit bloß simuliert, nie generiert. Erst die Erlaubnis des *tertium datur* überführt das unter wechselnden Perspektiven bloß wiederholbare Entweder-Oder von Subjekt/Objekt in das zeitgleiche Sowohl-als-Auch der wechselseitigen Ordnung von subjektivem Subjekt und objektivem Subjekt als deren Umtausch.

Deutlich ist, daß die Vermehrung der Grenze, die gestattet, von der Irreduzibilität und Unzugänglichkeit des Du für das Ich, also von einem Dritten zu sprechen, sowohl Folge als Bedingung der Theorie der Mehrwertigkeit ist, auch hier begegnen sich Grund und Gegründetes nicht mehr in einfacher Kausalität. Einerseits gelangt Günther über das Du zum Anhalt des dritten Wertes, die Distribution der zweiwertigen Logik als dreiwertige Stellenwerttheorie gewinnt ihre Stelligkeit aus der Überwindung der dualen Teilung in monolithische Subjektivität und Objektivität, und postuliert andererseits mit der nunmehr trichotomen Spaltung in subjektives Subjekt, objektives Subjekt und Objekt das *tertium datur*. Mehrwertigkeit ist somit die notwendige Bedingung für die Genese des Du, da seine logische Autonomie auf der strikten Trennung der Reflexionsräume beruht, wie umgekehrt das objektive Subjekt (Du) die unabdingbare Voraussetzung dafür ist, daß Mehrwertigkeit, "solange wir nicht mythologisch denken wollen" (IuG 101), einen ontologischen Grund findet.

Diese kreiskausale Geschlossenheit innerhalb der Mehrwertigkeit und ihrer ontologischer Gründung/Interpretation findet sich auf einer weiteren Ebene wieder, im Zusammenhang der Reflexionslogik, wenn diese sich zwar in gleicher Weise aus der neuen Dreiteilung herleiten läßt, ihr aber ebenso gründend vorausgeht. Denn Mehrwertigkeit ist der formale Ausdruck eines logischen Bewußtseins, das in der Logik seiner Reflexion auf die antinomischen Grenzen der zweiwertigen Logik gestoßen wird, sie zu überwinden sucht und dies kann, im Rekurs auf das Konzept der Mehrwertigkeit. Mehrwertigkeit und Reflexionslogik sind nicht nur unlösbar verbunden, sie bilden im Zusammenspiel mit der Dekomposition des "Subjektmythos" (vgl. IuG 59-69) den borromäischen Knoten, der die nicht Aristotelische Onto-Logik konfiguriert. Ebenso wie sich Ich und Du nicht länger in einem monokausalen, jeder Ursprungsmetaphysik und Identitätstheorie zugrundeliegenden Ableitungsgefüge begegnen, läßt sich methodisch zwischen den Bereichen von Reflexionslogik und Mehrwertigkeit keine monokausale Abkünftigkeit markieren. So tritt neben die Vermehrung der Zweiwertigkeit, also ihre stellenwert-theoretische De-absolutierung, ihre reflexionslogische Instituierung, mit der Hegel programmatisch bis zu dem bei ihm anvisierten, jedoch nicht erreichten Fluchtpunkt hinausgetrieben wird. Günther konstatiert explizit,

daß Hegel recht hat, wenn er glaubt, daß in dem logisch vollkommen durchgeführten Begriff des Selbstbewußtseins in der Tat der ewige Hiatus zwischen Sein und Denken, zwischen Erlebnisbild und Realität aufgehoben sein würde. Der spekulative Idealismus hat hier eine logische Einsicht gehabt, die über alle bisherige Tradition hinausgeht. Er allein hat begriffen, daß das Selbstbewußtsein ein logisches Modell der Wirk-

lichkeit liefert und daß Realität als ein in sich reflektierter Strukturzusammenhang verstanden werden muß. (IuG 383f)

Die Frage jedoch – und sie zu stellen heißt, sie zu verneinen – lautet: "Ist die reine logische Analyse Hegels wirklich bis zur vollendeten Idee des Selbstbewußtseins durchgedrungen?" (IuG 384)

Die unbestreitbare Leistung des Deutschen Idealismus liegt für Günther in der systematischen Ausarbeitung der mit Descartes ansetzenden Selbstbezüglichkeit des Denkens, "[d]as Thema der theoretischen Bewußtseinsprozesse ist jetzt nicht mehr 'denkunabhängiges, absolut objektives Sein', sondern 'gedachtes Sein'." (IuG 197) Aber die Zweiwertigkeit verhindert die Unterscheidung zwischen Sein und gedachtem Sein in der Reflexion, für das Denken, das sich auf sich selbst bezieht, besteht keine Möglichkeit die Thematik seines Denkens als Gegenstand des Denkens formal zu identifizieren.

Es war sowohl für Kant wie für Fichte und Hegel ganz unmöglich, den Gedanken zu fassen, daß es eine reine Form des Denkens auch jenseits der Aristotelischen Formidee geben könnte. Ein solcher Gedanke setzt [...] die Theorie der mehrwertigen Kalküle voraus, also logische Einsichten und Kenntnisse, die damals noch um ein Jahrhundert oder mehr in der Zukunft lagen. (IuG 189)

Das Problem einer Reflexionstheorie auf dem Boden der Zweiwertigkeit, die zwischen Subjekt und Objekt generell "nur *einen* transzendentalen Schnitt in der Wirklichkeit anerkennt" (IuG 108. Hervorhbg. i. Orig.), liegt auch hier in der nicht zu leistenden Überdetermination des gedachten Gegenstandes, wenn "das zweiwertige Denken nur einen einzigen Objekt- und Existenzbegriff in dem generell formalen Sinn, wie ihn die Logik fordern muß, zuläßt." (IuG 202) Das Denken des Seins findet keinen logischen Niederschlag, Objekte als gedachte Objekte müssen in gleicher Weise designiert werden, wie das Objekt an sich, was zu der absurden Konsequenz führt, daß der spekulative Idealismus, trotz seiner thematisch transzendentalen Inversion auf das zu denkende Denken hin, mit dem gleichen Objektbegriff arbeitet, wie ein Positivismus. Das Ding ist in seinem Sein unwandelbar mit sich selbst identisch, seine "Seinsidentität" (vgl. IuG 254f) ist Garant für die Konsistenz der Rationalität, gleichgültig ob dieses Sein als dem Bewußtsein exterritorial (Materialismus) oder inhärent (Idealismus) vorgestellt wird.

Unser zweites Thema aber ist: 'Sinn'. Damit ist gemeint, daß wir unser eigenes Denken, also den Prozeß der Reflexion selbst, zum Gegenstande machen. Wir entdecken, daß sich das Denken auf sich selbst, qua Denken, richten kann. Im Falle des ersten Themas wendet sich die Reflexion nach 'außen'. In dem zweiten Falle der Sinnthematik aber wendet sie sich nach 'innen'. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß in dieser Reflexion nach innen ein neuer Begriff des logischen Gegenstandes entwickelt wird. (IuG 205)

Dieser neue Begriff bleibt einem zweiwertigen Denken notwendig versagt, seine logische Form ist zu eng, um den "Sinn von Objektivität" zu unterscheiden (IuG 205), denn der Status, der dem Objekt zugesprochen werden kann, ist immer der eine und selbe. Ebenso wie das Du als Objekt gleichrangig dem unbelebten Ding designiert werden muß, kann das zweiwertige Denken in seiner Selbstthematisierung den prozessualen Charakter seines Denkens nicht einfangen, da die Qualifizierung seiner Denkgegenstände nur den einen Objektivitätscharakter annehmen kann; den des toten, vom Subjekt vollständig losgelösten und unerreichbaren Dinges an sich.

Diese ontologische Interpretation aber muß gerade vermieden werden, wenn das Denken sich selbst zum Objekt seiner theoretischen Reflexion macht. Denn das Denken *als*

Denken, *als* Reflexion ist eben *nicht* originales Sein im klassischen Sinn. Und die als Objekt betrachtete und objektiv formulierte Reflexion repräsentiert keine denkunabhängige Existenz [...] Aus diesem Grund ist es logisch notwendig, einen zweiten Objektbegriff zu formulieren, der diesen spezifischen Eigenschaften der zum Gegenstand reduzierten Reflexion entspricht. (IuG 206. Hervorhebung im Original)^[777]

Ein Objektbegriff ist gefordert, der die Selbstthematisierung des Denkens vor ihrer Objektivierung im Sinne des irreflexiven Seins rettet,^[778] also den Reflexionsprozeß^[779] abbildet als den Überschuß der Reflexion, der nicht in der Dichotomie von Sein und Denken aufgeht. Anders gewendet heißt dies, daß das denkende Subjekt selbst mit in die Logik hinein zu definieren ist, denn der Gegenstand als gedachter ist nicht ab-solutes Sein, sondern ist konstituiert in der Reflexion des Subjekts.^[780] Kann das denkende Ich sich nun dieser Reflexion selbst zuwenden, so erwächst für das zweiwertige Denken die Schwierigkeit, "daß das Denken, wenn es sich selbst als prozeßhafter, subjektiver Erlebnissinn verstehen will, dies nur auf dem Umweg über die Gestalt des objektiv Gedachten tun kann." (IuG 215) Auch wenn sich mit Hegel die totale Reflexion aufspalten läßt in Reflexion-in-anderes, Reflexion-in-sich und Reflexion-in-sich der Reflexion-in-sich-und-anderes, verhindert die Indif-

⁷⁷⁷ Wenn Günther sich gerne – und wie Ludwig zurecht bemerkt eher gezwungen konstruiert (vgl. *Pegasus als Reflexionsrest*, S. 118ff) – auf die Quantenmechanik beruft, dann ist die Nähe hier noch am größten. Der durch die Beobachtungsdetermination eingeschränkte Objektivitätsbegriff der Quantenmechanik schlägt sich dort als "die Wechselwirkung, des Elementarteilchens mit irgendwelchen anderen physikalischen Systemen, z.B. den Meßapparaten" nieder, die die absolute Objektivität transformiert, "in die durchsichtige Klarheit einer Mathematik, die nicht mehr das Verhalten des Elementarteilchens, sondern unsere Kenntnis dieses Verhaltens darstellt." (Heisenberg: *Das Naturbild der heutigen Physik*, S. 39) Auch wenn dies die Gültigkeit der klassischen Logik auf eine epistemische (Meta)Logik des Wissens (anstelle des Seins) reduziert, da "die klassische Logik nur mit einer quantentheoretischen Epistemologie des kontingenten Verhaltens physikalischer Systeme verträglich ist" (Scheibe: *Die kontingenten Aussagen in der Physik*, S. 23), divergiert der Ansatz der Quantenlogiker von Günther, da ihr Ringen mit der Unschärfe sich primär auf die Frage nach dem Objekt richtet. Ob dies zugänglich ist oder, wie die Kopenhagener Interpretation annimmt, nur probabilistisch aussagbar bleibt, gleichermaßen geht es darum, das klassische Subjekt-Objekt-Schema zu integrieren. (Vgl. Mittelstaedt: *Objektivierbarkeit, Quantenlogik und Wahrscheinlichkeit*.) Selbst wenn etwa C. F. v. Weizsäcker das Ausgangspostulat Günthers tangiert – "wenn also Materie Form und Form Geist ist, so ist die Beschränkung des Geistes auf den Menschen nicht selbstverständlich" (v. Weizsäcker: *Die Einheit der Natur*, S. 366) – dann nicht, um nach den allgemeinen Konstitutionsbedingung für Geist/Subjektivität zu fragen, sondern um mit der Frage nach der positiven Beschreibung eines nichtpositivistischen Objekts den klassischen Dualismus nie zu hintergehen. Statt dessen ergeht umgekehrt die Forderung. "Die Kybernetik [...] müßte angeben, wie Objektivierung zugeht, und so, die Grenzen der Objektivierung andeutend, auf die Grenzen ihrer eigenen Methode stoßen, gerade indem sie die Bedingungen der Möglichkeit dieser Methode objektivierend zu beschreiben sucht." ebd.

⁷⁷⁸ "Ein irreflexiver Wert ist ein solcher, der nicht weiter reflektiert werden kann. Der ursprünglich irreflexive Wert ist der positive. Seine Irreflexivität besteht darin, daß er Kontingenz repräsentiert, d.h auf einen dem Denken transzendenten, rein faktischen Sachverhalt hinweist. Da dieser Sachverhalt vom Denken unabhängig ist, also durch dasselbe nicht verändert werden kann, kann auch der ihm korrespondierende Wert nicht 'geändert', also weiterreflektiert werden." IuG 321.

⁷⁷⁹ "Wenn wir von 'Reflexionsprozeß' sprechen meinen wir im Grunde Subjektivität, inneres Erleben eines theoretischen Ichs, das sich in seinen objektiven Kategorien nur spiegelt und du sehr wohl weiß, daß der Erlebnissinn, in dem es lebt, von der gegenständlichen Kategorie, die ihn ausdrückt, grundverschieden ist." IuG 215.

⁷⁸⁰ "Das denkende Subjekt kann aus der Logik nur dann vollkommen ausgeschaltet werden, wenn man sich auf den Aussagenkalkül beschränkt. Der Reflexionsprozeß ist, weil er hier als bloßes Umtauschverhältnis von Positivität und Negation erscheint, vollkommen objektiviert – und mechanisiert. Das denkende Subjekt, qua Denkprozeß, ist also aus diesem Sektor der Logik grundsätzlich ausgeschlossen." IuG 189.

ferenz des Objektbegriffs für das Denken, daß die Reflexion sich je selbstreferentiell auf sich selbst bezieht, "Denken begreift sich nie als Denken, sondern vielmehr als Gedachtes." (IuG 215) Günther testiert Hegel zwar gegenüber Aristoteles bereits den Übergang in eine transklassische Perspektive, wenn jener deutlich erkennt,

daß das bestimmende Grundmotiv des Platonisch-Aristotelischen Denkens, der absolute Hiatus zwischen Begriff und Inhalt, zwischen Denken und Gedachtem ist. Dieser unveröhnliche Gegensatz soll aufgehoben werden. [...] Der Punkt nun an dem Hegel seinen verhängnisvollen Fehler macht, ist der, wo er in seinem Gedankengang als selbstverständlich annimmt, daß das erwünschte Zusammenbringen von Form und Inhalt das formelle Denken selbst zu einer inhaltlichen Bewegung macht. D. h. der Prozeß des Denkens wird vom Material übernommen, er wird selbst materieller Prozeß. [IuG 90]

Obwohl Hegel gegen den Platonisch-Aristotelischen Idealismus sich mit der Großen Logik bemüht, "das denkende Ich in das System ihrer Begriffe hineinzudefinieren" (IuG 30), scheitert er für Günther letztlich an der monothematische Fixierung der Reflexion auf das Sein. Die *Grundzüge* problematisieren dies dezidiert als Folge des zweiwertigen Bewußtseins, hier nun kann in Analogie zur logisch-ontologischen Situierung des objektiven Subjekts (Du) der reflexionslogische Rückfall in die seinsthematische Bestimmung der doppelten Reflexion, d.h. in die Verobjektivierung des sich reflektierend vor sich selbst bringenden Subjekts umgangen werden. Analog insofern, das heterarchische Umtauschverhältnis von denkendem Subjekt (Ich) und gedachtem Subjekt (Du) als Struktur appliziert wird, um in der Reflexion selbst das Dritte zu installieren. So wie das Du der vollständigen Zuordnung unter die Kategorie von Subjekt einerseits oder Objekt andererseits widersteht, erscheint die Reflexion in der Reflexion der Reflexion kategorial gedoppelt.

Unsere Denkfähigkeit beruht also auf einem gegenläufigen Mechanismus: einem Aristotelischen System der Reflexion-in-anderes und einem inversen Mechanismus einer 'spiegelverkehrten' Aristotelischen Logik, die wir bereits an anderer Stelle 'kontra-Aristotelisch' genannt haben. Beide Mechanismen sind notwendig, um auf sich selbst reflektierendes Bewußtsein, also Denken zu erzeugen. (IuG 249)^[781]

Damit ist deutlich, daß die Reflexion der Reflexion keine Meta-Ebene betritt, die stellenwerttheoretische Verteilung des einen logischen Ursprungs ist wie im Fall des wechselseitigen Umtausches von Ich und Du in der Lage, die Simultaneität der beiden Reflexionsmechanismen als zeitgleiche und inverse aufrecht zu erhalten.^[782] Ebenso wie Subjektivität (an sich) nicht länger als homogener Gegenbegriff zur Objektivität gilt, läßt sich unter der Mehrwertigkeit das überdeterminierte Sowohl-als-Auch von Denkend-Gedachtem in der Reflexion aussprechen, das für das reflektierende System gleichzeitig Objekt der Reflexion als auch die eigene (subjektive) Reflexion ist. Beide Reflexionsleistungen folgen intern der klassisch zweiwertigen Logik, da Reflexion, so sie nicht gegenstandslos sein will, immer von einem zweiwertigen Objektivationsverhältnis bestimmt ist, doch können von einem mehrwertigen Standpunkt aus nun die Objektivationsverhältnisse differenziert werden, je

⁷⁸¹ Die "andere Stelle" ist: *The Seetee Mind* (1954)

⁷⁸² Gerade in diese Hierarchie der Meta-Ebenen entgleitet einer der bedeutendsten Ansätze, das Problem im Rahmen der Zweiwertigkeit zu lösen, die Russell/Whiteheadsche Typentheorie, wenn mit ihr der Versuch gemacht wird, zwischen den Klassen und den Elementen dieser Klassen eine logische Diskontinuität aufrecht zu erhalten.

nachdem, ob die Reflexion sich dem "Ding an sich" oder der Reflexion auf das externe Seiende bemächtigt.⁷⁸³

Das Dilemma des Deutschen Idealismus, der gerade auf die Synthesis des Selbstbewußtseins in der doppelten Reflexion zielt, ist die Unmöglichkeit, das denkende Subjekt in seinem Sich-Denken als Subjekt aufrechtzuerhalten: es ist gedachtes Subjekt, ist somit Objekt, da unter der Absolutheit des Drittsatzes nur ein Identitätsbegriff existiert, der das Sein als selbstgleiches kennt. Hier reflektiert das Subjekt sich selbst in Form des reflexionslosen Seienden, die Dichotomie der Zweiwertigkeit gilt absolut, Subjekt und Objekt stehen sich (mit ausschließendem "oder") als Ich oder Nicht-Ich in einem Negationsverhältnis gegenüber, das nahtlos in der traditionellen Dualisierung von Form und Inhalt, Negativität und Positivität, Denken und Ding, Sein und Schein aufgeht – um den Preis der unausweichlichen Re-Objektivierung des Subjekts. Wird aber mit der stellenwerttheoretischen Vervielfältigung der einen Grenze die urphänomenale Alternative in der Reflexion wiederholt, dann erscheint als Objekt der "kontra-Aristotelischen" Reflexion das Gesamt des Reflexionsprozesses selbst. Das Subjekt findet sich erneut vor einem Objektivationsverhältnis, die Spaltung wird "syntaktisch" wiederholt, jedoch semantisch neu besetzt, denn das begegnende Objekt ist nicht mehr das transzendente Ding, sondern die (introszendente) Reflexionsleistung des Subjekts selbst. Die Mechanik der Reflexion/Objektivierung bleibt somit erhalten, allein der Objektivitätscharakter des Objekts kann von der Mehrwertigkeit her anders bestimmt werden, wenn der gedachte Prozeß des Denkens ebenso wie das Du gedachte/objektivierte Subjektivität bedeutet. An der hierarchischen und zweiwertigen Struktur der Reflexion auf ihren jeweiligen Stufen ändert sich also nichts, gegenüber dem Objekt gründet sich das Selbst gerade in der Negation (Reflexion), wenn es weiß,

daß es Gegenstände hat und daß es mit sich selbst identisch nur im Gegensatz zu diesen Gegenständen ist. Seine Identität hängt also davon ab, daß der Gegenstand als das 'andere' erlebt wird. Dieselbe wird in den Objekten reflektiert. Daher Reflexionsidentität. Reflexionsidentität ist also durch das Objekt vermittelte Identität. Sie ist nicht die einfache (irreflexive) Identität, die der Gegenstand, unabhängig vom Denken, mit sich hat. Sie ist die Identität von etwas, das sich im Gegensatz zu allen möglichen Objekten weiß und seine Identität in diesem Gegensatz konstituiert. Dieses Etwas ist das logische Ich, das Subjekt. (IuG 254)

Für das reflektierende Subjekt ergeben sich dann zwei thematische Bereiche, die klassisch nicht unterschieden werden können. "Ortho-thematisch" nennt Günther die Reflexion auf die seinsidentische, transzendente Objektivität, "pseudo-thematisch" reflektiert das Subjekt dementsprechend, wenn der Gegenstandsbereich des Denkens die eigene Reflexion ist. (vgl. IuG 292) Beide Bereiche stehen in einem disjunkten Verhältnis zueinander, sie sind als Reflexion "nach außen" (ortho-thematisch) und "nach innen" (pseudo-thematisch) nicht aufeinander abbildbar, da dies gerade die Reobjektivierung des denkenden Subjekts bedeuten würde. Beide Vollzüge müssen vielmehr als simultan verwirklicht gelten, parallel und invers, denn in dem Maße, in dem

das denkende Ich weder mit der 'Aristotelischen' noch mit der 'kontra-Aristotelischen' Erlebnisstruktur der Reflexion identifiziert werden kann, weil die beiden in einem Um-

⁷⁸³ "Wir verfügen also über dieselbe Logik in zwei einander direkt widersprechenden Anwendungen. Einmal wird dieser zweiwertige Reflexionsmechanismus in der theoretischen Erfassung der gegenständlichen Welt aktiviert. Das andere Mal in der introszenten Analyse des Ichs. [...] Es ist wichtig, sich stets vor Augen zu halten, daß der Gegensatz von 'Aristotelisch' und 'kontra-Aristotelisch' nicht zwei verschiedene Logiken mit unterschiedenen Thematiken und differenten Strukturen betrifft. Es ist immer dieselbe Logik. Aber sie hat zwei grundverschiedene Anwendungsgebiete." IuG 253.

tauschverhältnis miteinander stehen, so steht auch das logische Subjekt in einem solchen Umtauschverhältnis mit sich selbst. In der ortho-thematischen Reflexion *ist es* 'subjektiv', aber wir *denken* es 'objektiv'. In der pseudo-thematischen Einstellung des Begriffs *ist es* 'objektiv' (es ist unser Denkgegenstand), aber wir denken es subjektiv, nämlich als Reflexionsidentität. (IuG 293. Hervorhbg. im Orig.)

Übersetzt man Reflexionsidentität in Umkehrung Spinozas als *omnis negatio est determinatio*, dann ließe sie sich ganz orthodox in das zweiwertige Reflexionsschema einfügen. Wird jedoch die Reflexion nicht mit dem toten Ding konfrontiert, sondern mit dem Reflexionsprozeß selbst, dann ist die Zweiwertigkeit als konsistenter Rahmen der Beschreibung überfordert, da der Objektbegriff nun ambig ist. Reflexionsidentität, die nicht das bloße Objekt, sondern das reflexionale Verhältnis von Subjekt und Objekt zum Gegenstand hat, erweist die duale Kategorisierung der Metaphysik als zu eng für ein Denken, das sich über die Abspiegelung des Seins hinaus selbstkonstitutiv zu einem Etwas ins Verhältnis setzen kann, das weder der Objektivität noch der Subjektivität eindeutig zuzuordnen ist. Dieses Dritte, der Reflexionsprozeß, der logisch nicht mit dem subjektiven Subjekt koinziiert – denn die Existenz des Ich ist "unerreichbar, weil es sich von der Reflexion in immer tiefere Schichten der Innerlichkeit zurückzieht" (IuG 329) – kann als die auf ein anderes logisches System distribuierte Reflexion selbst gelten, und die Reflexionsidentität generiert die Identität des Subjekts in der Reflexion auf die fremde Reflexion. Fremd in zweifacher Deutung: transzendent im Du, introszendent im Ich,⁷⁸⁴ denn

[d]ie Unterscheidung von denkendem und gedachtem Subjekt aber ist allemal die von Ich und Du. Das Ich ist immer das denkende Subjekt, und das Du ist unvermeidlich das gedachte Subjekt. Man kann auch sagen, das Du ist das Ich, das para-subjektiv als Objekt erfahren wird. In anderen Worten: Der urphänomenale Gegensatz von Subjekt und Objekt, auf dem alles rationale Denken beruht, wiederholt sich noch einmal im Ich, wenn das letzte auf sich reflektiert. [IuG 328]

Hier schließt sich der Kreis von Mehrwertigkeit, Reflexionstheorie und Dekonstruktion des Subjekts, der Hinausgang aus dem unglücklichen Bewußtsein Hegels knüpft sich äquivalent an die reflexionslogische Situation einer Subjektivität, die als autonom distribuierte an zwei Stellen (Ich, Du) sich selbst und der Objektivität begegnet. In der Reflexion der Reflexion konstituiert sich eine dritte metaphysische Komponente, die weder im Sein der Objektivität, noch im Nichts (der Reflexion) des Subjekts aufgeht, da das Subjekt sich unausgesetzt zu dem Objekt seiner Reflexion als "Objekt zweiter Ordnung" (IuG 103) verhält, ohne es als Objekt auflösen zu können. Es bleibt ein irreduzibler Rest, der Reflexionsrest bzw. Reflexionsüberschuß, der einen selbstständigen logischen Ort beansprucht, da er auf dem Boden der alten Dualität als die Überdetermination subjektiver Objektivität und objektiver Subjektivität erscheint.

NEGATION:

Günther also macht Ernst damit, daß das Denken des Denkens eine andere logische Qualität besitzt als das Denken des Objekts (*genitivus objectivus*), "[d]ie Reflexion differenziert sich also selbst in reflektierende und reflektierte Reflexivität" (IuG 336), und der wesentliche

⁷⁸⁴ "In anderen Worten: es ist möglich, die in dem zweiwertigen Denken implizierte ontologische Thematik des Seins sowohl transzendent, wie introszendent auszulegen. Beide Auslegungen widersprechen sich radikal. [...] In 'Aristotelischer' Intention wird das Sein nämlich als transzendentes Ansich, als absolute Kontingenz und als dem Denken undurchdringlich verstanden. In 'kontra-Aristotelischer' Intention aber erscheint dasselbe Sein als introszendentes Fürsich, als absolute Notwendigkeit und als sich selbst durchsichtige Transparenz" IuG 253.

Differenzpunkt, der ihn von der Klassik allgemein, schließlich auch von den tendenziell transklassischen Überlegungen Hegels unterscheidet, ist die Adaption der bei Hegel begegnenden Negation der Negation. Denn um die logische Differenz der Reflexion (Denken des Seins, Denken des Denkens) aufrechterhalten zu können, d.h. zur erfolgreichen Manipulation des Reflexionsrestes, "ist es notwendig, ein Kriterium zwischen denkender und gedachter Reflexion zu finden" (IuG 336), es bedarf einer zweiten Negation, die nicht in die ursprüngliche Position zurückkehrt.

Wenn sich nämlich die Reflexion nicht ohne Restbestand ('das Dritte') in das reine, isolierte und hundertprozentig objektive Objekt auflösen läßt, sie sich aber trotzdem weiter 'nach außen' richtet und sich in mythologischer Form reflexionseigene Gegenstände (z. B. der Pegasus, die Seele, das Denken, die Gravitation) setzt, dann kann die Denktätigkeit selbst, die solches tut, nicht mehr in einem einzigen Negationsverhältnis zur Objektivität stehen. Denn einmal ist sie nicht das Objekt erster Ordnung, das echte Ding, sie ist aber außerdem auch nicht als Objekt zweiter Ordnung, der von ihr selbst produzierte Pseudogegenstand (wie Pegasus). Von beiden hebt sie sich negierend ab. Aber es ist nicht dieselbe Negation. [...] Im ersten Fall setzt das Bewußtsein in den Erlebnissen: das bin ich nicht, sich negierend von seinem Gegenstand ab, weil er nicht antwortet. [...] Im zweiten Fall aber wird der Sinn: das bin ich nicht, in genau umgekehrter Bedeutung erlebt. Der Pegasus, die mir objektiv begegnende Seele (das Du) [...] sind nicht ich, gerade weil sie antworten, weil sie mir widersprechen und weil sie eine potentielle Transparenz haben, die nicht die meine ist. (IuG 103)

Hier verläuft die Grenze zu Hegel, denn dieser läßt die Negation der Negation im Begriff als Selbstbewegung des Absoluten wieder zu sich selbst kommen, aber der Weg des Absoluten durch die Geschichte "fügt logisch den klassischen Werten von Positivität und Negativität nichts hinzu." (IuG 178) Bei Günther springt die doppelte Negation nicht an ihren Ursprung zurück, die zweite Negation wird zu dem maßgeblichen Kriterium, an dem sich die Nicht-Aristotelik fixieren läßt.

Für das neue logische Thema einer trans-klassischen Logik haben wir also das Motiv der Fremdheit festzuhalten, aber die Interpretation des Denkobjektes als Irreflexivität aufzugeben. Das Objekt ist jetzt selber Reflexion. Aber es ist fremde Reflexion. Es gibt jedoch nur eine Reflexion, die selber Reflexionsprozeß ist und zugleich dem 'eigenen' Denken fremd, das ist das Denken des Du relativ zum Denken im Ich. Das Denken als Subjekt ist immer Ich für mich, und das Denken als Objekt nimmt immer die Gestalt des Du an. (IuG 337)

Könnte Hegel sich mit solchen Sätzen als Paraphrasierungen der Dialektik von Herr und Knecht einverstanden erklären, so ist ihm systematisch das entscheidende Differenzkriterium benommen, mit Hilfe dessen das nun wesentliche Moment bestimmt, aufrechterhalten und manipuliert werden kann: Fremdheit.⁷⁸⁵ Klassisch existiert nur ein

⁷⁸⁵ Eben diesen Mangel einer zweiten Negation skizziert Sartre auf anderen Wegen und mit anderen Zielen als Scheitern der Hegelschen Synthesis des Selbstbewußtseins. Wenn die doppelte Negation bei Hegel die Reflexion wieder an ihren Ausgangspunkt zurückspiegelt, dann ergibt sich die unbefriedigende Alternative, daß das Ich, so es sich als Ich im Anderen (Herr und Knecht) ergreift, sich entweder zur "reinen leeren Form" tautologisiert (Ich = Ich), oder aber, daß die wechselseitige reflexionale Objektivation beide, das Ich und das Du auflöst, denn damit ich mir als Objekt im Anderen erscheinen kann, müßte ich den Anderen ergreifen, soweit er Subjekt ist [...] Aber insoweit der Andere mir als Objekt erscheint, kann meine für ihn bestehende Objektivität mir nicht erscheinen: ohne Zweifel erfasse ich, daß der-Andere-Objekt sich durch Intentionen und Akte auf mich bezieht; aber eben auf Grund der Tatsache, daß er Objekt ist, wird der Anderer-Spiegel trübe und spiegelt nicht zurück; [...] So kann ich mir nur als transzendente Qualität erscheinen, auf die die Akte des Anderen und sein Intentionen sich beziehen;" Sartre: *Das Sein und das Nichts*. S. 320, 325.

Negationsoperator, der zwischen Sein und Denken, Form und Inhalt die urphänomenale Symmetrie des Umtausches etabliert, die sich bei zweifacher Negation in ihren Ursprung zurückreflektiert. Wie Hegel faßt Günther die Negation selbst als Reflexion auf,^[786] aber anders als bei Hegel darf die Reflexion auf diese Reflexion, also die Negation der Negation nicht mehr länger als die Iteration der gleichen Negation verstanden werden, wenn die Differenz zwischen Reflexion des Seins und Reflexion des Denkens des Seins aufrechterhalten werden soll.^[787] Allerdings setzt die Zweiwertigkeit hier ihre Grenze, die von Hegel richtig erkannte Problemsituation scheitert in ihrer klassischen Auflösung an der Unmöglichkeit einer zweiten Negation, da diese nun den verbotenen dritten Wert selbst als Bezugspunkt der Reflexion (auf die erste Negation) etabliert und so aus dem endlosen Wechselspiel von Position und Negation, wahr und falsch insgesamt herausspringt.^[788] Die zweite Negation bei Günther ist also nicht mehr Negation des Seins, eines Inhalts, sondern Negation eines Reflexionsprozesses, einer Form, dann dialektisiert sich mit der transklassischen, zweiten Negation das Verhältnis von Form und Inhalt: Was in der ersten Negation als Inhalt negiert wurde, erscheint in der zweiten Negation als Form, sie negiert nicht mehr objektives Sein, sondern das subjektive, erste Negieren selbst. Damit kann Günther die doppelte Reflexion im Gegensatz zum transzendental-spekulativen Idealismus von ihrer Objektivation befreien, immer unter der Maßgabe, daß die zweite Negation eine auf dem Boden der Zweiwertigkeit

786 "Der negative Wert aber vertritt in der Logik die Reflexion. In der letzteren bildet sich das Positive, also das Ansich ab. Es reflektiert sich in ihr. Darum ist die Negation der ursprünglich reflexive Wert, in dem die Spannung zwischen Begriff und Gegenstand aufrecht erhalten wird, in dem sich also ein Abbildungsverhältnis konstituiert, das eine stetige Unterscheidung zwischen Abbildung und Abgebildetem involviert." (IuG 321) Hegel spricht in der Vorrede zur *Phänomenologie* spinozistisch von der Negation als Unterscheidung und erkennt in ihr die "Arbeit des Verstandes", i.e. "die ungeheure Macht des Negativen; es ist die Energie des Denkens". S. 27.

787 "Die Reflexion macht die Entdeckung: Wenn sie sich selbst objektiv setzt, wird sie sich selbst fremd, d.h. sie entdeckt sich als Du und kann sich als solches nicht mehr in die eigene Privatheit zurücknehmen. Das Du ist dem Ich ebenso Negation wie das Ding. Aber der logische Tenor dieser Negation ist verschieden. Das Ding kommt aus der Fremdheit her und nähert sich uns in der Reflexion. Das Du kommt aus uns und geht in die Freiheit, ohne je zurückzukehren. Diese inversen Fremdbegriffe sind der klassischen Logik unbekannt. Sie kennt nur eine Gestalt des Andersseins." (IuG 107)

788 Innerhalb der Zweiwertigkeit, also ohne die Qualifizierungsmöglichkeit zweier Negationen, ist die Hegel-Interpretation gezwungen, die Negation der Negation im Sinn der typentheoretischen (infiniten) Stufung vor der (zweiwertigen) Antinomie retten. "Sobald das denkende Subjekt die in der Negation der Selbstbeziehung verborgen liegende Selbstbeziehung entdeckt, wird es sich des antinomischen Widerspruchs bewußt – es tritt ins Stadium der Negation der Negation über. [...] Wiederum wird die Antinomie durch Trennung von logischen (bzw. kognitiven) Ebenen aufgelöst [...] Diese Trennung oder Unterscheidung der Ebenen ist nun aber genau diejenige Tätigkeit, die Hegel als Negation bezeichnet. Durch Trennung der Form- und Inhaltsebene (Trennung = Negation) wird die antinomische Selbstbeziehung der vorliegenden Stufe unterbunden." (Kesselring: *Rationale Rekonstruktion von Dialektik im Sinne Hegels*. S. 296) Während also die Zweiwertigkeit "diese bei der Hegel-Dialektik herauskommen müßende Ungereimheit" (Engels: *'Anti-Dühring'*, S. 122) zu glätten versucht, kann die an der Produktivität der Antinomie vital interessierte dialektische Logik des Marxismus, dessen "Erkenntnisbewegung [...] sich in antinomischen Strukturen [entwickelt], die dem Schema des triadischen Rhythmus ähneln und mittels formallogischer Mittel ausgedrückt werden", demgegenüber Hegel testieren, daß er "dunkel die 'Annäherungen' an die mehrwertigen Logiken antizipierte". (Narski: *Dialektischer Widerspruch und Erkenntnislogik*. S. 220, 112)??? Gemeinsam mit Günther ist der "Dia-Mat" logisch am Festhalten der antinomischen Situation interessiert, die Grenze zwischen ihnen verläuft allerdings dort, wo Günther aus seinem Konzept der Mehrwertigkeit heraus, die Antinomie in gegenläufiger Zirkulärität aufrechterhalten kann, ohne wie in der orthodoxen dialektischen Logik eine progressive (historische) Stufenfolge sich fortpflanzender Widersprüche anzusetzen.

nicht zu realisierende Operation darstellt, und die Asymmetrie von Positivität und Negativität heißt dann:

Das Ich besitzt [...] zwei fundamentale Negationsattitüden. Einmal der ersten Fremdheit des Dinges gegenüber und überdies vis-à-vis der zweiten Fremdheit, die es im Denken selbst entdeckt. (IuG 106)

Zueiwertigkeit verbleibt unausweichlich in der Dualität von Form und Inhalt, Subjekt und Objekt, und wird in der so vollzogenen Selbstthematisierung des Denkens zwangsläufig auf Gedachtes als Objekt zurückgeworfen. Das Dritte, der Prozeß, die Reflexion als Reflexion kann als a-substantielle Form nur verstanden werden, wenn dem Subjekt die Möglichkeit gegeben ist, auf das Abbildungsverhältnis der Reflexion selbst zu reflektieren und dies gleichzeitig von der seinsthematischen Reflexion zu unterscheiden. Wird mit der zweiten Negation der Reflexionsprozeß selbst negiert, also die "Aristotelische" Intention des Denkens gegen die "kontra-Aristotelischen" Gerichtetheit ausgetauscht, dann leistet die transklassische Negation nicht nur eine einfache Wehverneinung, sondern mit dem "intentionalen" Themenwechsel der Reflexion die Vermittlung zwischen den inversen Denkvollzügen. Mit der zweiten Negation gelangt so nicht nur ein weiteres reflexives Movens in den Formalismus, das – insofern es den subjektiven Prozeß der Reflexion von Sein insgesamt negiert – zum ersten Mal selbstreflexiv genannt werden kann, die Vermittlungsfunktion dieser Negation gründet vielmehr den transklassischen Formalismus als einen komplexen Kalkül, d.h. als eine Komplexion verteilter Formalismen von intern gleicher Komplizität.^[789] Mit Hilfe der zweiten Negation als Reflexion auf das orthothematische Reflektieren läßt sich – so die Hoffnung in *Idee und Grundriß* – erstmals formal hinreichend angeben, was Selbstbezüglichkeit, Selbstreferenz des Denkens bedeutet. Non-formal dringt Hegel am dichtesten an die Lösung heran, denn was Hegel erarbeitet "ist (metaphysische) Logik" (IuG 264), die in Ermangelung eines adäquaten, d.h. non-substantiellen Formbegriffs jedoch scheitert.^[790] Die Form, die sich als Form der Form begreift, ist zueiwertig nicht konzipierbar, Form und Inhalt sind hier absolut dichotom, und die Transzendentalität, die auf eine Form selbst reflektiert, sieht sich im Rahmen der Zueiwertigkeit ihres Objektes beraubt. Eine hier intendierte Verteilung und Vermittlung zweier gegenläufiger Reflexionsmechanismen muß ohne die zweite, qualitativ neue Negation scheitern, und die zweite Negation ist ihrerseits allein jenseits des *tertium non datur* möglich, da ihre definitorische Wahr-

⁷⁸⁹ "Die Stellenwerttheorie läßt sich nach Günther auch als die Logik der Komplexität, d.h. der akkretiven Komplexität verstehen, deren komplementärer Logiktyp die Kontextwertlogik als Logik der Kompliziertheit, d.h. der iterativen Komplexität fungiert. Beide Logiktypen definieren in ihrem integrativen Zusammenspiel die logisch-strukturelle Vermittlungstheorie." Kaehr: *Zur Logik der 'Second Order Cybernetics'*. S. 150. Komplexität als Vermittlung von Komplizitäten grenzt so den Güntherschen Komplexitätsbegriff zu homonymen Konzepten ab, etwa Sinowjew: *Komplexe Logik*, der es um einen additiven Verbund der bestehenden Logik-Systeme zu einer einzigen Mega-Logik geht.

⁷⁹⁰ "Speziell Hegel, so ist man geneigt anzunehmen, hätte die Vereinigung der 'Aristotelischen' und 'kontra-Aristotelischen' Bewußtseinsmotive in der theoretischen Einheit des Subjektes als einen neuen formalen, d.h. einseitig subjektiven Reflexionsprozeß auffassen können. Was hat ihn daran gehindert? [...] – Um die doppelte Reflexion-in-sich formalisieren zu können, hätte Hegel zwei voneinander unabhängige Negativitäten der Reflexion unterscheiden müssen. Also nicht nur die traditionelle Aufteilung der einen Negativität in totale und partielle Negation. Diese Aufteilung wäre selbstverständlich bestehen geblieben. Aber über sie hinaus hätte Hegel einen zweiten Negationsprozeß mit einer Negation von höherer reflexiver Ordnung anerkennen müssen." (IuG 265)

heitswerttafel den dritten Wert als die Negation der ursprünglichen Alternative insgesamt generiert.^[791]

So etabliert Günther mit Hilfe der zweiten Negation die neue Thematik des Denkens, die des Denkens selbst und dies erstmals ohne in die unglückliche Selbstverobjektivierung zurückzufallen. Hier reflektiert sich nicht mehr das Sein (*on*), sondern das in der Negation der Reflexion vor das Denken gebrachte Nicht des Seins (*me on*), es gründet sich mit der *Meontik* die Doppelthematik der Reflexion (IuG 120). Der weder auf das Sein noch auf das Objekt vollständig reduzierbare Reflexionsrest/-überschuß begegnet empirisch im Du, bzw. in der Introspektivität des Ich (IuG 328f, 336-41), stellenwerttheoretisch markiert er den über die zweite, transklassische Negation vermittelten, dritten Wert (IuG 129-139), an dem sich das zweiwertige System erneut verankert, und reflexionslogisch erscheint er als Reflexionsprozeß (IuG 348-58), der in der Meontik zu situieren ist und so das zweite Thema des Denkens gründet, den Sinn (IuG 205-13) Dreiwertigkeit, Multinegationalität, Sinnthematik der Reflexion dialektisieren die Dualität von Form und Inhalt, brechen die klassische Symmetrie von Sein und Denken auf und bilden die propositionale Füllung der oben angeführten These von der höheren Mächtigkeit des Nichts gegenüber dem Sein. Gleichzeitig, und das erklärt, daß das zeitgenössische Interesse an Günther sich auf Seiten der technizistischen Kybernetik stärker formiert, als etwa in Kreisen der philosophischen Hegel-Exegese, wird systematisch geleugnet, "daß Bewußtsein überhaupt als subjektives Bewußtsein reell existiert." (IuG 71, Hervhbg. i. Orig.). Das anti-humanistische Abgehen von jeglicher Anthropozentrik konvergiert mit den kognitions- und strukturtheoretischen Prämissen der Kybernetik, wenn Günther im Zuge der dreiwertigen Logik sein Credo von der Realität als einem in sich reflektierten Strukturzusammenhang nun dahingehend füllen kann,

daß Subjektivität überhaupt eigentümliche Eigenschaften der Distribution besitzt, die an keiner nur irgendwie denkbaren Stelle mit den 'natürlichen' Unterscheidungen von Ich, Du und Es zusammenfallen. Sie hat in diesem Sinn dem faktisch Gegebenen gegenüber eine auflösende Wirkung, die bis in die tiefsten Gründe unserer Existenz hinunter reicht, andererseits etabliert sie eine bisher nicht geahnte ontologische Grenze im Ichsein überhaupt. Ich und Du also dürfen nur als Index der Tatsache verstanden werden, daß Subjektivität überhaupt (oder Denken überhaupt) zwei sich gegenseitig negierende Komponenten enthält, deren Trennungslinie keinesfalls mit der von Ich und Du zusammenfällt. (IuG 110)

The text was originally edited and rendered into PDF file for the e-journal <www.vordenker.de> by E. von Goldammer

Copyright 2007 @ Joachim Castella

This material may be freely copied and reused, provided the author and sources are cited

How to cite this article:

Castella, J., *Gothard Günther: Leben und Werk*, www.vordenker.de (Sommer 2007 Edition), Joachim Paul (ed.), URL :<http://www.vordenker.de>

vordenker
ISSN 1619-9324



791

"Die transklassische Logik ist ein multinegationales System. Im Gegensatz zu den verschiedenen orthodoxen mehrwertigen Systemen [...] bilden [sie] einen Vermittlungszusammenhang. [...] Die Negation besteht also aus zwei Komponenten, der Inversion der Wahrheitswerte des negierten Systems und der Permutation der Subsysteme." (Kaehr: *Materialien*. S. 58f) Damit unterscheidet sich die zweite Negation Günthers umgekehrt auch von ihrer Interpretation im dialektischen Materialismus, der als zweiwertiges System zwangsläufig auf die integrative Funktion der Negation der Negation für das (eine) System zielt. Dort ist "[d]ie Negation der Negation [...] also die *Aufnahme* eines voraussetzungsgemäß nicht zum System gehörenden Gegenstandes bei gleichzeitiger qualitativer *Umwandlung* desselben in einen nun zum System gehörenden." Ruhen: *Aktuelle theoretische Probleme der materialistischen Naturdialektik*. S. 25. Hervhbg. orig.